Adieu

IKGS
KW 2 487



Klingsor

SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT

HERAUSGEBER HEINRICH ZILLICH

SCHRIFTLEITER HARALD KRASSER

FÜNFZEHNTES JAHR

JANUAR BIS DEZEMBER

1938

*

Inhaltsverzeichnis

Gedichte, Sprüche

Aichelburg, Wolf von, Das Wasser 6
Gedichte 115
Barth, Peter, Gedichte 231
Sommergedichte 173
Eminescu, Mihail, Erster Brief 55
Gedichte 65
Erk, Heinrich, Sendung 365
Goga, Octavian, An den Alt 145
Lani-Wayda, Hermann, Neujahrssprüche 1
Leppa, Karl Franz, Einem Böhmerwäldler Bauernsohn 285
Maurer, Georg, Credo 98
Mieß, Gerda, Ich pflücke Johannisbeeren 185
Richter, Konrad, Einem jungen Mädchen 84
Scheidt, Wilhelm, Verklärung 68
Gedichte 350
Valery, Paul, Sonette 245
Wolf-Windau, Michael, Bauernmutter 203
Das Buch 220
Muttergedichte 369
Zillich, Heinrich, Zwei Gesänge 286
Der Fluß 325

Dramatisches, Dialoge, Hörspiele

Aichelburg, Wolf von, Der Künstler und der Gönner 208
Erk, Heinrich, Der Bronnen 147
Aristavi 289
Zillich, Heinrich, Die Zinnenschlacht 257

Erzählungen, Schilderungen, Autobiographisches

Captivus Septemcastrensis, Wie Mühlbach zu Grunde ging 225
Catiz, Oinz, Der Aprikosenbaum 186, 232
Folberth, Otto, Die Garde 203

Hartl, Hans, Vorfrühling 85
Stifter, Adalbert, Der sanftmütige Obrist 326
Zillich, Heinrich, Der Weckruf 82

Aufsätze und Sonstiges

Aichelburg, Wolf von, Über Klarheit in Gedichten 2
Barthmes, Gustav, Wertgefühl und Werturteil 370
Biemel, Walter, Eminescu, Friedrich Schlegel, Kleist 23
Beim Lesen Nietzsches 129
Jon Petrovici über Kant 354
Capesius, Bernhard, Formfragen bei lyrischen Übersetzungen 293
Gmelin, Otto, Was will der geschichtliche Roman? 347
Gündisch, Gustav, Unser Archivwesen 306
Häberle, Rudolf, Die baltischen Deutschen 41
Hoch, Karl, Wirkungsgemeinschaft und Seelengemeinschaft 247
Objektivität und Subjektivität in der Geschichtsschreibung .. 300
Das Habsburgerreich in deutschem Lichte 389
Horedt, Kurt, Die deutsche Vorgeschichtsforschung in Siebenbürgen 314
Luxemburg 386
Kayser, Wolfgang, Vom Wesen der gegenwärtigen Balladendichtung 105
Krasser, Günther, Der Student von Rumes 228
Krasser, Harald, Sieb.-sächs. Schrifttum des Jahres 1937 14
Begegnung im lyrischen Wort 59
Mirbt, Rudolf, Deutsche Büchereien im Ausland 352
Pancratz, Arnold, Die Stellung Gustav Kischs in unserer Wissenschaftsgeschichte 253
Schnell, Fritz, Das „männliche" Zeitalter 66
Schönfelder, Gerhard, Die Gestalt des politischen Buchhändlers .. 160
Watzinger, Carl Hans, Der Geschichtsforscher Arno Deutelmoser und sein Luther-Werk 25
Das wahre Gesicht des Bolschewismus 123
Der österreichische Erzähler Franz Nabl 168
Weißkircher, Richard, Der Komponist Gerhard Schuster 20
Wolff, Johann, Von der Ein- und Reinigkeit unseres sächsischen Volkes 48
Haus, Hof und Gemeinde 81
Wühr, Hans, Ein Schulaufsatz 366
Zillich, Heinrich, Lieblingswörter 119
Über den Leser 410

Rundschau

Brandsch, Karl, Noch einmal die beiden Vergangenheiten 278
Capesius, Bernhard, Streiflichter auf die fünfte Schülerolympiade in Bistritz 177
D. A. J., Ein volksdeutscher Gedenktag 132
Das erste großdeutsche Dichtertreffen 414
Dichterlesungen anläßlich der Woche des Deutschen Buches 415
Hartl, Prof. Eduard, Die beiden Vergangenheiten 179
Jekelius, Ernst, Zur Ausstellung Hermann Konnerths in Hermannstadt 34
Krasser, Harald, Fromme Anwandlungen? 33
P. P. Carp 71
Erwin Wittstock, Preisträger der „neuen linie" 133
Der volksdeutsche Schrifttumspreis 180
Zwei Lehrstühle für deutsche Sprache und Literatur 276
Rudolf Spek — Träger des Prinz Eugen-Preises 277
Die Wandgemälde von Dolf Hienz 318
Hermann Schroller, Träger des Kossinnapreises 359
Karl von Möller erhielt den Westmarkpreis 360
Pomarius, Alfred, Chronik 31, 69
R., H., Carl Uhlig zum Gedächtnis 317
Roth, Hermann, Dichtervorlesung Karl Götz 414

Buchbesprechungen

beginnen auf den Seiten: 34, 73, 132, 181, 220, 279, 319, 360, 415

Mitteilungen der Schriftleitung

auf den Seiten: 80, 144, 184, 224, 284, 324, 364, 431

Abbildungen

Brandsch, Karl, Mühlbach 225
Landschaft 241
Eder, Hans, Die Hochzeit zu Kana 325
Grasser, Rolf, Volkstanz (Trachtenpuppen) 185, 201
Hienz, Dolf, Wandgemälde in der Riegerschen Maschinenfabrik .. 285 293, 301, 309
Honigberger, Ernst, Frauen 145
Konnerth, Hermann, Sächsische Bäuerin mit Kindern 1
Sächsischer Bauer aus Rode 17
Brunnen in Balcic 33

Lani, Hermann, Stammbaum 41
Roth, Gertrud, Mutter und Kind (Kleinplastik) 81
Anbetung (Kleinplastik) 97
Schachl, Waldemar, Sachsen 365
Siebenbürgische Sächsin 381
Frühling am Schuller 397
Striowsky, August Wilhelm, Erntefest in Siebenbürgen 341
Strobach, Josef W., In der Kirche 373
Moşii 389
Masken 405



Hermann Konnerth, Sächsische Bäuerin mit Kindern

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
15. JAHR JANUAR HEFT 1

Neujahrssprüche

Von Hermann Lani-Wayda

Das Neue Jahr bescher Euch allen
Zwölf Monat, wie sie Euch gefallen!

*

Immer kann es nicht gedeihen,
Aber diesmal solls Euch freuen,
Dieses junge Jahr, und geben,
Was wir alle uns erstreben:
Freiheit, Ehre und Verstand.
Alles kommt aus Gottes Hand.

*

Alle Güter dieser Welt
Seien in ein Faß geschlossen.
Nur der Glückliche erhält
Tropfen, die darüberflossen.
Dieses liebe Neue Jahr
Geb Euch Licht in Euern Köpfen,
Daß Ihr ungehemmter Hand
Einmal aus dem Faß könnt schöpfen.

*

Was ist der Mensch? Ein Jäger,
Der jaget nach dem Glück.
Wohl dem, der von dem Wildpret
Erleget sich ein Stück!
Des sei Euch viel beschieden
In diesem Neuen Jahr!
Lobt Gott und seid zufrieden
Jetzt und auch immerdar!

*

Das Schwein, so lieblich es auch ist,
Beschert uns meistens doch nur Mist.
Tät mancher gern sich dran erfreun,
Doch kehrt es meist beim Nachbar ein.
Wünsch Euch das Schwein dies Jahr recht gern!
Doch habet Acht, daß nicht ein Wicht
Es über Nacht für sich absticht.
Und lobet Gott, den Herrn!

Über Klarheit in Gedichten

Wolf von Aichelburg

Wenn wir von einem „klaren" Kunststil sprechen und dabei an typische Merkmale dieses Stils denken, mag die Bezeichnung „klar" zur raschen Verständigung zu Recht bestehen. Verbinden wir aber mit diesem Eigenschaftswort einen Wertbegriff, wie es doch meistens der Fall ist, ergeben sich oft sehr widersprechende Meinungen.

Im allgemeinen muß dazu gesagt werden, daß Klarheit beim Kunstwerk sich nie auf stoffliche Faktoren bezieht, sondern allein auf den geistigen Ausdruck. Ein dorischer Tempel ist nicht klarer als eine Barockkirche, weil er etwa übersichtlicher gebaut ist. Ein einfaches Erlebnis sucht einfachen Ausdruck, ein vielfältiges Erleben vielfältige Gestaltung. Unklarheit und damit Minderwertigkeit entstehen nur dort, wo dies Verhältnis getrübt ist, also etwa ein einfaches Erlebnis sich einen komplizierten Ausdruck sucht oder umgekehrt.

Wenn wir von Klarheit in Gedichten, also einer besonderen Kunstgattung sprechen, müssen wir den Begriff noch weiter einengen, um falsche Beurteilungen zu vermeiden. Der sprachliche Ausdruck kennt die beiden Formen der einfachen Rede und des Verses. Diese beiden Formen haben ganz verschiedene Voraussetzungen, was zu beobachten dringend notwendig ist. Der Denkende fügt seine Rede aus Begriffen, der Dichter denkt in Bildern. Bilder treten nicht nach einer sachlichen Ordnung in Verbindung, sondern nach einer geheimnisvollen organischen Ordnung. Begriffe können beliebig in Verbindung gebracht werden, sie sind jeweilig vom Verständigungswillen abhängig. Bilder haben eine ursprünglich gegebene Verwandtschaft untereinander. Der Schöpfer einer dichterischen Sprache kann folglich nur jene Bilder

oder Bildergruppen miteinander verbinden, die solcherart ursprünglich zusammengehören. Dieser organischen Affinität der Bilder wohnt jedoch eine der Begriffsklarheit entsprechende Logik inne. Es ist dies die Logik des Mythos im Gegensatz zur Logik des Berichtes.

Die Grundeigenschaft des Mythos ist, daß er einen Geheimniszustand der Sprache darstellt. Damit erweist der Mythos seine Herkunft aus dem Bereich des Organischen. Dieser Geheimniszustand, das Merkmal des Lebendigen, kann gleichgesetzt werden mit dem Begriff Klarheit. Wir werden gleich darauf zurückkommen.

Wirkkraft und Dauer eines Gedichtes sind ebenfalls auf dieses Merkmal zurückzuführen. Geheimnisvoll ist jedes vollendete, „klare" Gedicht — aber nie rätselhaft. Der Eindruck des Rätselhaften weist auf einen willkürlichen Eingriff hin. Die Ursache solchen Eingriffs ist zu erschließen, das gewachsene Gedicht aber bleibt auf immer verschlossen in seiner Form. So auch bleibt alles Organische verschlossen in seiner Form. Eine Blume ist dann geheimnisvoll, wenn sie klar ist, das heißt erfahrungsgemäß nach ihren natürlichen Kräften entwickelt. Eine zertretene Blume ist weniger geheimnisvoll, wohl aber unklarer in ihrer Form. Darum weniger geheimnisvoll, weil wir die Ursache ihres Zustandes erschließen können; wir können das Rätsel des kleinen Blumenschicksals „lösen". Hier könnte man aufschlußreiche Gedanken über „subjektiv" und „objektiv" bestimmte Kunst anknüpfen. Doch kehren wir zu unserem Thema zurück.

An je einem Gedicht von Stefan George und Georg Trakl soll nun näher verdeutlicht werden, wie Klarheit im Gedicht hier verstanden werden will. Von diesen beiden Dichtern gilt der erste gemeinhin als klassisch, der zweite wird gern als verworren bezeichnet. Zutreffend ist dies insoweit bei vorliegender Wahl, als das eine Gedicht gedanklich scharfe Umrisse aufweist, das andere weich und etwas verschwommen wirkt. Um jedoch die Untauglichkeit oberflächlicher Unterscheidungen nach dem sinnlichen Eindruck darzutun, ist die Auswahl so getroffen worden, daß wir gerade dem Gedicht mit den „scharfen" Umrissen weniger „Klarheit" zusprechen müssen als dem, sagen wir, schwebender gehaltenen Gedicht. Wir beschränken uns dabei auf die „anonymen" Einzelgedichte, ohne unsere Ergebnisse über deren Umkreis zu tragen. Es soll also nichts Allgemeines über die beiden Dichter ausgesagt werden.

Das unbetitelte Gedicht von George beginnt:

1. Der trunkne Herr des Herbstes sprach mir so:

und geht dann weiter:

2. Eh meinen zwilling du aus diesem gau
3. Im eigenleib zu finden dich getraust —
4. Zu kühner wunsch zu überschwänglich hoffen —
5. Iß diese frucht nimm diese schale wein!
6. Das mittlere gewächs erblüht und schwillt
7. Dort drüben voller duftiger als bei euch — . . .
8. Des edlen edelstes gedeiht nur hier.

Wir fragen uns beim ersten Lesen unwillkürlich: wer ist dieser „trunkne Herr des Herbstes"?

Durch Stimmung kann in einem Gedicht alles „verständlich" gemacht werden; ein Bild „erklärt" das andere durch Entsprechung, Sinn-Erweiterung und -Begrenzung zugleich. Hier folgt in den Versen 2—4 ein Gedanke, der in keiner Hinsicht das erste Bild erläutert, weder sachlich noch stimmungsmäßig. Der erste Vers ist für sich wohl dichterisch schön, aber warum ist es gerade der „Herr des Herbstes" der die Aussage des Folgenden tut? Zweifellos wird dies Bild durch Vers 5 suggestiv verstärkt. Diese beiden Verse (1 und 5) gehören zusammen, sie könnten, hintereinander gelesen, einen Gedichtanfang für sich abgeben. Die folgenden Verse 6—8 gehören motivisch wieder zu der Gruppe 2—4. Es ergibt sich so eine Symmetrie von zweimal 1 zu 3 Versen. Man könnte von einem Kontrapunkt sprechen. Diesen „Kontrapunkt" hat der Dichter gewiß beabsichtigt — aber nicht sinngerecht erfüllt. Ein Kontrapunkt muß trotz notwendiger Gegensätzlichkeit mit der führenden Stimme eine organische, prästabilierte Einheit bilden. Hier sehen wir nur die Gegeneinandersetzung zweier Motive, die sich nicht durchdringen. Sie ergänzen sich nicht wesenhaft, nur rhythmisch.

Als zweites Gedicht sei angeführt „Ein Winterabend" von Georg Trakl:

Wenn der Schnee ans Fenster fällt,
Lang die Abendglocke läutet,
Vielen ist der Tisch bereitet
Und das Haus ist wohlbestellt.

Mancher auf der Wanderschaft
Kommt ans Tor auf dunklen Pfaden.
Golden blüht der Baum der Gnaden
Aus der Erde kühlem Saft.
Wanderer tritt still herein,
Schmerz versteinerte die Schwelle.
Da erglänzt in reiner Helle
Auf dem Tische Brot und Wein.

Wenn wir dieses Gedicht einmal nach dem gedanklichen Inhalt hin untersuchen wollen, werden wir wahrscheinlich bei der siebenten Zeile etwas stutzig. Bis dahin ist das Gedicht ohneweiters verständlich. Da blüht mit einem Mal der „goldne Baum" aus dem „kühlen Saft der Erde". Den „Baum der Gnaden" könnten wir noch allenfalls als Christbaum deuten, doch der kühle Saft der Erde entzieht sich jedem Deutungsversuch des Verstandes. Empfinden wir aber deshalb dieses Bild als Kontrast? Es bleibt ein wohlklingendes Geheimnis weil es die Harmonie der Bilder, die Stimmung, nicht zu stören vermag. Der klangliche Zusammenhang, der hier den sachlichen, logischen Zusammenhang ersetzt, deutet auf eine Symbolik hin, die bei einer begrifflichen Analyse vergewaltigt würde, aber deshalb doch immer sinnvoll bliebe. Auf den Symbolwert dieser Verse näher einzugehen, würde zu weit führen. Er könnte auch, wie eben bemerkt, nie durch Auslegung erschöpft werden. Der Klang des Verses rührt an unsere Seele und wirkt dort Klarheit, die keines Wortes bedarf.

Der Eingang des Georgegedichtes läßt durch seine suggestive Eindringlichkeit ebenfalls eine klangsymbolische Ergänzung erwarten. Das Gedicht beginnt mit einer Betonung des Sinnlichen, Stimmungsmäßig-anschaulichen. In den anderen Versen kommt aber eine „Idee" zum Ausdruck, die, um auf engem Raume erschöpft zu werden, jede Belastung allzu sinnenhafter Untermalung entraten muß. Der Hauptmangel des Gedichtes scheint mir daher die mangelnde Folgerichtigkeit in den gewählten Ausdrucksformen.

Die Bildhaftigkeit von Vers 1 und 5 wird beziehungslos. Es entsteht durch die Abgrenzung ein Beispiel für eine ganz bestimmte psychologische Wirkung, für die magische Wirkung. Wir wissen nicht, ob der Dichter diese Wirkung bezweckt hat, obwohl die bei ihm ungewöhnlichen großen Anfangsbuchstaben auf diese Spur leiten könnten. Jedenfalls können wir durch diesen Eindruck eine Rechtfertigung finden

für das Unerklärliche betreffender Verse, eine phänomenologische aber keine künstlerische Rechtfertigung.

Wie steht es nun mit Magie in einem Gedicht? Magie ist eine Bezauberung, die uns irgendwie geistig unfrei werden läßt. Diese Bezauberung erfolgt im Gedicht durch den Klang. Klang ist in jedem Gedicht eine Grundforderung. Wie vereint sich nun dies mit dem Wesen der Kunst, zu befreien, von jedem geistigen Druck zu erlösen? Der Klang des Wortes bezaubert und beunruhigt, zugleich ist aber dieses Wort eine geistige Prägung, welche die ursprüngliche Bezauberung wieder aufhebt. Das Geheimnis künstlerischer Wirkung ist schöpferische Befreiung um den Preis magischer Betörung.

Der vielzitierte Eingangsvers nun hat eine rein klangliche Wirkung. Die Auslegung im folgenden, die ihm eine Stelle im Sinn-Ganzen zuweisen würde, bleibt aus. Der Vers bleibt ein schöner Fremdling im Gedicht. Schön, aber wir verstehen seine Sprache nicht. Nur die Sprache schafft Klarheit und nie der Klang allein. Bei unserem zweiten Beispiel scheint Klangsinn und Wortsinn eins. Wir haben ein klares Erleben, gelingt es auch schwer das so Erkannte in erklärende Worte zu fassen.

Das Wasser

Ein Sonettenkranz

Von Wolf von Aichelburg

Wir ahnen nicht die tief verborgnen Wogen,
Die raunend übern Grund der Wasser gehn,
Die Ströme, die in Zauberkreisen drehn
Vom bleich verirrten Lichte hochgesogen.

Zur Tiefe sinkt der weite Himmelsbogen
Mit Flammen, Farben, Wolken im Vergehn.
Im Wasser wird es still, wir aber sehn
Verzückt hinab und sind dem Schein gewogen.

Wir sind gebannt vom eingesenkten Bild.
Es lockt und spiegelt, hebt uns aus der Zeit
Ins Land der Träume, wo Vergessenheit

Mit Schlummerwein die wunde Seele stillt.
Der Widerschein ist sanfte Heiterkeit,
Der Tiefe Dunkel ist dem Aug verhüllt.

I

Wir ahnen nicht die tief verborgnen Wogen,
Wenn unser Kiel der Fluten Glätte spaltet,
Das Meer wie Prachtgewänder rauschend faltet
Und wie ein Auge glänzt der Himmelsbogen.

Die bösen Zeichen haben uns belogen.
So weit das Auge reichet Friede waltet.
Der grüne Wein ist bis zum Grund erkaltet
Wie ein Smaragd von Seide überzogen.

Und doch verhüllst du jäh im stummen Schreck
Dein Auge. Hast du einen Geist gesehn,
Ein fremdes Wassertier, als du am Heck

Gelehnt den Wellen folgtest im Vergehn? —
Das Blut Ertrunkner, einen schwarzen Fleck,
Sieh raunend übern Grund der Wasser gehn.

II

Die raunend übern Grund der Wasser gehn,
Die Kräfte, die, gelöst, den Sturm entfachen,
Sie schlummern nie, sie lauschen und sie wachen,
Bis ihre Stunde kommt zum Auferstehn.

Aus einer Spinne werden Drachen, zehn:
Sie blähen ihre schleimigfetten Rachen
Und schlucken alles gierig ein mit Lachen,
Und blutig hängen Fetzen im Gezähn.

Aus einem Wölkchen ist ein Sturm geworden.
Nun blackt er wieder ab zu mildem Wehn,
Am Himmelssaum entfliehn die Wetterhorden.

Das Meer verhehlt die Trümmer aus dem Morden.
Am Grund die Kräfte dämmern, ungesehn:
Die Ströme, die in Zauberkreisen drehn.

III

Die Ströme, die in Zauberkreisen drehn
Und leise Ringe auf zum Lichte senden,
Sie spülen unsre Wurzeln an den Enden,
Die wir erraten aber nie erspähn.

Wie wir auch wohlgemut die Segel blähn,
Sie lenken unsern Kiel mit weichen Händen.
Wir steuern unbedacht, und jene wenden
Nach dem Gespinst am Rocken, wie die Feen.

Und immer werden wir geheim erzogen.
Wir glauben unsern Platz im Licht zu kennen,
Doch ist das Los im voraus schon erwogen.

Was wir gewebt, verborgne Hände trennen.
Sie sind uns nah, wenn wir im Beten brennen,
Vom bleich verirrten Lichte hochgesogen.

IV

Vom bleich verirrten Lichte hochgesogen
Entzückt im Traume uns versteckte Lust.
Es bebt und splittert die erstarrte Kruste
Des wachen Willens, der uns stets belogen.

Die Taten ziehn vorbei wie Bilderbogen.
Wir stehen mitten drin, doch ungemußt,
Der Pflicht enthoben und mit nackter Brust,
Die atmend badet in der Freiheit Wogen.

Da werden weite Länder überflogen,
Und wenn du bangst, daß dir der Flügel bricht,
Ruft eine Stimme dir: Es ist erlogen,

Du bist im Traum. Genieße, frage nicht!
Um dich ist Raum, du pflückst der Sterne Licht,
Zur Tiefe sinkt der weite Himmelsbogen.

V

Zur Tiefe sinkt der weite Himmelsbogen
Im ausgeruhten Spiegel der Fontäne.
In Wolken suchen sich das Nest die Schwäne,
Der Grund ist unter ihnen fortgezogen.

Sie gleiten sacht, wie Schaum auf müden Wogen.
Der Spiegel regt sich kaum. Die zarte Träne,
Die einer Nymphe aus bemooster Strähne
Gepreßt entfallen war, wird aufgesogen.

Könnt ihr der dunklen Sehnsucht Namen geben,
Die uns im Kahn verlockt auf weiten Seen
Hoch überm Himmelsabgrund hinzuschweben,

Wenn wir die Ruder aus dem Silber heben
Und ohne Regung nach der Tiefe spähn,
Mit Flammen, Farben, Wolken im Vergehn?

VI

Mit Flammen, Farben, Wolken im Vergehn
Ist abends weit der Himmel überschwemmt.
Der Mond das letzte Leuchten niederkämmt,
Wie eine Sichel mag durch Rosen mähn.

Im Wasser aber bleibt der Glanz bestehn
Vom Schilfgeflüster schützend eingedämmt,
Ist wie ein ausgebreitet Seidenhemd,
Das eine Magd beim Trocknen übersehn.

Doch mählich schwindet auch der Glanz der Flut
Und Winde löschend übers Silber wehn.
Noch bleibt der Widerschein in unserm Blut.

Im Herzen wird dem Licht ein Auferstehn.
Berückend steigt der Traumgesichte Flut,
Im Wasser wird es still, wir aber sehn.

VII

Im Wasser wird es still, wir aber sehn
Die seltnen Steine, die am Grunde blinken,
Die Gräser, die wie Schleier bräunlich winken,
Die Fische, die gefärbte Kiemen blähn.

Ein traumverworren wundersam Geschehn.
Wir möchtens fassen, möchten niedersinken,
Mit Nixen aus Korallenbechern trinken,
Der Anemonen Liebesruf verstehn.

Wer kann uns helfen! Netzten auch die Wogen
Den nackten Leib, wir bleiben doch verbannt.
Wie Tiere trinken wir aus dumpfen Trogen.

Vom Wunderreiche scheidet eine Wand
Auf immer. Doch wir blicken unverwandt
Verzückt hinab und sind dem Schein gewogen.

VIII

Verzückt hinab und sind dem Schein gewogen,
So stehen wir am Brückenrand und staunen,
Wie in ein Gartenland an Gitterzaunen,
Und sind um jenes Wunder doch betrogen.

Wir fühlen uns mit Macht hinabgezogen.
Die Riffe hehlen schillernd bunte Daunen,
Und schmeichelnd lockt ein unbestimmtes Raunen
Im Farbendämmer unterm Brückenbogen.

Wir wollen aufgelöst den Wogen gleichen:
Verhängnisvoller Drang, der nie gestillt
Wie Rausch in mancher Stunde in uns schwillt.

Wir trachten unserm Schicksal auszuweichen,
Den Himmel wollen trunken wir erreichen,
Wir sind gebannt vom eingesenkten Bild.

IX

Wir sind gebannt vom eingesenkten Bild,
Und was uns formte, was uns stark gemacht,
Wird keck im Glanz des Maskenspiels verlacht:
Wir sind zu blinder Hörigkeit gewillt.

Gestalt zu wollen, die im Tod noch gilt
Und Licht zu tragen in der Schöpfung Nacht:
Des Gottgesetzes Tafel — splittert, kracht,
Wenn uns der Funkenrauch der Nacht umhüllt.

Wir suchen Freiheit aus gebranntem Ton,
Den Gott beseelt, daß er sich selbst befreit,
Und stürzen uns in der Entbindung Fron.

Der Not der Fügung, die uns stärkt und weiht,
Entwischt, soll Rauschvergessen uns umlohn,
Es lockt und spiegelt, hebt uns aus der Zeit.

X

Es lockt und spiegelt, hebt uns aus der Zeit
Des Lebens Abbild in des Wasse.s Glanz,
Das Leben auf der Bühne, Ton und Tanz,
Das Märchen, alles schafft uns Heiterkeit

Und süßen Schlummer ohne Lust und Leid.
Doch wenige vermögen aus dem Kranz,
Wenn sie erwacht, die Blumen blühend, ganz
Zu heften an ihr graues Alltagskleid.

Die Nacht der Feste und des Spieles Freude,
Den Niederen bedecken sie wie Räude,
Wenn ihn der Rausch ans Licht des Tages speit.

Der Edle sorgt, daß er sich nie vergeude:
Er fliegt entrückt, doch mit Besonnenheit
Ins Land der Träume, wo Vergessenheit.

XI

Ins Land der Träume, wo Vergessenheit,
Von alters her ein starker Drang uns zieht.
Der Liebende verzückt und flehend kniet
Vorm Bilde, dem er seinen Traum geweiht.

Den Ungezähmten faßt Besessenheit,
Wenn ihn verlangt, daß er sich selbst entflieht.
Der Irre in der Flut sein Heil ersieht
Und stürzt ins Wasser in Vermessenheit.

Ein König einst verführte sein Gesinde
Ins Ungewisse, weil ein lockend Bild
Befreiung ihm versprach. Mit Schwert und Schild

Und Morden zog er aus, daß er es finde.
Und immer ist's der Traum, der uns als Blinde
Mit Schlummerwein die wunde Seele stillt.

XII

Mit Schlummerwein die wunde Seele stillt
Das Ungeformte, Weiche, fließend Kühle.
Was ist der Trank in Fiebers dumpfer Schwüle,
Wie strebt das Tier zum Wasser schreiend, wild!

Wenn Sonnenflimmer klare Teiche rillt,
Wen drängt es nicht, daß er die Flut erfühle
Mit nacktem Leib, sich ganz ins Weiche wühle,
Das alle Wunden heilet, muttermild?

Die harte Wurzel drängt zur Lebensfeuchte,
Der harte Krieger, der im Kampfe keuchte,
Er denkt an seine helle Kinderzeit,

Wo ihm die Mutter jede Angst verscheuchte.
Doch Fluten töten, wenn der Sturm sie freit.
Der Widerschein ist sanfte Heiterkeit.

XIII

Der Widerschein ist sanfte Heiterkeit
Und ist Verführung aus der Fügung Banden.
Die Ströme, die kein Zwang mehr treibt, versanden.
Im Spiegel stirbt der Drang und stirbt die Zeit.

Wir fliehen zuckend aus der Wirklichkeit,
Und die auf einer Traumesinsel landen,
Wo sie des Lebens reine Quellen fanden,
Verderben sehnend in der Einsamkeit.

Die Meere sind ein unberührt Gefild
Und jeder, der den Drang nach Ferne spürt,
Hat sich die weite See zur Braut gekürt.

Die Meere sind verschwiegen, klar und mild.
Sie haben viele ohne Ziel verführt. —
Der Tiefe Dunkel ist dem Aug verhüllt.

XIV

Der Tiefen Dunkel ist dem Aug verhüllt.
Wie könnten wir das Leben anders tragen,
Wie könnten wir es stets von neuem wagen,
Erlebten wir das Schicksal nicht im Bild.

Zu welchem End dies ganze Leben zielt,
Das dürfen wir nur tätig schaffend fragen.
Ins Freie kommen wir, wenn wir entsagen,
Der sich in allem zwang, hat sich erfüllt.

Und unter unsern Füßen raunt die Erde,
Der Himmel über uns ist schwer umzogen.
Wir lernen aus des Wachsenden Gebärde,

Und wer den Sternen traut, ist nie betrogen.
Wir wandern fort in Freude und Beschwerde,
Wir ahnen nicht die tief verborgnen Wogen.

Siebenbürgisch-sächsisches Schrifttum des Jahres 1937

Von Harald Krasser

Die Entwicklung unserer Dichtung in unserem Jahrzehnt war bestimmt durch den Vorstoß ihrer besten Kräfte in dem gesamtdeutschen Raum. Neben den Erfolgen Meschendörfers, Wittstocks, Zillichs trat alles übrige zurück, ihr Schaffen bewegte sich leistungsmäßig in einer Höhenschicht, an die das der übrigen Dichter unserer Heimat in den seltensten Fällen heranreichte. Das letzte Jahr hat nach den großen maß- und richtungweisenden Werken von ihnen nur kleinere Arbeiten gebracht. In Langen-Müllers „Kleiner Bücherei" ist nach Zillichs „Urlaub" und „Baltischem Grafen" und Wittstocks Kriegserzählungen „Station Onefreit" nun auch jene Erzählung „Mieskenund Rieskenerschienen, die den Lesern unserer Zeitschrift bekannt ist und wohl neben dem „Viehmarkt von Wängertsthuel" und der „Freundschaft von Kokelburg" innerhalb von Wittstocks Werk eine Spitzengruppe für sich bildet. In diesen drei Erzählungen scheint uns Wittstock einen Reifezustand erreicht zu haben, der wohl am deutlichsten zu erkennen ist an der Fähigkeit, verschwiegenste seelische Entwicklungen ohne psychologische Deuteleien Handlung und lebendige Gestalt werden zu lassen, vor allem auch die siebenbürgische Landschaft groß und ohne Gewaltsamkeiten als Schicksalsraum um die Handlung aufzubauen. Gibt es in unserer Dichtung noch eine Erzählung, in der so wie hier die gnadenlos klaren Umrisse der Südkarpathen immerfort hinter und über dem menschlichen Getriebe stehen?

In Reclams Universal-Bibliothek sind Zillichs „Reinerbachmühle" Meschendörfers „Siebenbürgen, Land des Segens" — ein Bändchen, das besonders durch den autobiographischen Abriß „Schaffen und Wirken" und durch die frühe und starke Erzählung „Onkel Gustav" wichtig erscheint, — und Wittstocks „Begräbnis der Maio" — eine straffere Fassung der aus dem „Zineborn"-Band bekannten Erzählung, an die sich gleichfalls ein überaus aufschlußreicher Rückblick des Dichters auf die Geschichte seiner Ahnen „Heimat und Herkunft" anschließt — gefolgt. In die Sammlung von Schulausgaben des Langen-Müller Verlages wurden nach Auszügen aus Meschendörfers „Stadt im Osten" nun auch solche aus Wittstocks „Freundschaft von Kokelburg" und aus Zillichs „Zwischen Grenzen und

Zeiten" aufgenommen, beide übrigens sehr verständnisvoll von Georg Becherer besorgt. Man sieht, wie tief die Wirkungsmöglichkeiten dieser drei Dichter heute gehen. Nimmt man die Fülle der Ehrungen hinzu, die ihnen in den letzten Jahren zuteil geworden ist und die Aufmerksamkeit der deutschen Welt auf sie gelenkt hat, und die Vortragsabende, zu denen sie von unzähligen Städten des Reiches geladen wurden und die kürzlich Meschendörfer bis nach Schweden und Österreich, Wittstock in die Tschechoslowakei und Zillich ins Baltikum und nach Österreich führten, so stehen wir vor einer gesamtdeutschen Wirkung unserer Dichtung, wie sie vor wenigen Jahren noch niemand erträumt hätte.

Im letzten Jahr ist noch ein vierter Erzähler, Emil Witting, in den gesamtdeutschen Resonanzraum vorgestoßen. „Der Fechter", sein Hirschroman, wurde bei Rütten & Loening neu aufgelegt, das Buch, in dem Wittings manchmal ins maßlose verirrte sprachbildnerische Leidenschaft am meisten gebändigt und geklärt seiner einzigartigen Fähigkeit die verschwiegensten tierischen und pflanzlichen Naturgeheimnisse in dichterischem Wort auszusprechen, dienstbar ist. Welche unerschöpfliche Fülle der Naturbeobachtung! Wer im deutschen Sprachraum macht ihm etwa das erste Kapitel in seiner naturwissenschaftlichen Exaktheit und zugleich in seiner von der Liebe diktierten sprachlichen Zartheit nach!

*

Wo steht der Nachwuchs? Während aus dem jüngeren Geschlecht schon eine ganze Reihe in ihrer Eigenart deutlich erkennbarer Lyriker sichtbar ist, fehlt es an Erzählern. Oinz Catiz ist wohl die stärkste, wenn auch noch nicht aus der Beschattung durch große Vorbilder (Hamsun) ganz herausgetretene Erzählerbegabung in unseren Nachkriegsgenerationen. Noch aber gibt es keine selbständige Buchveröffentlichung von ihm.

Nun brachte der Weihnachtsmarkt gleich zwei neue Namen: Margarete Sindel-Alberti und Oskar Paulini. Sie haben manches gemein: beide führen in die Welt der nordöstlichen Karpathen, beide entnehmen die Handlung ihrer Erzählungen vorwiegend dem rumänischen Volksleben. Das bedeutet zunächst eine stoffliche Bereicherung unserer Dichtung und die Eroberung eines Landschaftsraumes, der literarisch erst wenig erschlossen ist.

IKGS

Margarete Sindel-Albertis „Aus Gottes Bilderbuch, Erzählungen aus Nordsiebenbürgen" ist als 7. Jahresausgabe der deutschen Buchgilde in Rumänien erschienen, die damit zum erstenmal Gelegenheit hat, eine völlig unbekannte Erzählerin einzuführen. Die beiden handlungsärmeren Geschichten führen in sächsischen Bereich, eine, entgegen der Angabe des Titels bis an den Dnjestr, und schließlich zwei in die Welt der Gebirgsrumänen. Die letzte Erzählung des Bandes „Das innere Gesetz" füllt mehr als die Hälfte des Buches aus und an sie muß man sich halten, wenn man Leistungsausmaß und -grenzen der Sindel-Alberti erkennen will. Der anspruchsvolle Titel dieser Erzählung könnte übrigens mit Fug und Recht über dem ganzen Bande stehen; (eher als der Verlegenheitstitel „Aus Gottes Bilderbuch"), denn jedesmal — bis auf die kolportagehafte „Grenzwirtshaus"-Erzählung, die auch hierin eine Ausnahme bildet — geht es um bewußte oder unbewußte Erfüllung innerer Gesetze: der völkischen Bewahrung, des bäuerlichen Daseins, des Trieblebens und des Bluterbes.

Der kühnste Wurf also ist die letzte Erzählung vom inneren Gesetz des zwiespältigen Bluterbes, von der Parzivaljugend des Sohnes eines deutschen Soldaten und einer rumänischen Hirtenfrau in der karpathischen Bergwelt. Manches ist psychologisch verzeichnet, manchmal wird zu einem über das Ziel schießenden Pathos gegriffen — trotzdem wird die seelische Entfaltung des Knaben in der menschenfernen Waldeinsamkeit, das allmähliche Bewußtwerden seiner Andersartigkeit mit Zügen von so augenfälliger Sinnbildkraft und mit einem solchen Einfühlungsvermögen gezeichnet, daß diese Erzählung nach Erfindung und Gestaltung ein schönes Versprechen für die Zukunft bedeutet. Am nächsten kommen ihr an Wert wohl „Doina" und „Heimkehr".

*

Oskar Paulini überschreibt sein Buch, das gleichfalls bei Krafft & Drotleff erschienen ist, „Rumänische Landschaft. Skizzen und Bilder aus den Ostkarpathen". Der Titel drückt schon den geringeren Anspruch aus. Nach Form und sprachlicher Fassung stehen die Stücke dieses Bandes dem üblichen Zeitungs-„Feuilleton" näher — und verdienen doch Beachtung um der Eigenschaften willen, die Paulini mit Witting gemein hat: auch er sieht unsere Gebirgswelt mit den scharfen



Hermann Konnerth, Sächsischer Bauer aus Rode

und wissenden Augen des Jägers und Forstmannes. Die rumänische Landschaft, deren wilde Schönheit er schildert, von deren Tieren, Holzfällern, Wilderern und Banditen er erzählt, sind die Karpathen der nordwestlichen Moldau, und gerade im Beobachten der Landschaft und ihrer Tiere liegt seine Stärke. Man lese nach, wieviel feine Einfühlung in der Bachforellengeschichte „Rottüpfel", wohl dem besten Stück des Bandes, steckt. Paulini kann sehen und das Gesehene klar aufgebaut wiedergeben. Von Witting aber unterscheidet ihn gerade das, was jenen erst zum Dichter macht: ihm fehlt die sprachgestaltende Leidenschaft, die Wittings Gefahr und Stärke ist (abgesehen davon, daß Paulini auch nicht seine überreiche Anschauungsfülle besitzt). Paulinis Sprache ist leicht, flüssig und in Gefahr, sich mit abgegriffenen, aufgebrauchten Wendungen zu begnügen. Hier muß seine Selbsterziehungsarbeit einsetzen: das wuchernde Eigenschaftswort in seinen Schilderungen müßte beschnitten, die volks- und naturkundliche Einzelheit seiner Erzählungen organischer eingebaut und vor allem ein Sprachstil herausgeformt werden, der an herber Strenge der vom Erzähler in ihrer Eigenart tief erfaßten ostkarpathischen Welt entspricht.

*

Den Vorstoß in die deutsche Weltweite unternimmt mit einem Einsatz, der dem unserer Erzähler durchaus ebenbürtig ist und ähnliche Wirkungen haben müßte, die Anthologie „Herz der Heimat. Deutsche Lyrik aus Siebenbürgen", die Herman Roth in dem um unsere Dichtung nun schon so verdienten Langen/Müller-Verlag herausgebracht hat. Man erinnert sich des Titels: er stand über der Auswahl, die Herman Roth gemeinsam mit dem Verfasser dieser Besprechung vor drei Jahren besorgte — Roth hat selbständig diese Auslesearbeit unermüdlich fortgesetzt und den Anforderungen einer Herausgabe im Reich angepaßt. Es sei mir — trotzdem ich also an den Anfängen dieser Bemühungen nicht ganz unbeteiligt bin — gestattet, einige Worte über die neue Auswahl zu sagen. Um es vorauszuschicken: sie ist besorgt mit der Sachkenntnis und Feinhörigkeit für lyrische Werte, die es in Siebenbürgen nur einmal gibt. Ihr Verdienst ist es vor allem, zu den bisherigen Namen Hans Leicht mit seiner wundervoll unliterarischen und unmittelbaren Gelegenheitsdichtung (im Goethe'schen Sinne), Hans Wühr mit seinen na-

turseligen Falterversen, Trude Geißler-Nußbächer (besonders mit der „Bauernstickerei") und die neuaufgenommenen Stücke der Gerda Mieß hinzugefügt zu haben. Auch die (durch die veränderten Auswahlgrundsätze ermöglichte) Aufnahme des vor dreiundzwanzig Jahren verstorbenen Eduard Schullerus bereichert die Sammlung um einen wesentlichen Ton. Die Anordnung der Gedichte nach dem Leitgedanken Land — Schicksal — Leben — Glaube offenbart es wirklich, „wie ein Gedicht in der Nähe des anderen neues Licht und Leben empfängt" und wie durch den Verzicht auf die Heraushebung des Besitzstandes der einzelnen Dichter eine buntere Vielstimmigkeit gewonnen wurde. (Übrigens ist man Erwin Neustädter bei dieser Umstellung m. E. nicht gerecht geworden.) Und die Gesamtwirkung des Bandes: selbst wer jedes einzelne dieser Gedichte schon kennt und liebt, steht dankbar staunend vor der Fülle ihres Zusammenklanges und horcht durch alle Vielfalt der Stimmen dem einen landschafts- und schicksalsbestimmten Grundton nach, der sie alle erst zu siebenbürgischen Gedichten macht und den Namen der Sammlung rechtfertigt. Herman Roth aber, der uns in seiner Auswahl diesen Herzschlag unserer Heimat vernehmen ließ, wünschen wir, daß es ihm vergönnt sein möge, in gleich würdiger äußerer Gestalt auch all das lyrische Gut zu bergen, das er in mühe- und verantwortungsvoller Arbeit aus unserer Vergangenheit und besonders aus unserer Volksdichtung gehoben hat.

Auch ein junger Lyriker legt sein erstes Buch vor: Michael Wolf-Windau, der nordsiebenbürgische Bauernsohn, und in diesem Band „Scholle und Saat" (Verlag Carl Csallner, Bistritz) sammelt der Sechsundzwanzigjährige die Ernte schon einer ganzen Reihe von Jahren. Als Wolf-Windau blutjung auftauchte, tat man ihm Unrecht mit überspannten Anforderungen, denen er schon vital nicht gewachsen war. Was dazu verleitet haben mochte, war eine schöne und gerade in ihrer Unbeholfenheit sehr echte Herbheit des lyrischen Tones mancher Gedichte. Wolf ist der Gefahr nicht entgangen, die für fast jeden heranreifenden Lyriker die Hingabe an fremde Lyrik bedeutet. Für ihn, den literarisch unbelasteten, muß die Überfütterung mit fremden Gedichten doppelt gefährlich gewesen sein, und es gab einen Zeitpunkt, in dem sie bedenklich von seiner Lyrik abzulesen war und man ernstlich befürchten mußte, daß der Lyriker Wolf ihr völlig erliegen werde. Der eben erschienene Band

erweist, was diese Krise dem Dichter eingebracht und womit er den Gewinnst bezahlt hat. Seine Ausdrucksformen sind zahlreicher und gekonnter geworden, seine Verse glatter und flüssiger, aber auch konventioneller und selten mehr stößt man auf jene herbe, bäuerlich-nüchterne Realistik der lyrischen Aussage, die der eigenartigste Zug seiner frühen Verse gewesen ist. Der stoffliche Umkreis seiner Gedichte sind Acker, Bauerntum und dörfliche Sitte, Familie und Dorfkirche — eine Welt, in der keiner unserer Lyriker mit der gleichen natürlichen Verbundenheit wie Wolf-Windau drin steht; sein weiterer Weg müßte ihn zu jener körnigeren, dichteren, wortkargeren, aber wesensnäheren Bauernsprache zurückführen, die sich in manchen seiner Gedichte früher angekündigt hat.

*

Eines der wichtigsten Anliegen unseres völkischen Geisteslebens ist im vergangenen Jahr seinem Ziel näher gekommen: die Wiedererweckung der Gestalt und des Werkes Stefan Ludwig Roths. Otto Folberth, der ohne Ermatten und mit immer neuen Mitteln dieser großen Aufgabe dient, hat den 5. Band der Gesammelten Schriften und Briefe Roths unter dem Titel „Der Predigtstuhl der Zeit" herausgegeben (bei Krafft & Drotleff in Hermannstadt, für Deutschland: Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig), der nun schon Roths publizistische Tätigkeit aus den entscheidenden Jahren 1842—1848 umfaßt. Wir wollen Bedenken unterdrücken, ob es hier immer und überall gelungen ist, den richtigen Mittelweg zwischen einer historisch-kritischen Ausgabe und einer für eine breitere Wirkung bestimmte zu finden. Über manchen kleinen Ballast hinweg teilt sich einem das außerordentliche Bild des Mannes mit, der leidenschaftlich nach dem immer gewichtiger werdenden Wirkungsmittel der Presse greift, um seine erneuernden Gedanken zu äußern. Nach wieviel Richtungen! Mit welcher in unserem Schrifttum einzigartigen Prägekraft des Wortes, mit welch sicherem Zugriff nach der praktischen Wirkung ins Leben des Volkes! Mit jedem Band dieser Ausgabe wachsen seinem Bild neue Züge zu, wird er größer, vielseitiger. Wie erstaunlich hier seine Beobachtungen und Betrachtungen zum Aufbruch des Rumänentums.

Von wieviel, ja: von welchen Männern unserer Geschichte läßt sich eine nur annähernd ebenso gehaltvolle Sammlung in jedem ein-

zelnen Stück scharf und knapp geprägter Aussprüche zusammenstellen, wie sie das gleichfalls von Folberth für Lager, Schulungen und ähnliche Anlässe bestimmte Heftchen „Stefan Ludwig Roth spricht zu uns" (Krafft & Drotleff) enthält?

Schließlich hat Folberth in der 2. Folge der „Kleinen Bücherei" (Langen / Müller) eine Stefan Ludwig Roth-Auslese gegeben (Stefan Ludwig Roth. Ein Märtyrer des Deutschtums in Siebenbürgen), die ganz ausgezeichnet ihren Zweck erfüllen wird, im großen deutschen Volksraum Roths Gestalt sichtbar zu machen, und bei uns mindestens die gleiche Verbreitung verdient. Uns machen die darin enthaltenen wundervollen Briefe aus dem Revolutionsjahr 1848 begierig auf die letzten noch ausstehenden Bände der Gesammelten Schriften.

Der Komponist Gerhard Schuster

Von Richard Weißkircher

Gerhard Schuster wurde in Hermannstadt, wo er als Pfarrer drei Jahrzehnte lang wirkte und jetzt im Ruhestand lebt, nach Erreichung seines 75. Lebensjahres in einem Kammermusikabend des Musikvereines Hermania festlich geehrt. Erst jetzt nahmen weitere Kreise überhaupt Kenntnis davon, daß er sich kompositorisch betätigt, da er dies ganz im Stillen, aus Liebhaberei, für sich, seine Familie und seine Freunde tat, ohne auf Bekanntwerden und Anerkennung Gewicht zu legen.

Den Zug, die Mußezeit ganz seinen Idealen zu weihen und eine Sache allein um ihrer selbst willen zu fördern, mag er von seinem Vater, dem Schulmann, Gelehrten und Dichter Friedrich Wilhelm Schuster geerbt haben, der im Mittelpunkt des um die Mitte des 19. Jahrhunderts vom Unterwald ausgehenden geistigen Aufbruchs unseres Volkes stand. Die musikalische Begabung jedoch verdankt er seiner Mutter, die als Nichte des in Europa seinerzeit berühmten pianistischen Wunderkindes Karl Fieltsch musikalisch hoch qualifiziert erscheint.

Sein Lebenslauf gleicht völlig dem seiner studierenden Altersgenossen: Volksschule, Mittelschule, Philologiestudium in Leipzig, wo er außer hervorragenden musikalischen Hörgenüssen durch seinen Ka-

meraden Rudolf Lassel Anregungen und Förderung erhält. In die Heimat nach Mühlbach zurückgekehrt, stürzt er sich als junger Lehrer mit wahrem Feuereifer in die Arbeit im Dienst der Schule, der Kirche und der Vereine, findet dennoch auch Zeit zu seinen ersten Kompositionen, und zwar zu Arbeiten, die er in seinen Chorvereinigungen benötigt. Von Mühlbach kommt er über eine mehrjährige Zwischenstation in Broos als Pfarrer nach Hermannstadt, wo sich ihm ein so vielseitiges Tätigkeitsgebiet auftut, daß seine Kräfte beruflich völlig in Anspruch genommen werden und die tonsetzerische Betätigung ganz aufhören muß.

Erst nach dem Ende des Weltkrieges nimmt er das künstlerische Schaffen auf Drängen seiner Musikfreunde J. L. Bella und F. X. Dreßler wieder auf und fördert seither in ungebrochener Schaffenskraft alljährlich ein oder mehrere Werke.

Außer der bescheidenen Verborgenheit, in der G. Schuster seine Werke schuf, verdient der von der Norm abweichende Umstand unterstrichen zu werden, daß sie zum Teil (1884—1895) von einem noch Werdenden, zum Teil von einem Vollendeten (nach 1919) geschrieben wurden, während die Zeit größter Arbeitskraft (1895—1919) anderen, außermusikalischen Aufgaben vorbehalten blieb.

Diese lange Unterbrechung hat dem Kompositionswerk Schusters weder geschadet, noch fällt bei seiner Betrachtung der große Einschnitt stark in die Augen. Er verzichtet nämlich von vorneherein auf den Anspruch, etwas völlig Neues im Sinne des „Modernen" zu schaffen und als Neutöner zu gelten. Seine Musik-Erlebniswelt sind die Klassiker; sie hört mit Schubert auf, und was nachher kam, interessiert ihn — vielleicht, jedenfalls aber nicht so nahe, daß es sein Schaffen beeinflussen könnte. Die Klassiker Bach, Händel, Haydn, Mozart und Beethoven, die er genau kennt, sind seine verehrten Vorbilder, ihr Ideengut und ihre Gedankenkreise sind kennzeichnend auch für seine Werke, denen trotzdem eine persönliche Note nicht abgeht. Alles ist in ihnen auf größte Klarheit und Einfachheit eingestellt; es gibt da keine Kompromisse und Versuche. Rein, puritanisch einfach, lauter und konservativ wie der Mensch ist auch der Komponist Gerhard Schuster, und wie bei ihm selbst, so weiß man auch bei seinen Werken sofort, woran man ist.

Mit Ausnahme des Orchesters hat er sich auf den verschiedensten Gebieten der Tonkunst erfolgreich betätigt: vokal und instrumental,

geistlich und weltlich. Zu Beginn zeigt er sich vornehmlich durch Gedichte zum Vertonen angeregt und schafft mehrfach empfindungsstarke Lieder für Chor und für Einzelstimmen. Ganz von selbst ergibt sich da für ihn als Pfarrer der Übergang zum geistlichen Gesang, dann zur Motette, deren er drei in würdiger Nachfolge der großen Vorklassiker geschrieben hat. Einen Höhepunkt bildet hier die von moderner Intensität des Gefühlsausdrucks erfüllte „Hymne an die Liebe" für Doppelchor und Soli nach Worten seines Vaters Friedrich Wilhelm Schuster. Das Heldenepos „Kleffs Gesang" für Bariton und die überaus packende Ballade „Schön Gunhild" (beider Texte gleichfalls von F. W. Schuster) erklangen vor kurzem beim Festkonzert in Hermannstadt.

Dennoch hat es den Anschein, daß seine Tonsetzerliebe der Kammermusik gehört, deren Gebiet er zu jeder Zeit, mit immer deutlicher hervortretender Vorliebe jedoch in den letzten Jahren beschritt. Auch hier — in Sonaten für Orgel, Klavier, in Trios für Klavier, Geige und Kniegeige bzw. Altgeige — charakterisiert seine Schöpfungen Schlichtheit, Klarheit, absolute Ehrlichkeit des Wollens und Tuns, untrügliches Schönheitsempfinden und Sauberkeit der Form. Dies letzte Kennzeichen bildet neben leichter Spielbarkeit einen Vorzug besonders der sieben Streichquartette, anmutvoller und dankbarer Schöpfungen, die unseren Musikvereinen und Kunstliebhabern zur Pflege in kleinem Kreis und zu Aufführungen angelegentlich empfohlen seien. Wenn auch der Schatz klassischer Streichquartette schier unerschöpflich ist, so findet man in diesen Quartetten doch irgendwie etwas von unserem Geist, der sie uns näher rücken sollte und tatsächlich näher bringt.

Gerhard Schuster, der fünfundsiebzigjährige rüstige Greis, hat die Feder noch nicht niedergelegt. Besucht man ihn in seinem Hermannstädter Heim, so findet man ihn am Schreibtisch sitzend vor halbbeschriebenem Notenblatt. Ohne auf Anerkennung und Ruhm bedacht zu sein, arbeitet er selbstlos für sich und die musikbegabten Seinen in der Anschauung des Schönen. Möge ihm dies vorbildliche „Otium cum dignitate" noch lange beschieden sein!

Eminescu — Friedrich Schlegel — Kleist

Erwiderung von Walter Biemel

Der im September/Oktober-Heft 1937 des „Klingsor" erschienene Aufsatz von A. Heltmann „Eminescu—Friedrich Schlegel—Kleist" enthält leider Behauptungen, genauer gesagt eine Parallele zwischen Eminescu und Kleist, die eine Berichtigung herausfordert. Daß diese nicht von berufenerer Hand geschrieben wurde, kann ich mir nur damit erklären, daß eben die älteren Generationen, ausgenommen die Fachprofessoren, Eminescu nicht oder nur oberflächlich kennen.

Wir wollen nicht näher darauf eingehen, ob das Gedicht „Die neue Schule" von Friedrich Schlegel Eminescu wirklich so „eine starke Anregung" für seine „Glosă" gegeben hat. Tatsächlich kann man aus der Gegenüberstellung „die Grundverschiedenheit im Wollen und Wesen der Dichter" leicht feststellen.

Interessanter ist die Parallele zwischen Eminescu und Kleist. A. Heltmann wundert sich, daß vor ihm noch niemand diese Parallele gezogen hat. Ich muß sagen, ich wundere mich darüber gar nicht, sie erscheint mir sehr willkürlich, ja sogar unberechtigt. Ich wundere mich vielmehr, daß Heltmann zwischen diesen zwei so grundverschiedenen Dichtern eine Parallele zieht. Ich werde nun kurz die von Heltmann festgestellten übereinstimmenden Merkmale wiederholen und dann auf die andere Wagschale die trennenden Kennzeichen legen, die Heltmann nicht angeführt hat. Wir werden sehen, welche überwiegt und ob ein Vergleich berechtigt ist. Wir nehmen an, daß er nur dann berechtigt ist, wenn wirklich die übereinstimmenden Kennzeichen in der Mehrzahl sind.

Was haben nach A. Heltmann Kleist und Eminescu Gemeinsames? Beide sind glühende Patrioten, haßerfüllt gegen die Feinde ihres Volkes.

Auf beide hatte die Philosophie eine ungeheure Wirkung, genauer gesagt: ihnen gemeinsam ist nur die Tatsache, daß sie sich beide mit Philosophie beschäftigt haben. Wir werden nachher sehen, daß die Wirkung der Philosophie auf sie grundverschieden ist.

Beide lieben die Vergangenheit ihres Volkes.

Beide haben den „abendländischen, faustischen" Drang nach dem Absoluten. Sie waren beide einsame Menschen und haben nur einen Freund gehabt, Kleist Henriette Vogel, Eminescu Creangă. Diese

Freunde sind wieder voneinander so grundverschieden — abgesehen davon, ob die beiden Dichter wirklich nur einen Freund besessen haben, was man bestreiten kann.

Beide sind „subjektive" Menschen, denen ihr Ich zum Weltmittelpunkt geworden ist.

Beide Dichter wurden nicht beachtet, und schließlich haben beide auch durch ihre Tätigkeit als „Tagesschriftsteller", als Tatmenschen auf das öffentliche Leben eingewirkt.

Und nun die andere Wagschale mit den trennenden Merkmalen: Ich komme zunächst auf die Philosophie zurück. Kleist hat sein Philosophiestudium und die Erkenntnis Kants, daß wir die Dinge nicht „an sich", also in ihrer wirklichen Beschaffenheit, sondern nur als Erscheinungen kennenlernen, so niedergeschlagen, daß er sein Studium aufgab. In seinen Werken, ich rede besonders von seinen Dramen, sind die philosophischen Elemente, so weit man solche aufspüren kann, moralischer Natur: der „kategorische Imperativ".

Welcher Unterschied zu Eminescu! Sowohl seine Prosaschriften als auch eine große Anzahl seiner Gedichte haben keinen anderen Grund, keinen anderen Kern, als eben eine philosophische Idee. Man lese doch einmal „Sărmanul Dionis", „Cesara", „Archaeus". Es sind philosophische Werke. Ebenso kann man eine ganze Reihe Gedichte aufzählen, die rein philosophischen Inhaltes sind. Nehmen wir einmal die „Glosă" — was bleibt übrig, wenn man die philosophische Idee wegläßt?

Und nun die „einzigen Freunde". Wieder welch krasser Unterschied: Henriette Vogel, dies hysterische, exaltierte Frauenzimmer, das, weit entfernt Kleist wirklich zu verstehen, an ihn gebunden ist durch die abnormale Idee des gemeinsamen Selbstmordes, das ihn gerade dazu antreibt, — und Jon Creangă, dieser urwüchsige, derb natürliche Bauernschriftsteller, genial begabt, ein wirklicher Freund Eminescus, der ihm neue Lebenskräfte gab, wenn er ihn in seiner Hütte besuchte. Ist ein stärkerer Gegensatz möglich?

Nun der wichtigste Punkt. Eine Parallele zwischen zwei Dichtern ist meiner Meinung nach möglich, wenn nicht nur sekundäre gemeinsame Merkmale vorhanden sind, sondern wenn Übereinstimmungen im Wesen, in der seelischen Struktur, im Temperament — mit der Bedeutung, die ihm Kretschmer gab — festzustellen sind. Diese seelische Struktur ist nun am besten aus den Werken der Dichter zu lesen.

Sie läßt den einen im Drama seine Vollendung finden, den anderen in der Lyrik usw.

An diesem Maßstab gemessen, ist eine Parallele zwischen Kleist und Eminescu geradezu unmöglich, es sind zwei grundverschiedene Typen. Kleist ist der geborene Dramatiker, sogar in seinen Novellen finden wir alles dramatisch aufgebaut, man denke doch nur an „Michael Kohlhaas". Durch das Drama ist er für die Deutschen unsterblich geworden.

Eminescu ist Lyriker, ist der Typus eines philosophischen Lyrikers. Auch in seinen Prosaschriften ist alles lyrisch, stimmungshaft, subjektiv. Eminescu kann nicht gut fremde Gestalten charakterisieren, er schildert meistens sich selbst. (Särmanul Dionis, Cesara, Archaeus.) Călinescu hat wohl auch Dramen-Bruchstücke Eminescus veröffentlicht, es sind aber mißglückte Versuche, und es wurde dem Herausgeber ein Vorwurf daraus gemacht, daß er sie veröffentlicht hat und ihnen eine Bedeutung beimißt, die ihnen nicht gebührt. Eminescu selbst dachte nicht daran, sie zu veröffentlichen, weil es eben eine Dichtungsgattung war, die ihm nicht entsprach.

Dieser Gegensatz ist es, den wir nicht weiter ins Einzelne verfolgen müssen und der eine Parallele im positiven Sinne des Begriffes nicht zuläßt. Sie ist wohl interessant, aber nicht genügend begründet.

Der Geschichtsforscher Arno Deutelmoser und sein Luther-Werk

Von Carl Hans Watzinger

Es soll hier von einem Buch über Luther die Rede sein, das ich für ein grundlegendes Werk ansehe. Gewiß, dieses Buch des jungen deutschen Geschichtsforschers Arno Deutelmoser „Luther, Staat und Glaube" (373 Seiten, 1937 im Eugen Diederichs Verlag, Jena) ist kühn in seinen Folgerungen, in seinen Beweisen, in der Anlage, aber es ist wahr, und es zeigt den deutschen Reformator als echten Deutschen, als einen Mann, dem es nicht zuletzt um das unter der Herrschaft der spanischen Habsburger stehende Deutschland ging.

Man durfte die Zeit her hoffen, daß ein solches Werk erscheinen werde. Man mußte es freilich mit der Sorge erwarten, daß sich ein

allzu Geschäftiger berufen fühlen werde, Luther in das Dritte Reich zu stellen. Der junge Arno Deutelmoser ist Wissenschaftler, er ist unbestechlich, er drischt nicht leeres Korn, nein, er weiß, was er sich und seinem Vaterland, seinem Volk schuldig ist: Offenheit den Dingen gegenüber, die eine Klarmachung erfordern; Wahrheit zu sagen auch dort, wo sie ungerne gehört wird; ein Künder zu sein, der mit ruhigem Gewissen vertreten kann, was er schrieb, denn er beweist es vollkommen. Deutelmoser ist einer unserer jungen Geschichtsforscher, die tatsächlich in sich erfahren haben, daß wir deutsche Geschichte dringend notwendig haben als Ausdruck und Ausbruch urdeutschen Empfindens und Handelns und Denkens. Die jeweilige Persönlichkeit wird diesem Standpunkt untergeordnet, in unserem Fall Luther, der nunmehr frei vom Gezänk streitsüchtiger Theologen erscheint. Das soll uns heute eine bemerkenswerte Tat bedeuten.

Deutelmosers Luther-Werk könnte man trotzdem noch anfechten. Lauterkeit der Gesinnung, das Bedürfnis, eine Wahrheit zu finden und sie aus dem eigenen zu beweisen, spricht noch nicht für einen Forscher, wenn sich zu diesen wohl durchaus edlen Eigenschaften eines Menschen nicht noch der Wille des Wissenschaftlers gesellt, möglichst nur aus dem Werk der zu erforschenden Persönlichkeit zu schöpfen, nicht aus zweiten oder dritten Quellen. Die Anmerkungen zum Bande bezeugen diese Absicht Deutelmosers, und sie lassen uns einen gründlichen Geschichtsforscher erkennen, der bestrebt ist, jede Schrift des Reformators, die er für seine Darstellung benützt hat, von den verschiedensten Seiten zu beleuchten. Deutelmoser ist nicht engherzig und nicht einseitig.

Bestehen bleibt freilich, und dies ist wohl der einzige Einwand, den man gegen das Luther-Buch Deutelmosers machen kann: Luther widerspricht sich oft in seinen Schriften. Es ist gut möglich, nur Aussprüche des Reformators zu wählen, die die Folgerung des Forschers unterstreichen. Diese Einschränkung gegenüber dem Werk Deutelmosers mag, obgleich wir sagten, daß der Forscher nicht einseitig und engherzig ist, noch vorausgeschickt werden, etwa um allzu kritische Leser des Buches davon zu überzeugen, daß der Verfasser dieser Zeilen keineswegs als aufgeblasener Lobhudler aufgefaßt werden kann, eine Meinung, die wohl schon die einleitenden Worte zerstreut haben.

Deutelmoser löst den Zwiespalt in Luther, der ohne Zweifel be-

standen hat — warum schwankte Luther oftmals zwischen Gott und Teufel? — so: er sagt von dem „deutschen Propheten", wie Luther sich selbst nannte, daß er, ohne seinen Willen und nur zuweilen sich dessen bewußt, über das Christentum hinausgetreten sei in seiner Erkenntnis vom allwirksamen Gott. Hierdurch ist die geistige und religiöse Linie der Mystik, die, wie Deutelmoser richtig erkennt, nur eine deutsche innere Bewegung sein konnte, fortgesetzt. Die Fragen, warum die römische Kirche nicht schon früher eingegriffen habe, warum sie nicht schon gegen Meister Ekkehart, erst gegen Luther mit den stärksten Zwangsmitteln vorging, beantwortet unser Wissenschaftler sehr eindeutig und klar: Meister Ekkehart blieb vor dem Begriff der menschlichen Sünde ehrfürchtig, er sah Gott in allem Weltgeschehen und allen menschlichen Handlungen wirksam, aber er wußte noch von dem Bösen, das die Menschen in Verkennung des Guten, das Gott ihnen ins Herz gelegt hat, züchten und begehen, danach sie leben. Ekkehart stand auf der Grenze zwischen Christentum und persönlicher Weltvergottung, er wagte den letzten Schritt aus dem Christentum nicht, ahnte ihn wahrscheinlich nicht. So war er für Rom keine Gefahr. Anders Luther! Schon seine 95 Thesen sind eine harte Anklage gegen Rom, die Rechtfertigungslehre der römischen Kirche erhält einen empfindlichen Stoß. Trotz der Ergebenheit des Augustinermönches zu Wittenberg für den Papst, die er bis zum Reichstag in Worms im Jahre 1521 bewahrt, spürt Rom den ärgeren Feind als Ekkehart. Völliger Bruch mit der Lehre Roms ist dann die Schrift Luthers „Vom unfreien Willen" (1525), die geradezu einen unbedingten Angriff des Reformators auf die römische Kirche (auch auf Erasmus von Rotterdam) darstellt. Denn die Grundlage der Lehre der römischen Kirche ist doch die Erkenntnis, daß der Mensch einen freien Willen besitzt.

Das Wissen vom unfreien Willen des Menschen hat Luther, wie wir aus den verschiedensten Stellen seines Alterswerkes ersehen, in seelische Erschütterungen gestürzt, er versuchte nachträglich oftmals, für das Christentum, das nur durch die Scheidung von Gut und Böse, nur durch die menschliche Sünde vor dem verzeihenden Gott besteht, zu retten, was zu retten war, aber er lebte schon zu tief in dem Glauben an den Gott, der auch im Verbrecher lebendig tätig ist, ja überall ist und schafft und wirkt, als daß er je vermocht hätte, ihn aus sich herauszureißen. Wer Luthers Standhaftigkeit, man kann

unverblümter auch sagen, seinen Eigensinn kennen gelernt hat, weiß diesen Satz zu bestätigen.

Gott und Welt sind eins. Daraus folgt für Luther „das Ja zur Welt", wie Deutelmoser bezeichnend einen Abschnitt seines Werkes überschreibt. Dennoch gründet sich dieses Ja auch auf Worte des Heilandes im Neuen Testament, der dort eine göttliche Rangordnung bestimmt. So ist Luthers Ansicht vom Staat doch auch ein Ergebnis seines „christlichen" Denkens und Fühlens, das er ja, wie er glaubte, nie verließ. Also bleibt auch der Kaiser, Karl V., wenn schon Luthers zeitwährender Gegner und Feind, das rechtmäßige Oberhaupt des Reiches, dem man unbedingt gehorsam sein müsse. (Luther hat das oftmals bewiesen.) Auch für die Kirche treffe dies zu. Nicht der Papst sei Herrscher über die Welt — die Tiara, die dreifache Krone des Papstes, beweist rein äußerlich diesen Anspruch der römischen Kirche —, sondern der Kaiser. Mit diesem Begriff der Obrigkeit des Kaisers über den Papst mündet Luther in das tatsächliche Reich der Deutschen, in jenes Reich der mittelalterlichen Kaiser, das Otto I. gründete und das nochmals groß unter Friedrich I. Rotbart bestand. Und damit ist zwangsläufig gegeben, daß Luther den Staat als eine Macht erkannte, als eine Macht, die auch über die Kirche Gewalt haben sollte. In der weiteren Folgerung gelangte dann Luther zu der Ansicht, daß ein Staat überhaupt nur durch Macht bestehen könne, und nachdem ja der allwirksame Gott solche bewirkt, mußte für Luther bald klar in den Geist treten, daß Macht nur dort sei, wo das Recht ist. Denn Gott will die Macht nur aus dem Recht. Wo Unrecht und Macht ist, wird er die Macht wieder wegnehmen. Macht und Recht fallen beim reifen Luther in eins.

In diesem Staat hat jeder sein göttliches Amt. Hierdurch erscheint jeder kleine Dienst geheiligt, der Weg zu einer wahren Volksgemeinschaft ist frei. An der Spitze steht der Kaiser. Dieser Ansicht ist Luther später untreu geworden. Er mußte das tun, denn anders hätte er sich selbst aufgeben müssen. Die spätere Ansicht, in der die Kurfürsten dem Kaiser gleichgestellt sind, ist aber nicht die ursprüngliche, sie ist durch das Zeitgeschehen bedingt. Wesenhaft für Luthers Erkenntnis vom Sein und Wirken des Staates bleibt sie aber doch, denn gerade dieser „Umweg", den Luther zu gehen gezwungen war, führte ihn zu einer neuen Ordnung des Reiches, die dann auch die Ordnung der lutherischen Kirche wird, nämlich den weltlichen Für-

sten, die weltliche Obrigkeit in den Stand des Oberhauptes der Kirche zu setzen. Die weltliche Obrigkeit, der Fürst, ist Bischof der Kirche. Eigentlich sollte der Kaiser dieses Amt einnehmen. Deshalb schweigt in Luther auch nie der Wunsch, sich mit Karl V. zu versöhnen.

Wie die Kirche sich in den Staat fügt, so hat sich alles in den Staat zu fügen, was ihn betrifft, auch die Wirtschaft. Vom Recht wurde bereits gesprochen. Der Staat ist selbstherrlich. Wenn in Luthers Schriften immer wieder Forderungen auch nach dem Wohlfahrtsstaat, wie er einer christlichen Anschauung in allen Punkten entspräche, gestellt werden, so sind es eben wieder die Bedenken Luthers gegen „seinen" Staat, der in seiner letzten Auswirkung mit dem Neuen Testament nichts mehr gemein hat. Bezeichnend ist ja, daß Luther in seinen Belegen über den Staat vielfach auf das Alte Testament zurückgreift. (Psalter.)

So ist auch die Einstellung Luthers vor und während des Bauernkrieges als durchaus richtig zu erkennen. Vielfach heißt es, Luther habe gegen die aufständischen Bauern als ein echter Fürstenknecht gehandelt, nachdem er sie zuerst gegen die Fürsten aufgehetzt habe. Man bedenke: in einem geordneten Staate stünde eine bewaffnete Schar wider das staatliche Regiment auf, um es durch einen blutigen Umsturz zu beseitigen. Welche Staatsmacht, ja welcher redlich denkende Mensch im Staat oder in der Welt könnte das gutheißen? Niemand, auch wenn er überzeugt ist, daß, wie bei den deutschen Bauern des 15. und 16. Jahrhunderts, die Aufständischen arg geknechtet sind! Aufstand kann sich nur rechtfertigen durch eine größere Macht über das Regiment des Staates. (Siehe auch Luthers Auffassung von der früheren oder späteren Machtwegnahme bei der Tyrannenherrschaft, dort, wo Macht und Recht nicht beieinander stehen.) Bei den deutschen Bauern des 16. Jahrhunderts stand es von vornherein fest, daß sie nicht mächtiger waren als Fürsten und Kaiser, und sie waren auch unbeherrscht, ohne jedes höhere Wollen, das einen Aufstand etwa hätte rechtfertigen können. Man soll endlich aufhören, sich der religiösen Schwärmer wie Thomas Müntzer, Heinrich Pfeifer als Helden zu erinnern und Luther als Verräter zu stempeln. Es zeugt von Luthers weitem Blick, daß er in seiner Schrift „Wider die himmlischen Propheten" und in vielen seiner Tischreden gegen diese Geister vorgegangen ist und endlich auch härter hat zugreifen lassen, als Müntzer, Karlstadt u. a. die Bauern aufhetzten, indem sie ihnen

eingaben, es könne ein Staat ohne Macht bestehen, bloß auf dem Evangelium. Es liegt doch heute klar: nicht der Kaiser bedrohte im Jahre 1525 mehr das Reich; die Bauern bedrohten es stärker. Reif für die Herrschaft unter einem evangelischen Führer wurde das Reich erst durch die Siege des Schweden Gustav Adolf II. Sein Machtbesitz erst war geheiligt durch sein Ethos, durch seine unbedingte Zielsetzung, durch sein höheres Streben. Erst Gustav Adolf II. mit seinem Bauernheer legte für die spätere Machtübernahme durch Preußen unter völliger Ausschaltung der Habsburger den Grund. Es erfreut, auf diese Meinung bei Deutelmoser zu stoßen; denn derart zeigt sich uns der Forscher als aufrechter Deutscher, der seinem Vaterland nicht mit nachgesprochenen Schlagwörtern dienen will, sondern dadurch, daß er alle Übel wie ein umsichtiger Arzt aufdeckt und warnt. Goethe und Nietzsche mögen ihm hier Vorbild gewesen sein, zunächst aber Luther, der sich niemals ein Blatt vor den Mund nahm, wenn es galt, der Stimme seines befehlenden Gewissens zu folgen.

„Luther, Staat und Glaube" würde aber doch wiederum nur Theologenstreit hervorrufen, wenn ihm fehlte, was seit Luthers Tod geschah in der Entwicklung zum Reich der Deutschen hin, wie es der Wittenberger Reformator, allerdings nicht in einer gesammelten Staatslehre, sondern verstreut in seinen Schriften, sah. Zuvörderst gedenkt Deutelmoser in seinem Abschnitt „Die Erben" der protestantischen Geistlichen, und zwar der nächsten Nachfolger Luthers. Er schreibt richtig, daß sie die Größe Luthers keineswegs wahrnahmen, er weist darauf hin, daß sie — und das gilt vielleicht auch für manche Theologen der Gegenwart — ängstlich für das Christentum durch spitzfindige Deutungen zurückzuerobern suchten, was sich bei Luther, dessen Persönlichkeit man wahrhaft etwas Dämonisches, trotz aller Nüchternheit, nicht absprechen kann, über seine Grenzen flutete. Deutelmoser sieht dann Jakob Böhme als einen Nachfolger Luthers, obgleich er sofort erkennt, daß Böhme keineswegs den letzten Schritt gewagt hat, er grenzt Roms Bestrebungen wider Luther ab, und er zeichnet die Uneinigkeit der protestantischen Fürsten nach dem Tode des Reformators, die sich durch den Augsburger Religionsfrieden von 1555 jeder Möglichkeit begaben, ein protestantisches Kaisertum, das in dem Reich der Deutschen wurzle, zu schaffen. Erst durch Gustav Adolf II. ist dieses Reich im Keim geboren; es konnte sich nicht auswirken, denn der Schwedenkönig fiel 1632 bei Lützen. Aber eine neue

große Bresche ist in das habsburgische Reich geschlagen. Ein halbes Jahrhundert danach übernimmt Preußen das Erbe. Es ist ein feiner Zug Deutelmosers und kündet von seinem tieferen Blick in die Zusammenhänge geschichtlichen Zeitablaufes, daß er Preußen gerade deshalb als den rechtmäßigen Erben des Schwedenkönigs (und damit Luthers) erkennt, weil es durch den Sieg seines Großen Kurfürsten bei Fehrbellin im Juni 1675 über das bisher unüberwindlich geltende Heer der Schweden unter General Wrangel die Macht aus den Händen der ersten Zerstörer des habsburgischen Reiches, eben der Schweden, nahm. Als stärkere Macht besitzt Preußen hinfort das Recht, das Erbe zu verwalten.

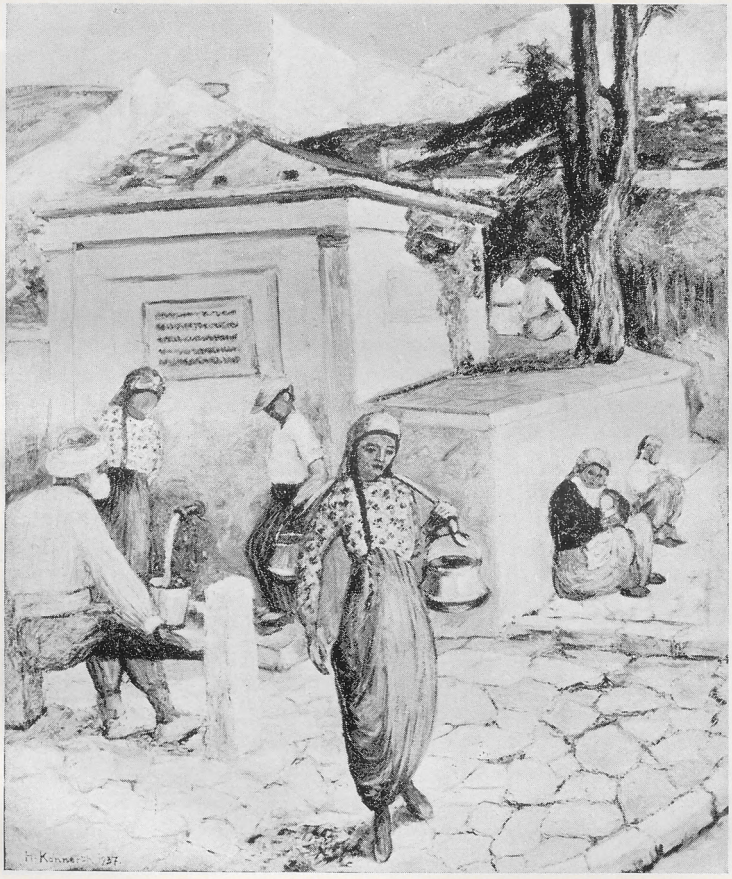
Ich habe nur die große geistige Linie umrissen. Das Werk ist vielfältiger, es geht nicht achtlos über Bedenken hinweg, die gegen diese Auffassung von Luthers Wirken laut werden können und bezieht sich auch immer auf Luthers „andere Seiten". Das ist allerdings bei einem so ernst zu nehmenden Forscher wie Arno Deutelmoser fast selbstverständlich. Für den Leser bleibe am Ende aber auch die Tat des Verlages bemerkenswert, eines Verlages, der seit je deutsches Sein, ohne Ansehen des Für und Wider, das jede eigentümliche Neuerscheinung etwa hervorrufen könnte, in seinen Verlagswerken aufs tiefste vermittelt hat: ein Buch herauszustellen, das Luther der zünftigen Theologie entreißt und ihn dem Volk wiedergibt, zur Besinnung auf sein immerwährendes Ziel. Dazu mag auch die klare Sprache, abhold jener Gelehrtensprache, die vor lauter Fachwörtern nicht mehr weiß, was richtiges Deutsch ist, beitragen.

Rundschau

Chronik: Der Ausgang der Parlamentswahlen hat im Lande eine unklare Lage hinterlassen. Diese Lage kann hier nicht im Allgemeinen erörtert werden, vielmehr hat uns hier vor allem das Ergebnis zu beschäftigen, das diese Wahlen für die innenvölkische Lage unserer Volksgruppe gehabt haben. Die Volksgemeinschaft, die mit der unterlegenen Regierungspartei Tatarescu im Wahlbündnis stand, hat selbstverständlich an den Folgen dieses Unterliegens auch zu tragen gehabt, sie hat nämlich statt der zu erwartenden 9 Mandate nur 6 herausgewählt. Trotzdem hat die Volksgemeinschaft ihren wahlpolitischen Hauptzweck erreicht, der nicht in der Erringung einer bestimmten Mindestanzahl von Mandaten bestand, sondern darin, der deutschen Volksgruppe überhaupt zu einer Parlamentsvertretung zu verhelfen. Demgegenüber hat

die separatistische Wahlpolitik der DVR, die mit eigener Liste in die Wahl ging, versagt. Sie erreichte die wahlgesetzlich vorgeschriebenen 2 % der im Lande abgegebenen Stimmen nicht und erhielt daher keine Vertretung. Notwendig für einen Wahlerfolg der DVR wären 62.000 Stimmen gewesen, gerechnet hat sie mit 70—80.000 Stimmen, erreicht hat sie 44.000. Mit diesen Zahlen ist nüchtern und unbestechlich der „Erfolg" der separatistischen Liste umschrieben. Er läßt sich in die Worte fassen: Propaganda für Volksdisziplinbruch im Großen, Schädigung des politischen Ansehens der Volksgruppe, unnütze und erfolglose Vergeudung von Stimmen und Volksvermögen. Demgegenüber gelang es der Volksgemeinschaft im Zusammenhang mit den Wahlen durch ein Übereinkommen mit der Regierung Tatarescu 150—200 Millionen Volksvermögenswerte und für 60.000 deutsche Kinder den Deutschunterricht zurückzugewinnen. Zieht man die Bilanz dieser beiderseitigen Aufstellungen, so lautet sie für die Volksgemeinschaftsseite auf Taten und Erfolge, für die DVR-Seite auf Worte und Mißerfolge.

Die DVR versucht selbstverständlich aus der Wahlniederlage der liberalen Regierung auch eine möglichst große politische Niederlage der mit ihr im Wahlbündnis gestandenen Volksgemeinschaft herauszudeuten. Eine nüchterne Betrachtung der für ein solches Urteil in Erwägung zu ziehenden Tatsachen und Umstände erweist aber leicht den rein polemischen Charakter dieser Behauptung. Schon die ersten Fühlungnahmen der Volksgemeinschaft mit der neuen Regierung Goga erwiesen, daß diese Regierung der durch die Volksgemeinschaft vertretenen Volksgruppe gegenüber genau dieselbe wohlwollende Einstellung zu wahren gedenkt, wie sie die abgetretene Regierung Tatarescu einzunehmen gewillt war. Und das ist auch eine durchaus natürliche und logische Haltung. Denn die politische Bewertung der Volksgemeinschaft unterliegt grundsätzlich einem anderen Rhythmus als das Auf und Ab des rumänischen innerpolitischen Parteilebens. Sie ist eine Größe mit unabhängiger Gesetzmäßigkeit. Auch im vorliegenden Falle ist es nicht so gewesen, daß die Volksgemeinschaft durch das Wahlbündnis mit der Regierung ein vorübergehendes politisches Ansehen gewissermaßen aufgetüncht erhalten hätte, das dann mit dem Wahlmißerfolg selbsttätig in der Versenkung verschwunden wäre. Sondern die Sachlage war genau umgekehrt. Infolge einer ganz bestimmten positiven politischen Bewertung hat die Regierung der Volksgemeinschaft das Wahlkartell angeboten. Und diese Bewertung ist eben eine, wenn auch nicht absolut, aber in weitgehendem Ausmaß objektive Größe, die durch Ereignisse, wie die letzten Parlamentswahlen nur wenig berührt wird. Die eigensüchtigen politischen Hoffnungen in Nah und Fern, die die DVR im Hinblick auf die Niederlage der liberalen Regierung in sich zu nähren begonnen hat, werden also nicht in Erfüllung gehen. Wir aber haben wieder einmal eine Probe auf die beiderseitigen Kräfteverhältnisse hinter uns, die gezeigt hat, daß bei günstiger Parole die DVR 25—30 % der deutschen Wählerschaft abspalten kann. Diese Tatsache einer gewissen Klärung nach Innen und



Hermann Konnerth, Brunnen in Balcic

die Erkenntnis, daß die politische Entwicklung unseres Landes sehr bald erhöhte Anforderungen an unsere Kraft und Einheit stellen wird, rücken wieder das volkspolitische Gebot der Zusammenfassung aller Gruppen und Kräfte zu einem geschlossenen Ganzen in den Vordergrund. Möchten Alle dies Gebot der Stunde verstehen und daraus die richtigen Folgerungen ziehen.

Alfred Pomarius

Fromme Anwandlungen? Die „Deutsche Tageszeitung", die den Herausgebern des „Blut- und Boden-Jahrweisers 1938" sehr nahesteht, hat mit kräftigen Worten den übrigen in unserem Siedlungsgebiet erscheinenden Kalendern ihre Verachtung bezeugt und ihnen neben vielen anderen berechtigten und unberechtigten Vorwürfen auch den gemacht, daß sie „auf die Aufzählung der Groß- und Hochtage deutscher Geschichte willig verzichten". Man nimmt also mit einer gewissen Spannung den neuen „Blut- und Boden-Jahrweiser" in die Hand, der, wie wir hören, mit solchen Mängeln nicht behaftet ist, und liest mit einiger Beschämung die vielen Geburts- und Todestage von Männern, deren Namen auch dem in der Geschichte nicht ganz Unbewanderten völlig fremd sind. Und muß dann mit Staunen und einigem Schmunzeln feststellen, daß die Herausgeber dieses Jahrweisers zwar weder Goethes oder Beethovens Geburtstag, noch den Tag der Schlacht von Sedan oder der Befreiung Wiens von den Türken, noch die Lebensdaten des Prinzen Eugen, des Freiherrn von Stein oder des großen Moltke, Hölderlins, A. v. Humboldts oder Stifters, Hegels oder Nietzsches für Groß- und Hochtage deutscher Geschichte erachten, dagegen aber mit musterhafter Gewissenhaftigkeit den größeren Teil des Erinnerungsteiles mit Daten der protestantischen Kirchengeschichte, vor allem mit über 100 Geburts- und Todestagen von protestantischen Theologen, Liederdichtern und Missionaren meist dritten, vierten und fünften Ranges, auch fremder Volkszugehörigkeit ausfüllt. Auch Geburts- und Todestag des jüdischen Kirchenhistorikers August Neander (eigentlich David Mendel) wird, trotzdem sie in den anderen Kalendern gründlich nach nichtarischen Spuren schnüffeln, von den Herausgebern großzügig zu den „Groß- und Hochtagen deutscher Geschichte" gezählt. Wer kann noch von Kirchenfeindlichkeit der DVR sprechen! Aber was meinen ihre katholischen Anhänger zu dieser konfessionellen Einseitigkeit? Übrigens auch zu der Tatsache, daß weder die Gedenktage des banater, noch des bessarabischen, noch des buchenländischen Deutschtums berücksichtigt sind, während den Siebenbürger Sachsen doch Brukenthals und St. L. Roths Todestag und allen zusammen der Gründungstag der DVR nicht vorenthalten ist, der sich, von der Milch frommer Denkungsart umspült, recht ergötzlich ausnimmt. — Sollte man, wenn man nicht einmal die Gewissenhaftigkeit aufbringt, nachzulesen, was man den staunenden Volksgenossen als die großen Erinnerungstage der Deutschen vorsetzt, sich den Mund nicht ein wenig weniger voll nehmen?

Harald Krasser

Zur Ausstellung Hermann Konnerth in Hermannstadt. Aus dem Reich nach Siebenbürgen zurückgekehrt, stellte der Maler Hermann Konnerth im Dezember in Hermannstadt die Früchte dieser Begegnung mit der Heimat aus. Das Erlebnis dieser Ausstellung waren seine letzten Werke, die uns das bäuerliche Leben unseres Volkes, das bisher selten eine würdige Darstellung in Farben gefunden hat, nahe bringen. Konnerth setzt damit seinen Feldzug zur Eroberung dieser volkhaften Welt fort: Da ist ein pflügender Bauer am Werk, da eine vom Feld heimkehrende Mutter, da ein behäbiger Dorftanz, dem freilich der flirrende Rhythmus der ersten Fassung dieser Aufgabe fehlt. Da ist eine ganze Reihe von kleineren Tafeln, die die bäuerliche Arbeit zum Gegenstand haben. Reife Erfüllung dieser Wiederbegegnung mit der Heimat ist die Maisernte, eine Symphonie von Blau und Gelb, ein bezauberndes Zusammenklingen der Süße herbstlicher Landschaft mit dem Rhythmus ländlicher Arbeit. Eine Köstlichkeit ist auch der fahle Asternstrauch in dem behäbigen, altväterlichen Bauernkrug in Blau-Weiß. Es wäre schön, wenn der Plan, dem Maler für längere Zeit den Aufenthalt in der Heimat zu ermöglichen, durchgeführt werden könnte, damit diese scheinbar so reiche Befruchtung ausreifen kann. Eine reiche, urwüchsige und farbige Welt harrt hier noch ihres malerischen Gestalters. Ernst Jekelius

Neue Bücher und Schriften

Deutsche und nordische Erzähler

Wolfram von Eschenbach. Parzival. Übertragen von Wilhelm Stapel. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 1937. — Es ist erstaunlich, daß Wolfram von Eschenbachs „Parzival", dessen Bedeutung in der Weltliteratur unbestritten ist, der im deutschen Mittelalter neben dem Nibelungenlied zu den bekanntesten epischen Dichtungen gehörte und auch heute im Wissen jedes Gebildeten einen Platz einnimmt, ja mit seinen Hauptfiguren im geistigen Raum der Deutschen lebendig steht, von niemand — die wenigen Philologen, die den Urtext gelesen haben, beiseitegelassen — in die Hand genommen wird; erstaunlicher noch, daß bis heute niemand auf den Gedanken kam, den mittelhochdeutschen Wortlaut so ins Hochdeutsche zu übertragen, daß er von vielen gelesen werden kann. Versübertragungen gibt es; sie sind ungenießbar. Es blieb Wilhelm Stapel überlassen, die Schwierigkeiten, die sich vor jeder Versnachdichtung des „Parzival" auftürmen, zu überwinden, indem er das Epos in Prosa übertrug. Mit vollkommener Satztreue übersetzte er das große Werk in das Deutsch unserer Tage; und nun haben wir es in einer Form, die uns gemäß ist.

Stapel äußert sich in einem Nachwort über die Grundsätze seiner Übertragung, die an vielen Stellen auch eine Deutung des Urtextes geben mußte — aber dies geht im wesentlichen nur die Germanisten an; was uns alle berührt, ist dies: Stapel öffnet uns durch seine Tat — mit allem

Nachdruck und vollem Bewußtsein sei dies Wort gewählt — mit seiner Tat den Zugang nicht bloß zum „Parzival", sondern auch zu einer großen Zeit unserer Volksvergangenheit.

Mit Ehrfurcht wird der Leser schon nach wenigen Zeilen inne, daß die Welt des „Parzival" unerhört lebendig ist, daß sie ihn hinreißt und gefangen nimmt, daß die Kunst Wolfram von Eschenbachs in keiner Weise auch nur den Schimmer jener Überaltertheit für uns hat, die andere Werke der Vergangenheit von uns abrückt. Spannend wie ein Roman — ein Roman war das Epos ja auch für die Zeitgenossen! — liest sich die Prosaübersetzung. Welch eine Welt tritt uns entgegen, bis ins Letzte kultiviert, höfisch, romantisch, männlich, durchaus nicht frei von Ironie, nicht frei von Spott, Abenteuerlust und überlegener Satire — köstlich die Seitenhiebe Wolframs auf seine dichtenden Zeitgenossen —; welch eine gesellschaftsgebundene Art des Liebens bestimmt dies herrenhafte und ehrverpflichtete Leben; und wie ist es doch auch, trotz aller Abenteuer, trotz der Freude am Glanz, Prunk und der Schönheit des Daseins, mystisch durchschauert; wie unheimlich ist im Grunde das Problem der schuldlosen Schuldhaftigkeit, der nur Gottes Gnade helfen kann, wobei himmlischer Lohn durchaus vereint bleibt mit irdischem Lohn und irdischer Ehre! Es soll hier nicht über das tiefere Problem der Dichtung gesprochen werden. Wichtig ist, daß es erst in diesem Gewande, das für uns das gleiche bedeutet wie für die Zeitgenossen Wolframs das frühere Kleid, unmittelbar an uns herantritt. Nichts Altertümliches stellt sich mehr zwischen uns und den Sinn der Dichtung.

Durch Stapels geniale Übertragung wurde der „Parzival" aus den Gelehrtenstuben herausgeholt und dem Volke übergeben. Nun wird sich ereignen, was sich bei allen großen Dichtungen allzeit ereignet: jeder wird sein Teil darin finden, der eine den spannenden, abenteuerreichen Roman, der andere Glanz und Fülle einer Welt, die so lebendig nur durch wahres Dichtertum gestaltet werden konnte, der dritte wird den religiösen Kern erspüren. Dem Übersetzer aber kommt das Verdienst zu, eine große Dichtung seiner Nation wieder geschenkt zu haben. Heinrich Zillich

Edgar Maaß, Werdelust. Roman. Propyläenverlag, Berlin. — Seinem packenden gegenwartsnahen Kriegsbuch „Verdun" hat Maaß ein friedlich-heiteres Erinnerungsbuch aus dem Hamburg kurz nach der Jahrhundertwende folgen lassen; er hat ihm das Bibelwort aus der Schöpfungsgeschichte vorangestellt: Und Gott sah, daß es gut war. Liebevoll und einfältig im schönen Sinne des Wortes weiß der Dichter unbedeutende Ereignisse eines kleinen Hamburger Kreises von Kindern und Erwachsenen bedeutsam zu gestalten, so daß sie aus ihrer Hier-jetzt-Gebundenheit herauswachsen und für menschliche Vorzüge und Mängel, Enttäuschungen und Beglückungen allgemeingültig werden. Manche Probe echten mitfühlenden Gemüts und überlegenen Humors erbringt der Dichter — ebensoviele Beweise für die Überlegenheit, mit der er seinen Stoff gemeistert hat. Bemerkenswert ist auch der Stil, der einem, je mehr man liest, umso

besser zu der geschilderten idyllischen Welt des Vergangenen zu passen scheint; es ist die homerische Sprache des Johann Heinrich Voß, der hier eine glaubwürdige Auferstehung feiert. Gustav Barthmes

Paul Alverdes. Das Zwiegesicht. Erzählung. Albert Langen/Georg Müller, München. — Alverdes erzählt von der Liebe einer reifen verheirateten Frau zum Freund ihres Mannes, der durch Kriegsruhm und schweres Schicksal gezeichnet ist. Beide droht die Leidenschaft zu überwältigen; aber sie unterwerfen sich dem höheren Gesetz: er der unverbrüchlichen Kameradschaftspflicht der Soldaten des großen Krieges, sie ihrer Pflicht zur Bewahrung in der Familie. Alverdes formt diesen Schicksalsweg von der ungewollten und kaum bewußten Annäherung durch die Wirrnis der Leidenschaft zur Klarheit der Entsagung und der Rückgliederung in die größere Ordnung mit einer verhaltenen zuchtvollen Sprache in einem so meisterhaft durchgeführten Aufbau, daß man dieser Erzählung sehr hohen dichterischen Rang zuerkennen muß.
Harald Krasser

Gunnar Gunnarsson. Der graue Mann. Roman. — **Die Eidbrüder.** Roman. Neue Ausgabe. Mit 35 Federzeichnungen von Fritz Kimm. — **Nordischer Schicksalsgedanke.** Eine Rede. Alle bei Albert Langen/Georg Müller-Verlag, München. — Der große isländische Dichter gestaltet in seinem neu übertragenen Roman „Der graue Mann" jenen Augenblick der isländischen Geschichte, in dem das Schicksal eines armen und rechtlosen Mannes den Anstoß gibt zur Ablösung einer starr gewordenen und die Mächtigen begünstigenden Rechtsordnung durch wahrhafte Gerechtigkeit. Gunnarsson schöpft aus einem so tiefen Wissen um das altisländische Leben und dessen innere Struktur, daß man weder, wie bei den meisten historischen Romanen, auf die Psychologie des modernen Menschen, noch auf unaufgelösten Ballast historischen Wissens stößt. Seine Gestalten handeln aus ihrem eigenen, vorzeitlichen und doch so ungeheuer blutvollen Lebensgesetz heraus, und so steht eine Welt vor uns, groß und in sich geschlossen. — Am hinreißendsten fast teilt sie sich uns in den „Eidbrüdern" mit. Dieses Buch müßten alle unsere Jungen lesen. Wikingertum, germanische Halle, Opferfeste und heldisches Dasein — alle diese heute vielfach falschgesehenen Lebenszustände und -werte germanischen Lebens leben in diesem Buch in einer gültigen, einzigartig großen Form, die der alten Saga nicht unwürdig ist. Wir wollen stolz darauf sein, daß der Siebenbürger Sachse Fritz Kimm die kongenialen Zeichnungen zu diesem Buch geschaffen hat, die ihn neben die besten deutschen Graphiker stellen. Liest man nach diesen Büchern Gunnarssons Rede über den nordischen Schicksalsgedanken, so erkennt man die Wurzeln, aus denen die Welt dieser Bücher entsteht: eine tiefe Vertrautheit mit den Glaubens- und Schicksalsvorstellungen der altgermanischen Dichtung und eine Fähigkeit sie zu deuten, die im Dichter wieder eigenschöpferisch geworden ist. Diese Kraft macht ihn heute zum berufensten Künder germanischer Art. Harald Krasser

Knut Hamsun. Vagabundentage. Erzählung. Albert Langen/Georg Müller, München, 1937. — Die „Vagabundentage", eine frühe Erzählung Hamsuns, tragen deutlich den Stempel des Selbsterlebten. Sie führen ins Dasein der nordamerikanischen Erntearbeiter, die, an keinen Ort gebunden, mitten im Abenteuer leben, den sittlichen Begriffen der Städte oft sehr fern, den menschlichen Trieben umso stärker unterworfen. Ihr Schicksal mit aller Bitternis und allem Elend, aller Zufälligkeit und Bedenkenlosigkeit, und die Eigenart der Menschen, die so ins Wagnis wandern, wurden in der schmalen Arbeit des Dichters, in wenigen Gestalten, die greifbar klar vor uns stehen, eingefangen und darüber hinaus das riesige Land. In der Erzählung, die in hübscher Ausstattung und mit ausgezeichneten Radierungen aus dem Nachlaß von Erich Wilke herauskam, wird mancher Ton angeschlagen, den wir aus späteren Werken des Dichters kennen. Heinrich Zillich

Johan Falkberget. Grube Christianus Sextus. Paul List Verlag, Leipzig. — Beim Lesen norwegischer Dichtungen geschieht es immer aufs neue, daß man die Luft der einsamen Bergwelt zu atmen vermeint und in den Bann der Landschaft und der Menschen geschlagen wird. Das ist nicht Wirkung einer Zeitmode, und es soll auch nicht gesagt sein, daß alle literarischen Erzeugnisse, die von dort kommen, gleichen Wert besitzen. Immerhin ist die Anzahl bedeutender Werke auch unter den Neuerscheinungen der letzten Jahre beachtlich hoch. Die Berührung der Menschen mit den weiten Räumen der noch jungfräulichen Landschaft scheint die Quellen dichterischen Schauens und Gestaltens zu speisen. Ob Olaf Gulbranssen sein eigenes Leben mit einfachen Worten und gottgesegnetem Griffel schildert, ob Hamsun den Konflikt des Menschen mit der Zivilisation im Gegensatz zur Natur immer aufs neue herausarbeitet, ob die Undset Menschen vergangener Jahrhunderte heraufbeschwört, immer geht es um letzte Dinge, und immer ist in der Schau des Dichters ein Atem göttlichen Verstehens zu spüren, vor dem das verwirrende Spiel der Geschehnisse sich in nicht weiter zu ergründende Urprobleme auflöst.

Wie die Undset wählt Falkberget vergangene Zeiten zum Schauplatz seines Romanes. Adam Salomon Dopp, wegen beruflichen Mißgeschickes degradierter Bergleutnant, seiner innersten Bestimmung nach Musiker, seinem Temperament nach Kämpfer und Fantast, setzt seinen Traum, ein neues Erzlager zu finden, zum Trotz und gegen die Ränke einer mächtigen Gesellschaft durch. Im Kampf für sein Werk, bei dem ihm sein Weib als treuester Kamerad in unentwegtem Vertrauen zur Seite steht, wird er zum zähen Tatmenschen, immer aber bleibt er der Edelmann, dessen letzte Entscheidungen ethisch bestimmt sind. Vom Elend zahlreicher Kriege zermürbt, von Hunger getrieben, kommt eine kleine Schar schwedischer Bauern mitten im Winter den weiten Weg über die Grenzberge zu Dopps neuer Grube, um dort Arbeit und Brot zu finden, und sieht sich dort bald aufs neue dem Hunger und der Verzweifelung ausgeliefert, denn dem neuen Unternehmen mangelt es an Kapital. Wie in diesen Menschen,

die schutzlos den Elementarfeinden des Lebens ausgeliefert sind, Gottvertrauen mit Verzweifelung ringt, wie ihr Herz und ihr Mund das schlichte: „Im Namen Gottes" sprechen, als sie sich gerettet sehen, dies gibt dem Leser die an sich so einfache darum so selten bedachte Erkenntnis, daß, wenn das Leben vor die letzte Konsequenz gestellt ist, der Glaube so selbstverständlich wird, wie das tägliche Brot.

Das Buch birgt in seinen 333 Seiten eine solche Fülle von Schicksalen und Geschehnissen, daß deren Ausspinnung leicht 4 Bände der gleichen Stärke hätte füllen können. Daß der Dichter hierauf verzichtet und meist nur die Schnittpunkte herausgreift, gibt dem Werk den Reiz eines Torsos, der der Phantasie des Betrachters Spielraum läßt, durch Weglassen alles Nebensächlichen aber den Blick um so eindringlicher auf das Wichtige zwingt.

Fritz Scherer

Geschichte

Ludwig A. Winterswyl. Otto der Große. Obelisk-Verlag, Berlin, 1935. — **Der deutsche Ritterstand.** Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam, 1937. — In zwei schmalen Bänden stellt Winterswyl zwei von den bewegenden Kräften dar, die das erste Reich der Deutschen geformt haben. Die große Persönlichkeit Kaiser Ottos des Großen, des Vollenders des ersten Reiches, und den deutschen Ritterstand, der seit Otto immer mehr zur bestimmenden Macht für die Blüte des Reiches wurde. Plastisch und klar erscheint die Gestalt Ottos, und mit seinem Gestalter wird das Reich selbst lebendig. Sehr schön wird die Kontinuität des germanischen Reichsgedankens und seine Synthese mit Antike und Christentum zum universalen Kaisertum herausgearbeitet, das Ineinandergreifen von nationaler und universaler Politik gezeichnet, Sendung und Ordnung des Reiches mit der Gestalt Ottos beschworen.

Im zweiten Band zeichnet Winterswyl Sinn und Gestalt des deutschen Rittertums. Auch hier kommt es ihm darauf an, lebendige Kräfte zu zeigen. Er schildert die kriegerischen, gesellschaftlichen und weltanschaulichen Ursprünge des Rittertums und läßt uns die geschichtliche Leistung des deutschen Ritterstandes erstehen, der, in einer Zeit wo der abendländische Ritterstand seine gemeinsamen Ideale und doch seine nationalen Besonderheiten hat, durch den Dienst am Reiche besonders geprägt wird und im deutschen Ritterorden einen eigentümlich anziehenden Sonderzweig aufzuweisen hat. Mit der Größe des Reiches ist die Größe des Rittertums verbunden, in der Zeit der Reichsblüte haben seine Ideale Geltung, wird es zum bestimmenden Faktor in Kultur und Kunst. So kündet auch dieser Band vom Reich und seiner Größe.

Beide in lebendiger Sprache verfaßten Bücher sind geeignet, das Wesentliche der deutschen Vergangenheit der Gegenwart nahe zu bringen.

Günther Krasser

Werner Beumelburg. Reich und Rom. Aus dem Zeitalter der Reformation. Georg Stalling-Verlag, Oldenburg i. O., 1937. — In seinem Buche „Kaiser und Herzog", das wir vor etlichen Monaten ankündigten, schilderte Beumelburg den Kampf zwischen Barbarossa und Heinrich dem Löwen, einen Kampf, der um die Frage ging, welche Reichsidee gelten solle. Dieser Kampf ist bis zum heutigen Tag, wenn man das deutsche Volk in seiner wirklichen Ausdehnung, also vor allem einschließlich Österreichs begreift, nicht ganz abgeschlossen. In der Reformation nahm er eine besonders verwickelte Form an, auch damals stand wie immer die von den Päpsten angemaßte oberste irdische Richtergewalt mit im Vordergrund der Auseinandersetzungen, doch die Leugnung ihrer Ansprüche war sogar schon auf religiöses Gebiet ausgedehnt; die Reformation erhob einen obzwar unpolitischen, so doch ins irdische Leben tief hineinwirkenden Anspruch auf die Seelen der Menschen; zwei Begriffe des Gottesreichs standen sich also gegenüber und mußten auch das Reichsdenken beeinflussen. Dieses aber befand sich ebenfalls in einer Krise. Die letzten Wächter altreichhaften Denkens, wie der Erzkanzler Berthold von Mainz, versanken; die Fürsten dachten an die Stärkung ihrer Machtstellung; das Volk war unterdrückt, unzufrieden und in einer durchaus nicht unfruchtbaren Weise empfangsbereit für neue Gedanken; der niedere Adel fühlte sich in seiner Bedeutung geschwächt; an allen Enden erhob sich im Gefolge der religiösen Bewegungen ein merkwürdiges, gefährliches Heilbringertum, das ebenso wie die ganze Nation nur des starken, volksgemäßen Führers bedurft hätte, um Deutschland zu erneuern; in Hutten, zum Teil auch in Sickingen, erwuchs ein junges nationales Reichsdenken, das sich nicht durchsetzen konnte; gewaltig aber stieg das weltreichhafte Hausmachtplanen, das Wagen und Gewinnen der Habsburger Maximilian und Karl V. auf, das über alle Kräfte schließlich siegte und auch das Papsttum an sich band. Wie in das gewaltige Geschehen das humanistische Denken zwiespältig gestellt ist, die Reformation ihre nationale Aufgabe nicht zu ergreifen vermag, wie Luther dämonisch seinen Weg geht, der nicht ohne unheimliche Schatten ist, die den Schatten über dem deutschen Volk vermehren, wie die Fuggersche Geldmacht ihre Gewinne zieht und deutsches Geschick mitbestimmt, wie im weltpolitischen Raum die neuen Erdteile wesentlich werden, Frankreich, England und die Türken mitspielen — diese Fülle von Kräften, die das deutsche Volk und Reich tragisch um große Ansätze zur Wiedergeburt brachten und in ein jahrhundertlanges Siechtum stürzten, wurde von Beumelburg in ein Gemälde gezwungen, das wir nur mit Bewunderung entgegennehmen können. Einfach und stark ist seine Darstellung, die das Wesentliche klar erfaßt und klar wiedergibt, und hier wieder ein Schicksalsbuch gestaltet, das ins Volk dringen wird, wie andere seiner Werke, als eine politische Lehre und als eine tiefe Schau in jene Gewalten, die unser Volk in seiner geschichtlichen Aufgabe bestimmten, die es heute zum Teil noch beeinflussen und denen es gewach-

sen ist und derer es sich bedienen kann, wenn es sich selbst zu sehen vermag, was es damals noch nicht oder nicht mehr vermocht hatte.

Heinrich Zillich

Auguste Bailly. Der Kardinal als Diktator. Das Leben Richelieus. Paul List-Verlag, Leipzig 1937. — Dem politischen Deutschen unserer Tage wird die einzigartige Persönlichkeit des französischen Staatsmannes, von dem auch heute noch spürbare Kraftströme ausgehen, immer Interesse abnötigen. Erst kürzlich ist diesem schöpferisch-großen Leben eine Darstellung gewidmet worden (Carl Burckhardt, Richelieu. Der Aufstieg zur Macht), der ein großer Bucherfolg zu Teil wurde — zugleich eine der schönsten und feinsten Blüten in dem wunderbar reichen Garten deutscher Geschichtsschreibung.

Das Buch des zweifellos außerhalb der Zunft stehenden Franzosen Auguste Bailly muß mit anderem Maß gemessen werden. Er hat nicht die Absicht, gleichfalls eine pragmatische Biographie zu geben. Er will den Menschen Richelieu (der von seinem Lebenswerk allerdings nicht zu trennen ist) schildern „im täglichen Leben", „als Organisator" und als Kämpfer und greift mit psychologischem Können nur die entscheidenden Abschnitte der an dramatischen Höhepunkten so reichen äußeren Lebensgeschichte des Kardinals heraus. Nach einigen mehr andeutenden Auslassungen über die freudlosen ersten Jugendjahre und über die Pariser Lehrjahre wird der Kampf um die Macht mit breiterem Pinsel gestaltet. Erstaunlich, wie Richelieu seine Handlungen mit beinahe seherischer Sicherheit auf das eine als innerste Sendung empfundene Ziel abstellt, dem er mit jeder Fiber seines Herzens zustrebt: die Leitung der Staatsgeschäfte. Jetzt weitet sich die Darstellung zu einem sehr lebendig gesehenen Gemälde des Frankreichs Ludwigs XIII., das noch so unerwartet stark in feudalstaatlichen Vorstellungen befangen ist. Hier wird Richelieu mit eiserner Faust Wandel schaffen, um am Ende eines fast beispiellos ausgefüllten Daseins die Grundlagen für den stolzen Bau des ersten europäischen Einheitsstaates gelegt zu haben. In seiner Todesstunde zieht er mit den gewaltigen von nordischem Geist durchpulsten Worten noch einmal die Summe dieses Lebens: „Ich habe keine anderen Feinde gehabt, als die des Staates".

Wo Bailly auf die Probleme der europäischen Politik zu sprechen kommt, wertet er sehr subjektiv als Franzose und Katholik. Das ist mitunter reizvoll, nur muß man sich dieser Tatsache immer bewußt bleiben. Seine Charakterisierung Gustav Adolfs etwa: „Ein pausbäckiger, bramarbasierender Typus, ... der sich immer auf der Grenze von Genie und Wahnsinn hielt", kann man höchstens mit einem Lächeln abtun.

Die Sprache des Buches ist gepflegt und fließt in jenem das französische Formempfinden so kennzeichnenden leichten und anmutigen Rhythmus dahin. Daß der Verfasser häufig auch die Quellen selber sprechen läßt, erhöht den Eindruck der Unmittelbarkeit des Erzählten. So ist dies geistreiche Buch durchaus geeignet, eine große geschichtliche Persönlichkeit auch weiteren Kreisen nahezubringen.

Gustav Gündisch

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Cisnădie-Heltau 92 bei Sibiu-Hermannstadt
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Krafft & Drotleff A. G.



Hermann Lani, Stammbaum

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
15. JAHR FEBRUAR HEFT 2

Die baltischen Deutschen

Von Rudolf Häberle

Auf langer Front, der Ostgrenze des geschlossenen deutschen Volksbodens vorgelagert, liegt der Gürtel der außendeutschen Volksgruppen, der vom Finnischen Meerbusen wohl über 1000 Kilometer bis in die Karpathenländer, die Donauebenen und an das Schwarze Meer reicht: keineswegs gleichzeitig, keineswegs unter denselben Voraussetzungen entstanden, ist ihm doch eines gemeinsam: Strandseen, Vorbrüche und abgeschnittene Altwasser sind sie der großen Siedlerwellen, die vom frühen Mittelalter bis in die Neuzeit hinein das deutsche Volk in die raumweiten Ebenen des Ostens warf.

Im Jahre 1200 landete eine Flotte von 23 bewaffneten Seglern in der Dünamündung, geführt von einem Manne, der als Staatsmann wie als kühner Politiker ebenbürtig in die Reihe der großen Führerpersönlichkeiten der mittelalterlichen Ostlandkolonisation treten sollte, neben die Billunger, den Welfischen Löwen und den Askanischen Bären: Albert von Livland, der seiner Kirche ein neues Missionsfeld, dem Deutschen Reiche aber eine weit vorgeschobene Grenzmark erstreiten sollte. Und in seinem Gefolge niedersächsische Ministeriale und Edelleute, hanseatische Kaufleute und Bürger, eine Auslese nordrassigen, wagnisfrohen Blutes.

Ungeheuer muß die Überlegenheit, aber auch die geistige Stoßkraft dieser Männer gewesen sein, die in drei Menschenaltern härtesten Ringens der kühnen Planung politische Wirklichkeit verliehen. Die den russischen Einfluß hinter den Peipus zurückwarfen und die Narwagrenze sicherten, die als Ordensbrüder und Stiftsvasallen Kämpfe gegen zehn- und zwanzigfache Übermacht als gegebene Selbstverständlichkeit erachteten. Fünfzig Schwertbrüder fielen 1236 bei Saule gegen die Litauer, eine Niederlage, die das ganze Kolonisationswerk gefährdete (!) und nur durch das Eingreifen des Deutschen Ordens aus Preußen verwunden werden konnte, der die wenigen überlebenden Ritter in seine Reihen aufnahm und durch Entsen-

dung von 60 Brüdern nach Livland die bedrohte Kolonie rettete. Wenn je zu einer Zeit so mochte in jenen Heldenjahrzehnten der baltischen Ostmark das Wort gelten, daß die Herzen nicht gezählt, sondern gewogen wurden!

Während Dome und Gildenhäuser in den deutschen Städten Livlands erwuchsen, kühne wuchtige Zeugnisse des neuen Backsteinstils, und in ihrer Formgestaltung sogar auf das Bauschaffen des Altreichs befruchtend zurückwirkten, während Handelsgeist und Bürgerfleiß Wohlstand schaffen und mächtige Schlösser und befestigte Adelssitze das Land sichern, formt sich aus den ersten Ostlandfahrern, deren Kindern und Kindeskindern ein besonderer deutscher Menschenschlag, geprägt durch Umwelt und Aufgabe. Ohne deutsche Bauernsiedlung ist ja das Kolonisationswerk in Livland geblieben. So stehen sich für alle Folgezeit landeseingeborenes „undeutsches" Volk und herrische deutsche Bürger und Ritter gegenüber. Dünkel und hochfahrender Sinn mochten sich daran entzünden, aber auch Herrensein und die stolze Verantwortung, die dort wächst, wo die Augen auf Einen gerichtet sind.

Wie in allen deutschen Landen ist auch die livländische Geschichte von inneren Machtkämpfen und Auseinandersetzungen zerrissen worden. Orden und Erzbischof rangen um die Vormachtstellung im Lande. Aber als der Moskowiter jenseits der Narwa und der Peipusgrenze meinte zum Sprung auf Europa ansetzen zu können, warf Wolter von Plettenberg, Meister Deutschen Ordens zu Livland, seine übermächtigen Heerscharen 1502 am Smolina-See. Wieder stand das kleine deutsche Aufgebot einer vielfachen übermacht gegenüber. Und wiederum siegte nicht die Zahl, sondern der Geist und der Wille.

Freilich ein halbes Jahrhundert später, durch die Reformation in dem geistlichen Gefüge ihres territorialstaatlichen Aufbaues geschwächt, fällt die deutsche Grenzmark einem neuen Vorstoß aus dem Osten zum Opfer. Von Kaiser und Reich im Stich gelassen, geht sie 1561 verloren, nicht anders als im Westen die lothringischen Städte Metz, Toul und Verdun zwei Jahre zuvor.

Schweden und Polen reißen sich mit dem Moskowiter um die willkommene Beute. Und dennoch: trotz Verheerung, Brand, Pest und grenzenloser Verarmung, die Landstände, die sich am Ausgang der Bischofs- und Ordenszeit aus den mächtigen Vasallengeschlechtern gebildet hatten, sie treten als Wahrer der deutschen Landesrechte

auf. In allen Unterwerfungsakten, die seit 1561 jeden neuen Herrschaftswechsel begleiten, kehren sie wieder, die Forderungen — widerstrebend bewilligt, gern gebrochen und dennoch auf der anderen Seite zäh und dauernd verteidigt: deutsches Recht, deutsche Verwaltung, lutherisches Bekenntnis. War nach der Losreißung der Grenzmark vom Reich und ihrer Aufschlagung in einzelne Landschaften auch die staatliche Oberhoheit fremd: polnisch, schwedisch, russisch, die Herrschaft im Lande blieb deutsch; gerade zu schwedischer Zeit (1621 bis 1710) bildete sich die deutsche Selbstverwaltung im Lande, der „Livländische Landesstaat" in seiner klassischen Form aus, der weit bis in das 19. Jahrhundert hinein Geltung behalten sollte und erst stückweise der Zerstörungsarbeit der Russifizierung und des Liberalismus zum Opfer fiel.

Kurland, Livland, Estland — jede Landschaft hat ja ihr Sonderschicksal gehabt, in jeder formt sich ein besonderer Schlag des baltischen Deutschen. Nüchtern, kaufmännisch, verbindlich, diplomatisch der Estländer, unumgänglicher, schroffer der Livländer, richtungweisend, gewöhnlich auf politischem und geistigem Gebiet, freilich in besonderer Leidenschaftlichkeit und Zerrissenheit, alle grundsätzlichen Strömungen unter sich auskämpfend, eigenwüchsig gesund, aber auch selbstherrlich und absonderungsbereit der Kurländer. Nach der Einverleibung Kurlands in das russische Reich (1795) sind die Landschaften wieder vereint, aber erst an der Dorpater Landesuniversität (gegr. 1802) bildet sich bei Kur-, Liv- und Estländern erneut das gemeinsame Bewußtsein ihrer baltischen Zusammengehörigkeit. Sie wird auch die Bildungsstätte, an der die scharfen ständischen Gegensätze von Adel und Bürgertum sich auszugleichen beginnen.

Ein volles Jahrhundert liegen Schrecken und Zerstörung des Nordischen Krieges zurück, längst ist der Wiederaufbau des Landes abgeschlossen, in leuchtendem Weiß grüßen die säulengeschmückten Auffahrten der Herrenhäuser aus den Parks, in kunstsinniger Beschaulichkeit erlebt die Volksgruppe in der Zeit des „baltischen Stillebens" eine Periode biedermeierlichen Wohlstandes: Geselligkeitsvereine, „Mußen" und „Ressourcen" entstehen, Studentenkommerse mit Landauer und Korporationsfahnen, Vaterlandslieder recht unpolitischer Burschenschaftsbegeisterung, aufblühender Handel, erste Bahnbauten. Drohend wetterleuchten dazu im Osten die ersten Vorboten kommender Nationalitätenkämpfe.

Dann bricht die Russifizierung über das Land herein. Und während sich der deutsche Widerstand zu vergeblichem Kampf um die altverbrieften Landesrechte zusammenschart, die doch nicht weniger auch den politischen Besitzstand der Volksgruppe sahen, bereitet sich, unbeachtet und fälschlich gering geschätzt der Aufmarsch des jungen lettischen und estnischen Nationalismus unterirdisch vor, die jahrhundertalte Herren- und Vormachtstellung der Deutschen zu brechen. Voraussetzung dazu aber bietet in tragischer Verquickung die letzte politische Großtat der baltischen Ritterschaften, die weit angelegte Agrarreform, die durch Schaffung eines wirtschaftlich gesicherten unabhängigen nichtdeutschen Bauernstandes den Sturz der deutschen Machtstellung erst ermöglicht. In die deutschen Städte dringt ein lettisches und estnisches Bürgertum ein, erobert in zähem Vorrücken Kleinhandel und Handwerk, während gerade der deutsche Mittelstand zur gleichen Zeit vielfach den materiellen Lockungen und ungeheuren Möglichkeiten des weiten russischen Reichsinnern folgt und abwandert.

In dem Anbranden des erwachenden Nationalismus der Ostvölker gegen die Halligenreihe der deutschen Volksgruppen stellt der Abwehrkampf der baltischen Deutschen nur einen Frontabschnitt dar. Einen besonders schwer berannten freilich insofern, als lettisch-estnischer Nationalismus und die Nivellierungskräfte des ausweitungslüsternen russischen Ostens sich zu einem keineswegs nur zeitweiligen Bündnis zusammenfanden. Während die Russifizierung die jahrhundertalten Bollwerke der deutschen Geltung in Landesverwaltung, Zünften, Gerichtswesen niederriß, um zuletzt auch in den deutschen Kulturbereich: Schulen und Universität einzubrechen, drangen Letten und Esten in immer neue Zweige des Wirtschaftslebens ein, nutzten nicht zuletzt die starke Industrialisierung der größeren Städte aus durch Stellung eines undeutschen Proletariats, das weiten neuentstandenen Stadtvierteln fortan sein Gepräge gab. War bis an die Mitte des 19. Jahrhunderts noch die baltische Stadt geblieben, mit wenig entscheidendem Bevölkerungsanteil an Hausknechten, Mägden, Vorstadtkrämern oder unzünftigen Kleinhandwerkern, beginnt zum Ende des Jahrhunderts in den Städten das Deutschtum nur mehr die allerdings weithin alles Leben beherrschende Oberschicht zu bilden. Diese Oberschicht ist auch Trägerin der antirussischen Abwehr, während der geschwächte Mittelstand, bereits

hier und da mit fremdem Blut durchsetzt, in politische Passivität versinkt, gleichzeitig aber der soziale Abstand zur Bildungsschicht immer weiter aufreißt.

Die lettisch-estnische Revolution von 1905 stößt die deutsche Volksgruppe aus allen Illusionen über die belächelten Absichten der Undeutschen, stößt sie in die Härte der Wirklichkeit eines völkischen Zweifrontenkrieges hinein. Gutgemeint und etwas hilflos bleiben die als Kulturvereine gegründeten „Deutschen Vereine" mit dem Zweck eines Zusammenschlusses aller Deutschen des Landes. Von realpolitischem Instinkt aber zeugen die Siedlungsvorhaben vereinzelter Gutsbesitzer mit rußlanddeutschem Bauernmaterial. Rund 20.000 Kolonisten werden im Laufe von 8 Jahren im Lande untergebracht.

Dann fegt der Weltkrieg über das Land und die Volksgruppe hinweg. Während die Väter und Söhne mit geschlossenen Lippen ihren Dienst im russischen Heere tun, wird in der Heimat jedes deutsche Wort verboten, gesprochen oder gedruckt. Sinnlose Verhaftungen jagen einander, Behördenterror und Willkür unter gleichzeitiger bewußter Köderung der lettischen und estnischen politischen Instinkte, deren Ansprüche sprungweise höher schnellen. Deutsche Besatzungsarmeen rücken ins Land. Am 3. September 1917 fällt Riga. Im folgenden Februar wird das Land bis an den Peipus von den revolutionierenden russischen Soldatenhaufen gesäubert. In Brest-Litowsk erfolgt die Abtretung der Ostseeprovinzen durch Rußland ...

Aber am 9. November bricht mit dem Verrat im Reich die Okkupationsgewalt zusammen. Das Abfluten der disziplinlosen Etappenarmeen in die Heimat beginnt. Unter Förderung durch den deutschen Generalbevollmächtigten Winnig wird in Riga am 18. November eine lettische Republik ausgerufen, in Reval sammelt sich erneut die bereits im Februar vor dem deutschen Einmarsch zusammengetretene estnische Regierung, die Gewalt im Lande zu übernehmen.

Hinter den weichenden deutschen Besatzungstruppen dringt die Rote Armee ins Land. Im estländischen Norden sammeln sich Deutsche und Esten zu gemeinsamem Widerstand. Lettland aber muß fast ganz geräumt werden. Die freiwilligen Formationen der baltischen Deutschen sind dem Gegner im Anfang nicht gewachsen. Die lettischen aber? Drei ganze lettische Kompanien können den Bolschewisten entgegengeworfen werden, denen die Bevölkerung mit offenkundiger Sympathie entgegensieht; handelt es sich doch vor-

nehmlich um rote lettische Schützenregimenter, die die bolschewistische Gewalt verkörpern!

Von Libau aus setzt später der Gegenstoß an. Das Reich organisiert ihn und stellt die Führung. Reichsdeutsche Freikorps, baltische Deutsche und lettische Freiwillige (Kolpakbataillon) im Zahlenverhältnis von 10:3:1 (!) stellen die Kämpfer. So wird Kurland befreit, so fällt am 22. Mai 1919 Riga.

Freilich die unter deutscher Beteiligung aufgestellte Needraregierung gewinnt keine Popularität im lettischen Volke. Die Rückkehr der deutschfeindlichen Regierung Ulmanis mit estnischer Hilfe bedeutet ein endgültiges Einschwenken der lettländischen Politik auf die Ententeseite. Die Zeche haben die deutschen Freikorps zu bezahlen.

*

Und die baltischen Deutschen?

Fortan beginnt für sie eine neue Periode. Sie wird eingeleitet durch die Agrarreform, die dem politisch nunmehr entmachteten Deutschtum auch wirtschaftlich das Rückgrat brechen soll. $4^1/_2$ Millionen Hektar, d. h. rund fünfundvierzigtausend Quadratkilometer deutschen Bodens (das ist ein Gebiet so groß wie Sachsen, Württemberg und Baden zusammengenommen!) verfällt der Enteignung. Nicht nur die deutschen Adelsfamilien, sondern weit über 15.000 deutsche Pächter, Müller, Förster, Verwalter werden von der Scholle vertrieben; zudem verliert die Volksgruppe in beiden Staaten ihre überlieferte politische Führungsschicht. Anstelle des bisher führenden Landadels treten in Estland Kaufmannskreise, in Lettland städtische Juristen und Schulmänner.

Der politische Liberalismus wird zur herrschenden Überzeugung. Die Stellung der Deutschen im neuen Staat ist in Lettland wie in Estland eigentlich wenig unterschieden, wenn auch die Haltung der Esten ihnen gegenüber nüchterner, weniger von hochgepeitschten Rückgefühlen bestimmt blieb als die der Letten. Zugeständnisse auf kulturellem Gebiet (Schulwesen) wurden durch anderweitige Maßnahmen (Domenteignung in Riga und Reval, lettländisches Landeswehrgesetz, Gildenenteignung) reichlich wettgemacht. Der Übergang zum autoritären Regime bedeutete in beiden Staaten auch eine Regierung der wenigen bisher zugebilligten Zugeständnisse. In Lettland wie in Estland ist die deutsche Schule schwer bedroht, in mehreren Fächern

der muttersprachliche Unterricht abgeschafft. Den Letten allein vorbehalten blieb freilich jene ganz groß angelegte Umfälschung der Landesgeschichte, die der Hochzüchtung eines nationalen Selbstbewußtseins dienen soll. Die Niederlegung der mittelalterlichen Innenstadt Rigas ist nur eine Teilaktion dieses Planes. Hand in Hand mit der „Ausmerzung" der deutschen Leistung aus der Landesgeschichte geht die wirtschaftliche Drosselung, die in diesem Ausmaße ebenfalls keine Entsprechung in Estland findet.

Innerhalb der deutschen Volksgruppe fand beginnend mit den ersten Nachkriegsjahren ein völkischer Bröckelungsprozeß in beiden Staaten statt. Entvolkung in den sozial stark isolierten mittelständischen Schichten, Geburtenschwund, Mischehen, Abwanderung, Ein- und Keinkindersystem gingen mit einer zunehmenden völkischen Einschüchterung Hand in Hand.

Wie in allen deutschen Volksgruppen des Ostens löste die deutsche nationalsozialistische Revolution des Jahres 1933 eine tiefreichende innere Aufrüttelung des baltischen Deutschtums aus. Der in Estland fehlgeschlagene Versuch einer innerdeutschen nationalsozialistischen „Machtergreifung" wurde in Lettland gar nicht erst gemacht. Wohl aber setzte hier ein erbittertes Sturmlaufen gegen die aus der Ära des Demokraten Schiemann (heute in österreichischem Solde von Wien aus für „volksdeutsche Belange" tätig!) stammenden politischen Führungskreise ein. Hilflosigkeit gegenüber den biologischen und soziologischen Zerfallserscheinungen, planmäßige Abriegelung und Verketzerung der deutschen Erneuerungsideen wurden ihr mit Leidenschaft zum Vorwurf gemacht. Die Auseinandersetzungen nahmen zeitweilig einen außerordentlich scharfen Charakter an. Dennoch konnte trotz aller weltanschaulichen Gegensätze auf rein arbeitsmäßiger Grundlage immer wieder eine Übereinkunft getroffen werden. Die mehrfachen Versuche, innerhalb der Jugend einen Gegenblock gegen die Erneuerungsbewegung zu schaffen, zeitigten für das liberalistische „System" schließlich nur eine gleiche Anzahl bitterer Enttäuschungen; im ganzen hat das Ringen — das gleichwohl noch keineswegs abgeschlossen ist — der völkischen Gesamtarbeit in Lettland auf einer Reihe wesentlicher Gebiete schon eine weitreichende Befruchtung und Aktivierung gebracht.

Die innerdeutsche Entwicklung in Estland verlief im Gegensatz zur lettländischen ruhiger, leidenschaftsloser, konzilianter. Die Fron-

ten blieben weniger schroff abgesteckt, die Verständigungsmöglichkeiten schienen bei weitem günstiger. Dennoch mag mit Recht bezweifelt werden, ob die schmerzliche Spannung der deutschen Zeitwende dort überhaupt bereits in ihrer ganzen Reichweite ins Bewußtsein getreten ist, ob nicht Kämpfe und Härten, die man zufrieden umgangen wähnte, erst noch bevorstehen.

Für die baltischen Deutschen Lettlands wie Estlands gilt heute und in Zukunft als wichtigstes die gleiche Aufgabe: der biologischen Rückgangs- und Krankheitserscheinungen der Volksgruppe Herr zu werden und durch planvoll sorgfältige Berufsausbildung dem Nachwuchs den absichtlich zusammengeschnürten Lebensraum zu erweitern. Die lettländische Bevölkerungsstatistik wies für das Jahr 1936 Ergebnisse auf, die zu der Annahme berechtigen, daß hier der Tiefstand der Krise bereits überwunden ist und die Aufwärtsentwicklung eingesetzt hat. Neben den Willensimpulsen der deutschen Erneuerung mag dies — so paradox das klingt — nicht zuletzt auch auf den sehr scharfen nationalen Druck zurückgehen, unter dem die Volksgruppe heute steht, der zwangsläufig viele Illusionen bequemen Sichgehenlassens zerriß und vielfach eine völkische Wiederbesinnung wachrüttelte. Härte, Widerstandswille, Selbstvertrauen, Kameradschaft und Hingabefähigkeit sind Begriffe, die heute bereits mit einem ganz anderen Widerhall rechnen können, als dies noch vor 6 Jahren vorauszusehen war. Denn es mag der deutsche Mensch des baltischen Ostens wohl hin und wieder einer behutsamen Einschläferung gefährlich unterliegen. Der Knüppel weckt ihn und ruft ihm die geschwundene Lebenskraft und den Lebenswillen wieder wach. Heute nicht anders, als in vergangenen Jahrhunderten.

Von der Ein- und Reinigkeit unseres sächsischen Volkes

Von Johann Wolff

„Dieweil die Einigkeit unsers Volks nächst Gottes Providenz die einzige Ursache ist, daß nach so vielen Staatsveränderungen unsere Nation gleich wohlen noch stehet, dagegen da man uneinig gewesen, man nicht allein die Einigkeit des Glaubens verloren, sondern gar von der Nation völlig hinweggerissen worden, so soll Jedermann darob sein ...., daß keine undeutsche Nationsverwandte, als Razen,

Walachen, Winden, Kroaten, Böhmen, Spanier, Franzosen, Wälsche, Polaken, Unger, Moskowiten und dergl. zum Bürgerrecht gelassen werden, es hätte denn die ganze Republik eine sonderbare Nothdurft, Jemanden aus einem fremden Land oder Nation Verstandes, Geschicklichkeit, freier und andrer Kunst halber auf- und anzunehmen." So gebieten die Stadtordnungen, in denen Hermannstadts und Schäßburgs Bürgerschaft nach der Mitte des 16. Jahrhunderts die gemeinen Rechte und Pflichten zusammengestellt hat. Denn — so fügen sie bei — „hauptsächlich darinnen bestehet die privilegierte Unitas populi oder Ein- und Reinigkeit unsers sächsischen Volkes, daß wir mit fremden Nationen unvermischt bleiben, darob steif und festhalten." Darum ist „einem Fremden kein Haus oder Grundstück zu kaufen frei, ... trifft es sich, daß ein Advena oder Fremdling per testamentum oder anders von einem Indigena oder Burger etwas erben soll, so fallen ihnen zwar die Mobilien in Substantia, die Häuser aber und Grundstücke nur dem bloßen Werth nach zu und soll solchenfalls einer bürgerlichen Person verkauft werden." Sie müssen böse Erfahrungen gemacht haben in ihrer eigenen Mitte; die Uneinigkeit, Spaltung und Zertrennung, in der das deutsche Klausenburg in Trümmer gegangen war, muß ihnen schwer auf der Seele gelastet haben. Darum wollen sie „mit Steif- und Festhaltung über unserer einerlei Nation der Sachsen und derselben Freithumen, Ordnungen und Gewohnheiten, mit Banden der Häuser und Erbschaften und Besitzung, also auch mit guter Hut und Ordnung der Heiraten, Sippschaften und Ererbungen" Frieden und Einigkeit erhalten, dem Aergernis bei Zeiten wehren, „ehe es überhand nimmt und ferner einreißt, da dann keine Arzenei nicht helfen wird." Wer aber gegen diese Ordnungen „handeln wird wollen, Rath und That dazu geben, Schutz und Schirm darüber halten, derselbe wird an den Tag geben sein unruhiges und unfreundliches Gemüth, welches deshalb demselben aufgemerkt sein soll und er soll von allen gemeinen Aemtern verwiesen sein," und wer eine dieser Bestimmungen übertritt, „sich darnach nicht hält, der ist keiner Ehren werth."[1]) Und Ehrlosigkeit ist jenen Männern nahezu gleichbedeutend mit Rechtlosigkeit; wer keiner Ehren werth ist, der ist für sie geächtet.

[1]) Schuler v. Libloy, Materialien zur siebenb. Rechtsgeschichte, S. 75 f. 110 f. Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde VIII, 88 ff. vor allem D. G. Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen, 2. Aufl. 2, 42 ff.

Da sich aber doch vielleicht einer finden könnte, dem diese Strafe nicht die schwerste Strafe sei, setzten sie auch Geld- und andere Bußen fest für die, welche unbewegliche Güter an fremde Leute verkauften oder sonstwie Spaltung und Zwietracht schufen. Am 15. März 1579 wiesen die Hannen und Rathsgeschworenen der Mühlbächer Stuhlsgemeinden zu Recht: daß Niemand Häuser, Wiesenerb, Ackerland, Weingärten, Gärten und Hofstellen zum merklichen Schaden der Stadt und der Gemeinden und zum Nachtheil der Freundschaft und Nachbarschaft an fremde Personen und fremde Nationen verkaufen, versetzen, verschenken oder verwechseln dürfe, wer aber solches dennoch thue, der solle gestraft werden um zwanzig Mark Silber und der Kauf, die Verwechselung und Verschenkung solle aufgehoben werden.

Es sind das die Wahrzeichen einer neuen Noth. Von allen Seiten kommen Krieg, Raub und List; darum wollen die deutschen Männer zum mindesten im Kreise des eigenen Heims den Frieden erhalten: wer ihn bricht und „wer sich austhut aus der Nachbarschaft, dem soll Feuer und Wasser versagt werden;" sie wollen Ordnung bewahren in Stadt und Dorf, darum soll Straßenläufern und schädlichen Menschen die Niederlassung verwehrt sein; sie wollen nach dem eigenen Recht und in der eigenen Sprache ihre Angelegenheiten ordnen, darum muß denen, die sich zu ihren Herren machen und die deutsche Sprache einer fremden Sprache unterjochen möchten, darum muß jedem Störefried die Haus- und Hofgenossenschaft versagt sein. Man hatte solche Dinge erlebt, daß man nur noch Vertrauen hatte zu denen, von denen man sagen konnte: et äs aser ener, er gehört zu unserm Volke. Es muß sie hart bedrückt haben, die sächsischen Rathgeschworenen und ihre Hannen, daß sie sich allenthalben und immer wieder im Vorort des Freistuhles versammeln und sich und ihre Gemeinden rechtlich verpflichten, den gefährlichen Neuerungen, den feindseligen Begehrungen der Nachbarvölker zu steuern. Da war es wieder wie zu der Zeit der Vorfahren, der vermöglichste und der tüchtigste Mann wurde an die Spitze der Gemeinde gestellt, und wäre die Zeit nicht eine andere, eine schwerere gewesen, es wäre wieder gekommen wie zu der Zeit der Gräfen.

Es waren starke und vielvermögende Wirthe, jene Hannen, denen das große steinerne Haus mit den geweißelten Steinsäulen im Fenster am obern Dorfende von Kelling zu eigen gehörte. Mehr als einer von ihnen hat jahrelang den Richterstab geführt. Die Statt-

lichkeit des Hauses mag mitgewirkt haben, daß ihn die Gemeinde diesen Männern übertrug. Im Aeußern des Hauses sahen die Nachbarn das Abbild seines Innern, ein Gleichniß seines Besitzers, den Ausdruck der in ihm waltenden Art. Noch heute wissen alte Männer zu erzählen, daß sich die längste Zeit kein Hof mit dem am Fallthore habe messen können. Sein Herr hatte einen prächtigen Reichthum gesammelt in Truhen und Schränken, in Keller und Stall. Die blanken Waffen in der Armerei erzählten von streitbarer Zeit und mannhaftem Muthe. Und so steif trug der Mann den Nacken wie sein Haus den hohen Giebel. Er bückte sich vor Keinem im Dorfe und im Stuhle. Wäre er zweihundert Jahre früher gekommen, er hätte gewiß auch versucht, was Erwins erbgräfliches Geschlecht unternommen hatte. Wie der Magister Fabritius in Freytag's Markus König konnte auch er zum ungrischen Edelmann sprechen: „Und wahrlich, Herr, für euer stolzes Haus wäre es ein Segen und Glück, wenn mein Kind als Schwiegertochter darin hauste." Doch die neue Zeit verbot dem klugen Manne, genau dieselben Wege zu wandeln, welche Erwins Kinder gegangen. Er bändigte den Drang in das Weite, er ließ ihn nicht aufkommen jenen großen geschichtlichen Gedanken, dessen Träger die geächteten Gräfen gewesen: außer dem Befang des Sachsenlands neues Gebiet zu erobern und dem deutschen Wesen unter dem Banner der Kultur neue Heimstätten zu gründen. In einem andern aber war er ihnen, den Gräfen, — so erzählt man — gar nahe verwandt. Für die Lasten des Hannenamtes suchte er und suchten seine Söhne ihren Lohn nicht eben selten auf dem Gemeingrund.

Sein großes Vermögen machte ihn unabhängig vom guten und bösen Willen Andrer, auch von dem Neider auf adeligem Boden. Starkes Sinnes konnte er das Gericht hegen, furchtlos das Hattertrecht hüten. Und gut zu Statten kam ihm dabei, daß er ein steinernes Haus besaß. Die räuberische Gewaltthat der fremdgearteten Siedler am Waldrande zwang ihn gar oft zu hartstrafendem Spruche und zu züchtigender That. Dann warfen ihm die tückischen Frevler den zündenden Funken in Stall und Scheune, daß niederbrannte, was nicht von Stein war.

Tag und Nacht muß der Hann sein Haus offen halten, für den Armen so gut wie für den Reichen. So forderte die Noth der Zeit, so wollte es die Pflicht des Hannenamts und das stolze Selbstgefühl

der freien Bauern.[1]) „Der Hann muß Tag und Nacht dem Dorf in allen Fällen zu Dienste stehen", „es muß der Hann sein Haus Tag und Nacht aller Concedens frei und offen halten", so begehrt der alte Rechtsbrauch zu Radeln und Kaisd, und so sprechen die sächsischen Satzungen immer und überall. Der Hann soll sich aufs Recht verstehen, er soll das Recht finden helfen, aber weisen soll nicht er es, nicht ihm allein kommt es zu, „ins Recht zu bringen" was Unrecht ist. Alle richtende Gewalt wird geübt von der Genossenschaft der freien Männer, und der Hann ist nur ihr Vorsitzer und nur der Vollzieher des durch sie gefundenen Urtheils.

Wenn der Tag sich scheidet, treten die Aeltesten der Gemeinde in der großen Hofstube zusammen, mit dem Hannen gemeinsam „zu sprechen und zu weisen zu Recht". Sie regeln den Weidegang, gebieten die Bestellung des Feldes und schlichten die Grenzstreitigkeiten; sie verleihen freies Holz aus dem Gemeinbusch zu Haus und Scheuer; sie verhängen dem Brecher der öffentlichen, allen bekannten Ordnung empfindsame Strafe und sühnen die geleidigte Sitte; sie hüten den nachbarlichen Frieden und erwägen, was der Schule noth und der Kirche gut thut; sie verweisen den haderstiftenden Fremden, sie geben Haus- und Hofrecht dem zugewanderten Deutschen, so er ehrlich und frei geboren ist; sie theilen die ausgeschriebene Steuer auf nach der Zahl der Höfe, führen Verzeichniß über die Dienste, die jeder Hof geleistet, und mühen sich viel wegen der Heerfahrt. Immer wieder kommen vom Königsrichter Boten; der eine heischt Geld zur Anwerbung von Soldtruppen und zur Zahlung der Kontribution, der andere schreit die neue Heerfahrt ins Land. Fast jeder Tag brachte neue Fragen und die schlichte Wahrhaftigkeit jener Männer wußte sie zu lösen. Kamen besonders wichtige und schwierige Angelegenheiten vor, so gebot der Hann, daß jeder volle Hofwirth nach dem Sonntagsgottesdienst unter den Linden bei der Kirche

[1]) Was zu Hildesheim vorfiel, hat sehr wohl auch unter ihnen vorkommen können. Eines Nachts ruft der Hildesheim'sche Fuhrmann Teigler seinem Knaben: „Junge stah up", heißt ihn sich ankleiden, führt ihn zum Hause des Bürgermeisters, pocht diesen aus dem Schlafe und begehrt Einlaß. Teigler begrüßt den Bürgermeister und spricht zu seinem Buben: „Sieh, dat is dat Recht von em hilmenschen Börger, dat hei in aller und jeder Thid den Borgemester spreken kann. Nichts vor ungut, Herr Borgemester." Drauf geht er mit einem gute Nacht von dannen.

sich einfinde, damit jeder rathen und mitbeschließen helfe, was man thuen solle. So hatten ja auch die Väter, wie es die volle Lebensgemeinschaft verlangte, immer gemeinsam berathen und beschlossen. Wie im Friesland das freie Mannsvolk unter dem dunkeln Blätterdach dreier mächtigen Eichen, beim Upstalsbom, wie die Franken vor dem Rathhause zu Bingen unter den drei Linden die ungebotenen Dinge dreimal des Jahres abhielten, so versammelten sich auch die siebenbürgisch-deutschen Genossen noch manches Menschenalter nach der Einwanderung unter breitschattenden Bäumen zur Gerichtshandlung, zu der Niemand besonders geladen zu werden brauchte.

Die Denkzeichen jener ehrwürdigen Vergangenheit, die immergrünen Tannenbäumchen, stehen heute noch vor dem Nationalhause zu Hermannstadt.

„Damals hatte man — wie es in der Sachsengeschichte heißt — noch nicht erfunden, daß nur Wenige wissen dürften von dem, was alle anging, oder daß Einzelne festsetzten, was über Wohl und Wehe der Gesamtheit entschied und diese hätte nichts als das Folgen und das Zahlen fürs Befehlen.... Hätte man schon damals nur in engen Rathsstuben für das Gemeinrecht gesorgt und hätte nur reden und entscheiden dürfen, wen man dafür bezahlt, unser Volk hätte keine Blüthezeit gehabt."

Das alte Dorfrecht war nicht ausgeheckt worden in verschlossenen Studierstuben und kahlen Amtslokalitäten. In die wohl erwogene Rede der geschworenen Männer leuchtete wärmend, sänftigend und kräftigend das stille Feuer des häuslichen Herdes. Was sie draußen als heilsam oder übel erkannt hatten, das richteten und schlichteten sie in der traulichen, herzwarmen Stimmung des Hauses. Und die Borger und die Söhne des Hannen hörten aus dem Winkel oder vom hohen Bette herab auf die bedächtige, lange Erfahrungen zusammenfassende Rede der gewählten Alten. Das ernste Ringen und verständige Zusammenklingen der Meinungen wirkte erleuchtend und festigend auf ihre Geister und ließ sie früh erkennen, was „ehrbare und unehrbare Sach sei." Und wenn es in spätern Tagen an sie kam zu rathen und zu thaten, dann konnten sie getrost in den Schrank ihrer Erinnerungen greifen, dann wußten sie, welches Recht „auf sie erwachsen" war von ihren Eltern. So ward unser Freithum unverändert von Geschlecht zu Geschlecht gewiesen; so blieb unser Recht

ein volksthümliches Recht und die, die es halten sollten und wahren, stunden fest darein und darauf und ließen auch nicht gliedslang davon ab.

Selbst aus den fröhlichen Gelagen der ehrbaren Altschaft klangen die Töne gemüthlicher Häuslichkeit durch. Wenn die kopfbrechenden Geschäfte besorgt waren, blieben die Geschworenen noch lange beisammen, um nach ererbtem heiterm Brauche den Leitkauf, die erkannten Strafgelder oder die gezahlten Gerechtigkeiten zu vertrinken. Da schlug wohl auch einer an das Herdeck und die Frau Hännin und ihre Tochter sorgten für die „übrige Nahrung". So blieb auch die Wirtschaft und die Gasterei in der trauten, freundlich milden Atmosphäre des Hauses.

Gesetze und Sitten wandeln sich und mit ihnen die Menschen. Die Bußen zu vertrinken, gilt für Mißbrauch, und werden sie trotzdem vertrunken, man thut es nicht mehr im Hannenhause; man kann es sich bequemer machen, man kann sich leichter gehen lassen im Schenkhause. Und wenn nun der Enkel in der fremden Wirthsstube die Schützgelder verwirthschaftet und dabei allgemach Gefallen findet am Zeiger, da ist's, als rufe ihm von drüben das alte Hannenhaus seines Vorfahren leidbewegt nach: „Es wird mir allemal so weh, wenn ich dich in der Gesellschaft seh', mein' fast, ich wäre dir nicht mehr gut."

Es ist nicht bedeutungslos, daß wir für alle unsere Ortschaften nur die Benennung Gemein haben. Dem Bauern ist das Wort Dorf noch immer nicht recht geläufig; das eigene wie das fremde Dorf ist ihm allemal eine Gemeinde. Und es ist nicht so lange her, daß auch die Städte im Volksmunde Gemeinden geheißen haben.

Oft wird im Anfange deutscher Weisthümer ausgesprochen, daß die Gemeinde „eine ungetheilte Gemeinde sei, die von einem Fallthor zum andern geeint und geraint sein sollte, damit Niemand für den Andern Vortheil habe". Fast wörtlich so sprechen auch die Rechtssatzungen sächsischer Stühle und Dörfer, so die „Munizipal- und Lokalkonstitutionen" und die „Gemeindestatuten" und wie man sonst noch — gelehrter-verkehrterweise — die guten deutschen Rechtsordnungen getauft hat.

Ein frischer, kräftiger Hauch des Gemeinsinns weht durch alle diese sächsischen Dorfbeliebungen, „welche überall der Rohheit und dem Eigennutz wehren und in der Gemeinde das Bild einer innig ver-

bundenen Familie darzustellen streben, in welcher Opfer für das Ganze leicht und freudig gebracht werden." Das ward wesentlich anders, als die Gemeinde sich nicht mehr auf die Einerleiheit der Sprache und Sitte, des Glaubens und Rechtes stützen konnte. Den durch die nationalen und konfessionellen Mischungen gefährdeten Gemeingeist suchte man in den Nachbarschaften und durch sie zu retten Damals — so scheint es — erhielten die alten Zehntschaften einen neuen, kirchlich gefärbten Inhalt, damals wurden sie, die ursprünglich wirthschaftliche Institutionen waren, in konfessionell abgegrenzte Nachbarschaften umgewandelt, und damals wurden die Nachbarschaften allgemach nicht allein zu Trägern der gegenseitigen Liebespflicht, sondern auch zu Trägern der nationalen, kirchlichen und rechtlichen Gemeinschaft erhoben.

Erster Brief

Von Mihail Eminescu

Wenn ich nachts die Kerze lösche, fällt die Wimper, schlafbeladen,
doch die Uhr stapft tickend weiter auf der Zeit einförm'gen Pfaden.
Denn der Mond, der meines Fensters Vorhang still beiseite hebt
und die Wollust seiner Strahlen durch das ganze Zimmer webt,
holt aus nächtiger Erinnerung Unerschöpflichkeit von Schmerzen
neu herauf: aus Träumen zuckend, bluten leise sie im Herzen.

Unsre allzu grellen Leiden, wenn du durch die Welten schwebest,
dämpfst du Mond, du Meergebieter, der du Flut und Traum belebest.
Unermeßne Wüsten weckst du auf zu nächtlichem Gefunkel,
stiller Quellen Gegenschimmern birgt des tiefen Hochwalds Dunkel.
Herrschbegierig fliegt dein Leuchten über immer neue Wellen,
einsam große Ozeane möchten dir entgegenschwellen;
blumenliebliche Gestade, Schloß und Burgen tauchen auf,
zaubrisch sie umwebend schmückst du selbst am schönsten deinen Lauf,
und so vielen tausend Häusern leis du in die Fenster steigst,
siehst du sinnenschwere Stirnen, drauf sinnierend du dich neigst.
Spinnt ein König sein Jahrhundert und den Erdball in Entwürfe,
grübelt hier der Arme ängstlich, wo er morgen Nahrung schürfe.

Beiden glänzt der Strahl des Mondes, beiden ruft zuletzt der Tod,
gab das Schicksal einem Macht auch und dem andern Last und Not.
Ob wir klein sind oder mächtig, ob Genies, ob blöde Toren,
sind wir gleicher Leidenschaften Knecht' und Sklaven doch geboren.
Wenn der eine vor dem Spiegel sorgsam sich das Haar frisiert,
forscht ein andrer nach der Wahrheit, die in Raum und Zeit regiert.
Tausend leere Menschenhülsen klaubt er aus vergilbten Blättern,
kerbt sie ein in tote Reihen, Hinz und Kunz und ihre Vettern;
und an seinem Ladentische teilt ein dritter sich die Welt ein,
heimst im Geist von schwarzen Schiffen aller Meere Gold und Geld ein.
Doch der greise Stubenhocker sitzt dort rechnend unter Zahlen,
mit durchstoßnen Ellenbogen muß er immer neue malen;
in den Schultern fast versinkend, knöpft er zitternd, halb erfroren,
sich den alten Schlafrock höher, stopft sich Watte in die Ohren.
Ausgetrocknet, altersbucklig, so ein Nichts im armen Zwinger,
meistert ihm das Grenzenlose einer Welt sein kleiner Finger.
Hinter seiner Stirn gerinnen Zukunft und Vergangenheit,
wird des ew'gen Werdens Chaos in Epochen klargeseiht.
Sahen auf des Atlas Schultern einst des Himmels Last die Schiffer,
bannt er Raum und Zeit, die Riesen, in den Zauber einer Ziffer;
und wenn Mondesstrahlen spöttisch über Bücherhaufen fahren,
trägt sein Geist im Nu ihn rückwärts Hunderttausende von Jahren
hin zum Anfang, da kein Sein noch und kein Nichtsein wirkend war,
aus dem Lebensnichts zum Leben sich kein Wille noch gebar,
keine Hülle war und dennoch alles tief in Nacht gehüllt
und das Undurchdrungene ruhte nur vom eigenen Drang erfüllt.
Waren's Klüfte? waren's Schlünde? tiefenlose Wassertiefen?
war ein Geist, es zu begreifen, als Begriffe selbst noch schliefen?
Nichts zu sehn war, wo kein Auge da war, welches sehen konnte,
alles war ein einz'ges Dunkel, wie ein Meer, das nie sich sonnte:
des noch Ungeschaffnen Schatten klebten, nicht vom Grund geschieden,
und in unbewußter Eintracht herrschte fromm ein ew'ger Frieden.
Da auf einmal rührt ein Punkt sich. Einer. Ganz allein. Empfangend
bebt des Chaos Schoß: die Mutter nimmt den Vater auf verlangend.
Und das losgeirrte Pünktchen, winz'ger als ein Bläschen Schaumes,
wird zum unbeschränkten Herrscher schrankenlosen Weltenraumes.
Da entrollt der ew'ge Nebel sich in Streifen voll Gebären,
Erden, Mond' und Sonnen werden aus der Elemente Gären,

und bis heute unerschöpflich steigt verlorner Welten Schwaden
aus des Chaos grauen Tälern her auf unbekannten Pfaden,
quillt in leuchtend bunten Schwärmen aus dem unermeßnen Raum,
fieberdurstig, einzufließen in des Daseins kurzen Traum.
Aber wir, im großen Weltall Kinder unsrer kleinen Welt,
baun wie Emsen rastlos wimmelnd unsre Haufen in das Feld.
Puppenvölker, Puppenkön'ge, je ein Kaiser in dem Troß;
jeder glaubt sich was Besondres, bis die Flut ihn übersloß;
Eintagsfliegen, die durch ew'ge, unermeßne Räume schnellen
auf dem Zwergenball der Erde, der gemessen wird nach Ellen;
gleich als ob dies Weltendasein, schon der Nacht verfallen, mehr
als ein Intermezzo wäre, tauchend aus der Urnacht Meer.

Wie im Strahl des Sonnenlichtes tausend blaue Stäubchen spielen,
die erlöschen, wenn der Lichtstreif sich zurückzieht von den Dielen,
so durchbrach die abgrundtiefe samtne Nacht der Ewigkeit
ein organisches Geleuchte, dauert noch als Raum und Zeit.
Aber einst wird es erlöschen, wie im Dunkel Schatten schwinden,
und der bunte Traum vom Weltall im Nirwana Ruhe finden.

Denn dem Geist des Denkens wachsen Flügel aus dem Heut ins Morgen,
Hunderttausende von Jahren muß er vorwärtsschaun und -sorgen,
sieht die Sonne, die uns heute jubelnd leuchtet, wie zum Tod
zwischen düstre Wolken kriechen, eine Wunde, bläßlich rot.
Die Planeten, Eis geworden, irr'n rebellisch durch den Raum,
aus den Händen sank der Herrin ihrer Strahlen goldner Zaum,
daß des Himmels Tempelvorhang tief in schwarzer Nacht ertrank
und, des Herbstes Laub vergleichbar, Stern auf Stern sich lösend sank.
Zuckend stirbt die Zeit: nun starrt sie, steifgewordne Ewigkeit;
denn vom Schmerze des Geschehens ist die leere Welt befreit.
In des Nichtseins Mutterarme fällt, was war, erstirbt in Schweigen,
ew'gen Friedens Unbewußtheit schlingt aufs neue ihren Reigen.

Von den Bauern, die der Menschheit Sohle sind, auf der sie steht,
leiteraufwärts, bis wo eisig es um Königsstirnen weht,
sehn wir alle sich zergrübeln um das Rätsel ihres Lebens;
wer im Unglück den Rekord hält, fragen wir uns doch vergebens.
Einer wirkt in allen, alle sind aus einem Stoff geboren;
aber über alle hebt sich, wer vom Glücke auserkoren;

andre stehn geduckt im Schatten, Demut heißt sie still vergehen,
wie der Schaum des Meeres hinschmilzt, eh' dein Auge ihn gesehen;
wenig fragt das blinde Schicksal, was sie denken, was sie wollen,
wenn die Wogen seiner Laune über Menschenleben rollen.

Mag ihn alle Welt bewundern, mag das Schreibervolk ihn preisen,
ihn macht's jünger nicht noch wärmt's ihn, unsern neunmal klugen Weisen.
Doch unsterblich ist er, heißt es. Immer muß um den Gedanken,
wie der Efeu um die Eiche, sich sein Sein und Trachten ranken.
Wenn ich sterbe, wird, so hofft er, ein Jahrhundert auf das andre
meinen Namen weitererben, daß von Mund zu Mund er wandre
durch die Zeiten, durch die Völker. Zuflucht wird, was ich geschrieben,
in den tiefsten Köpfen finden, und ich selbst bin wach geblieben.

Ärmster! Hast du selbst behalten, was du alles hier im Leben
hörtest, sahst und sprachst, und kannst du ehrlich Rechenschaft dir geben?
Kaum! Aus Reihen bunter Bilder haften einige und funkeln,
je ein Blatt Geschriebnes lebt noch, Träume brüten still im Dunkeln.
Und wenn so dein eignes Leben dir ein halbvergeßnes Land ist,
glaubst du, andre werden grübeln über das, was unbekannt ist?
Höchstens mag nach hundert Jahren, unter alten Schwarten sitzend,
ein Pedant mit grünen Augen, selbst wie eine Schwarte schwitzend,
deiner Sprache Attizismus auf die Waage legend fauchen
und den Staub aus deinen Werken von den Brillengläsern hauchen,
um dich dann in ein zwei Zeilen, unten, wo die Fakta ruhn,
als Beleg der eignen Torheit peinlich kleinlich abzutun.

Ob du eine Welt erbautest, ob zerstörtest: über Taten,
über Worte gleicherweise schollert Erde hin vom Spaten.
So die Hand, die nach des Weltalls Zepter langte, wie der Traum,
der das weite All umspannte, hat im Bretterviereck Raum.
Freilich, hinterm Leichenwagen folgt das schwarze Grabgeleite;
welche Ironie! gelangweilt gehn die Blicke in die Weite.
Auf den aufgeworfnen Hügel steigt ein Gernegroß zum Schwätzen,
nicht um dich zu feiern, sich nur möcht' er in Relief gern setzen
in dem Schatten deines Namens: das ist das, was deiner harrt.

Doch gerechter sei die Nachwelt, meinst du, als die Gegenwart?
Dich bewundern werden, glaubst du, die dich nicht erreichen können?
Beifall werden sie gewißlich deinem Biographen gönnen,

wenn er nur geschickt den Schluß zieht, daß auch du ein Mensch gewesen
und durchaus nicht was Besondres. Jedem schmeichelt es, zu lesen,
daß du mehr nicht warst, als er ist. In gelehrter Körperschaft
sitzen sie und blähn die Nüstern, hören blöd und gönnerhaft,
wenn sie dich bediskutieren. Zum Prinzip wird gleich erhoben
mit dem Lächeln von Auguren, dich nach Möglichkeit zu loben.
Also darf ein jeder meistern, kritisieren, emendieren,
und verfehlt ist, was dem Köpfchen allzuschwer ist zu kapieren.
Doch es fehlte noch die Würze. Und sie finden sie und schmücken
dir dein Leben mit Skandälchen, dunkeln Punkten, kleinen Tücken.
Das ja bringt dich ihnen näher. Wenig kümmert sie das Licht,
das du in die Welt gestrahlt hast; doch Versäumnis deiner Pflicht,
Müdigkeit und Schuld und Schwäche, Halbes, Krankes, Faules, Taubes,
das uns das Verhängnis mitgab, dir wie jedem Sohn des Staubes,
All die Kleinlichkeit, das Elend einer tagesblinden Seele
wird sie mehr interessieren als die geistigen Juwele.

Über Mauern, durch die Bäume, die die hellen Blüten regnen,
fließt des Mondes sanftes Leuchten wie ein ruhevolles Segnen,
holt aus nächtiger Erinnrung tausendfachen Sehnens Schmerzen;
halb erstickt, aus Träumen zuckend, bluten leise sie im Herzen.
Denn zu unsres Innern Welten öffnest du uns, Mond, das Tor;
löschen wir die Kerze, wachsen tausend Schatten rings empor.
Unermeßne Wüsten weckst du auf zu nächtlichem Gefunkel;
stiller Quellen Gegenschimmern birgt des tiefen Hochwalds Dunkel;
herrschbegierig fliegt dein Leuchten über immer neue Wellen;
einsam große Ozeane möchten dir entgegenschwellen;
und so vielen Lebenswesen je des Schicksals Macht gebot,
allen glänzt der Strahl des Mondes, allen ruft zuletzt der Tod.

(Übertragen von Konrad Richter)

Begegnung im lyrischen Wort

Zu Konrad Richters Eminescu-Übersetzung und Ion Pillats „Din poezia germană"

Von Harald Krasser

Wir sprechen von der Begegnung des rumänischen Geistes mit dem deutschen, wie sie sich kürzlich in zwei Bänden Übertragungen lyrischer Verse ereignete und wechselseitig in deutscher und rumänischer

Sprache niederschlug. Wir wissen, welche Auswirkungen kultureller Befruchtung solchen Übertragungen beschieden sein können — siehe Shakespeare in Deutschland! — und sind uns auch der Problematik, der Gefahren und Grenzen solcher Überführung lyrischer Formen und Gehalte in einen fremden Sprachleib wohl bewußt. Wie oft ist die Nachformung im fremden Sprachmaterial eine Neuschöpfung in fremdem Geist, deren äußere Vollkommenheit oft mehr einer selbstherrlichen Loslösung vom fremdsprachlichen Vorbild als dessen sinn- und geistgetreuer Wiederholung im neuen Sprachstoff zu danken ist.

Das lyrische Gebilde, unmittelbarster Ausdruck seelischer Vorgänge, ist auf eine ausschließliche und unauswechselbare Weise an seinen einmaligen Sprachleib gebunden, mehr als jede andere literarische Gattung, reicht am tiefsten in jene unterbewußte Sphäre des Seelischen hinab, wo überhaupt erst Sprache als (monologische) seelische Aussage — und noch nicht als (dialogisches) Verständigungsmittel — entsteht. Lyrik wurzelt also, soferne ihr Schöpfer nicht als wurzelloser Literat einer schon nicht mehr völkisch gebundenen Großstadtschicht angehört, unterhalb allen persönlichen Ausdrucksbedürfnisses in jenen unterindividuellen Tiefenlagen, in denen die Volksseele selbst, dem Dichter unbewußt, zu sprechen anhebt. Dort liegen auch die Grenzen der Übersetzbarkeit in den Sprachfluß anderer völkischer Gemeinschaften. Denn mag auch die private Aussage eines mehr oder minder begabten Lyrikers von einem anderen Einzel-Ich nacherlebt und -geformt werden können — zwischen dem, was schon überpersönliche Aussage der Volksseele ist, und der fremden Volksseele gibt es unübersteigbare völkisch, rassisch bedingte Schranken, wie es zwischen dem tönenden Mund der Volksseele, d. i. der Sprache meines und der des anderen Volkes unüberbrückbare Tiefen gibt. Welchen fremder Sprachen kundigen Deutschen hat je eine der unzähligen Übertragungen von Goethes „Wanderers Nachtlied" in fremde Sprache restlos befriedigt? Und empfinden wir nicht gerade den durch die Übertragung nicht aufgelösten Rest als das Deutscheste an diesem Gedicht? Jeder, der sich ehrlich in der Nachdichtung fremder Lyrik versucht hat, ist schon an diese Grenze gestoßen, und über die Erkenntnis dieser letzten Vergeblichkeit aller Übersetzerarbeit hilft nur die Ehrfurcht vor dem eigengesetzlichen Geist jeder Volksart hinweg und die Bescheidung in Gottes Schöpfungsplan, der nicht die grenzenlose Vermischung wollte, sondern den unerschöpflichen

Reichtum seiner Welt, der darin besteht, daß in jedem Volk ein unübertragbar Eigenes und Einziges in Geist, Seele und Sprache wirksam ist.

Diese allgemeinen Überlegungen auf das Sonderproblem deutscher Gedichtübertragungen aus dem Rumänischen, rumänischer aus dem Deutschen übertragen offenbaren noch besondere Schwierigkeiten. Die deutsche Dichtungssprache ist vergleichsweise so viel älter, hat ihre Um- und Durchprägung in vielen Stilepochen erlebt, ist wie kaum eine andere zu Höhen der Vergeistigung hinaufgetrieben worden, deren Spuren sie nicht mehr verloren hat, und hat im Lauf der Zeit gerade durch ihre großen Lyriker eine Beseelung und Verinnerlichung erfahren, die aus der deutschen Sprache eine einzigartige Vorratskammer lyrischen Materials gemacht hat (und übrigens auch das sprachliche Gehäuse, das am besten und freigebigsten fremde Dichtung beherbergen kann). Demgegenüber ist die rumänische Literatursprache noch sehr jung, volks- und naturnahe, sinnenhaft und noch wenig durch den Geist gesiebt, und verhältnismäßig noch wenig vom wundervollen Tonfall des rumänischen Volksliedes entfernt, obwohl sie besonders in den zwei letzten Jahrzehnten Bedrohungen und Überwältigungen durch fremde Einflüsse, besonders der französischen Lyrik, ausgesetzt war. Nehmen wir hinzu ihren südromanischen Reichtum an Selbstlauten, so klaffen Unterschiede auf, die größer und schwerer zu überbrücken sind, als die zwischen der deutschen und den Dichtersprachen des Westens. Eines hat die rumänische Dichtung mit der deutschen gemein: das starke Bedürfnis nach lyrischem Ausdruck. Angesichts des Reichtums und der Vielstimmigkeit rumänischer Volkslyrik, angesichts aber auch der unbestreitbaren Tatsache, daß die Lyrik unter den Formen der Kunstdichtung zuerst mündig wurde und auch bis in unsere Tage wohl die verhältnismäßig bedeutendsten Leistungen hervorgebracht hat, muß man sie als das Herzstück der rumänischen Dichtung, als ihren wesensgerechtesten Ausdruck betrachten.

*

Um keinen rumänischen Dichter haben sich deutsche Übersetzer mehr bemüht als um Eminescu, den größten rumänischen Lyriker. Das bisherige Ergebnis war kläglich. Abgesehen von einigen glücklichen Übertragungen durch den rumänischen Dichter Lucian Blaga, gab es

kaum eine befriedigende Übertragung Eminescu'scher Gedichte. (Die Leidtragenden waren unsere Schullesebücher. Sie mußten aus der Not eine Tugend machen und sich mit dem Vorhandenen begnügen.)

Vergegenwärtigen wir uns die Aufgabe: Eminescus Lyrik ist mehrschichtig. Es gibt in ihr Bezirke, die unter dem Einfluß spät- und nachromantischer deutscher Lyrik (Lenaus, Platens), nachkantianischer deutscher Denker (Hegels, besonders Schopenhauers) stehen. Eine ganze Schicht seines Werkes offenbart ihn (der fünf Jahre nach Nietzsche und Liliencron geboren, schon ein Jahr vor Gottfried Keller gestorben ist) als letzten großen Nachfahren des europäischen Weltschmerzes, der in der ersten Jahrhunderthälfte die westeuropäischen Literaturen mit seinem düsteren Pathos aufwühlte. Dann aber gibt es Stücke, in denen die romantische Schwermut durch sehr zeitnahe Zornes- und Leidenschaftsausbrüche, das philosophisch-weltanschauliche Pathos durch ein nationales, das Ausschweifen ins Allegorische und in die Märchen- und Sagenferne durch eine zeitkritische Realistik abgelöst wird, und schließlich — wir führen diese Schicht zuletzt an, weil sie uns am meisten der Sphäre des Unübersetzbaren anzugehören scheint — eine ganze Reihe von Gedichten in Versmaß und Tonfall des rumänischen Volksliedes, der Doina. Hier wird man vergeblich die Nachwirkungen westeuropäischer Formen suchen, hier liegt wohl das rumänischeste Kernstück von Eminescus Schaffen. Eine eigentümlich zwiespältige Stellung: da die Zugehörigkeit zu den komplizierten Seelenhaltungen, Denk- und Dichtformen einer europäischen Spätzeit — dort der leidenschaftliche Kampf gegen die politische und geistige Überfremdung des eigenen Volkes und ein seliges Schwelgen in den einfachen Rhythmen von dessen primitiver Gemeinschaftslyrik.

Von den Preisen, die die Rumänische Akademie für die Übertragungen Eminescus in die europäischen Literatursprachen zu vergeben hatte, konnte als erster der für die deutsche Nachdichtung bestimmte verliehen werden. Konrad Richters Übertragung, die ihn erhielt, liegt in Buchform vor[1] und sie zu würdigen ist unsere Aufgabe.

Konrad Richter bringt für seine schwere Aufgabe vor allem eine tiefe Vertrautheit mit Wesen und Formen der rumänischen Dich-

[1] Mihail Eminescu, Gedichte, übersetzt von Konrad Richter (Vom Leben und Wirken der Romanen. Übersetzungen. Herausgegeben von Ernst Gamillscheg). Jena und Leipzig, Verlag von Wilhelm Gronau 1937.

tung, auf der anderen Seite ein ausgeprägtes Gefühl für metrische Gesetze und die Beherrschung des Sprachstils, der Formensprache und des Wortschatzes der deutschen Lyrik mit. Wie er das wortreiche Pathos der großen weltschmerzlichen Gedichte in die deutsche Nachdichtung herübernimmt, ist eine meisterliche Leistung. Besonders gut scheint mir sowohl nach der gedanklichen, als auch nach der sprachlichen Seite die Übertragung der philosophischen Gedichte, vor allem auch der wichtigen fünf „Briefe" gelungen zu sein. Bei der Übertragung der reinen Liebes- und Naturlyrik hat er sehr glücklich und der stilistischen Altersslage dieser Gedichte sehr entsprechend sich an die lyrische Sprache der deutschen Romantik und Nachromantik gehalten.

Bei manchen Gedichten kommt der dichterische Wert der Übersetzung der fast virtuosen sprachlichen Leistung nicht gleich, man hat öfter den Eindruck des Akademisch-Kalten, man spürt einen Mangel an innerer Schwingung. Und gerade vor einigen der wundervollsten Eminescu-Gedichte glaubt man deutlich zu erkennen, daß Richter an die Grenze des übersetzbaren, von der eingangs die Rede war, gelangt ist. Das gilt für die Übertragung des berühmten »Mai am un singur dor . . .« und seiner Varianten, es gilt vor allem für die Gedichte im Stil des rumänischen Volksliedes — vielleicht mit einziger Ausnahme der »Doină«, deren nationaler Zornesausbruch in Richters Deutsch eine rhythmisch und sprachlich wuchtige Wiedergabe gefunden hat. Die Waldlieder hingegen (»Codrule, codruţule . . .« und »Ce te legeni, codrule« u. a.) klingen in deutschen Worten schon deshalb fremd und litaneienhaft, weil dieses Metrum für uns eben nicht „Volkslied" und „Volkston" bedeutet und weil es Richter gar nicht gelingt, darin jene einfach-großen und kosmetisch weiten Naturbilder mit volksliedhaft schlichten Worten einzufangen. Aber wir sagten schon, hier handelt es sich um tiefer als nur persönlich bedingte Begrenztheiten.

Alles in allem: hier liegt endlich trotz der oben angedeuteten Mängel ein deutscher Eminescu vor, der imstande ist, in deutschem Wort den größten rumänischen Dichter nacherleben zu lassen, eine ausgereifte Übersetzerleistung, für die das rumänische Volk Richter dankbar sein kann und für die auch wir — und besonders auch zukünftige Lehrbuchverfasser — ihm Dank schuldig sind.

Wie eine Gegengabe legt Jon Pillat kurz nach dem Erscheinen der Richterschen Eminescu-Übertragung eine Anthologie deutscher

Lyrik in rumänischer Übertragung vor.[1] Schon das Inhaltsverzeichnis erweist, wie ernst diese Sammlung von 54 Nachdichtungen zu nehmen ist, wie diese Auswahl frei ist von Zufälligkeiten und tiefe Vertrautheit mit der großen deutschen Dichtung, ja eine eigene, selbständige Einstellung zu ihr, eine tiefere, durch innere Affinität bedingte Liebe zu bestimmten Dichtern und Gedichten offenbart.

Ion Pillat ist heute nicht nur einer der stärksten rumänischen Lyriker, dessen Ziel ein traditionsverbundener sprachlich geläuterter rumänischer Klassizismus ist, sondern ein erstaunlicher Kenner der Weltliteratur. Die Dichtung aller großen europäischen Literatursprachen ist ihm in der Ursprache vertraut, sein Essayband »Portrete lirice« hat es gezeigt, wie tief er die nationalen, soziologischen und ästhetischen Daseinsprobleme der verschiedensten europäischen Literaturen durchsieht, wie ihm diese Welt der Dichtung geradezu persönlicher Lebensraum geworden ist. Einige der wertvollsten Studien dieses Bandes waren der deutschen Dichtung gewidmet.

Die Auswahl umfaßt folgende Namen: Klopstock, Claudius, Hölty, Goethe, Schiller, Hölderlin, Platen, Lenau, Hebbel, Meyer, George, Hofmannsthal, Rilke, Binding, Carossa. Sie reicht von Klopstocks „Rosenband" bis zu Carossas „Heimlicher Landschaft". Es ist kein Zufall, daß am reichsten Goethe, Hölderlin, Platen und George vertreten sind. Man kann daraus schließen, daß Pillats Stellung zur deutschen Lyrik vom Urteil Georges (dessen Spuren man übrigens auch in Pillats Gedichtband »Scutul Minervei« begegnet) mitbestimmt ist. Man muß aber auch feststellen, daß die geglücktesten Übertragungen Pillats auf dieser Linie der klassischen Form, des Willens zur statischen Verdichtung des Wortleibes bei Platen und George liegen. In welche einsamen Höhen vergeistigtester Dichtersprache er sich übrigens mit seinem rumänischen Sprachmaterial wagt — und mit welchem Gelingen! — lese man nach in seiner Übertragung von Rilkes „Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens...". Und daß auch zwei große lebende Lyriker: Binding (mit „Gang durch das Tal" und „Schlaf") und Carossa (mit „Ausblick", „Heimliche Landschaft" und „Flucht") im Band vertreten sind, läßt uns erkennen, wie Pillat auch mit der gegenwärtigen deutschen Dichtung sich liebevoll auseinandersetzt.

[1] Ion Pillat, Din poezia germană. Literaria. Cernăuți.

Denn dieses Buch ist eine Tat der Liebe, der Ehrfurcht vor deutschem Geistesgut. Mag solche schöpferische Auseinandersetzung mit der großen Dichtung der Deutschen ihren Lohn in sich selbst tragen und zur stolzen Entfaltung von Pillats eigener Lyrik beigetragen haben — uns ist sie ein lebendiges Wirken für die Verständigung von Volk zu Volk. Und das soll Jon Pillat unvergessen sein.

Gedichte

Von Mihail Eminescu

Großer Mond im Laub

Großer Mond im Laub. Und leise
flüstert es im hohen Wald;
durch die Erlenzweige schallt
wehmutsvoll des Posthorns Weise.

ferner — leiser — leise — ferne —
Und es tröpfelt, drängt und quillt
mir ins wunde Herz und stillt,
stillt es: sterben möcht' ich gerne.

Warum schweigst du, holdes Tönen,
das mein Ohr begierig trank?
Ach, ich werde deinen Klang
früh zu missen mich gewöhnen.

Und strahlt . . .

Mit silberner Wolken Geleucht,
die strahlend die Sonne verscheucht,
bespiegelt der Himmel sich groß
in grünklaren Seefriedens Schoß.
Froh schimmert der schwellende Hain
in lockende Tiefe hinein;
ein Felsen, des Lebens beraubt,
hebt stolz doch in Lüfte sein Haupt.
Ich, hoch vom zerklüfteten Riff,
beflügle den sehnenden Griff:

vor meinem verwunderten Blick
erschließt sich des Ostens Geschick,
verlangende Liebe umspannt
den Westen mit Himmel und Land.
Dann werf' ich mich unten ins Grün,
die Blumen verduften im Blühn,
ich lausche der Welle Gesang,
die Winde umsäuseln mich bang.
Hinauf in das leuchtende Blau
erhebt sich lebendiger Bau;
frisch schwellender Teppich bedeckt
den Boden, wohin er sich streckt.
Es kräuselt das Wasser sich leicht,
wenn kosend ein Hauch es bestreicht.
Nie hab' ich so Schauer gefühlt,
von duftenden Lüften umwühlt:
der flügelentfaltende Schwan
sieht aus wie ein segelnder Kahn,
ein bläulicher Falter versinkt
in Kelche, draus Honig ihm winkt.
Ach, hät' ich doch Flügel, wie er!
Als Schmetterling flög' ich umher,
unschuldig und froh, wie ein Kind,
ein schwärmender Falter es sind.
Zur Lilie flög' ich hinaus
und tränke das Seelchen ihr aus.
Die, weiß ich, steht spröde am Hag
und strahlt wie der werdende Tag.

(Übertragen von Konrad Richter)

Das „männliche" Zeitalter

Eine Randbemerkung von Fritz Schnell

Ich falle gleich mit der Tür ins Haus: der überreichliche Gebrauch, den die heutige Zeit vom Beiwort „männlich" macht, fängt langsam an, geradezu verdächtig zu wirken. Besonders zahlreich sind die Buchbesprechungen, in denen der männliche Charakter des Verfassers lobend erwähnt, seine männliche Art, die Dinge zu sehen und darzustellen, besonders hervorgehoben wird; aber auch in anderen Auslassungen: in

politischen und philosophischen Aufsätzen, in Zeitglossen, die das Wesen der Zeit unter die Lupe nehmen, ist das Eigenschaftswort „männlich" ein häufig wiederkehrendes Kennwort. Unsere Zeit scheint in diesem Wort den Stempel ihres Wesens zu sehen. Ich beobachte diese Erscheinung nun schon seit Jahren und frage mich, wie sie zu erklären sei. Wie wurde das Beiwort „männlich" zum Modewort? Ist unsere Zeit wirklich so männlich in ihrem Wesen, wie sie sich — in Worten — gibt? Sind die Männer, die den Charakter der Zeit bestimmen, so besonders männlich?

Ich zweifle nicht daran, daß die großen Gestalten der Geschichte unserer Tage, daß auch die bedeutenden Köpfe, die den Geist unserer Zeit bestimmen und formen, Männer im besten, im tiefsten Sinne des Wortes sind. Sie sind es aber auch gar nicht, die sich oder anderen so oft bescheinigen zu müssen glauben, wie besonders männlich ihre Art sei. Denn daß ein Mann männlich ist —, muß man das stets aufs neue sagen und betonen? Diese Frage war es, die immer lautere Zweifel in mir wach werden ließ, ob nicht am Ende die Überbetonung des männlichen Wesens unserer Zeit ein unfreiwilliges Geständnis enthalte, wie wenig männlich, oder zum mindesten, wie wenig sicher ihres männlichen Charakters diese Zeit ist.

Ist es nicht mehr selbstverständlich, daß die Männer männlich sind, also mutig, tapfer, ausharrend, schweigsam, fest und treu? Beinahe will es mir heute so erscheinen! Hier deckt sich Sein und Schein nicht mehr! Denn sonst finde ich keine Erklärung für den Eifer, mit dem auf das männliche Wesen so vieler Erscheinungen mit Betonung hingewiesen wird. Es gibt ja freilich schon eine Lehrmeinung, die den Niedergang des heute noch währenden Zeitalters der männlichen Vorherrschaft als sicher voraussagt. Ist diese Ansicht im Recht? Auch noch eine zweite Erscheinung, neben der hier erwähnten, könnte dafür sprechen: der zähe Kampf, den der Mann gegen die Frau um die Erhaltung seiner Bevorrechtung trotz unaufhaltsamer Verluste führt. Die heute noch geübte Vorherrschaft des Mannes stammt, wie mich dünken will, weniger aus seinem Wesen und mehr aus dem Wortreichtum, mit dem sie ihre Gültigkeit zu beweisen sucht.

Aber ich drohe abzuschweifen und habe ja auch den Rahmen einer „Randbemerkung" schon überschritten. Ich kann in so wenigen Zeilen die Deutung der Erscheinung, die unsere Aufmerksamkeit erregen muß, nicht versuchen; es muß mir genügen, auf sie hingewiesen zu haben.

Eine der männlichsten Eigenschaften ist gewiß die Schweigsamkeit. Sie zwingt mich, einen Mann verdächtig zu finden, der sein innerstes Wesen, eben seine Männlichkeit, wortreich bekennt und betont. Hugo von Hofmannsthal schrieb 1908 über den Grafen Zeppelin: „Die Essenz dieses Mannes ist Mut. Aber es ist nichts an einem Manne von keuscherer und verborgener Natur als sein Mut. Eines Mannes Mut ist so ganz und gar seine Sache, seine g e h e i m e Sache. Sein Mut ist eine st u m m e Angelegenheit zwischen ihm und dem Leben."

Will man verstehen, was ich auszudrücken versuchte, so braucht man in diesen Sätzen das Wort Mut nur durch Männlichkeit zu ersetzen; ich glaube, man darf das ohne weiteres, ohne den Sinn zu verbiegen. Ich habe einen Bekannten, der sich mit mutigen Taten brüstet, aber ich weiß, daß er ein Feigling ist; ein Mann, der sich mit seiner „Männlichkeit" brüstet, stellt sie in Frage. So kann es einem ganzen Zeitalter gehen!

Verklärung

Von Wilhelm Scheidt

Ein heller Morgen lacht dich unvermittelt an,
du stehst betroffen, kannst es kaum ermessen,
daß er für dich bestimmt, daß er dir zugetan,
du wähntest einsam dich und längst vergessen.

Verträumt durchschreitest du den ewig jungen Tag,
in deiner Seele liegt ein seltsam Beben,
du spürst geheimen Zauber, dem dein Herz erlag,
und kannst ihm doch nicht Deutung geben.

Ein Ahnen um Erfüllung nur keimt in dir auf
und steigert sich zu wonnigem Entzücken.
Du fragst nicht um den Grund. Der Dinge Wunderlauf
läßt du, ein Kind, dich stillverklärt beglücken.

Rundschau

Chronik. Die letzten Wochen haben für unsere Volksgruppe Ereignisse gebracht der Art, wie sie in der Geschichte schwer zu wiegen pflegen. Die „Chronik" des Januarheftes dieser Zeitschrift schloß mit der Mahnung an alle Einsichtigen unserer Volksgruppe, die politische Geschlossenheit wieder herzustellen. Dies, weil unser Land in einen neuen, von völkisch-nationalen Erneuerungsidealen geleiteten Entwicklungsabschnitt eingetreten ist und diese Tatsache unsere Geschlossenheit doppelt erfordert. Einmal, um den eigenen Schicksalsweg als Volksgruppe in dem raschen Pulsschlag einer vielleicht teilweise stürmischen Entwicklung sicherer gehen zu können, dann aber, um der deutschen Gegenwartssendung gerecht zu werden, die uns in dieser Entwicklung beschieden ist, und deren Aufgaben schon unter der zweiten abgetretenen Regierung Tatarescu fordernd an uns herantraten.

Niemand wird die letzten politischen Handlungen unserer Volksführung voll verstehen können, der nicht in Rechnung setzt, daß sie außer von der Entschlossenheit zum Schutz der Lebensinteressen unserer Volksgruppe auch von dem Willen bestimmt waren, der Wertung als Glied der großdeutschen Volksgemeinschaft gerecht zu werden, die gerade auch von den verantwortlichen Faktoren unseres Vaterlandes an uns herangetragen wurde. Wir sind selbstverständlich jederzeit Glieder der großen deutschen Kultur- und Volkstumsgemeinschaft. Und es erwachsen uns daraus jederzeit Aufgaben der deutschen Sendung in der Welt, die vor allem kultureller Art sind. Unter Umständen aber, die gebunden sind an eine politische Annäherung unseres Vaterlandes an unser Mutterland, können diese Aufgaben den Rahmen des rein Kulturellen sprengen und uns zu Mithandelnden in der politischen Zeitgeschichte berufen. Das ist heute der Fall. Was wir seit Monaten politisch tun, tun wir für uns, unser Vaterland und die gesamtdeutschen Belange gleichzeitig und im Einverständnis mit allen politisch verantwortlichen Stellen, ohne uns eine Rolle angemaßt zu haben, die uns vielleicht nicht zukommt.

Hieraus erst werden die beiden wichtigsten Ereignisse des letzten Monates verständlich, die das politische Tagebuch unserer Volksgruppe aufweist. Einmal der erneute Versuch, den Ausgleich zwischen Volksgemeinschaft und DVR herbeizuführen, um damit die Geschlossenheit der Volksgruppe wieder herzustellen. Dann das Wahlabkommen zwischen deutscher Volksgemeinschaft und der Regierung Goga samt den wichtigen damit im Zusammenhang stehenden politischen Erklärungen des Ministerpräsidenten.

Über das erstere Ereignis unterrichtet unter anderem eine in Flugblattform veröffentlichte Erklärung des Parteivorsitzenden der DVR Dr. Bonfert. Es handelt sich um den Vorschlag einer Sofortbereinigung des politischen Streites in unserer Volksgruppe durch Auflösung der DVR, ihren Einbau in die Körperschaften der Volksgemeinschaft im Verhältnis 1:2, ihre Beteiligung im Verhältnis 1:1 an einem aufzu-

stellenden Führerrat der Volksgruppe, deren Leitung weiterhin bei Fritz Fabritius zu bleiben hätte. Die DVR lehnte ab und Bonfert begründet dies auch damit, daß dieser Vorschlag ihm gegenüber als unabänderlich bezeichnet wurde. Eine Antwort auf die Frage, warum dies so war, gibt er nicht. Und gerade dies ist wichtig. Denn der fanatisierte und unaufgeklärte DVR-Mann empört sich nun natürlich über die Unverschämtheit der Volksführung, die unabänderliche, Diktaten gleichende Vorschläge macht, Gegenvorschläge nicht in Betracht zieht und dann das Gesicht hat, von „Friedensverhandlungen" zu reden. Und die Antwort auf obige Frage ist folgende: Die gesamtdeutschen Belange forderten von uns allen, d. h. von der Volksgemeinschaft wie von der DVR gleicherweise, die Annahme dieses Vorschlages gerade in dieser Stunde, und die richtig verstandene deutsche Ehre verlangte von uns, ihn anzunehmen. Die Volksgemeinschaft war zur Herbeiführung der Geschlossenheit auf Grund eines ehrlichen Ausgleiches also bereit, die DVR auch diesmal wieder nicht, obwohl sie in der Öffentlichkeit oft das Gegenteil versichert hat. Sie hat damit nicht allein, wie bisher, nur das Wohl unserer Volksgruppe, sondern deutsche Notwendigkeiten viel größeren Ausmaßes ihrem Parteiwohl untergeordnet. Das Verbot ihres Parteiblattes, der „Deutschen Tageszeitung" im Reich ist die nicht mißzuverstehende Antwort auf den immer krankhafteren Separatismus dieser Partei und das sichere Zeichen, daß man im Mutterland die zersetzende Tätigkeit der DVR erkannt hat.

Die Entwicklung ist dann einen fast selbstverständlichen Weg weitergegangen. Die den Forderungen einer verantwortlichen Politik Rechnung trugen, das war die Volksgemeinschaft, schlossen ein Wahlübereinkommen mit der Regierung Goga ab, mit dem im Zusammenhang außerordentlich wichtige und für unser Leben als Volksgruppe grundlegende Klärungen in der Beziehung zwischen uns Deutschen und der neuentstehenden nationalen Staats- und Begriffsordnung unseres Vaterlandes herbeigeführt werden konnten. Sie gipfelten in einer grundsätzlichen Erklärung Ministerpräsident Octavian Gogas, die er am 3. Februar einer von Fritz Fabritius geführten Abordnung der Volksgemeinschaft gegenüber abgab. In dieser Erklärung ist vor allem die Anerkennung der Volksgruppe als Volkspersönlichkeit, die Zusicherung ihres freien kulturellen Entwicklungsrechtes und die Gleichstellung ihrer Angehörigen mit den Blutsrumänen im Recht auf Arbeit hervorzuheben. Es handelt sich hier auf viele Jahre zurück um das bedeutsamste Ereignis in unserer Volkspolitik. Nimmt man dazu die Zusicherung, daß die gegenwärtige Regierung gewillt ist, das mit Tatarescu geschlossene Wiedergutmachungsabkommen ebenfalls durchzuführen, so erscheint ein Wahlpakt vom Standpunkt verantwortlicher Volkspolitik aus gesehen mehr als gerechtfertigt. Wenn die DVR demgegenüber wieder mit eigener „deutscher Liste" in die Wahl geht, so erscheint sie in ihrer Haltung noch abwegiger und politisch abenteuernder, als zur Zeit der Dezember-

wahlen. Und man legt sich die Frage vor, wo der rote Faden einer logisch geschlossenen politischen Zielsetzung zu finden sei, die in diesem Verhalten doch stecken kann. Sie ist vom Außenstehenden nicht klar zu beantworten. Einen Hinweis würden, wenn sie auf Wahrheit beruhen, die Gerüchte geben, die von einer weitgehenden Bindung der DVR an die Partei Codreanus „Alles für das Land" sprechen. Diese Gerüchte sind nicht nachprüfbar, außer daß die Äußerungen der Anhängerschaft der DVR ihnen immer neue Nahrung geben. Es wäre aber denkbar, daß die DVR auf diese Art eine Politik auf weite Sicht zu machen versucht, durch die sie eine trübe Gegenwart gegen eine desto hellere Zukunft einzutauschen hofft. Hiezu ist grundsätzlich zu bemerken, daß der von der DVR selbst immer geforderte Grundsatz, sich nicht in den Streit der rumänischen politischen Parteien einzumischen, am besten erfüllt wird, wenn wir Abmachungen und Bindungen nur mit der verfassungsmäßigen Staatsvertretung des rumänischen Volkes eingehen, und das ist seine Regierung. Sie verkörpert für uns den jeweiligen politischen Willen des rumänischen Volkes. Dazu aber haben wir zu bedenken, daß die Aufgaben der Sicherung der Lebensrechte unserer Volksgruppe und der Erfüllung unserer deutschen Gegenwartssendung in hervorragendem Maße gerade bei der ersten nationalen Regierung unseres Vaterlandes beginnen.

Alfred Pomarius

Petre P. Carp. Die „Convorbiri literare", die ehrwürdige Zeitschrift jenes „Junimea"-Kreises, der dem jungen rumänischen Staat die bedeutendsten geistigen Persönlichkeiten seiner ersten Epoche (1866—1919) gegeben hat, widmen ihr letztes Heft (November—Dezember des 70. (!) Jahrgangs) dem Andenken zweier ihrer gewichtigsten Mitarbeiter, deren Geburtstag sich im Mai 1937 zum hundertsten Male jährte: ihres größten Erzählers Ioan Creangă und des bedeutendsten politischen Denkers und Gestalters aus diesem Kreis Petre Carp. Wir versagen es uns diesmal, auf den genialen Volkserzähler und treuen Freund Eminescu näher einzugehen, so sehr auch seine aus dem Bauerntum vorstoßende Gestalt, seine märchen- und volksglaubenträchtige epische Elementarkraft jeden angeht, der die schöpferischen Energien und die seelische Struktur des bauernhaften rumänischen Volkstums zu erkennen sucht.

Aber am Gedächtnistag für P. P. Carp wollen wir nicht wortlos vorübergehen — gerade weil jene tragische Einsamkeit, die sein Lebensende verdüstert und sich in der Verunglimpfung seines Erinnerungsbildes auch über den Tod hinaus fortgesetzt hat, ein schmerzlich-schweres Opfer war, das Carp für die Verbundenheit des rumänischen mit dem deutschen Volk gebracht hat.

Aus den Aufsätzen derer, die ihn kannten, ersteht in der Zeitschrift rein und unverzerrt das wahre Bild dieses größten politischen Denkers seiner Generation in Rumänien: der „preußische Junker", wie ihn Gegner spotteten, eine aristokratische Herrennatur, kühl, ironisch, distanziert, hochge-

bildet (zwölf Jugendjahre verbringt er im Ausland, vor allem im Bannkreis deutscher Kultur, er besucht das Französische Gymnasium in Berlin und absolviert es als primus omnium, studiert in Bonn — übrigens als Mitglied des feudalen Korps „Borussia" — Rechtswissenschaften, seine ersten schriftstellerischen Arbeiten sind Übersetzungen aus Shakespeare). Als Politiker war er konservativ aus Anlage und Überzeugung, ohne jeden demagogischen Zug und niemals bereit, die populäreren Gedanken anderer zu übernehmen, ein Redner von äußerster logischer Schärfe und phrasenloser Sachlichkeit, ein Staatsmann, der seine menschliche Sauberkeit auch auf das politische Leben übertrug („Öffentliche und private Ehrenhaftigkeit ist nicht ein Verdienst, sondern eine Pflicht" lautet sein Ausspruch.). In seinem politischen Denken hatte er von Bismarck und vom englischen Konservativismus gelernt. Diesem angeblich reaktionären Junker machte man seinen „Staatssozialismus" zum Vorwurf, der in seinen Gesetzen zur Bodenaufteilung unter die Bauern und ähnlichen sozialen Maßnahmen zum Ausdruck kommt.

Er war einer der Schöpfer des modernen rumänischen Staates, einer der großen Reformer vor allem auf wirtschafts- und sozialpolitischem Gebiet, weniger glücklich als sein liberaler Gegenspieler Ionel Brătianu, in vieler Hinsicht ein Vorläufer, dem das Schicksal oder das mangelnde Verständnis der Zeitgenossen die Erfüllung seiner Pläne verwehrte. Bernhard von Bülow übrigens nennt ihn in seinen „Denkwürdigkeiten" einen „Ehrenmann durch und durch", „eine vornehme Natur, grundzuverlässig, mutig und aufrichtig".

In der Geschichte des Weltkrieges lebt er fort als der Staatsmann, der unentwegt bis zum äußersten für das Festhalten Rumäniens am Bündnis mit den Mittelmächten eintrat. Er hatte seinerzeit mit Bismarck den Bündnisvertrag abgeschlossen, seine geistige Persönlichkeit wurzelte in der deutschen Kultur, sein außenpolitisches Ceterum censeo war die Warnung vor dem Übergreifen der russischen Macht. Die Geschichte hat gegen ihn entschieden und hat denen Recht gegeben, die im Jahre 1916 gegen Carps Widerstand den Eintritt in den Weltkrieg durchsetzten. Carp hat als ein selbst von den nächsten Freunden geächteter alle Konsequenzen aus seiner Haltung gezogen. Seine Söhne taten als Frontkämpfer ihre Pflicht, seinen Schwiegersohn, der desertierte, ließ er nicht mehr über die Schwelle seines Hauses. Er selbst trug seine tragische Einsamkeit auch dann noch, als der Kriegsausgang Großrumänien entstehen ließ und alle, die wie er einen anderen Weg gewollt hatten, zurückfanden und zu Kreuze krochen. Er leerte den bitteren Kelch bis auf den Rest. 1919 ist er gestorben.

Die Generation, deren politische Gedankenwelt von ihm geformt worden war, ist bis heute größtenteils schon abgetreten, die letzten Vertreter zeugen in den „Corvorbiri literare" für ihn und erfüllen die Pflichten treuen Gedenkens. Aber der zeitliche Abstand zu jenen geschichtlichen Ereignissen, in denen Carp aus innerster Überzeugung Stellung nahm, sollte dazu beitragen, vor dem jüngeren rumänischen Geschlecht die reine und ehrwürdige Gestalt eines der größten rumänischen Staatsmänner unge-

schmälert wieder aufzurichten. Uns Deutschen muß sie teuer sein, weil sie durch Bildung, politische Anschauungen und manche Wesensverwandtschaft mit unserem Volk verbunden war und an eine Zusammenarbeit zwischen Rumänien und Deutschland glaubte, die auch uns am Herzen liegt.

Harald Krasser

Unsere Bildbeilage bringt diesmal ein vorzügliches Werk der Gebrauchsgraphik von dem Hermannstädter Graphiker Hermann Lani, für das wohl gegenwärtig erhöhtes Interesse vorhanden ist. Es ist ein Stammbaum, d. h. eine künstlerische Darstellung der sonst so nüchternen Stammtafel, die in diesem Falle alle Namensträger des Geschlechtes des Freiherrn Bedeus von Scharberg, seit 400 Jahren enthält. Auf goldgelbem Grunde erhebt sich der braune Baumstamm mit grünen Blättern, während zwischen den Zweigen weiße Täubchen mit roten Schnäbeln und Füßchen je ein weißes Schriftblatt halten; dazu kommen die beiden Wappen der Städte Bistritz und Hermannstadt, als die Orte in denen das Geschlecht beheimatet ist, während die Wurzel des Baumes sich um einen Block schlingt, der das weiße Kreuz in rotem Felde, das Zeichen Dänemarks trägt, als dem überlieferten Ursprungslande, dies alles in kräftigen Farben. Die Taube ist der Wappenvogel des Geschlechtes, der hier in sinniger Weise Verwendung gefunden hat.

Neue Bücher und Schriften

Deutsche Erzähler

Carl Hans Watzinger. Spiel in St. Agathen. Roman. Eugen Diederichs Verlag Jena. — Watzinger, ein junger steirischer Dichter, den Lesern unserer Zeitschrift ist er aus zahlreichen kritischen Beiträgen bekannt, hat mit diesem seinem ersten Buch eine auffällig starke Erzählerleistung zustande gebracht. Es ist ein Roman, der im bäuerlichen Lebensraum des steiermärker Dorfes spielt — weit entfernt übrigens von der Schablone der Bauernromane, die heute vielfach gang und gäbe sind — ein Buch ohne Schönfärberei, das mit griffsicherer erzählerischer Entschlossenheit in die Tiefen der Volksseele greift, in denen die Dämonen ungezügelter Leidenschaften das Leben bedrohen. Wie Spiel hebt das Werben um die von der Unraft ihres Blutes verwirrte Hoferbin Anna an, des Knechtes in seiner triebhaften Urkraft, des Lehrers, der in sich den Zwiespalt zwischen städtischer und dörflicher Lebensform austrägt, und des Landstreichers in seiner vogelfreien Bindungslosigkeit — es wird zum unausweichlichen Schicksal, an das sie alle verloren sind, auch Anna selbst, die ihm schließlich tödlich zum Opfer fällt. Watzinger hat eine merkwürdige Sicherheit, seine Gestalten scharfumrissen in ihren Schicksalsraum hineinzustellen und dann triebhaft, aus unterbewußten Antrieben handelnd, ihren Weg gehen zu lassen. Vielleicht hat ihn diese echt epische

Handlungsbesessenheit nicht immer bis in eine höhere Schicht der Sinngebung alles Handlungsmäßigen vorstoßen lassen. Das darf uns nicht hindern, festzustellen, daß Watzinger nach dieser Leistung zu jenen wesentlichen Kräften gehört, mit denen sich das österreichische Schrifttum heute aus seinen Landschaften verjüngt und erneuert. Harald Krasser

Richard Billinger. Das verschenkte Leben. S. Fischer Verlag, Berlin. — Billinger setzt vor seine Erzählung das Motto: „Wie oft kann ein Mensch sein Leben verschenken?" und erzählt dann die seltsame Geschichte vom großen Zirkusreiter Pedro Klingsor, der nach dem Tod des Lieblingspferdes und der Geliebten in seine oberösterreichische Heimat zurückkehrt und hier erst die tiefere Bedrohung seines Daseins erlebt. Denn hier verschreibt er sich, um die Mutter von tödlicher Erkrankung zu befreien, dem Bösen, der in Gestalt eines zigeunerischen Gutsverwalters ihm begegnet, und während die Mutter gesundet, verwelkt und verdorrt der Sohn, und weder die Liebe der jungen Gräfin, noch die Versuche, sich ins alte Artistendasein zu retten, halten den Verfall auf. Das verschenkte Leben ist angenommen worden, der Hof lebt fort, sein verlorener Sohn vergeht. Diese phantastische Handlung wird im Ton realster Sachlichkeit vorgetragen, das Unerhörte vollzieht sich auf die alltäglichste Weise. Aber es bleibt ein unaufgelöster Rest. Man sinnt der Berechtigung des Leitwortes nach, ohne seinen letzten Sinn erfüllt zu sehen. Trotz offensichtlicher Beweise für Billingers nicht gewöhnliche Kunst bleibt der Eindruck, daß diese Erzählung nicht zu seinen stärksten Werken gehört.

Harald Krasser

Willy Kramp. Die Herbststunde. Erzählung. 1937. Albert Langen/Georg Müller. München. — Ein junger Dichter erzählt von dem zwei Tage währenden Aufenthalt eines in Westdeutschland zu Ansehen gelangten Mannes im heimatlichen ostpreußischen Fischerdorf, wo seine großstädtische Überlegenheit vor dem naturverbundenen und todvertrauten Schicksal dieser kargen Fischer klein und demütig wird und wo er eine aufkeimende übermächtige Liebesleidenschaft in sich überwindet, weil sein verstümmelter Bruder ein tieferes Anrecht auf die Frau besitzt. Kramp verfügt über die Fähigkeit zur Verinnerlichung dieser Vorgänge, zur Austragung dieser Spannungen in innersten Seelenbezirken und gleichzeitig über die Kunst, diesen menschlichen Schicksalsablauf in die Schwermut der ostpreußischen Landschaft einzusenken — er reiht sich, erkennbar stammesverwandt und in seiner Leistung ihrer durchaus würdig, den bekannten Kündern dieser Landschaft, der Miegel, Wiechert, Graf Finkenstein, an.

Harald Krasser

Anton Schnack. Der finstere Franz. Roman. Paul List Verlag, Leipzig. — Eine Seeräubergeschichte aus dem Kampf der französischen Flibustier gegen das Spanien des 17. Jahrhunderts in der westindischen Inselwelt. Eine richtige Seeräubergeschichte: der Werdegang eines wüsten und ge-

waltigen Piraten und sein wohlverdient klägliches Ende nebst Befreiung der bedrohten jungfräulichen Unschuld durch den edlen und liebenden Rächer. Aber um diesen Handlungskern herum eine so berauschte und berauschende Ausmalung dieser wilden, tropischglühenden Welt, ein so überströmender Aufwand exotischer Sinneseindrücke und Naturereignisse, Jagden und Abenteuer und faszinierender Namen, daß man sich willig der fabelhaften Schilderung dieser fabelhaften Welt hingibt und sich vom heißen und wilden Atem dieser Seeräuberballade mitreißen läßt.

Harald Krasser

Eberhard Wolfgang Möller. Der Admiral. Drei Novellen. Kleine Bücherei. Albert Langen/Georg Müller, München. — Es sind Novellen im strengen, im Kleistischen Sinn des Wortes, die außergewöhnliche Begebenheiten — in der Titelnovelle sogar eine ins Geisterreich hinübergreifende — in einem sehr konzentrierten Stil glasklarer, unbeirrter Sachlichkeit berichten. Diese fast virtuos zu nennende Erzählerleistung erweist es wieder, daß Möller eine der stärksten und vielseitigsten Formbegabungen unter den jungen Dichtern ist. Harald Krasser

Reinhold Schneider. Kaiser Lothars Krone. Leben und Herrschaft Lothars von Supplinburg. Insel-Verlag, Leipzig. — Schneider unternimmt es, einen Vergessenen wieder lebendig zu machen, den Kaiser Lothar von Supplinburg. Als Greis auf den Thron gekommen, konnte er nur Vorbereiter sein; in einem Welfenreich hätte das Werk dieses Großvaters Heinrichs des Löwen sich fortentwickeln können. Aber die Geschichte entschied gegen ihn: nicht die Welfen, die Hohenstaufen wurden seine Nachfolger. Und doch liegen in seiner zwölfjährigen Herrschaft wesentliche Keime des weiteren deutschen Gesamtschicksals, die Schneider herausarbeitet, mit dichterischer Kraft sichtbar macht und geschichtsphilosophisch unterbaut. — Es wäre zu wünschen, daß auch den übrigen bedeutenden mittelalterlichen Kaisern ähnlich wirkungsvolle Darstellungen zuteil würden, in denen gleichermaßen ihre Persönlichkeiten und die Spannungen ihrer Zeit lebendig werden. Günther Krasser

Der europäische Roman

Neil M. Gunn. Das verlorene Leben. Roman. Albert Langen/Georg Müller, München. — Dies Buch schildert auf einem groß angelegten geschichtlichen Hintergrund, nämlich der Enteignung schottischer Hochlandsbauern im Interesse englischer Großgrundbesitzer zu Napoleons Zeiten, eine Welt ewigen menschlichem Daseins in Trauer und Freude, Bosheit und Liebe. Diese Kleinbauern sind in ihrem ärmlichen und doch zufriedenen Leben, in ihrer Triebhaftigkeit, die von einem dumpfen Sittengesetz gebändigt und auch wieder gemartert wird, eine lebendige Gemeinschaft, der auch die Tradition einer alten und heldenhaften Geschichte von der Römer Zeiten her nicht fehlt. Ihre Gegenspieler, der volksferne utopistische Graf, der sie von Haus und Hof vertreibt, um im Interesse einer natio-

nalen Wirtschaftspolitik und eigenen Vermögenssteigerung große Schafweiden zu gewinnen, und sein habgieriger, unmenschlicher Pächter treten daneben nur wie böse Schemen in unser Bewußtsein. Wir erleben und erleiden das Schicksal dieser Gemeinschaft mit, als ob es uns selbst nahe anginge.

Diese Wirkung bringt die nicht näher beschreibbare treuherzige, aber zugleich verhaltene und umständliche Darstellungsart des Verfassers hervor. Die Fülle der Personen, mit ihren fremdartigen schottischen Namen, verwirrt zuerst, aber wie wenn wir wirklich in eine ganz neue Umgebung versetzt worden wären, lernen wir sie allmählich mit allen ihren Eigenheiten, ihren kleinen Nöten und Schwächen, aber auch Vorzügen, ja unvergleichlichen seelischen Kräften auseinander halten, kennen und lieben, so daß der grausame Ausgang uns schwer trifft. Nur die ganz letzte Wendung, daß die beiden Liebenden, die sich schon im ersten Viertel des Buches trennten, nach acht- bis zehnjährigem Verschollensein des Mannes sich wieder finden — ohne daß ihre Begegnung selbst noch geschildert werde — wirft ein versöhnendes Licht auf das viele Leid des Buches. Freilich ist es nicht ganz leicht zu lesen und in keiner Weise ein „unterhaltliches" Buch.

Es scheint nicht zweifelhaft, daß hier gemeinsames Fühlen mit einer blutmäßig echten Verwandtschaft, aber auch mit einem von fremdsprachigen und fremdgesitteten Machthabern bedrängten Bauernvolk gerade für uns Siebenbürger dem Buch einen besonderen Reiz verleiht. Der Verlag hat nach eigener Angabe hier zum ersten Male auch ein englisch geschriebenes Werk in sein Arbeitsgebiet einbezogen. Er hat zweifellos gerade mit diesem eine gute Wahl getroffen.

Bernhard Capesius

Stijn Streuvels. Der Flachsacker. Roman. Insel-Verlag, Leipzig. — Die Schönheiten dieses Romanes der flämischen Landschaft erschließen sich einem nicht ohne weiteres. In einer weichen, keinen Eindruck von Einzelheiten vermittelnden Verschwommenheit, wie wir sie bei unsern deutschen Dichtern der Landschaft und des Bauerntums nicht gewöhnt sind, tritt uns das Land an der Schelde entgegen. Fast abstrakt möchte man diese durch den Dichter doch so innig erfühlte, nur angedeutete und dennoch gedeutete Natur nennen, die ähnlich ungreifbar und unfarbig wie die Landschaft Hermann Stehrs wirkt. Klare Form und Farbe gewinnt allein der „Flachsacker" als Brennpunkt dieses ländlichen Lebenskreises und der einfachen daraus erwachsenden Handlung. — Genau die gleichen auffallenden Schärfeunterschiede finden sich auch in der Zeichnung der Personen des Romans: außer den vier Hauptgestalten, dem Großbauern Vermeulen und seiner Frau, ihrem Sohn und der jungen Landarbeiterin mit dem klingenden Namen Schellebelle, verschwimmen und verschwinden alle übrigen in einer eigentümlich gestaltlosen, auf Einzelzüge verzichtenden, jedoch durchaus nicht wesenlosen Unbestimmtheit.

So kommt es, daß sich einem erst nach und nach dies Land und diese Leute zu einheitlichem Eindruck verdichten, der dann aber eigentlich noch mehr Bedeutung gewinnt als die Handlung des Romans. Denn gerade

der Rahmen und der Hintergrund der Handlung bringt einem unvermerkt die lebenstüchtige und lebensfrohe, kraft- und saftstrotzende Art des flämischen Volkes nahe; so besonders das die ganze Dorfgemeinschaft aufrührende Ereignis des Flachsjätens, und vor allem das Hochfest des ganzen Jahres, die Flachsernte. Diese aus tiefer Kenntnis der Volksseele, u. zw. eher dramatisch als episch gestalteten Gemeinschaftsereignisse bilden wohl die wirklichen Höhepunkte des Buches.

Weniger bedeutsam erscheint daneben die Handlung: der alternde Vater, der seine bis dahin uneingeschränkt ausgeübten Herrscherrechte seinem herangewachsenen einzigen Sohn gegenüber mit verbissenem Trotz und unwahrscheinlicher Engstirnigkeit behaupten will und erst zur Einsicht kommt, als der Sohn das Opfer seines Rasens geworden ist. Dem eigentlichen Wert des Buches aber tun die psychologischen Schwächen der Behandlung der Personen kaum Abbruch. Gustav Barthmes

Maila. Talvio. Die Kraniche. Roman. 1937. Albert Langen/Georg Müller, München. — Es wird berichtet, daß dieses Buch weit über Finnland hinaus Verbreitung gefunden habe. Mit gutem Recht! Denn eine gestaltungsbegabte Dichterin erzählt darin einen Stoff aus dem finnischen Befreiungskampf mit einer bemerkenswerten Fähigkeit hinter den Einzelschicksalen das Schicksal eines ganzen Volkes aufleuchten zu lassen. Mit welcher gleichmütigen und alle auffallenden und lauten erzählungstechnischen Mittel vermeidenden Ruhe werden alle diese vielfältigen erfreulichen und unerfreulichen Einzelschicksale aufgerollt und miteinander verflochten. Wie einfach und schlicht erscheint dieser Erzählungsstil, dessen Stärke einem erst bewußt wird, wenn die Bildhaftigkeit der Gestalten und Situationen in der Erinnerung unverblaßt haftet. Wie schön überspannt alles Geschehen das Ethos des Freiheitskampfes und das stille duldende Heldentum der Heldin, des Bauernmädchens Riikka. In diesem Buche weht etwas von dem großen epischen Atem, der bei den großen nordischen Erzählern zu spüren ist. Harald Krasser

Marie Hamsun. „Ola Langerud in der Stadt" und **„Die Langerudkinder wachsen heran."** Beide: übertragen aus dem Norwegischen von J. Sandmeier und S. Angermann. Mit farbigen Vollbildern und Federzeichnungen von Hermann Pezold und G. A. Friedrichson. Verlag Albert Langen / Georg Müller, München, 1937. — Die bisher erschienenen Langerudkinderbücher von Marie Hamsun haben wir schon besprochen. Die jüngst veröffentlichten beiden Bände schildern die weitere Entwicklung der Kinder aus dem Bauernhof; Ola, der verträumte, kommt in die Stadtschule, wo er allerlei erlebt und doch der prächtige, tiefe Junge bleibt, der schließlich Küster in der Heimat wird und ans Heiraten denken kann; Einar wird zum echten Bauern, und die Mädchen wachsen auch heran; Ingrid tritt sogar eine Dienststelle in der Stadt an und am Horizont ihres Herzens zieht das Segel der Liebe auf. Noch manches andere wäre aus den Büchern zu erwähnen, aber es sind immer einfache Ereignisse, wie

sie täglich tausendmal im Leben geschehen. Marie Hamsuns mütterliches Wissen und ihre Menschenkenntnis machen sie uns wert und zum Erlebnis. Heinrich Zillich

Blick in die Welt

August Winnig. Europa, Gedanken eines Deutschen. Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz, 1937. — In seiner neuesten, kleinen Schrift gibt August Winnig verantwortungsvoll eine Zusammenschau der Europa bildenden und beeinflussenden Kräfte. Aus dem Zusammenströmen germanischer Jugend und römischer Bewußtheit, die als Einheit im Christentum Auftrag und Sendung erhielt, entstand das Wunder Europa mit seinen unmeßbaren Werten und seiner die Erde umspannenden Machtentfaltung. Seit vier Jahrhunderten flossen in Europa die Reichtümer der Welt zusammen und ermöglichten die Aufrichtung einer wirtschaftlichen Vormachtstellung, die die Kontinente beherrschte. In der Gegenwart gibt es keine neuen Quellen des Reichtums, und Amerika und Japan, das ebenbürtig europäische Leistungen angenommen und fortentwickelt hat, sind gleichwertige Teilhaber des Weltmarktes geworden. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die Verarmung zwingen Europa zur Anpassung und das Problem der Masse, die Gefahr der Vermassung, wird vorherrschend. Der innere Umbruch der Ordnungen zwingt zu äußeren Umstellungen und drängt auch die bürgerlichen Verfassungsstaaten zu einer der völkischen Eigenart angepaßten autoritären Staatsform. Die in einer meisterhaft abgewogenen Sprache dargelegten Ausführungen lassen an einigen Stellen Beziehungen zu Spengler erkennen, darüber hinausgehend und bedeutend aber ist die Betonung eines durch das Bekenntnis zum Christentum als Ursprung und Auftrag geprägten und rassisch gebundenen Europa. Die Einfügung der Erfahrung Deutschlands während seines völkischen Entwicklungsganges ist der deutsche Beitrag zu der Fragestellung des Buches. Kurt Horedt

Dr. rer. pol. habil. Hermann Groß, Südosteuropa, Bau und Entwicklung der Wirtschaft, Beiheft zur „Leipziger Vierteljahrsschrift für Südosteuropa". Universitätsverlag von Robert Noske, Leipzig 1937. — Unser Landmann Hermann Groß, heute Abteilungsleiter am Südosteuropa-Institut und stellvertretender Direktor des Instituts für Mittel- und Südost-Europäische Wirtschaftsforschung an die Universität in Leipzig, ist als einer der besten Kenner des Südostens längst bekannt. Seine Bücher über diesen Gegenstand sind von uns schon erwähnt worden. Das eben erschienene Werk — die Habilitationsschrift von Groß — kann leider in ganzer Bedeutung hier nicht ausgeschöpft werden, dazu liegt unseren Blättern der vorwiegend volkswirtschaftliche Inhalt doch zu fern, aber es sei all denen vor die Augen gerückt, die sich von der wirtschaftlichen Lage und den Beziehungen der südosteuropäischen Länder einen Begriff machen wollen. Groß dehnt den Begriff des Südostens überraschend weit aus. Während

der kulturelle und politische Begriff des Südostens oder gar der geographische gewöhnlich viel enger gezogen wird — auch wir schließen bei unserer politischen und kulturellen Betrachtungsweise weniger Länder in den südöstlichen Raum ein — läßt sich Groß bewußt von wirtschaftlichen Tatsachen bestimmten und stellt fest, daß alle Länder südöstlich Deutschlands, bis einschließlich der Türkei, aber mit Ausnahme der Tschechoslowakei und Österreichs, volkswirtschaftlich dem entsprechen, was er als Hauptmerkmal des Südostens bezeichnet, dem Charakter einer wirtschaftlichen Übergangslandschaft. Diese fußt im Südosten trotz wesentlicher Unterschiede, hauptsächlich auf der Landwirtschaft und der Rohstoffgewinnung, steht aber zugleich in enger Beziehung zu Mitteleuropa, vorwiegend zu Deutschland, das im Außenhandel aller südosteuropäischen Länder, mit Ausnahme Albaniens, weitaus die erste Stelle einnimmt, eine Tatsache, die sich noch verstärken kann. Welche Erkenntnisse sich aus all dem ergeben, ist von Groß ausführlich dargelegt worden, wie überhaupt sein Werk bis in die Einzelheiten eine genaue Schilderung der Wirtschaftslage und -politik, der Verkehrs- und Außenhandelsverhältnisse jedes der von ihm behandelten sieben Staaten enthält. Alle Wirtschaftszweige werden dabei untersucht, die Sonderumstände der Länder betont, die Gemeinsamkeiten aufgezeigt, das Gesamtbezeichnende des Raumes klargestellt und alle sich aufwerfenden Probleme beleuchtet — ein reiches, belehrendes, vor allem zielsetzendes Buch.

Heinrich Zillich

Colin Roß. Unser Amerika. Der deutsche Anteil an den Vereinigten Staaten. Mit 6 Karten. F. A. Brockhaus, Leipzig. — Zünftige Geschichtsforscher haben manches an diesem Buch des berühmten Reiseschriftstellers beanstandet. Sie mögen manche Einzelheit auf Grund ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis richtigstellen können — unbeeinträchtigt bleibt die erweckende volksdeutsche Bedeutung, die erschütternde Wirkung dieses Buches. Wer wußte bisher, wer kümmerte sich um den deutschen Anteil an der Entstehung, an der Entwicklung der USA? Nun liest man Daten und Zahlen, die einem das Blut zu Kopfe treiben: Deutsche entscheiden den Unabhängigkeitskrieg, den Bürgerkrieg, man liest die großen Namen Steuben, Astor, Sutto, Schurz usw. im Zusammenhang, in ihrem deutschen Zusammenhang, man liest erschütternde Kapitel voll jener ewigen deutschen Tragik, daß immer wieder Deutsche gegen Deutsche die Schlachten fremder Staaten schlagen, voll jener tragischen Versäumnisse deutscher Menschen, die immer wieder große deutsche Möglichkeiten vereitelten. Das Buch ist geschrieben im Glauben an die „Deutsche Stunde Amerikas", daran, „daß das deutsche Blut in den Vereinigten Staaten noch einmal eine schöpferische Rolle spielen wird" — trotz der gegenteiligen Entwicklung des deutschen Volksteiles in Nordamerika während der letzten Jahrzehnte. Es ist ein Verdienst Colin Roß', daß er jetzt, da man beginnt Vergangenheit und Gegenwart in volksdeutschem Licht zu sehen, dieses gewichtige Kapitel volksdeutscher Geschichte geschrieben hat, in einer sehr unmittelbaren und von persönlichen

Erlebnissen ausgehenden Form, die sicherlich zur Wirkung des Buches beiträgt.

Harald Krasser

Gottfried Fittbogen. Was jeder Deutsche vom Grenz- und Auslanddeutschtum wissen muß. Achte Auflage. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin 1937. — Dieses Werk, das zum ersten Mal im Jahre 1923, also zu einer Zeit, da die wenigsten meinten, vom Auslanddeutschtum etwas „wissen zu müssen", als wenig umfangreiche Schrift erschienen ist, hat inzwischen, das beweist die Tatsache der achten Auflage, eine geschichtliche Aufgabe als Aufklärungs- und Nachschlagewerk über das Auslanddeutschtum erfüllt und ist zu einem stattlichen Band von 245 Seiten angewachsen. Die Gewissenhaftigkeit der Arbeit ist heute wie ehedem vorbildlich und deshalb gehört diese wirklich in die Hand jedes Deutschen.

Harald Krasser

Mitteilungen der Schriftleitung

Den aufschlußreichen Aufsatz über das baltische Deutschtum verdanken wir einem in Königsberg lebenden gründlichen Kenner der baltischen Vergangenheit und Gegenwart.

Im April- und Maiheft des vorigen Jahrganges haben wir versucht, durch Wiedergabe seines „Curriculum vitae" die im Bewußtsein unseres Volkes verblaßte Gestalt des bedeutenden siebenbürgischen Volkskunde- und Sprachforschers Johann Wolff wieder in ihrer ganzen Größe sichtbar zu machen. Der Beifall, den jene Veröffentlichung gefunden hat, ermutigt uns, nach der Gestalt nun auch das Werk Wolffs unmittelbar zum heutigen Geschlecht sprechen zu lassen. Das in diesem Heft abgedruckte Bruchstück ist seiner schönsten volkskundlichen Arbeit „Unser Haus und Hof" (1882) entnommen, die eigentlich einen Neudruck verdient und dazu einen Ehrenplatz in unserem Schrifttum, wie die Werke Riehls, Jakob Grimms, Görres' in dem des Gesamtdeutschtums.

Wilhelm Scheidt, der Verfasser des Gedichtes „Verklärung", ist ein in Bukarest lebender Reichsdeutscher.

Der Chronikteil dieses Heftes ist, wie übrigens in letzter Zeit öfter, von den mit fieberhafter Eile vorwärtsschreitenden Ereignissen in unserem Lande überholt worden. Von der inzwischen vielfach völlig geänderten Lage bleibt der Wahrheitsgehalt von Pomarius' Feststellungen, die Gültigkeit der aus den Ereignissen abgeleiteten Grundsätze unangetastet. Und gerade weil hier eine über den Tag gültige Betrachtung unserer Lage geboten wird, stehen wir nicht an, sie unverändert und ohne übereilte Ergänzungen wiederzugeben.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Cisnädie-Heltau 92 bei Sibiu-Hermannstadt
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Krafft & Drotleff A. G.



Gertrud Roth, Mutter und Kind
Kleinplastik

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
15. JAHR MÄRZ—APRIL HEFT 3-4

Haus, Hof und Gemeinde

Von Johann Wolff

Unser Bauer pflegt alle seine Glück- und Segenssprüche zu schließen mit der Bitte: „daß Gott uns wolle erhalten bei unsern Häusern und seinen Segen bescheiden unsern Höfen und unserer Gemeinde". Unsere Häuser, unsere Höfe und unsere Gemeinde, was in diesen drei Bitten inbegriffen liegt, ist nicht allein ein Glaubens- und Lebensbekenntnis des sächsischen Bauern, es ist der Grundriß unserer National- und aller Sozialpolitik. Des Hauses Eck- und Grundstein ist die Gebundenheit in Treue und in Gehorsam, die unbedingte Hingabe an die sittlich-natürliche Gemeinschaft. Der Hof aber, im Sinne der alten Verfassung als der Inbegriff des Grundbesitzes gefaßt, er gewährt die Mittel zur Erfüllung der äußeren Lebensbedingungen, er bindet seinen Eigentümer an die Heimat, er zwingt ihn mit und durch das zugehörige Bauland zu strenger Ordnung und Regelmäßigkeit, er lehrt ihn Maß halten in allen Dingen und festhalten an dem, was „von Erben an Erben gebracht" ist, er pflanzt ihm die Ehrfurcht ein vor jenen Gewalten, welche den Erfolg seiner Arbeit und damit seinen Bestand beherrschen. Und aus der dritten Bitte spricht die Weisheit einer langen Erfahrung: die Gemeinde ist es gewesen, die hier das deutsche Haus gebaut hat und es erhalten hat dadurch, daß sie sein Einzelrecht dem Gesamtrecht einfügte; „die Einigkeit unseres Volkes ist nächst Gottes Providenz die einzige Ursache" gewesen, „daß nach so vielen Staatsveränderungen unsere Nation gleich wohlen noch stehet".

Weckruf

Von Heinrich Zillich

Als Kind dachte ich oft darüber nach, warum der Anfang der Jahreszeiten an so unmöglicher Stelle im Kalender vermerkt wird und auch die Schule, offensichtlich wieder einmal falsch unterrichtet, die gleichen Tage als Beginn des Zeitwechsels lehrt, während meine Augen eine ganz andere Wirklichkeit sahen. Wann Herbst und Sommer anfingen, war mir wenig wichtig, aber der Winter, der, wenn man unseren Lehrern trauen konnte, knapp vor Weihnachten einsetzen mußte, kam meist später mit Schnee und Eis, mitunter auch etliche Wochen früher, und gar der Frühling, der Ende März durchs Land schreiten soll, zögerte immer viel länger. Es stimmte nicht, was die Lehrer sprachen, es stimmte nicht, was der Kalender verkündete. Es stimmte die ganze Einteilung nicht, denn es gab wohl einen Winter, Lenz, Sommer und Herbst, aber innerhalb dieser Jahresteile erlebte ich zu meinem Ärger eine fünfte Zeit — die war gleich widerwärtig im Januar und im August: den Landregen.

Es fallen wundervolle Regen, rasche, singende, jubelnde Tropfenheere, heulende und schauerliche Gewitter, trippelnde Spritzer und peitschende Schauer — aber jene Regen, die man mit drei E in der ersten Silbe schreiben müßte, die endlosen, diese schleichenden Wetter — ach, das ist die fünfte Jahreszeit unseres Erdteils. Und sie ist vielleicht seine wichtigste! Ihre Trostlosigkeit prägte mehr als Sonne und Sturm und Schnee unser weißes Menschentum zum weltbeherrschenden Schöpfer. Wer ein Drittel des Jahres hindurch ins Grau starrt und von sieben Tagen höchstens einen blauen erlebt, überdies mehr friert als schwitzt, muß trübsinnig werden oder aus seiner Seele Kräfte hervorheben, die ihm in Traum und Tat ersetzen, was ihm die heimische Natur vorenthält.

Die fünfte Jahreszeit erwürgt unseren Frühling gern. In der Nähe der Berge vollends gibt es ja kaum einen rechten Lenz, der langsam erblüht, allmählich sich entfaltet und täglich neue Wunder enthüllt. Wo am Horizont die blaue Gebirgsgestalt lagert, dauert die fünfte Jahreszeit lang, und der Frühling, der im März da sein müßte, kommt — wenn's gut geht — im Mai zur Herrschaft und verliert sie zugleich an den Sommer. Die wenigen Tage des Herrschaftswechsels allerdings sind betäubend. Dann strömen wirklich alle Wasser der Tiefe nach oben.

Und doch hat die Kalendereinteilung der Jahreszeiten einen Sinn. Ich erinnere mich alljährlich eines ersten März, den ich mit so wachen Sinnen erlebte wie sonst nichts. Ich kroch da als kleiner Pennäler verschlafen und mißmutig aus dem Bett, voll Heimweh — denn ich wohnte damals in den Schulmonaten nicht bei den Eltern auf dem Lande, sondern in der Stadt —, kroch heraus, hob den Fuß auf einen Stuhl, um die Strümpfe anzuziehen, dachte an das Klassenzimmer, das im Winter und bei Regen häufig von einigen Gasflammen beleuchtet werden mußte, dachte an all dies, und mein Herz war so hoffnungslos wie der Regen; aber jählings blickte ich auf, den Strumpf noch in der Hand, sah mich um, als hätte mich ein Ruf geweckt. Mein Blick flog hinaus durch das Fenster weit über die Dächer der Stadt und hinauf an den Berglehnen in das Licht des Himmels, das anders geworden war, Licht geworden war in einer verkündenden tröstlichen Farbigkeit. „Erster März", sagte ich strahlend, und mir war es, als sagte ich „Erster Mai". Ich wußte, ohne es in Worte kleiden zu können, daß sich der Wechsel der Gezeiten eben jetzt vollzogen hatte, lange ehe der Frühling sich auch nur in einem einzigen Blättchen verraten hätte; ich begriff, daß der Wechsel sich nicht sogleich in den handgreiflichen Äußerlichkeiten zeigt, sondern in den feinen Veränderungen, die das Nährgeheimnis der Natur, den Samen, die Säfte, Saat und Keime unmerklich weckt zu einer Zeit, die nur manchmal unserem Herzen sofort bekannt wird. Warum soll diese Zeit nicht im derben Durchschnitt die des Kalenders sein!

Wichtiger aber ist der Weckruf selbst. Woher soll er ausgesandt worden sein, wenn nicht aus dem überirdischen Quell des Lichts? Als Junge kannte ich die Sonnwendfeuer noch nicht, aber ich spürte, daß es die Sonne hinter den Wolken war, der ich meine Märzgewißheit verdankte. Und da meine Regungen weniger in wohlgefügten Sätzen als in Schreien Ausdruck suchten, begann ich zu brüllen vor Glück und nahm die Mahnung zur Ruhe, die mir von den Erwachsenen sofort zuteil wurde, hin als eine berechtigte, aber nur in gewöhnlichen Lebensgebieten verständliche Folge meines Geschreis, das hier auf dem Bürgerboden der Stadt ein Unfug, in der Weite des Himmels sinnvoll war wie ein Gebet.

So ist es denn das Licht, das die Jahreszeiten weckt und bestimmt. Hierüber wäre viel zu sagen, besonders dies, daß nicht der Frühling das reifste und herrlichste Licht verschenkt, wohl aber das beglük-

kendste, wenn Glück noch jung empfunden werden kann, und dann notwendig in einem Schrei sich Luft, nein: Licht machen muß!

Das Grün ist lebhaft, ein Schrei der Befreiung aus Schnee und Regen. Der Blütenschmelz ist Schrei. Die Blumenfarben, mögen sie noch so satt und dunkel sein, sind Schrei, schon deshalb, weil sie endlich da sind an einer Stelle, wo gestern noch nichts zu finden war als feuchtes Braun. Und selbst des April Stürmen, sein unerträglich langes Hin und Her, diese unverschämte Verquickung aller Zeiten in einem Monat, der vor lauter Drang im Kreise taumelt, selbst dies ist ein Schreien des Lichts, das um den eigenen Schatten wirbelt.

Was nun folgt, ist oft beschrieben worden. Ich will es nicht auch tun, denn ich ginge dann schwätzend auf den Liebespfaden, die man schweigend oder singend und zu zweien gehen soll. Wo sich das Licht selbst findet, findet es ja noch vieles andere. Falter und Bienen, Vögel und Blumen, Küsse und Sang, das ist das Nachströmen des Lichts, und hierüber kann kein Dichter mehr aussagen, als was jedermann weiß, der an all dem nicht vorüberschläft. Ob es nun der 1. März oder der 1. Mai ist, es bleibt gleich — aber des Frühlings wird niemand inne, der nicht plötzlich aus der Alltäglichkeit aufschreckt, erkennt, sieht und lauscht und aus glücklich beengter Brust schreien möchte vor Licht!

Einem jungen Mädchen

Von Konrad Richter

Du wandelst mit gemeßnen Schritten
nachtwandlerisch die Straße her —
und bist so jung doch! Laß dich bitten:
nimm deine Jugend nicht so schwer!

Jugend ist Schaum und Rausch und Blüte,
und Jungsein Gnade — nimm sie wahr!
Laß uns, den Alten, müde Güte;
du schmücke freudig dir dein Haar!

Vertraue dir und deinem Glücke —
Vielleicht hat's dich vor andern gern
und baut dir eine bunte Brücke
von goldnem Stern zu goldnem Stern.

Vorfrühling

Von Hans Hartl

Die schmale, gefurchte Gebirgsstraße stieg in steilen Windungen bergan. An den besonnten Hängen schmolz rieselnd der Schnee und von den dürren Grasflecken und lehmigen Erdbrüchen stieg zitternde Wärme auf. Oben auf dem Höhenrücken, dessen sanfte Linie sich in das stille Blau des Himmels schwang, standen die hellen, zarten Umrisse einzelner Birken. Die Ebene mit ihren Hügeln und Wäldern breitete sich wie ein warmes braunes Tuch, von hellen Punkten durchsetzt, im Kreise des dunstigen Horizontes. Wolken schwammen reglos über der Stille.

Das Mädchen ging mit schmalen Schritten voran. Bei jeder Wendung des Weges hielt sie einen Augenblick inne und warf die Skier mit einem heftigen, fast trotzig anmutenden Ruck auf die andere Schulter, während sie ausweichend den Kopf vorsichtig neigte und aus den Augenwinkeln einen schnellen Blick zurückwarf.

„Soll ich dir nicht die Bretter abnehmen?“ sagte Heinrich und blieb stehen. Sie schüttelte den Kopf und ging weiter.

Aus dem Tale herauf kam ein kühler Windstoß. Im Dorfe krähten die Hähne und ein Hund bellte. Von den niederen Tannen am Rande des Weges fielen nasse Schneeklumpen mit dumpfem Ton. Langsam, ohne zu sprechen stiegen die beiden weiter. Das Blut rauschte in den Ohren und der Atem ging warm und schnell. Heinrich hatte einigemale versucht neben das Mädchen zu gelangen, aber dieses ahnte seine Absicht und ging schneller. Er blieb ratlos und gekränkt zurück.

In einer Biegung, wo der Weg sich wie eine ausschwingende Galerie um den Berg legte und das breite Rund der Ebene sich sonnenverschleiert dem Auge bot, blieb das Mädchen stehen und lehnte die Skier an einen Steinblock. Sie kauerte darauf nieder und stützte das Kinn in die geöffnete Hand, während sie mit nachdenklichem Blick vor sich ins Leere starrte und mit dem Schuhabsatz feuchte Löcher in den weichen Grasboden bohrte.

Heinrich trat neben sie und warf die polternden Skier zur Erde. Sie wandte langsam ihren Kopf und sah ihn aus dunkeln Augen an, in denen das Sonnenlicht helle Punkte zeichnete. „Ich hätte nicht mit dir kommen sollen . . . nein, ich hätte das nicht tun dürfen.“

„Es tut dir also schon leid?“

Sie schwieg und senkte die Lider, und indem sie mit einer verlorenen,

schwermütigen Gebärde sich eine braune Haarsträhne aus dem Gesicht strich, schüttelte sie den Kopf: „Ich glaube nicht, daß es mir leid tut, aber das ist ja gerade das Schlimme. Wenn es mir leid täte, dann würde ich umkehren. Es tut mir aber nicht leid . . . verstehst du das . . . gar nicht leid. Nur, ich weiß jetzt, daß ich nicht alles übersah, als ich mich entschloß mit dir zu kommen." Sie legte ihre Skier auf das hochgezogene Knie: „Ich habe Angst, schreckliche Angst. Wie wird das sein, wenn wir wieder nach Hause zurückkommen."

Heinrich setzte sich neben sie und drehte einen lehmigen Stein ratlos zwischen den Händen. Weit draußen in der Ebene pfiff ein Zug, die Luft stieg mit sanftem Rauschen wie ein blasiger Strom in den kühlen Himmelsraum, aus einem entfernten Dorfe klangen die eiligen Schläge einer kleinen Glocke und füllten den Luftstrom mit summendem Erz.

„Wenn du willst," sagte Heinrich stockend und warf den Stein in den Abgrund, daß er von Vorsprung zu Vorsprung schoß und im Walde verschwand, „wenn du willst, dann kehren wir um". Er wandte sich ab und blieb so, ohne sich umzusehen. Was würde sie tun? Er hörte, wie sie sich erhob und die Bretter aufnahm. Jetzt geht sie zurück, dachte er und blieb sitzen, jetzt geht sie den Weg wieder abwärts. Aus! Soll sie gehen, ich bleibe hier, mag sie allein gehen. Trotz und ein bohrender Schmerz ließ ihn die Zähne aufeinander beißen.

Die Schritte entfernten sich, aber sie gingen aufwärts. Heinrich fuhr herum. Das Mädchen ging mit langsam steigenden Schritten die Straße hinan. Die Bretter auf ihrer Schulter rutschten hin und her und im Gehen bemühte sie sich, sie in die richtige Lage zu bringen und mit den Stöcken zu stützen, die sie über die andere Schulter geschoben hatte. Es war eine hilflose, rührende Bewegung, wie die eines Kindes, und als es ihr endlich gelang die Skier einzufangen und zu festigen, nickte sie erlöst mit dem Kopf, während sie um einen Vorsprung verschwand, den die Straße umkrümmte.

Heinrich klemmte sich seine Bretter unter den Arm und lief ihr nach. „Jutta", rief er atemlos; aber der anschwellende Wind zerstäubte den Schall und das Mädchen hielt nicht an. Sie wollte allein sein. Heinrich verlangsamte seine Schritte.

An einem Abend der letzten Tage hatte er sie, als er sie von einer Unterhaltung nach Hause begleitete, beim Abschied unter dem Tore gefragt, ob sie den Mut hätte, mit ihm allein ins Gebirge zu gehen.

Es war einer jener Abende zwischen Winter und Frühling, wo der Wind feucht und erregend aus dem bewegten Himmel fällt, das Schmelzwasser in den Rinnen tropft und die engen, geruhsamen Grenzen, die der Winter um Gedanken und Dasein gezogen, sich flackernd auflösen zu grenzenloser Unrast, wo der langsame, bedächtige Schlag der Turmuhr seine bindende Macht verliert, mit der er sonst die Stunden sorgsam in strenger Gesetzmäßigkeit aneinanderreihte, und die Schläge nun plötzlich davonflattern und sich ziellos in der fliegenden Dunkelheit verlieren. Die nassen Zweige der Bäume glänzen verwirrend im Mondlicht, das bleich über Dächer und Türme flutet, und hinter dem Horizont steht mit weiten Augen das große Unnennbare als riesiger, lockend drohender Schatten zwischen Himmel und Erde, wo sich Grenzenlosigkeit und Unruhe sehnsüchtig berühren.

Das Mädchen ließ die zum Abschied erhobene Hand wieder sinken. Zwischen die sanftgeschwungenen Brauen schob sich eine widerspenstige Falte und das Kinn zog sich in die stichligen Haare des Fellkragens zurück. Bevor sie jedoch antworten konnte, fuhr er hastig fort: „Ich weiß, was du sagen willst: das geht doch nicht, das ist doch ganz ausgeschlossen! Du hast es ja schon oft gesagt", er hob die Hand, „ich weiß es, du brauchst es mir nicht mehr zu sagen, aber ich habe immer gehofft, du würdest einmal mit mir kommen. Wir würden ganz allein sein, in einem Holzhaus wohnen, du würdest das Essen kochen, ich das Holz spalten, der Wald rauscht und die Sonne scheint, vielleicht kommen Holzfäller vorbei; wir rauchen mit ihnen eine Zigarette und sprechen über das Wetter, ich wachse dir die Skier und schmiere deine Schuhe . . . aber du kannst ja nicht, denn du hast ja keinen Mut. Bald fahre ich weg, wer weiß, wann ich wiederkomme . . ."

Er hielt inne und sah sie an.

Sie blickte aus weiten Augen zu ihm auf, ihr Gesicht war blaß und vom Lichte des Mondes seltsam entfremdet, unter der Wölbung der Augenbrauen lagen schwere Schatten und auf der süßen Rundung der leicht geöffneten Lippen glänzte feucht ein Schimmer des Lichtes.

„Jutta", bat er eindringlich und faßte sie am Arm, „komm, sag ja, sei einmal großzügig, es ist doch alles Unsinn, die Menschen — die Gesellschaft — alles."

Sie schwieg und senkte das Gesicht, daß es von den Schatten überdunkelt seine Linien verlor. In einer Straße klingen Schritte, eine rauhe Stimme ruft etwas, jemand lacht, die Äste der Bäume glänzen,

ach Gott, wie sie glänzen, und während das Mädchen langsam den Arm aus seiner Hand löst, schüttelt sie den Kopf: „Nein", sagt sie mit zuckenden Mundwinkeln, „nein, nein, ich kann nicht." Und sie wendet sich um und läuft in die schwarze Höhlung des Torbogens hinein, die hallend zuschlägt.

Am nächsten Tage war dann jäh die Entscheidung da.

Heinrich traf das Mädchen, sie schien auf ihn gewartet zu haben, und sie gingen einige Schritte nebeneinander, da blieb sie plötzlich stehen und sagte mit einer hohen, fremden Stimme, während sie starr an ihm vorbeiblickte: „Du, ich will doch mit dir kommen, morgen, morgen früh, mit dem ersten Autobus, — es darf uns niemand sehen." Ihr Gesicht bewegte sich, als reife der Entschluß während des Sprechens in ihr nun endgültig, sie sah ihn nicht an, denn ihre Wangen überzogen sich mit dunkler Röte, und dann ging sie mit schnellen, gleichsam flüchtenden Schritten davon.

Er war fassungslos stehen geblieben, schwankend zwischen heißer Freude und einem dunklen, verhüllten Gefühl, dessen Ursache wohl in dem fast unerträglichen Bewußtsein der Entscheidung liegen mochte, das ihm schmerzhaft in die Gedanken und bebenden Hände drang.

Solange sie im Autobus saßen und dann durch das Dorf und das ansteigende Tal gingen, war jene Beklemmung nicht von ihm gewichen, die ihn unfrei und schwer machte, aber als sie nun höher und höher kamen und die weiße, schweigende Landschaft sie aufnahm, fiel die Unfreiheit langsam von ihm ab, in dem Maße, in dem Welt und Lebensordnung sich entfernten.

Auf dem Höhenrücken, wo die Steigung der Straße sich milderte, lag der Schnee als eine dichte, glitzernde Decke. Das Mädchen blieb stehen, band die Skier auseinander, hielt sie prüfend von sich gestreckt um links und rechts zu erkennen, und schnallte dann an. Ihr Gesicht war leicht gerötet, auf der Nase hoben sich einige zarte Sommersprossen hervor. Die Sonne stand flammend über Bergen und Tälern, unten im Birkengrund schlug ein Buchfink goldene Punkte in die Stille. Während Heinrich anschnallte, kramte das Mädchen aus dem Rucksack Schokolade hervor, brach sie teilend und reichte ihm eine Hälfte hin. „Ich habe Durst," sagte sie. Ihre Stimme klang in der blühenden Stille dunkel und warm, in ihrem gesammelten Ton zerstäubte Unruhe und Bestürzung der letzten Stunden, es war alles klar und überwunden, was sich

beklemmend erhoben hatte, der Entschluß war unabänderlich und das Leben hatte einen gesicherten Grund.

„Bald kommen wir zu einer Quelle." Heinrich hatte sich gefunden, er wußte hier Bescheid und nahm die Führung und die Entscheidung des Kommenden in die Hand.

Sie glitten nebeneinander in die reglose Landschaft, erfüllt von deren großer verheißungsvoller Ruhe, gleichsam schwebend und losgelöst von der Macht der Welt, die immer weiter hinter Höhen und Tälern entschwand.

Am frühen Nachmittag erreichten sie die Hütte. Ihr Eingang war vom Schnee frei, Schmelzwasser tropfte vom Schindeldach und dürres, vorjähriges Gras wuchs bis zur Schwelle. Heinrich holte den Schlüssel hervor und sperrte auf. Drinnen war dunkle, eingetane Luft, auf Gesimsen und Brettern lag dicker Staub. Jutta blieb zögernd im hellen Rahmen der Türe stehen, draußen gleißte das Sonnenlicht über den Bergen. Sie lehnte die Skier müde an die Wand und ließ den Rucksack zu Boden gleiten.

Heinrich stieß die Läden auf, der eindringende Luftzug wirbelte den Staub zu grauen Wolken, es roch nach altem Heu. „Ich mache ein wenig Ordnung," sagte Heinrich, „setz dich inzwischen hinaus in die Sonne." Er lächelte ermunternd und bemühte sich, heiter und unbefangen zu erscheinen. Während er kehrte, pfiff er eine Melodie, aber er kam, ohne es zu merken, aus einem Lied ins andere, weil er angespannt hinaushorchte. Er hörte Jutta draußen herumkramen, nach einer Weile vernahm er, wie sie ihre Mundharmonika auf der flachen Hand ausklopfte, und dann spielte sie nach einigen suchenden Akkorden ein Volkslied, eine jener herb-süßen Weisen von Soldaten und Mädchen, vom Abschied und Heimkehr, mit unzähligen freundlich-naiven Strophen. Er trat hinaus. Sie saß an die sonnige Wand gelehnt auf ihrem Rucksack und hielt die Augen geschlossen. Als sie seine Nähe fühlte, brach sie das Lied ab und sah ihn blinzelnd an: „Wie still es hier ist," sie lächelte versonnen und umschlang ihr Knie. Er setzte sich neben sie und legte die Hand auf ihre Schulter. Die zärtliche Wärme ihrer Haut drang durch den dünnen Stoff der Bluse in seine Hand. Von den Tannen fiel Schnee, Wind bewegte die Äste, die Täler sangen und der Tag verlor sich langsam hinter den Bergen.

Heinrich stand auf, suchte die Axt hervor und spaltete Holz, indessen

das Mädchen in der Hütte wirtschaftete, die Rucksäcke auspackte und das Geschirr ordnete. Als er sich vergeblich bemühte das Feuer zu entfachen, trat sie neben ihn.

„Verflucht," sagte er, „das Holz will nicht brennen." Er blies in die glimmenden Späne, beizender Rauch drang aus den Ritzen des alten Herdes, die Augen tränten.

„Laß mich einmal versuchen." Sie kniete neben ihm nieder und stocherte mit einem Stock im Herdloch herum. Ihre Schultern berührten sich, er vergaß das Feuer und drängte sich an sie. „Was ist?" lachte sie, „du stößt mich ja um, ich kann doch so nicht Feuer machen."

Er faßte nach ihrem Kinn und drehte ihr Gesicht sich zu: „Ich muß dir sagen, ich bin unendlich froh, daß du hier bist." Sie strich ihm über das Gesicht: „Ich auch, aber bring lieber Wasser für den Tee." Er stand auf und klopfte sich den Staub aus den Hosen: „Versuch du dein Glück mit dem Feuer," dann nahm er den Eimer, der umgestülpt in einer Ecke stand, und ging zur Quelle.

Im Walde spann die Dämmerung, auf den Wipfeln lag erlöschendes Licht. Graue Abendwolken mit feurigen Rändern kamen hinter den Bergen herauf, deren Umrisse sich dunkel auflösten. Das Wasser aus der Holzrinne schoß gurgelnd in den Eimer und lief plätschernd über. Die Landschaft verschloß sich in fröstelnder Schwermut, hinter den Schleiern der Dämmerung lagen geheimnisvoll ungeheuerliche Dinge. Heinrich beugte sich nieder und trank. Das Wasser schmeckte nach Schnee und Gras. Er richtete sich auf und schleppte den schwappenden Eimer, wie eine kalte Hand strich es ihm schaudernd über den Rücken. Er lief stolpernd zur Hütte.

Das Feuer im Ofen brannte, und das Mädchen deckte den wackligen Tisch mit Servietten und Papier. Heinrich entzündete eine Kerze. Ihr zerflatterndes Licht warf lange, schwankende Schatten an die Wände. Sie aßen schweigend.

„Willst du Zitrone in den Tee, Heinrich?"

„Nein, danke."

Jutta bewegte sich heiter und unbefangen, ihre Augen glänzten über den warmen Wangen und glitten dunkel zwischen den Dingen umher. Das Schicksal hatte sich entschieden, sie ging ihm träumend entgegen. Der enge, unstete Ring des Lichtes umschloß bergend ihre schweigende Gemeinsamkeit. Wenn sie sprachen, wölbten sich die Worte dunkel über

ihnen, bevor sie im Raum zerflossen, allen Dingen entströmte eine wunderbare Ruhe, die sich auflösend in Gedanken und Bewegungen verrann.

„Willst du eine Zigarette, Jutta?" Sie nickte und er hielt ihr die Schachtel hin. Er setzte sich auf die heugepolsterte Pritsche: „Stell dir vor, wir sind nun allein, ganz allein. Ringsherum ist nichts als Berge und Wald, kein Mensch ist in der Nähe, die Welt ist untergegangen, nur wir zwei sind übriggeblieben, es gibt keine Städte und keine Eisenbahnen, der ganze Unsinn ist fortgeblasen." Er blies sich über die flache Hand, ein Fensterladen knarrte. „Wer bist du . . .?, wer bin ich . . .? Wir sind die ersten Menschen, wir haben alles vergessen, gestern und morgen . . ."

Das Mädchen stand in der Mitte des Zimmers und sah ihn an. Ihre Hüften waren schmal und schwangen beim Gehen in einem jungen singenden Rhythmus, sie kam langsam auf ihn zu, es mußte wohl alles so kommen, und indem sie mit einer traumwandlerischen Gebärde ihre Hände aufhob und auf seine Schultern legte, glitt sie neben ihm auf die Pritsche. „Spiel etwas auf deiner Mundharmonika," bat er und legte den Arm um ihre Schultern. Sie nahm das Instrument aus der Tasche ihrer Skihose und spielte, während sie, ohne es zu wissen, mit dem Fuße den Takt an die Bettkante schlug, und er summte die Lieder halblaut mit. So saßen sie, hingegeben an die Macht der Stunde, die Kerze erlosch und die Dunkelheit füllte wehend den Raum, der Wind ging um die Hütte, wie der schwarze Atem eines gewaltigen Tieres, ein großer Fluß, auf dessen Grunde sie einsam und geborgen lebten, der Schein des Feuers huschte zuckend über die Wände, während draußen sich die Nacht über dem schlafenden Land erhob.

Mit einem hohen nachschwingenden Akkord ließ das Mädchen die Mundharmonika sinken. Heinrich zog sie an sich, die Mundharmonika fiel summend zu Boden, er bog sie zurück und küßte sie auf den Mund, ihre Lippen waren warm und weich wie in müdem Schlaf, und mit einem rinnenden Seufzer glitt sie neben ihm in die Dunkelheit.

Was Traum und Sehnsucht gewesen war, erfüllte sich. Es war eine herbe, gewaltige Vorfrühlingsnacht. In den tiefen Gründen der Täler nistete raunendes Dunkel und durch die weiten Wälder fuhr der Wind. Die Erde öffnete ihren Schoß den ewigen Kräften des Lebens und zu dem hohen Himmel empor schwangen sich rauschende Gesänge. Sterne zogen strahlende Bahnen, die Wolken glitten still und endlos in mäch-

tigem Zug von West nach Ost, und vor ihnen her ging ein wunderbares Leuchten über Berge und Wälder, über Länder, Meere und Menschen ...

*

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Heinrich sich an der Quelle wusch. Im Wasserstrahl spiegelten sich flimmernde Farben, es rann eisig über Schultern und Arme. Er rieb sich ab, daß die Haut brannte. Alle Dinge waren hell und aufgeschlossen, und der Wald lag offen und friedlich. Heinrich lief das Handtuch schwenkend zur Hütte.

Jutta kämmte sich vor einem kleinen Taschenspiegel und hielt die Haarklammern zwischen den Zähnen. Heinrich setzte sich neben sie und sah ihr zu. Sie errötete und zog die Brauen zusammen.

„Bitte, sieh mich nicht an."

„Ich möchte aber sehen, wie du dich schön machst."

„Aber bitte, sieh mich nicht an," sie legte flehend die Handflächen zusammen. Sie schwankte zwischen Schluchzen und Lachen, das Leben war um eine Erfüllung reicher, aber um einen Traum ärmer, das Tageslicht sah klare Umrisse, wo die geschlossenen Augen der Nacht nur drängende Ahnungen ineinander schlagen.

Sie stiegen über verschneite Waldwege bergan. Der Schnee war schwer und klebte an den Brettern. Als sie die Höhe erreichten, war es Mittag, die Hitze brütete über den Bergen. Heinrich wachste die Skier des Mädchens und die seinen. Sie saß auf einem Baumstumpf.

„Was denkst du, Jutta?"

„An allerhand."

Er glättete mit der Handfläche das Wachs: „Was heißt „allerhand", du Fohlen?" „Warum heißt du mich ein Fohlen?" Sie lächelte nachdenklich zu ihm auf. Er steckte die Skier in den Schnee und wischte sich die Hände. „Du bist wie ein Füllen, ein braunes, junges Füllen. Man möchte es am Kopf fassen, um es zu streicheln, es hat schmale, behende Beine und springt entsetzt fort. Aber dann kommt es neugierig näher und dann greift man zu und hat es an den Stirnhaaren. Hast du schon gesehen, wie bestürzt die Augen von solchen Füllen dann sein können?„ Er brach einen Tannenzweig ab und setzte sich darauf: „Genau so bist du, Jutta."

Sie wiegte den Kopf: „Ich liebe dich Heinrich, ich weiß es jetzt erst wirklich. Jetzt ist alles gut und klar." Sie machte eine fortscheuchende Bewegung mit der Hand, als dränge sie einen Gedanken zurück: „Was

später kommt, an das will ich nicht denken, wir werden uns nicht mehr verlieren — nie mehr."

In der Ebene lag grauer Nebel, während hier oben die Sonne brannte. Irgendwo, bei einer fernen Sennhütte, blöckten Schafe, der Klang einer dudelnden Hirtenflöte wehte herüber. Ihr Ton schien aus der Landschaft selbst aufzusteigen, wie keimendes Frühlingsgras unter schmelzendem Schnee.

Als die Sonne an Kraft verlor, schnallten sie an und fuhren ab. Im Schatten des Waldes war der Schnee gut und locker, aber auf den freien Hängen glitten die Skier nur mühsam und stockend vorwärts. Heinrich fuhr voran und fluchte über den pappigen Schnee, der die ganze Abfahrt verdarb.

Auf der Schwelle der Hütte saß ein Mann und aß Speck mit Brot. Ein mageres, kleines Pferd ging schnuppernd umher. Der Mann griff an die Pelzmütze und sagte: „Guten Tag." Er war klein und wie die Gebirgsbauern gekleidet, aber um den Hals trug er ein Tuch wie einen Schal, und das verlieh ihm ein ungewöhnliches Aussehen.

Sie erwiderten seinen Gruß und lehnten die Bretter an die Hüttenwand. „Jetzt geht es wohl nicht mehr gut mit den Hölzern," sagte der Mann und wies auf die Skier. „Nein, der Schnee klebt zu stark," Heinrich sperrte die Türe auf, „kommen Sie aus dem Dorf?"

„Nein, ich gehe hinunter." Der Mann warf die Speckschwarte im Bogen fort und stocherte sich mit dem Taschenmesser in den Zähnen. „Ich habe einem Hirten was gebracht, der drüben im Tale mit seinen Schafen ist." Er klappte das Messer zu.

„Wollen Sie eine Zigarette?"

„Nein, danke schön, ich rauche nicht."

Heinrich trug Holz in die Hütte und machte Feuer. „Ich werde die Wurst braten," sagte das Mädchen und machte sich an die Arbeit. Heinrich sah ihr eine Weile zu und ging wieder hinaus. Der Mann saß abseits auf einem Holz. Sein Gesicht war dunkel und faltig und voller Bartstoppeln, in den Augen lag Gutmütigkeit, aber dahinter stand irgend eine verborgene Drohung. Heinrich setzte sich neben ihn: „Wohnen Sie unten im Dorf?"

„Ja."

„Haben Sie Schafe hier?"

„Nein."

Der Mann schwieg, sein mageres Gesicht bewegte sich wie unter einem drängenden Gedanken. Plötzlich wandte er sich Heinrich zu, seine Augen flackerten: „Parlez-vous français?"

„Was?", Heinrich starrte ihn verblüfft an.

„Ich kann auch deutsch", sagte der Mann in deutscher Sprache, „auch englisch und spanisch und italienisch, auch türkisch und russisch, arabisch und sogar chinesisch," seine Worte brachen hervor, wie ein endlich befreiter Sturzbach.

Heinrich glotzte mit offenem Mund.

„Ich bin fünfmal um die Erde gefahren, ich war in der Südsee und in Wladiwostok, in Peru und in Peking, ich bin durch den Panamakanal gefahren und in Afrika fünf Jahre in der Fremdenlegion gewesen, bis ich desertierte. Dreiundzwanzig Jahre war ich in der Welt." Er hielt inne und schloß die Augen, während er mit seinem Stock heftig in der Erde bohrte.

„Am schönsten war es in der Südsee, wir ankerten bei einer Insel, die Frauen haben dort nur einen Schurz und sind braun. In Marokko traf mich eine Gewehrkugel in den Schenkel, als ich entfloh, mein Kamerad wurde erschossen, er hieß Schmidt oder Schmitz — ich weiß es nicht mehr genau. In Indochina ist es heiß wie in einem Dampfbad, die Luft ist wie verfault, aber die Südsee ist schön."

Der Mann nahm die Pelzmütze vom Kopf, sein Gesicht war aufgewühlt und sehnsüchtig. Er erhob sich.

„Wieso sind Sie so in der Welt herumgekommen?" fragte Heinrich hastig. „Bleiben Sie noch, erzählen Sie . . ."

„Mit neunzehn Jahren ging ich von hier zu Fuß nach Hamburg," erzählte der Mann mit müder, brüchiger Stimme, „von dort nach Rotterdam, da heuerte ich auf einem Schiff an, das nach Australien ging. So begann es und dauerte dreiundzwanzig Jahre."

„Und jetzt leben Sie hier im Dorf?"

„Ja," er seufzte.

„Möchten Sie noch einmal fort?"

Der Mann betrachtete in Gedanken versunken die Schuhe Heinrichs: „Was für feine Schuhe sie haben!", er schüttelte heftig den Kopf, „nein! Ich habe jetzt Frau und Kinder und bin arm."

„Aber wenn Sie keine hätten?" Heinrich sah ihn gespannt an.

„Wenn ich keine hätte . . .?" er stieß mit dem Fuß an ein Holzstück, „wenn ich keine hätte — vielleicht, ich weiß nicht."

„Erzählen Sie den Bauern im Dorf von Ihren Erlebnissen?"

„Ach die," er machte eine wegwerfende Handbewegung, „die wollen nur von Ägypten hören und von Palästina, weiter reicht ihr Verstand nicht."

Er seufzte hoffnungslos: „Man lacht mich auch oft aus, wenn ich erzähle, es gibt viele Trottel auf der Welt, Herr." Er lockte seinen Gaul heran. „Ich muß jetzt gehen! Guten Tag."

Der Mann tat einige Schritte, blieb plötzlich stehen und rief mit rauher Stimme zurück: „Glauben Sie mir auch alles, was ich Ihnen erzählt habe?" In seinen Worten lag ein lauernder Ton und seine Augen glommen wild.

„Ja," sagte Heinrich erstaunt, „natürlich."

„Dann ist es gut." Der seltsame Mensch wandte sich ab und ging, sein struppiges Pferdchen unwillig hinter sich zerrend, um die Hütte herum, durch den Wald die Straße abwärts.

Heinrich wollte dem absonderlichen Manne nachlaufen, ihn noch etwas fragen, irgend etwas. Aber er blieb unschlüssig sitzen. In ihm war ein drängendes und fassungsloses Gefühl. Was war das für ein Mensch? Der mit seinem mageren Klepper über das Gebirge ging, um einem Schafhirten, irgend einem schmierigen Cioban, etwas zu bringen. Vielleicht Mehl oder Schnaps oder Tabak. Und einmal war er durch die Südsee gefahren, Palmen bogen sich im Meerwind, braune nackte Mädchen sangen heiße Lieder und unter sternensprühenden Himmeln glitten windgeblähte Segel . . .

Das Mädchen stand im Türrahmen: „Heinrich, hörst du nichts?" Sie lächelte sanft: „Komm, das Essen ist fertig."

„Ich komme, Jutta, ich komme."

Heinrich setzte sich an den Tisch, das Mädchen sah ihn erwartungsvoll an: „Kost einmal die Bratwurst, ich habe sie für dich gebraten und mir Mühe dabei gegeben. Ich habe mir vorgestellt, ich wäre deine Frau . . . schmeckt es dir?"

„Ja, Jutta, wunderbar."

Er aß, und seine Gedanken flogen davon. Aus blau gewölbten Meeren stieg eine gelbe Küste, zwischen den Sandfelsen Marokkos sang der Wüstenwind.

„Wenn es schon Blumen gäbe, hätte ich sie auf den Tisch gestellt, weißt du, so einen großen Strauß Schneeglöckchen oder Veilchen, das wäre schön . . .“ Sie legte Gabel und Messer nieder, tat die Hände wie träumend ineinander und schwang sie hin und her, indem sie mit einer singenden Stimme sagte: „Ich liebe dich . . . es ist so still hier, bald blühen die Schneeglöckchen, es ist alles gut . . . ich liebe dich . . .“ Ihre Augen schwammen in aufsteigenden Tränen.

Heinrich legte seinen Arm um sie, und sie bohrte ihren Kopf in seine Brust und strich mit den Fingerspitzen tastend über sein Gesicht: „Wir werden nie mehr auseinandergehen, hörst du — nie mehr.“

„Nein,“ sagte Heinrich bestürzt, „nie mehr.“

Nach dem Essen saßen sie auf der besonnten Schwelle. Das Mädchen spielte auf der Mundharmonika, aus dem Tale herauf schwammen Nebelschwaden, die Ebene war ein graues, weites Meer.

„Wie weit ist die Südsee von hier?“ fragte Heinrich gedankenvoll.

Das Mädchen hörte auf zu spielen und zuckte mit den Achseln: „Ich weiß nicht, wahrscheinlich viele tausend Kilometer — es ist ja auch so egal.“ Sie spielte lächelnd weiter.

Es wurde kühl. Die Sonne glitt immer öfter durch treibende Wolkenfetzen. „Ich glaube, es kommt schlechtes Wetter“, Heinrich stand auf.

„Ach, das macht nichts, dann bleiben wir eben in der Hütte, da ist es am schönsten,“ ihr Gesicht, das eben noch hell gewesen war, verdunkelte sich, „es ist ja unser letzter Tag.“ Sie gingen hinein.

Gegen Abend stand der Nebel dicht um das Haus, der Wald und die Berge sanken zurück und schwiegen. Die Stille war grau und schwer.

In der Nacht, es mag schon gegen Morgen sein, fährt Heinrich aus dem Schlafe auf. Aus weiter Ferne kommt ein Ruf durch den Nebel, wie ein schwankendes Licht. Er horcht. Die Stille saust in den Ohren.

Vorsichtig tastet er nach der Taschenlampe, seine Hand bebt und er ist schmerzhaft wach. Er knipst das Licht an und bedeckt es mit der Hand. Das Mädchen liegt neben ihm, ihr Gesicht vom Haar dunkel umrahmt, die Lippen sind geöffnet und bewegen sich unmerklich, als spräche sie im Traum. Heinrich beugt sich über sie, ihr Atem geht leise und tief, „Jutta,“ flüstert er und will sie küssen, aber er hält inne und horcht.

„Was ist mit mir,“ denkt er fassungslos, „bin ich mondsüchtig? Es ist doch kein Mondschein.“ Er horcht wieder in das bleierne Schweigen, sein Herz schlägt laut, wie eine Glocke. Vom Dache rieselt rutschender Schnee,



Gertrud Roth, Anbetung
Kleinplastik

finstere Schleier heben und senken sich; er steht leise auf, sperrt die Türe auf und tritt hinaus.

Die Nacht ist schwarz und der Nebel eine dicke Mauer, das Licht der Lampe erstickt darin. „Sind wir ertrunken . . .? Ach Blödsinn!" Er will umkehren, aber langsam, Schritt für Schritt, geht er auf den Wald zu, der im Nebel schemenhaft geistert. Seine Zähne schlagen aufeinander. „Ich werde mich erkälten, ich bin verrückt." Aber wie unter dem Zwange einer Gewalt geht er den Weg entlang zur Quelle.

Das Wasser fällt plätschernd aus der Rinne, aber das Geräusch versickert im Nebel. Zwischen den Ästen hängt das Grauen. „Was will ich hier," grübelt Heinrich, „was will ich denn hier?" Er hält seine Hand gedankenlos unter den Wasserstrahl, daß sie vor Kälte erstarrt.

Wo ist nun wohl der Mann, dieser seltsame Mann? Fünfmal um die Erde. Peking, Peru, die Welt ist groß, wunderbar groß, sie wartet. Man muß etwas tun, das Leben braust hinter Ländern und Meeren, man muß es gewinnen, ja, man muß das Leben leben, es erfüllen mit tausend Dingen. Der Tod ist lang — er dauert Millionen Jahre. Aber das Leben ist kurz, viel zu kurz, die Jahre zerstäuben und kommen nicht wieder.

Heinrich läuft den Weg zurück. Wo ist das Licht? Eine große brennende Unraft treibt ihn vorwärts. „Man darf nicht stehenbleiben, man muß weiter," sagt er laut vor sich hin.

Vor der Türe bleibt er angewurzelt stehen. Jutta! Ich habe Jutta vergessen. Drinnen liegt sie und schläft. — In ihrem Leben hat sich schon irgendetwas erfüllt, sie ist in einer großen Liebe erwacht, sie ist ein Mädchen, eine Frau. Frauen erfüllen sich träumend in der Liebe. Vielleicht sind sie dazu bestimmt . . .

Aber hinter den Bergen liegt die Welt. In ihren Taten erfüllt sich der Mann, sein Traum ist die Wirklichkeit, es gibt Gesetze, in denen sich Schuld und Tat, Schmerz und Kraft zu einem harten Ring unerbittlich schließen. Das Leben ist kein Träumen, keine Stille, es fordert und richtet und gehört dem herben Mut.

Heinrich tritt ein. Das Licht seiner Lampe fällt auf das Bett. Dort sitzt das Mädchen mit erschrockenen, weiten Augen: „Wo warst du, Heinrich, was ist los?"

„Nichts, ich war nur einen Augenblick draußen." Seine Stimme ist ihm fremd und kommt schwer aus der Brust herauf. Das Mädchen läßt

sich schlaftrunken zurücksinken: „Ach," seufzt sie erlöst, „ich hatte einen schrecklichen Traum, du warst fort, hattest mich verlassen — als ich erwachte, war ich allein. Wie gut, daß es nur ein Traum war."

Er legt sich neben sie und löscht das Licht, und sie kauert sich an ihn. „Gut, daß du da bist," flüstert sie, „gut, daß du bei mir bist."

Und während er ihren Kopf an seine Brust preßt und an ihr vorbei in die Dunkelheit starrt, wird sein Gesicht zu Stein.

Credo

Von Georg Maurer

Dem Andenken meines Bruders

„Ich glaube an einen Gott,
allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und Erden" — —
Niederwendend vom Gipfel zur Sohle
und aufwärtsschlagend die Tücher der Äcker und Wiesen,
einziger Herr von Unten und Oben!
Wirbler der Völker und Teiler der Sippen,
die Hände legend auf Augen und Zungen,
Öffner des Kraters grausiger Stürze!
Ruderer! — Links und rechts
die Wasser steuerbedrängend!
Allmächtiger Vater!
Einziger Gott im flutendurchschossenen Weltall,
die Inseln streuend wie Klang von Geigen, Trompeten,
dämpfend und steigernd nach Willen
und tobend im Gang beständiger Gesetze! —
„Schöpfer Himmels und Erden,
alles was ist unsichtbar und sichtbar!"
Denn niederströmend vom himmlischen Tische
entstürzen die Gaben unsichtbar ins Weltall.
Schmetternd im goldendurchpfeilten Gewölke
tragen die Geister deine Geschenke
erhobener Hände gleich Stengeln der Pflanze! —

*

„Und an den einen Herrn Jesum Christum,
Gottes eingeborenen Sohn,

vom Vater geboren vor aller Welt":
Aufgespart für die blitzedurchrüttelte Weltzeit,
ständig geborgen im heitern Himmelsgewölke,
schwebend im Kreis um hagelgepanzerte Gipfel.
„Gott von Gott!" — Denn aus der Quelle stürzet die Quelle
im ewigen Lauf — und kettenbehangen strebt sie
dennoch zur Höh, von der Höhe nieder zur Erde:
Atem des Gottes! Doch schnürt ihn: brechen die Glieder
tobend aus und schlagen im Wirbel die Trommeln
aller Vernichtung, mähen im blitzenden Takte
alles, was lebt! — O tiefverwundete Erde,
wenn in der Nachtzeit die Leiden dahingehn,
kahlen Schrittes, am Pfosten der Betten
ruhig weilend ihr Amt versehen,
unberührt vom Schreie der Menschen — —
und erst am Morgen der fallende Geier
wieder aufsteigt — adlerbesittich
höher kreist — im Zwange der Blume
sonnegewendet — in wollene Wolken
schwindet, ertrinkend im purpurnen Äther! —

*

Wo wäre die Höh nicht einbeschlossen im Lot der Tiefe!
Licht und Licht die Finsternisse bedrängend!
Brächen die Tränenkrüge und stürzten die Krüge der Asche
im gräberspaltenden Licht! Versänke das Dunkel
unbrausend, unzeugend, verfilzt im Geflecht des Eignen!
„Licht von Licht!" — Denn gipfelentzündet stürzte
die Fackel den rollenden Hang hinab zum Talgrund,
schimmernd im Tang der abendverblaßten Zweige.
O Quell des munteren Rauschs! wenn Gleiches an Gleichem entzündet
auf schwebenden Brücken über den Abgrund schreitet
und noch im Sturz die Flügel kühner entbreitend
den tiefern Abgrund mit seligern Höhen begrüßt! —
Denn noch ist kein Dunkel, das in den Tiefen
nicht beschlossen an Lichtketten hinge!
Wendete dennoch das Dunkel in Hochmut
die geblähte befederte Brust,

es stürzten statt Stahlen
tausend Schärfen herab,
entrissen das Herz ihm —
und es zeugten die Ströme Bluts
dann doch von Sonne und Sonne!
„Wahrhaftigen Gott vom wahrhaftigen Gott!"

*

„Geboren, nicht geschaffen!" —
Länge der Arme! zu kurz gemessene.
Stockende Finger, verwundeter Lauf der Füße,
niederbrechend von stürzender Mauer!
Geschaffen nicht! Wo wäre der Riß auch
nicht in vorvollendeter Erde,
der Sturz nicht hochgemauert im Turm!
Geschaffen nicht! Es bebten die Wälder
und knarrend lösten die Wurzeln sich.
Es riß' das Messer am Fleisch der Äste.
Geschaffen nicht! Es zuckten am Strange die Wasser
und knirschten die Häuser der Schiffe zum Abgrund.
Es wühlte der Blitz durch beide Pole der Erde
und hielte sie hoch wie Äpfel an Messers Spitze:
Gelüste jedem triefenden Mund!
Geschaffen nicht! Es riß' an den Trossen die Erde,
gefangen am göttlichen Ufer. Zerstreut verwiegten
die Planken die ferneren Wellen. —
Geschaffen nicht! Geboren, geboren
im heimlichen Licht des dunkelwärmenden Stalles,
am Atem des Tiers, im Dunst des tauenden Strohes,
heimlich, heimlich im Schoß des Lichts.

*

„Eines Wesens mit dem Vater, durch welchen alle Dinge gemacht sind,
welcher um uns Menschen und unsrer Seligkeit willen
vom Himmel herabstieg und Fleisch geworden ist
vom heiligen Geist aus der Jungfrau Maria." —
Verletzliche Blume! Gepeitschter Zweig!
O Wangen des Kindes! Augen der Tiere!
Zögernder Mond im grauen Gewölk!

O Fleisch geworden, süßes, tödbares!
Beute allem und Abbild des Himmlischen!
Rührender ginge ein Kind nicht unter die Löwen,
träte die Jungfrau nicht über die Schwelle der Liebe!
O den Tod zu tragen im atmenden Leib!
Die Sonne einmal nicht mehr zu schauen! —
Ach, wie der Liebende die Geliebte
über sich steigert, vom Baum des Himmels
Kränze des Lichts reißt, um sie zu schmücken —
schuf sich Gott das Fleisch, sich selber zu steigern
über sich selbst, den Geliebten zu geben,
was er zu geben sich selbst nicht vermocht,
ihm ewig versagt ist:
ach, den grausamen bittern sonnelosen Tod
über die Ewigkeit!

*

„Und ist Mensch geworden, auch gekreuzigt für uns
unter Pontio Pilato, gestorben und begraben." —
Frucht! Frucht! vom Baume fallend
wie Töne von Glocken, wie regnende Blitze
dem zitternden Schoß der Erde!
Nacht! Nacht! Verdunkelte Schwelle!
Graues Gemenge von Himmel und Erde,
Wasser und Luft und Sturm im sandigen Kleide. —
O Reife, gebrochen von himmlischen Händen,
gehüllt in Tüchern von liebenden Menschen.
O Bild, du alles fassend im Glanze der Stummheit!
Singt, singt, Chöre, schlagt an, gedämpftere Glocken!
Tragt den Duft über Täler und Hügel!
Haltet in Erdenumhüllung das Tönen des Friedens.
Himmel, herabgestiegener, greifbar den Händen,
sich nicht mehr wehrend den Blicken und Kränzen.
Heiliger Ernst im engen Raume der Bahre!
Senkt, senkt! daß im höheren Steigen sich mische,
was schmerzlich klafft im ringenden Lauf der Erde.
Zündet die Feuerrosen, den Gruß den kreisenden Sternen.
Läutert das Bild im furchtbaren Schlag der Flamme.
Brecht die Gewalt mit höhern Gewalten zu Staub!

„Und am dritten Tag auferstanden nach der Schrift
und ist aufgefahren gen Himmel —"
Ach! auf das Rufen des höheren Herren
stiegen die Geister hernieder und schufen
Stufen des Lichts, gehämmert in steinerne Herzen.
Es eilten die Winde herbei, gelindert im Strahl
der wärmenden Sonne — und trugen auf Flügeln
im Satz des steinernen Baus den Früheentrückten
gen Himmel. Noch standen nackengebeugt die Jünger,
die mißverstanden des Dunkelnden Leben, und gruben
die Hände verzweifelt in Wangen. Es lösten derweil
im stilleren Raum die Engel des Bundes
erlösende Schrift. Es warten die Jünger des Samens
ernährender Reine und hören die himmlischen Erze:
Auferstanden am dritten Tag und aufgefahren gen Himmel! —
Es löst die Frühlingssonne die strömenden Bäche.
Es tauet der Menschen eisge Erstarrung.
Und was sie nicht mehr zu sprechen wagten,
holen sie tief aus Verließen der Gräber,
brauchen des Toten eherne Geschlüssel,
sperren des Herzens finstere Särge
auf — und reden der Liebe Wort!

*

„Sitzet zur Rechten des Vaters
und wird wiederkommen mit Herrlichkeit,
zu richten die Lebendigen und Toten,
dessen Reich kein Ende haben wird." —
Richte! Richte! die wir uns hassen im engen Raume der Erde,
den Vorgeschmack des Leides nicht trinken zur höhern Erkenntnis,
die gegebenen lichtüberhöhten Grenzen
stachelwärts tragen zum Tode des andern!
Ach, es vermöchte der Mensch den Himmel zu greifen,
der ihm näher ist als er selber sich selber.
Doch er greift in das Nest der Schlangen
kindlich — unwissend, zündet das Dach überm Haupte
selber sich an und sperrt die heulenden Münder
auf, den Himmel und Erde verklagend.
Ach, es bleibt dem Seher nichts andres,

der blickt in der Sterblichen Taumel,
die sich und ihm die Seele zerreißen,
zu unterst kehren die herrliche Erde
und im Wüten sich ewig vollenden —
als sein Haupt zu fassen in Gram und Stärke
und in den Himmel zu rufen:
Richte! Richte!

*

„Und an den heiligen Geist, der da lebendig macht,
der von dem Vater und dem Sohn ausgeht,
der mit dem Vater und dem Sohn angebetet und geehrt wird,
der durch die Propheten geredet hat." — —
Zeuger! Zeuger! der braust über die trostlosen Klippen,
den Samen wirft in die harrende Erde,
im Sturme schafft und nicht weilt am Orte der Zeugung,
im Wirbel dreht die Gestalt des Vaters und Sohnes,
aus heiliger Höhle dröhnt in das Ohr des Menschen!
Tanzender Geist, auf dem wie im Meere die Sterne schaukeln!
Frohlocket, Menschen, ehrt ihn zugleich mit dem Vater und Sohne,
der allein sich zu euch beugt von beiden Gewaltgen!
Ehrt ihn, ehrt ihn, der mit Zungen von Nachtigallen
Licht strahlt in den finstern Raum dieser Erde,
der Freude schüttet in die Seele der Menschen,
die Völker begrüßt auf den Stufen zum ewigen Ruhme!
Heiliger Geist, der unsterblich ist über allen Gewalten,
auf dessen Mantel die Geister der Menschen blitzen wie Sterne,
der um die Schulter des Vaters fällt, umwallend die Füße des Sohnes,
strahle, strahle, zersplittre in Sand die Felsen,
die gegen dein Licht in ewiger Nacht sich türmen,
zerreiß die Bande, schleudre entzwei die freudebeengenden Fesseln!

*

„Und an eine einige heilige christliche apostolische Kirche" — —
Es ist kein Maß für das Höchste, kein Lot für das Tiefste,
kein Gürtel der Breite, kein Name für Gott.
Ein Gott ist! Es brausen die Wipfel in einem Winde,
es stürzen die Quellen zu einem Meere,
es schlagen die Völker eine Schlacht!
Ein Gott ist! O stemme empor die Völker,

du Frühlingsarm, in das Licht der einen Sonne!
Es wüten vergebens die Völker gegeneinander,
bis eine heilige Wut sie nach oben reißt.
O gib dich ihnen zu erkennen, daß zu Tage trete
die Brunst, die feurig-verzehrend
Jahrtausende bahnt die Straße zu dir!
Allein zu dir ist die Sehnsucht, von dir
die Kunst, o Gewaltiger! O schließe den Bogen,
als mütterlichster der Väter, hebe die Völker,
die in Mißmut und Schlamm sich vergraben,
zu dir empor! — Im ewigen Gleichmut kreist du,
du Ewig-Gleicher! — Vernimm im voraus das Lachen
der Völker, die — befreit — im Sturme der Wonne
auslöschen werden die Nacht der wehen Geburt,
zum Tag sich bekennend, der fließt aus deinem geheiligten Auge!

*

„Auch bekenne ich eine Taufe
zur Vergebung der Sünden" — —
Es strömen vom Himmel die Wasser,
zu löschen den ewigen Brand der Erde.
Es tauen die Gipfel der Berge und schmelzend donnern
die Fesseln zu Tal!
Es wirft sich die Sonne in höhere Kreise,
und tausend Blätter springen
aus dem Geäst!
O vergib uns, was wir verschuldet!
Schenke die Säfte, die uns beleben!
Rühr ans vertrocknete Herz uns,
daß die Quellen erneuert springen!
Leg deinen Arm aus Sonne
uns um den fahlen Leib
und weck aus der runzelnden Stirne
helle Gedanken hervor!
So mögen wir alle
den Winter vergessen,
im rollenden Sommer
unter schattenden Bäumen
träumen von deiner Vollendung. —

„Und warte auf die Auferstehung der Toten" — —
Meer, Meer von Fackeln der Toten,
im Bogen geworfen! Flammen der Toten:
singt, singt im harfenden Wind,
der streicht über die feurigen Fluren!
Klagt, was ihr im Leben bestanden,
ungesagt hinübernahmt in das Haus des Lichtes!
Schleudert die Fackel noch einmal hoch
vors Antlitz des Ewgen, daß in Sternschrift
noch einmal Trauer und Jubel erscheine!
Braust heran, ihr ungezählten Wellen des Meeres,
werft euch an die Klippenbrust der vergeßlichen Erde,
dröhnt des Tags und des Nachts, ihr ewigen Toten!
Stehet auf! O schleudre heraus die Toten,
du Lichtmeer! daß sie uns sagen können,
die Ewig-stummen, was uns ermangelt.
Einmal müssen sie aufstehn! Was im Feuer geläutert,
muß uns dienen, die Steine des Leides,
feuergehärtet, zu Quadern der Erde werden!
Einmal müssen sie auferstehen, die ewigen Heere,
einmal wir alle auferstehen, Bewohner der Erde,
auferstehen, zu Bauen die ewige Heimat! —

*

„Und ein ewiges Leben! Amen!"

Vom Wesen der gegenwärtigen Balladendichtung

Von Wolfgang Kayser

Fründ, si mi nich bös,
Awers all dat Tüg is to spektakulös,
Wat süll all de Lärm? Woto? Up min Seel,
Dat allens bumst un klappert to veel . . .

Waren diese Verse, in denen sich Fontane von seinen jugendlichen Balladen lossagte, die Abwendung eines einzelnen, der alt geworden war? Oder wendete sich hier eine ganze Zeit, vielleicht ein reif gewordenes Volk von der Ballade ab als einer stürmischen, lauten, als einer ausgesprochen jugendlichen Dichtungsgattung? Wer Fontane kennt, der weiß, daß nicht nur der biologische Grund des Alterns

ihn zu der an sich ruhigeren Form des Romans führte, sondern daß seine Romane von einer ganz anderen geistigen Struktur getragen werden als seine Balladen. Und wer den Gang der Literatur kennt, der weiß, daß die Ballade, bald nachdem jene Verse geschrieben waren, eine neue Blüte erlebte. Da tönte der jubelnde Ruf, daß die Zeit der lebensprühenden „königlichen Kunst" wieder angebrochen sei, da dröhnten in ritterlich-heldischen Balladen die Schwerter aneinander, da kämpften die stolzen Menschen der Miegelschen Balladen ihre stillen Kämpfe, da kamen dann vor allem die niederdeutschen Balladendichter und beschworen die Männer ihrer Geschichte und die Sagen ihres Raumes. Wer die Ballade als jugendliche Gattung hinstellen möchte, der müßte auch dem Volk, das von neuem solche Dichter hervorbrachte und trug, Jugendlichkeit zusprechen. Aber die Dinge liegen anders und lassen sich nicht einfach als Jugendlichkeit abtun. Denn zu einer guten Ballade gehört mehr als knabenhafte Freude an bunten Geschehnissen. Aus der Versifizierung einer Chronikstelle oder heimatlichen Sage wird noch kein bedeutendes Gedicht. Es gehören die Tiefenschichten eines Weltbildes dazu, in das die einmalige Handlung Ausblicke eröffnet, und es gehört eine Straffheit des Empfindens und Sagens dazu, um das in den kleinen Raum eines epischen, objektiven Gedichtes zu bannen. Die Tatsache, daß die Ballade in unserer Dichtungsgeschichte so reich vertreten ist, führt zu ganz anderen Schlüssen als dem der Jugendlichkeit. Wenn der alte Fontane an seinen Balladen nur das Spektakulöse empfand, so zeigt er, daß er für ihr Weltbild und ihre Straffheit kein Gefühl mehr hatte, wie ja auch seine Romane von einer verblüffenden Unverbindlichkeit sind. Es war eine ganz persönliche, im übrigen nicht einmal für ihn selber gültige Absage.

Um so dringender wird die Frage nach dem Wesen der gegenwärtigen Balladendichtung. In fast allen Gedichtssammlungen unserer jüngsten Dichter finden sich Balladen, bei Herybert Menzel, Friedrich Bischoff, Friedrich Deml, Heinrich Zillich, Ferdinand Oppenberg, Wolfram Brockmeier, Johannes Linke, Wilfrid Bade, um nur einige aus dieser Front von Anmarschierenden zu nennen. Eine gute Einführung in diese jüngste Balladendichtung gibt die — den Balladenbegriff freilich etwas weit fassende — Sammlung von Heinz Grothe: Ausfahrt. Balladen vom deutschen Leben (Hanseatische Verlagsanstalt).

Sind diese Balladen von der notwendigen Straffheit und Objektivität? Wieweit schließen sie sich an unsere große Balladendichtung an und wieweit sind sie Ausdruck eines eigenen Verhältnisses zum Leben und seinen Mächten, so daß sie als Stimmwerdung dessen gelten können, was wir dunkel und dumpf empfinden? Wir wollen mit solchen Fragen an die Balladen selber treten.

Schon bei dem ersten Blick auf die Stoffe fällt eines auf. In vielen Gedichten fehlt jenes Strukturelement, das bisher für die Ballade wesentlich schien: der Einzelmensch, der nun in eine Schicksalsstunde seines Daseins gestellt wird. Immer war es nur ein einzelner gewesen, der den Mächten der Natur begegnete, der den Kampf mit Feinden aufnehmen mußte, der sich und seinen Zielen treu blieb. Gerade im 19. Jahrhundert war die Ballade gegenüber der namenlosen Typik in Goethes und Schillers Balladen immer persönlicher geworden; mit welchem Bedacht wählten und nutzten Fontane, Liliencron, Münchhausen schon die Namen ihrer Helden! Die jüngsten Balladendichter lassen statt dessen eine Gruppe von Menschen sichtbar werden, die irgendwie eine Gemeinschaft bilden. Oft weist schon die Überschrift darauf: Ballade von den Seeleuten, Ballade von den unsterblichen Grenadieren (Max Barthel), Ballade von den Ertrunkenen (Brockmeier), Bergbauernballade (Linke), Ballade von den reisigen Kaufleuten im Morgenland (Zillich), Tirschtiegeler Mütter (Menzel). Das Geschehen entspringt nun nicht mehr einer besonderen Situation, in die der einzelne gerät, oder der bewußten Zielstrebigkeit eines Helden (als Beispiel denke man etwa an die Bürgschaft oder Archibald Douglas), sondern entspringt den natürlichen Spannungen zwischen einer Gemeinschaft und den Mächten ihres Lebensraumes. Man kann geradezu eine Scheu der jüngsten Dichter vor allem Ungewöhnlichen, Gewollt-Überraschenden und Nur-Spektakulösen feststellen. Nicht so sehr auf das laute Geschehen kommt es den Jüngsten an als vielmehr auf die Größe einer Haltung, in der eine Gemeinschaft unbewußt lebt. Das Geschehen ist ihnen nur als Ausdruck dieses Stiles bedeutsam.

Aus der Ballade spricht ein Weltbild, dem das Leben nicht Behaglichkeit und Idylle ist, sondern stete Spannungsgeladenheit und Bedrohung; aus der Ballade als einer objektiven Form spricht zugleich ein Lebensgefühl, das diese Spannungen nicht sentimental beklagt, sondern sie hinnimmt und aus ihnen zur Sinndeutung kommt.

Das sind die Grundlagen, auf denen die ganze deutsche Balladendichtung erwuchs. Aber wenn sie bisher nur von der Bedrohung und Haltung des einzelnen kündete, so haben die gegenwärtigen Dichter die Möglichkeiten der Ballade dadurch erweitert, daß sie aus ihrem lebendigen Empfinden heraus die Bedrohung und Haltung einer Gemeinschaft objektiv darstellten. Denn auch sie erlauben sich keine subjektive Einmischung. Als Beispiel geben wir eine Ballade von Heinrich Zillich:

Ballade von den reisigen Kaufleuten im Morgenland

Der Rauch schlug schwer auf die Gasse nieder.
Die Wagen rollten hinaus, und vorne
Ritten die eisernen Knechte mit Lanzen,
Rauch im Rücken, Frühdunst im Blick.

Geld in den Säcken klirrte leise.
Heller klirrte das Wehrgehenk
Und das Herz voll Abschied im Koller.
Leicht sitzt das Schwert und schwer ist das Geld.

Rieb sich am Sattel die Lederhose,
Schnaubten die Pferde, lachte der Knecht,
Immer dröhnten die Räder lauter,
Speichenächzend länderhinein.

Vom Winde verstummte das Herz im Koller.
Kühl an den Städten prüfte der Blick:
Trägst du Gold und Edelgesteine,
Südlicher Heide, brauner Moslim?

Länderhinein, da quälte die Sonne.
Wie schrie am Abend Weite und Not!
Du heiliger Gott, gib uns die Heimkehr,
Gute Fahrt und wenig Feind!

Tore hindurch, wo die Brunnen rinnen.
Trinke und nimm, die Ware ist feil.
Wasche die Hände vom Blute. Und schmutzig
Werde die Hand vom Wiegen und Gold.

Tore hinaus. Und im Rücken der Morgen.
Tore hinaus — Bruder, nun lach!
Leichter dröhnen die Räder nach Norden
Und die Säcke bauchen sich stumm.

Liegt dir noch türkischer Staub im Haare?
Kürzer der Blick und die Felder voll Wald.
Spielte nicht Wind in die strähnigen Haare,
Sie hörten die Tannen wachsen am Weg.

Treibe die Pferde! Wir kennen die Straße.
Klirr wieder, mein Herz, der Koller ist eng.
Tore hinein, laß dröhnen die Räder.
Ist unser Tor, laß dröhnen die Räder!
Hebe die Frauen! Birg den Schatz!

Noch andere Erweiterungen der Ballade sind in der Dichtung der Jüngsten spürbar. Wir können eine davon als größeren Tiefenblick bezeichnen. Schon an Zillichs Ballade fällt die Vielschichtigkeit der Menschen auf, die nicht einfach als gute Kaufleute und tapfere Krieger hingestellt werden. Es sind überhaupt nicht einzelne Eigenschaften, die nun von der Bewußtheit des Menschen eingesetzt werden. Sie leben aus tieferen Bindungen und das heißt in der Ballade aus tieferen Spannungen. Wenn in Heybert Menzels Ballade „Tirschtiegeler Mütter" die Frauen nachts den Schrei der von den Polen erschlagenen Söhne hören:

Mutter! Mutter! Es drückt uns die Erde.
Die feindliche Erde gibt nicht Ruh.
Mutter, sorgt, daß uns Heimat werde,
Für die wir gekämpft, sie decke uns zu! —

wenn sie dem Ruf folgen, die toten Söhne in der Nacht mit ihren Händen ausgraben und in die Heimaterde tragen — „und die Heimat umfing sie und hielt sie fest" —, so erwächst eben alles Geschehen aus den dunklen Bindungen und Spannungen zwischen Söhnen, Müttern, Heimat und feindlicher Erde. Durch diese Verlegung der Antriebe aus der Bewußtheit in die tieferen Schichten des Menschen, in denen nun die Begegnung mit den Lebensmächten stattfindet, gewinnen die Balladen der Gegenwartsdichter die Schwere des So-Müssens, die Schwere der Schicksalhaftigkeit. Balladen des 19. Jahrhunderts wirken zum großen Teile flach neben den heutigen. Nicht zuletzt auch deswegen, weil diese fast ganz auf nur menschlich bedingte Konflikte verzichten, um die noch die meisten Balladen eines Liliencron oder Münchhausen kreisten. Ganz gleich, welche Stoffe behandelt werden, fast immer ist es die Begegnung des Menschen mit überpersönlichen Lebensmächten. Wie bei den Gestalten,

so kommt es auch dabei aus neuer Sicht zu neuen Darstellungsweisen. Als Goethe die Naturgewalten im Erlkönig und Fischer personifizierte, war das eine gewaltige schöpferische Leistung, von der die Nachfolger nur zu sehr zehrten. Die schöpferischen unter den Gegenwartsdichtern brauchen diese Verdichtung zur menschlichen Gestalt nicht mehr, um die Mächte wirken zu lassen. Sie schaffen sich neue dichterische Symbole (H. Menzel: Die heiligen Schwäne; F. Deml: Die Ballade vom Waginger See; H. Baumann: Die Berge im Osten) oder sie können es wagen, unmittelbar zu verlebendigen. An dieser Stelle muß Agnes Miegels gedacht werden, die gerade unseren jüngsten Balladendichtern da neue Wege gewiesen hat. Es hat seinen guten Sinn, wenn Grothes Sammlung ihr gewidmet ist. Keine Ballade vielleicht aus der ganzen deutschen Dichtung hat solche Bedeutung für das gegenwärtige Schaffen wie A. Miegels Frauen von Nidden.

Man hat die Balladen, in denen die Begegnung des Menschen mit den Naturmächten dargestellt wird, naturmagische Balladen genannt. Diese Art macht heute eine Wandlung durch. Goethe hatte im Erlkönig und Fischer den Einbruch allgemeiner Naturkräfte gestaltet (den Nebel, das Wasser) und damit die Balladendichtung nach ihm bestimmt, die den Kreis zunächst nur erweiterte. Wie unsere jungen Dichter schon ihre Menschen durch die Bindungen an eine bestimmte Lebenssphäre vertieften, so ersetzen sie im notwendigen Zusammenhang damit die allgemeinen Naturmächte durch die besonderen Mächte des jeweiligen Lebensraumes. In Menzels Tirschtiegeler Müttern ist es die Stimme nicht irgendeiner Landschaft, sondern zunächst der Heimat, die da ruft und Handlung schafft. Die Heimat als magische Naturmacht war schon in den Frauen von Nidden gestaltet worden. Wenn es aber hier die von den Polen bedrohte, von den Söhnen mit ihrem Blute verteidigte Heimat ist, die die Toten nicht in fremder Erde schlafen läßt, so hat sie gleichsam noch eine völkische Tiefenschicht hinzugewonnen. Solche vielschichtigen Mächte des Lebensraumes haben Deml, Brockmeier, Linke in mehreren Gedichten, am gewaltigsten vielleicht neben Menzel Friedrich Bischoff in seiner Zobtenlegende gestaltet.

Erfährt die naturmagische Ballade in der Gegenwart ihre Erweiterung und Bereicherung, so haben die jüngsten Dichter eine andere Art überhaupt erst gültig begonnen: sie haben den Lebensraum

des Arbeiters, haben die Welt der Maschine und Technik für die Ballade erobert. Die Arbeiterdichter Lersch, Bröger und Max Barthel waren die ersten, die in ihrer Lyrik den Eindrücken des Gewaltigen, Wuchtigen, ja Schicksalsträchtigen angesichts der Technik Stimme gaben. Es war wohl immer so, daß Lebensmächte erst in der Lyrik besungen wurden, bevor sie in der Ballade wirksam werden konnten; Goethes naturmagische Balladen entstanden Jahre nach dem Durchbruch seiner neuen Naturlyrik. In unseren Tagen haben — nach dem lyrischen Vorantritt jener Arbeiterdichter — Ferdinand Oppenberg (der selber aus dem Arbeitertum des Ruhrgebietes kommt), Gerhart Baron u. a. die Mächte der Technik lebendig gemacht für die Ballade. Sie sind jetzt Subjekte des Geschehens, nicht wie bei Fontane (Brück am Tay) und Liliencron (Blitzzug) Objekte, sie sind Bildner des Menschen und seines Schicksals, nicht mehr bloße Gebilde von Menschenhand. Gewiß sind die Balladen dieser Dichter erst Anfänge, und der groß angelegten „Ballade von der Kohlenstadt" (G. Baron) etwa fehlt noch der Fortgang des Geschehens, der nun einmal zu dieser Dichtart gehört; aber der rechte Weg ist beschritten, der zu den neuen Zielen führt.

Das frische Leben, das sich allerorten in der Gegenwartsballade regt, erfaßt auch die Formen. Mit Notwendigkeit, denn gerade bei deutscher Dichtung muß sich der nachfühlende Betrachter stets bewußt sein, daß die getrennte Behandlung von Inhalt, Gehalt und Form nur eine äußerlich vielleicht gebotene, innerlich aber ungerechtfertigte Sonderung bedeutet. Das echte Kunstwerk ist als Erlebnis des Aufnehmenden wie als Schöpfung des Künstlers eine Einheit und Ganzheit. Wenn heute noch gelegentlich eine Dichtung völlig unverbunden nach Stoff, Form und Stil behandelt wird, wobei sich die „Stiluntersuchung" vielleicht noch in der trockenen Feststellung erschöpft, hier und dort seien Metaphern, Vergleiche, Antithesen, Klangmalereien verwendet, so ist das die letzte Auswirkung einer jahrhundertelangen Überfremdung. Opitz, der 1624 in seiner Poetik Stoffe, Formen und „Zubereitung und Zier der Worte" in getrennten Kapiteln besprach und damit die Kunstbetrachtung in falsche Bahnen lenkte, übernahm diese mechanische Einteilung sklavisch aus der lateinischen und französischen Poetik. Es ist kein Zufall, daß es ein Dichter war, der als Stürmer und Dränger, also zur Zeit unserer ersten Selbstbesinnung mit dem Begriff der „inneren Form" davon befreite.

Nach Goethe sind es immer wieder unsere Dichter gewesen, die auf dem Wege einer echten Kunstauffassung weiter geführt haben. Auch aus den zurückhaltendsten Angaben eines Dichters über den Schaffensprozeß wird man entnehmen, daß der Prozeß nicht so verlief: erst fand sich in einer Chronik oder einer Zeitung oder sonst irgendwo ein geeigneter Stoff, dann folgte die Überlegung, in welcher Form wohl dieser Stoff zu bringen sei. Es gibt Balladen, die von einer geschauten Situation, ja von einer Zeile, etwa einem wuchtigen Kehrreim aus gedichtet wurden oder besser: sich dichteten. Wer sich geschult hat, wird bald erkennen, wo ein Dichter nicht zu der eigenen Form für seine Ballade kam, sondern sein vielleicht neues Wollen in die traditionellen Formen gezwungen hat. Aber wer sich in der Balladendichtung der Gegenwart nur ein wenig umschaut, der wird auch spüren, wie gerade dabei die Bereicherung und Erweiterung der Ballade mit Händen zu greifen ist.

Noch vor einem Menschenalter konnte als Selbstverständlichkeit verkündet werden, daß die Ballade niemals auf feste Strophen und den Reim als ihren „Zaum und Zügel" verzichten dürfe. Nun, die jüngsten Dichter verzichten weithin auf diesen Zaum und Zügel und bleiben trotzdem im Sattel. Sie verzichten überall da, wo Reim und Strophe gegenüber den Tendenzen der inneren Form nur hemmend wirken würden. Genau so wie in Goethes Mahomets Gesang die innere Form der fortlaufenden und sich steigernden Bewegung durch jene Bindungen vernichtet würde, so würde in Menzels Ballade „Die heiligen Schwäne" oder Jahns „Leyde" und anderen Gedichten die dunkle Spannungsfülle durch die Wiederkehr gleicher Strophen verengt. In Zillichs Ballade von den reisigen Kaufleuten würde das Neue, Wuchtige, das gerade die Zeilenenden bringen, verringert, wenn das Ohr einen bestimmten Reim erwarten dürfte. Man muß einmal Zeile für Zeile nachgehen, wie diese Enden jeweils kraftgeladen sind. Erst die Reimlosigkeit macht das möglich. Und wieviel Wucht gewinnen die Imperative der Schlußzeile durch die Verzögerung des eingeschobenen Verses, womit das Gleichmaß der Strophen gesprengt wird. Die Gegenwartsdichter, die den Antrieben der inneren Form nachgehen und Strophe und Reim da abstreifen, wo sie Fesseln wären, vollenden eine Befreiung, die C. F. Meyer (Die Füße im Feuer), A. Miegel (Rembrandt, Die Mär vom Ritter Manuel), H. F. Blunck (Runges Tod) u. a. begonnen hatten.

Nicht zuletzt ist dieser Verzicht auf die Strophe, die in vielen Gedichten ja nur für das Auge da ist, ein Hinweis darauf, daß die Balladen laut

gesprochen werden sollen. Erst dann gewinnen sie volles Leben. Wie der Skop in der altgermanischen Halle seine Heldenlieder vortrug, aus denen sich die Ballade entwickelt hat, so sollen auch die Gedichte der späten Enkel vor einer Gemeinschaft gesprochen werden. Diese Lebensform gehört zu dem inneren Wesen der Ballade, die eben nicht Ausdruck eines subjektiven Erlebens ist und in stiller Einsamkeit von einem Empfänglichen aufgenommen werden soll, sondern die als objektive Darstellung auf dem Grunde eines überpersönlichen Lebensgefühles erwächst.

Aber nicht nur die auf Strophe und (oder) Reim verzichtende Ballade ist als neue Formmöglichkeit neben die strophige, reimende Ballade getreten. Noch eine andere Form ist in der Gegenwart voll ausgebildet worden, die nun noch stärker nach der sprechenden Stimme verlangt. Strophe und Reim bewahrt sie nicht nur, sondern stärkt den Gleichklang und die Geschlossenheit der Strophe durch einen ausgedehnten Kehrreim. Für den Bau des Gedichtes bedeutet das die Aufgabe der gleichmäßig fortschreitenden Erzählung, dafür die Aneinanderreihung in sich geschlossener Bilder. Der Kehrreim, in dem jede Strophe gipfelt, muß von solcher Wucht sein, daß er das Ganze zusammenhält und die balladesken Spannungen gleichsam verdichtet in sich birgt. Spannungsfülle und wuchtigen Rhythmus braucht der Kehrreim, sonst droht gerade diese Form abzugleiten in ein lyrisch-balladeskes Gemisch. Es ist kein Zufall, daß es einer unserer rhythmuskräftigsten Gegenwartsdichter ist, dem so die größten balladesken Leistungen gelungen sind: Max Barthel, den die Literaturgeschichte bisher nur als Arbeiterdichter aus Gedichten und Romanen kennt. Urwüchsige, unverbildete Kraft pulst in seinen Balladen, die prall sind von wuchtigem Geschehen und die Weite des Raumes als ihr Spannungsfeld brauchen. Ein sparsamerer Dichter hätte aus mancher Strophe Barthels ein ganzes Gedicht gemacht. Bei ihm aber birst die Ballade deswegen nicht auseinander; die Fülle wird zusammengehalten und gebändigt vom Rhythmus und Kehrreim als Bauprinzipien einerseits, von der gleichmäßig kraftvollen Haltung seiner Gestalten andererseits, die unbeirrbar ihren Gang gehen. Wir stoßen damit bei dem Gehalt auf die gleichen Merkmale, von denen wir früher sprachen. Der Ring schließt sich; und wenn wir zum Schluß als Beispiel für den Formtypus der Kehrreimballade Barthels Ballade von den Seeleuten wiedergeben, so wird der Leser oder besser Hörer darin zugleich die Wesenszüge finden, die es erlauben, von der gegenwärtigen Balladendichtung

als einer Einheit zu sprechen. Und wir müssen darüber hinaus das heutige Schaffen als bedeutende Erweiterung unserer deutschen Balladendichtung überhaupt anerkennen.

Ballade von den Seeleuten

Und die See, die ist groß, und das Meer, das ist weit,
Und wir kennen die Riffe und Kliffe,
Und die Welle, die singt, und der Sturmvogel schreit,
Und es tanzen im Sturmwind die Schiffe.
Und wir fahren, und wir fahren, und wir fahren über die See,
Und wir fahren, und wir fahren, und das Schiff ist die
„Annabell Lee"!

Und der Walfisch ist groß, und das Unwetter brüllt,
Und wir fahren zur Bäreninsel,
Und im Eismeer, da werden die Robben gekillt,
Und ihr Blut wird ein dunkles Gerinnsel.
Und wir fahren, und wir fahren, und wir fahren über die See,
Und wir fahren, und wir fahren, und das Schiff ist die
„Annabell Lee"!

Und der Golfstrom ist warm, und das Eismeer ist kalt,
Und in Spanien, da wachsen Zypressen,
Und die Mädels sind jung, und das Salzfleisch ist alt,
Und wir tragen am Arm keine Tressen.
Und wir fahren, und wir fahren, und wir fahren über die See,
Und wir fahren, und wir fahren, und das Schiff ist die
„Annabell Lee"!

Und der Mensch, der ist weiß, und der Mensch, der ist braun,
Und wir haben auch Gelbe gesehen,
Und die Welt, die ist hart, und man muß sie verdaun,
Und man muß sich winden und drehen.
Und wir fahren, und wir fahren, und wir fahren über die See,
Und wir fahren, und wir fahren, und das Schiff ist die
„Annabell Lee"!

Und das Salzwasser schäumt, und das Weltmeer ist tief,
Und das Tief ist nicht auszuloten,
Und der Sturm war vorbei, und das Schiff lag noch schief,
Und wir senkten ins Meer uns're Toten.
Und wir fahren, und wir fahren, und wir fahren über die See,
Und wir fahren, und wir fahren, und das Schiff ist die
„Annabell Lee"!

Und das Schiff liegt am Kai, und es donnert die See,
Und dann ist's vorbei mit den Küssen,
Und am Morgen da heißt es: „Leb wohl und Ade,
Und leb wohl, weil wir scheiden jetzt müssen!"
Denn wir fahren, denn wir fahren, denn wir fahren über die See,
Denn wir fahren, denn wir fahren, und das Schiff ist die
„Annabell Lee"!

Gedichte

Von Wolf von Aichelburg

Der Bergsee

Faßt du nur den Himmel in den klaren
ausgeruhten Spiegel deiner Schau?
Nein, ich blicke einen wunderbaren
Glanz von tiefer ausgekühltem Blau.

Himmel, der ist weit, geheimnisfern.
Hinterm letzten Kamm ist er versunken.
Doch in deinem wachen Augenstern
ist die Ferne herzensnah und trunken.

In den Felsenscharten hängt der Wind,
zwängt aus dem Geklüft, das ihn bedrückt,
springt den Hang hinunter wie ein Kind,
das im Laufen Glockenblumen pflückt.

Wo am Wasserrad die Gräser fächeln,
wimperzärtlich, hält er lauschend still,
huscht dann übers Wasser wie ein Lächeln,
hingeweht in schauerndem Gerill.

Am besonnten Abhang übern Tale
bläst ein Schäfer seine Flöte an.
Lauschend hebst du deine blaue Schale
in der klangverliebten Stille Bann.

Bergtal

Birken wehen übers Schindeldach,
schütten Sonne in die Blumenwiese,
die sich kräuselt in der kühlen Brise.
Unten rauscht der felsgezwängte Bach.

Hart am Abhang stolpern Ochsenfuhren.
Lange Stämme wippen bis zur Erde,
brechen Zweige nieder an der Kehrde,
zwängen schwer die Räder in die Spuren.

Ziegen rutschen im Gesträuch am Hang,
vor der Hütte zieht die Frau den Rocken.
Lichtversengte gelbe Samenflocken
spielen zögernd weich den Zaun entlang.

Mitten in den Blumen, Bienen, Halmen
hockt ein Kind und pflückt den weißen Schaum.
Schattenkühl mit golderglühtem Saum
grasen Wolken auf den höchsten Almen.

Die Büffelkuh

Alles staubig, tot und kahlgebrannt
überm satten himmelweiten Land.
Durch die Weiden zirren Mückenschwärme,
wirbelt, singt die blutdurchrauschte Wärme.

Dünn wie Tränenspuren auf der Wange
zieht der Bach Gerinnsel durch den Schotter.
In den Tümpeln schläft er warm und lange
um die abgesetzten gelben Dotter.

Weiter, zwischen Glimmersand und Ried,
hat er ganz den alten Lauf verloren.
In den eingedickten fetten Mooren
Brandgeruch die Lachen überzieht.

Aus der Suhle steigt die Büffelkuh
schlammgefesselt aber stark, geruh.
Warmes Öl verrinnt im Gurgelloch.
Klatschend schließt der breiigzähe Koch.

Wurzelnd eingestemmter Hufe Druck
zieht den Leib. Die Kniee sinken ein.
Schollenbrechend hebt ein letzter Ruck —
reglos steht das Tier im nackten Schein.

Ohne Blick und ohne Furcht und Zeit
wankt es schwergewiegt dem Wasser zu:
stumme Kraft in rauscherfüllter Ruh
durch den Mittag sonnenblind und weit.

Herbstabend

Der Abend sinkt im goldumhauchten Winde.
Die braunen Gärten werden blau und leicht.
Jetzt ist es gut am Feuer und man reicht
den Schnaps umher dem kauernden Gesinde.

Der abgeleerte Hagebuttenstrauch
preßt hart die Zweige in des Himmels Blenden.
Das Feuer hascht mit knisternd stummen Händen.
Die Augen tränen im gepreßten Rauch.

So ist es gut. Der Rauch muß alles hüllen.
Die Luft ist kalt und rein wie frischer Schnee.
Der Schnaps ist heiß und brennt die Gurgel weh,
man muß die Gläser immer rascher füllen.

Und wo der trübe Bach die goldnen Brocken
der offnen Feuerlucke blinkend schluckt,
da bläst der Mond, der übern Hügel guckt,
ins Flammenspiel die ersten blauen Flocken.

Der Tod des Hirten

Hirte, wachst du noch im finstern Laub?
Blüten sehn dich an und schlafen ein,
über Hand und Flöte tropft das Moos,
deine Augen trinken Zwielichtschein.

Überm Wiesenrücken warmer Staub
hebt die Wege an der Wolken Saum.
Eisig hängt die leere Hand im Schoß.
Durch das Nachtlaub wächst der Sternenbaum.

Alles nimmt das Blut des Abends hin,
auch der gute Heiland kommt nicht mehr.
Weiß ist er gegangen übern Acker
weit hinein ins feuergelbe Meer.

Da war in der Flöte ein Beginn
wie ein Mund, der Sprache formt und schweigt.
Aus verwelktem Mund haucht nun Geflacker
über Silberwasser wund geneigt.

Wer hat deine Herde fortgetrieben?
Heimat ist im Flötenton und Trauer.
Doch das Blut verlangt nach Wein und Wärme,
steigt vom unsichtbaren Fluß ein Schauer.

Ganz allein bist du im Feld geblieben.
Flöte, süße kleine, süße Flöte
singt dir Stern um Stern und ganze Schwärme
in die sehnlich nahe Morgenröte.

Lieblingswörter

Von Heinrich Zillich

Vor kurzem wurde in dieser Zeitschrift darauf hingewiesen, daß in unseren Tagen das Wort „männlich" besonders häufig gebraucht werde. Dessen übermäßige Verwendung erwecke den Eindruck, als wollte sich die Zeit selbst ihre Männlichkeit bescheinigen, was zur Frage reize, ob sie nicht gerade damit ein unfreiwilliges Geständnis ablege, wie wenig männlich, oder zum mindesten, wie wenig sicher sie ihres männlichen Charakters sei. Ein Mann, der sich mit seiner Männlichkeit brüstet, ziehe sie in Zweifel, und so könne es einem ganzen Zeitalter ergehen.

Diese Bemerkungen, die der Verfasser als nur an den Rand geschrieben aufgefaßt wissen wollte, als Fragen und nicht als Urteile, verlocken mich einmal — ebenfalls in unverbindlichen Randbemerkungen — der Erscheinung von Lieblingswörtern nachzugehen.

Es kann zweifellos in der Wahl eines Lieblingswortes eine Sehnsucht zum Ausdruck gelangen, die in unzulänglicher, lediglich geschwätziger Art einen Mangel der Zeit wettmachen will. Denken wir an die Verwendung des Wortes „deutsch" in manchen nationalen Reden der Vorkriegsjahre Deutschlands, so erschreckt uns heute die Dürre des Begriffs, der damit verbunden war. Unter „deutsch" wurde damals innerhalb der kleindeutschen Staatsgrenzen nicht bloß eine Reihe von Eigenschaften, sondern meistens auch eine Menschenmenge verstanden, die in Wirklichkeit nur einen Teil der Deutschen ausmachte. Deutsch und reichsdeutsch deckten sich für jene Sprecher, und damit war das Wort „deutsch", wie sie es verwendeten, im Grunde bloß eine Bezeichnung für die Bevölkerung eines Staates und schloß sehr viele Deutschen aus; „deutsch" bedeutete dort, daß man Millionen Deutsche nicht sah, also eine völkische Bewußtseinsenge, mithin eine Haltung, die wir heute als undeutsch bezeichnen würden. Sie wurde von solchen Auslanddeutschen, die von der Gesamtheit ihres Volkes verpflichtend erfüllt waren, auch damals schon nicht anders empfunden.

Es ist demnach wichtig festzustellen, welchen Inhalt ein oft verwendetes Wort hat. Jene verengten nationalen Redner waren bestimmt gute Deutsche, bereit, sich für ihr Volk, soweit sie es nun einmal sahen, aufzuopfern. Sprachen sie das Wort „deutsch", so logen sie sich nichts vor, was sie nicht waren, obgleich wir Heutigen ihre Volkswelt als klein, ihre Haltung als für unsere Zeit unzulänglich ablehnen müßten.

Im späten 18. Jahrhundert war eines der beliebtesten Wörter „empfind-

sam". Mit diesem uns nur als Bezeichnung schwächlichen Gefühlsüberflusses geläufigen Worte erkannte man damals den seelischen Reichtum eines Menschen an. Daneben gab es noch viele beliebte Ausdrücke, die immer die Seelenfülle und Erlebnisfähigkeit als besonderen Wert umschrieben. Logen die Menschen der Werther-Zeit? Sie waren bestimmt nicht immer „empfindsam", aber ihre bleibende schöpferische Leistung liegt doch auf der Linie eines Gefühlsüberschwangs und einer Verinnerlichung, die wir nicht als unfruchtbare Tarnung eines Mangels gerade an diesen Werten deuten können. Ihre Lieblingswörter waren Wesensausdruck, waren Zeichen der Lebensinhalte einer Epoche.

Es ist also möglich, daß das Lieblingswort einer Zeit nicht nur subjektiv, sondern sachlich, ehrlich gesprochen wird, das es keine schwächliche und geschwätzige Verdeckung der Armut an Werten ist, die es bezeichnet, sondern gerade eine Bestätigung ihres Vorhandenseins, kein Kleid vor dem wirklichen Leib, sondern der Leib selbst.

Indessen wollen wir nicht vergessen, daß der Sinn der Wörter und vor allem der oft verwendeten Wörter sich wandelt. Ein Mädchen, das wir heute empfindsam nennen, kratzt uns eher die Augen aus, als daß sie errötend hineinblickt. Es gab Zeiten, wo das Wort Demokratie der Schlachtruf war und ehrlich geglaubt wurde von den Besten; heute ist es entleert, vernichtet, verdorben, und bezeichnet eine Ordnung, die zum Untergang führen muß. Wir wissen, wie dies geschehen konnte. Die Geschichte hat das Wort gerichtet.

Das Wort „männlich" bezeichnet an sich nichts weiter als eine Artung, ohne eine Wertung damit zu verbinden. Männlich ist der Mann und weiblich das Weib. Dennoch wird es heute oft im Sinne eines Lobs gebraucht. Das kann eine Verhüllung, das Feigenblatt vor unserer tatsächlichen Unmännlichkeit sein, hier natürlich die ganze Zeit betrachtet, die dies Wort liebt, es muß aber nicht diesen verborgenen Sinn haben, und ich glaube auch nicht, daß es ihn hat. Wohl wird ein Mann, der mit seiner eigenen Männlichkeit prahlt, immer verdächtig sein, aber wenn wir das Wort verwenden, so bezeichnen wir ja damit die Eigenschaft eines Mitmenschen oder einer Erscheinung, und damit müssen wir uns noch keiner Selbstbefriedigung schuldig machen. Es kann durchaus, wie es an den früheren Beispielen gezeigt wurde, eines der Ausdrucksworter der Zeitseele sein, unsere Fahne. Ist es nicht auffällig, daß zugleich mit diesem Wort der gegensätzliche Begriff „weiblich" ebenso oft als Lob und nicht bloß als Kennzeichnung einer Tatsache verwendet wird? Sagen wir nicht mit Anerkennung von einer Frau, daß sie „weiblich" sei, wie wir einen

Mann, den wir bestätigen, als „männlich" empfinden? Äußert sich in der häufigen Verwendung dieser Wörter nicht ein innerer Gesundungsvorgang der Zeit, die die Urtatsachen menschlicher Artung, Weib und Mann, wieder bejaht nach einer Vergangenheit, wo mit der Frauenrechtlerei die Vermännlichung der Frau und mit zahlreichen anderen Anschauungen die Verweiblichung des Mannes drohte? Beweist unsere Zeit, die „männlich" und „weiblich" so oft verwendet, damit nicht, daß sie wieder den Mann und das Weib als gottgeschaffen, als eigenartig empfindet und geformt sehen will?

Freilich darf nicht vergessen werden, daß unsere Zeit viele Wörter sehr rasch abnützt. Wer früher Parteienkämpfe beobachtete, konnte feststellen, daß die übelsten Schimpfwörter in Kürze wirkungslos waren. Auch sehr edle Ausdrücke wurden abgeschliffen. Doch haben gewisse Wörter eine unheimliche Lebendigkeit, die jeden brandmarken, der sich ihrer ohne Berechtigung bedient. Es sind die Wörter, die nicht das Häufige bezeichnen, wie etwa „männlich" oder „weiblich", sondern das Einzigartige. Mir fiel es immer auf, wie leicht nach dem Kriege das Wort „heldisch" und „heroisch" ausgesprochen wurde. Eine Zeit lang schien es zum Modewort werden zu wollen, was aber an der ehernen Eindeutigkeit des Begriffs scheiterte, der damit seit dem Weltkrieg verbunden ist. Das Wort kann ja nur sinnvoll sein, wenn es eine außergewöhnliche, mit dem Einsatz des ganzen Menschen und Gefahr des Untergangs gewagte Tat bezeichnet. Helden waren demnach alle Soldaten des Weltkrieges, die ihre Pflicht erfüllten, doch gerade unter ihnen nahm das Wort eine noch viel hehrere Bedeutung an. Nach ihrer Wertordnung galt nicht jeder, der sich vor dem Tode bewährte, als Held, auch nicht, wer dies jahrelang tat und nach dem Leistungsmaßstab früherer Kriege den Lorbeer längst verdient hätte; nein, nach einem solchen Maßstab hätte es zu viele Helden gegeben, und Helden sind wenige. Darum blieb der Ehrentitel in jedem Heer nur einigen beispiellosen Soldaten zugestanden. Es war ein Wort, das an der Front nie gehört wurde. Wäre ein Soldat nach einer wahren Heldentat von seinen Kameraden mit der Anerkennung „Held" oder „heroisch" empfangen worden, hätte er wahrscheinlich Ohrfeigen ausgeteilt. Und aus dieser männlichen Keuschheit trat in die Sprache das Maß für die rechte Verwendung des Wortes „Held", „heldisch" oder „heroisch". Steht hinter einem Wort ein solches Erleben und solche Zucht, so kann es niemand sich oder einem anderen unberechtigt zusprechen, ohne in einen vernichtenden Rückschatten zu gelangen. Höchstens der Held selbst darf es anderen zumessen, auch wenn es ihnen nicht gebührt. Sonst aber gehört zur Etappe, wer mit diesem Wort allzu

freigebig ist. Wie lachte man, wenn Hinterlandsgeneräle Frontsoldaten mit „Helden" ansprachen, und nannte sie in Österreich „Friedhofsdeserteure", während Etappenpfarrer, die große Worte vergewaltigten, schlicht „Heiligenscheinwerfer" hießen. Wer gar im Frieden mit Worten so stahlscharfer Eindeutigkeit, geschliffen sowohl in vier blutigen Jahren als auch durch den letzten Einsatz von Volkskämpfern in der Nachkriegszeit, umgeht, als müßten sie ausverkauft werden, der weiß nicht, was er tut. Solange einer lebt, der in den vier vor dem Angesicht des Todes verlaufenen Frontjahren bestand oder nachher sein Leben rückhaltlos in die Gefahren der Kämpfe um die Volkserneuerung warf, ist die Kleinvermünzung eines durch solche Taten geadelten Wortes ein moralischer Selbstmord.

Weil die Jugend ihre Gefühle ohne Umschweif kurz ausdrücken will, findet man das Schlagwort in ihren Reihen besonders oft und in all seinen verschiedenen Spiegelungen, auch das vergewaltigte edle Wort, denn es gibt ja eine Art von Jugendlichen, die erlebnis- und bewährungsgierig unter dem Schatten der älteren Geschlechter stehen — nach dem Krieg mag der Glanz weltgeschichtlicher Taten ihren Erlebnisneid noch heftiger angestachelt haben — und sich mit Wörtern und Selbstlob darüber hinwegzureißen versuchen, daß jede Ehrerweisung für sie verfrüht ist, da sie sich noch gar nicht bewährt haben konnten. Aber die Jugend läßt solche Pathetiker meist nach kurzem auf ihrem Sonderthrönchen allein. Die allgemeinen Lieblingswörter der Jugend sind harmloser und treten in der kurzlebigen Form des Modewortes ohne größeren Anspruch auf. In diesen Wörtern stecken meist ein lustiges Kraftmeiertum, das sich selbst zu verspotten scheint. Eine Sache ist „knorke", ist „pfunds", und morgen ist sie „knallig" und „zackig".

Fehlt der bewußte heitere Beigeschmack, so kann der unbewußte um so hinreißender sein. Ich stieg einmal zum Jenzig bei Jena hinauf. Die Sonne ging unter mit einigem Aufwand von Rot. Als ich zur Bergspitze kam, stand dort schon ein junges Mädchen mit sanfthängenden Zöpfen, den Kopf elegisch schief und blickte, ohne mich zu bemerken, in den lodernden Himmel hinein. Ich blieb hinter dem Backfisch stehen, dessen Körper sich der Natur so hingebungsvoll zureckte, daß ich nicht erstaunt war, bald einen Seufzer zu hören. Dann aber wurde in singender Betonung, mild hingehaucht, folgendes vernehmlich: „Sonnenuntergang — brima!" Man muß es nachzuahmen versuchen, um es ganz zu genießen. Ich ging auf Zehenspitzen ab. Man soll niemand stören, der Zwiesprache mit dem Unendlichen hält.

Hier war das aus dem Kaufmännischen genommene Wort „prima" der letzte Ausdruck der Hingerissenheit. Selbst dieser Bedeutungswandel eines wahrhaft scheußlichen und geistlosen Modewortes ist möglich. Allerdings vermochte es trotz aller Ehrlichkeit, mit der es sich einsam verwandelte, für den ungewollten Zeugen die Herkunft aus der Manufaktur nicht abzustreifen und konnte auf ihn daher nur komisch wirken. Für die Sprecherin aber war es in diesem Augenblick das gelöste Siegelwort ihrer Seele.

Geheimnisvoll ist die Sprache, Enthüllerin oder Verhüllerin der menschlichen Seele, Künderin oder Verurteilerin der Zeitinhalte, keiner starren Regel unterworfen, lebendig wie das Leben selbst, dessen ewiger Ausdruck sie ist. Höre ich allerdings Erwachsene sagen, daß sie sich in diesem Jahre „zigmal" amüsiert haben „und noch und noch" — dann weiß ich, daß die Sprache an diesen Großstadtgreueln ebenso unschuldig ist, wie die Dichtung an den Versen der Schlagerlieder.

Das wahre Gesicht des Bolschewismus

(Das Werk der Alja Rachmanowa)

Von Carl Hans Watzinger

Alja Rachmanowa hat als Tochter eines angesehenen russischen Arztes eine sorgenlose Kindheit verlebt. In ihrem Bande „Geheimnisse um Tartaren und Götzen"[1], der den Untertitel „Erlebnisse einer jungen Russin im Ural" führt, beschreibt sie diese Kindheit. Das Buch vermittelt aber mehr. Es gibt uns tiefen Einblick in die Seele des russischen Menschen, es spricht das Leben im zaristischen Rußland aus. Man kann wohl sagen, daß dieses schmale Werk Rachmanowas ein Vorspiel zur „Tagebuch-Trilogie"[2] ist, die in drei Bänden „Studenten, Liebe, Tscheka und Tod", „Ehen im roten Sturm" und „Milchfrau in Ottakring" die bolschewistische Revolution und ihre Auswirkung schildert. Denn in den „Geheimnissen um Tartaren und Götzen" werden uns Menschen vertraut, die wir in der „Tagebuch-Trilogie" unter den unwürdigsten Bedingungen leben sehen; auch der religiöse Fanatismus des Russen, sein Aberglauben, treten uns in einigen Geschichten des Bandes entgegen, und wir lernen schon jetzt verstehen, welchen Beweg-

[1] Verlag Otto Müller, Salzburg/Innsbruck/Leipzig.
[2] Anton Pustet-Verlag, Salzburg/Leipzig.

grund das Auftauchen der vielen Sekten im bolschewistischen Rußland hat.

Mit „Studenten, Liebe, Tscheka und Tod" beginnt dann das Erlebnis des Bolschewismus als einer alles natürliche und zuchtvolle Leben auflösenden Staatslehre. Als Studentin gewinnt Alja Rachmanowa Einblick in das heimliche Werben für eine Revolution. Die Studentenschaft, wie überhaupt die intellektuellen Kreise des zaristischen Rußlands, hat ja seit der Jahrhundertwende geschwärmt, gewirkt, den Zaren zu stürzen; sie ahnten nicht, daß sie damit ihren eigenen Tod beschlossen. Die Tragik Rußlands seit je ist es gewesen, daß seine führenden Schichten in westlerischem Geist, in einer Verständnislosigkeit gegenüber dem Werden und Sein ihres Volkes lebten, also stets Unterdrücker waren, die dann eine Empörung der Masse wegfegte. Dies geht bis auf Peter den Großen zurück. Gewollt wurde stets Befreiung; das Ende war immer Knechtung. Auch der Bolschewismus verfuhr desgleichen. Er ist keine Bewegung des russischen Volkes, mißachtet seine Eigenart. Er ist dem Russen fremd, muß ihm fremd sein. So ist es von vornherein gegeben, daß er dem russischen Volk keine Befreiung bringen konnte. „Studenten, Liebe, Tscheka und Tod" läßt uns das zwingend erkennen.

Das russische Volk ist groß im Erleiden und Leiden. Vielleicht verdankt dieser Eigenschaft sowohl der Zarismus, wie hernach der Bolschewismus seine ungeheuere Macht. Wir begegnen der Größe dieses Leidens ebenso stark im zweiten Bande der Trilogie, in „Ehen im roten Sturm". Die Revolution ist noch im vollen Gang, die weiße Armee Koltschaks ist geschlagen, aber die bolschewistischen Machthaber beginnen bereits, ihre Programmpunkte zu verwirklichen. „Studenten, Liebe, Tscheka und Tod", das ist vor allem das körperliche Elend von Menschen, die in dem Taumel eines Machtrausches hineingerissen wurden, es ist Bedrohung des Lebens, Flucht, der Tod vor den Augen. „Ehen im roten Sturm" schildert zunächst die seelische Auswirkung inmitten der Wirren, es ist der personifizierte seelische Zwang, einer Gesetzgebung zu gehorchen, die alle Begriffe der Moral verwirrt, in das Gegenteil verkehrt. So offenbart sich das von den früheren Revolutionären gepriesene Leben im Kommunismus als das vollkommene Chaos. Die Grundfesten, die einen Staat aufrecht erhalten, sind geschleift, der Sinn der Familie wird verlacht. Es triumphiert die nackte Gier, der Genuß, die Preisgabe der sogenannten bourgeoisen Moral ist erstes Ge-

bot. Das zieht das Elend nach sich, denn ohne die gebundene Freiheit, die aus einem Zwang im Innern, der Vorschrift eines erkennenden und befehlenden Gewissens kommt, kann auf die Dauer niemand in geordneten Verhältnissen bleiben. Der Kampf der Wenigen, die den Irrsinn einer grenzenlosen Auflockerung des Lebens nicht mitmachen, erscheint somit als wahrer Heroismus. Wir erleben ihn besonders durch die Familie der Dichterin. Das eigene Volk mit Waffen in Bann und Angst zu halten, wie es in Rußland vorerst durch die Tscheka, dann psychologisch durchtriebener, durch die GPU geschah, ist verbrecherisch, denn es mordet die Seele des Einzelnen. „Ehen im roten Sturm" ist Beweis hierfür, es erhärtet die Tatsache, daß die vollständige Auflösung einer Bindung, wie sie z. B. für Mann und Weib ethisch durch die Ehe bedingt ist, zur Zügellosigkeit des Geschlechtslebens führt, die eine furchtbare Verwahrlosung des gesamten Volkes bewirkt. Alja Rachmanowa hat dieser Ansicht in ihrem Roman „Die Fabrik des neuen Menschen"[1], der von der Académie d'Education et d'Entr'aide Sociales, Paris, als bester antibolschewistischer Roman der Gegenwart mit dem 1. Preis ausgezeichnet wurde, Ausdruck gegeben. Dieses Werk beschäftigt sich eingehend mit der Ehegesetzgebung in Sowjetrußland, es schildert das Schicksal eines jungen Weibes, das Schicksal der heutigen russischen Frau. Die Unfähigkeit der bolschewistischen Machthaber, das Leben in seinem natürlichen Ablauf zu begreifen, wird in dieser starken Dichtung wahr. Wir empfinden plötzlich die marxistische Weltanschauung, die marxistische Staatslehre in ihrer Verwirklichung als bloße Ideologie, als Gebäude eines echt jüdischen Geistes, der nur zerstören, aber niemals aufbauen kann. So vollführt der Marxismus eine blendende Spiegelfechterei. Er stellt die Ratio in seinen Dienst, beweist geschickt, daß die Menschheit in Klassen aufgeteilt sei, die einander bekämpfen müßten, bis die eine, die proletarische, siege. Es bedarf keines näheren Hinweises, daß der Marxismus tatsächlich den Geist aufs stärkste gefangen nehmen kann. So ist es auch ohne weiteres zu verstehen, daß sich ihm gerade die fähigsten Menschen ergeben haben. (Die meisten freilich, um ihn zu überwinden!) Im Grunde ist der Marxismus eine Lehre, den Menschen an der Tiefe des Lebens, an seinem metaphysischen Hintergrund vorbeizuführen, ihm das Leben auf demagogische Art vorzutäuschen. So geschieht es, daß alle Führer, die den Marxismus und alle seine Sonderarten auf ihre Fahnen geschrieben haben, Verführer des Volkes, dem sie

[1] Verlag Otto Müller, Salzburg/Innsbruck/Leipzig.

vorstehen, geworden sind. Die Fabrik des neuen Menschen ist jene Anstalt, die den „bolschewistischen Menschen" hervorbringen soll. Das Ergebnis ist kläglich. Entweder verlieren sich die Insassen der Anstalt in die krasseste Zügellosigkeit, wissen nichts mehr von dem Leben der Seele, denn die besteht nicht mehr für sie, oder sie werden Sektierer, werden also ideologisch verdächtig. Letzthin ist ein grauenvoller Tod durch die Agenten der GPU die Sühne für ihre „Schuld", die darin besteht, daß sie eben aus ihrer menschlichen Haut nicht entweichen, keine hundertprozentigen Bolschewisten, wie sie auf dem Papier stehen, werden können. Die Schuld bezahlt also der Schuldlose. Das ist das Ende der bolschewistischen Erziehungsmethode. Die vielen Prozesse, die wir schon erlebt haben, bezeugen es.

„Die Fabrik des neuen Menschen" verkündigt den Sieg des menschlichen Herzens, des Gemütes, verkörpert durch die Studentin Tanja, über den kalten Verstand, der vom wahren Leben nichts bezieht und nichts erfährt. Tanja, das ewige russische Weib, besiegt ihren Mann, den Bolschewisten Wladimirow, nach zähem Kampfe, ihre tiefere Liebe zwingt den Mann, der in seinem Herzen gut ist, zu sich. Das kostet ihn wohl das Leben. (Die GPU verhaftet ihn, was gleichbedeutend mit Tod ist.) Aber er gewinnt so die wahre Freiheit eines Menschen zurück, wird des Zwanges, das Gewissen zu töten, ledig. Die Dichterin bekennt sich also starken Herzens zum ewigen Leben, das immer west und letztlich immer wieder siegen wird, besonders aber über die papierenen Weisheiten eines verkrampften Bestrebens, einen neuen Menschen zu schaffen, der gleichsam im Paradiese sein Dasein verbringen soll. Die vollständige Gleichheit aller Menschen und der Menschen in ihrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen ist ein Unding. Unser ganzes Dasein, unsere Vergangenheit lehrt das Gegenteil. Damit fällt der Bolschewismus in Rußland, dieser große Versuch, durch eine überdimensionale Industrie, die wie jede Arbeit verstaatlicht ist, den Menschen von der ihn beinahe vernichtenden Macht der Maschine und ihrer wahllosen Erzeugungsmöglichkeit loszulösen, ihn aus den Händen des Kapitalismus zu reißen, in sich zusammen. Wie der wirtschaftliche Kapitalismus ein Extrem ist, so ist es auch der Bolschewismus. Der reine Kommunismus, wie er z. B. in der Apostelgeschichte erscheint, läßt sich nicht auf ein ganzes Volk übertragen. Das müßte vollkommene Menschen voraussetzen. Wir alle aber wissen, wie schwach wir in unserem Denken und Handeln sind, wieviel Fehler wir begehen.

Alja Rachmanowa beherrscht den Stoff, sie schreibt aus einer Erfahrung, wie sie unter den antibolschewistischen Dichtern unserer Zeit nur noch Edwin Erich Dwinger aufzuweisen hat. So darf uns auch „Die Fabrik des neuen Menschen" kein Phantasiegebäude sein; sie schildert das Leben in Sowjetrußland ebenso wirklich, wie es die anderen Bücher, die der „Tagebuch-Trilogie" und die „Geheimnisse um Tartaren und Götzen" tun. (Die Dichterin spricht das ausdrücklich in einer biographischen Skizze aus.)

Das Bild, das wir von Alja Rachmanowa als dichterische und menschliche Persönlichkeit geben, wäre nicht vollständig, wenn wir des dritten Bandes der Trilogie „Milchfrau in Ottakring" vergäßen. Alja Rachmanowa ist österreichische Staatsbürgerin, da sie seit 1921 mit einem deutschen Österreicher, einem ehemaligen Kriegsgefangenen, verheiratet ist. Darüber kann man in den „Ehen im roten Sturm" nachlesen. Ihre und ihres Gatten Ausweisung durch die sowjetrussischen Behörden im Jahre 1925 brachte es mit sich, daß beide nach Wien kamen und dort ein Milchgeschäft kauften, um irgendeine Existenzmöglichkeit — der Mann war in Rußland Universitätsdozent, Alja Rachmanowa seine Mitarbeiterin — zu haben. Wie bitter der Frau dieses Leben geworden ist, läßt sich unschwer aus dem Buch nachempfinden. Schließlich siegte in ihr immer wieder die Freude am Dasein, und so fand sie sich am Ende, gar als der Mann in Salzburg eine Lehrerstelle erhielt, belohnt für alle Not ihres vergangenen Lebens. In der „Milchfrau in Ottakring" (Ottakring ist ein Arbeiterbezirk in Wien) lernen wir Alja Rachmanowa genau kennen, wir begegnen hier tiefer als in den beiden anderen Bänden der Trilogie der intellektuellen russischen Frau, die gleichzeitig Weib und Mutter sein will. Ihre Aussprüche und Ansichten über russische Literatur, Philosophie in diesem Band vermitteln auch ein starkes geistiges Erlebnis. Die „Milchfrau in Ottakring" ist der Schlüssel zu dem gesamten Werk von Alja Rachmanowa. Es offenbart sich uns da als ein Beitrag der russischen Frau, oder der Frau überhaupt, zum Problem des Bolschewismus. Das bedingt wohl eine bestimmte Blickrichtung. So erscheint der Bolschewismus in der Darstellung Alja Rachmanowas zunächst in seinem Bezug auf die Frau.

Dasselbe gilt von ihrem jüngsten Werk, dem Roman der Ehe Tolstojs „Tragödie einer Liebe".[1] Er ist die Ansicht einer Frau über das Leben des großen russischen Dichters. Alja Rachmanowa, im Besitz vieler

[1] Verlag Otto Müller, Salzburg/Innsbruck/Leipzig.

unbekannter Dokumente über Tolstojs Leben, schuf hier eine starke Dichtung, die uns das schwankende leidenschaftliche Leben des Dichters mit der Schärfe des Geistes und der Liebe eines einfühlenden Herzens schildert. Tolstoj als Mensch und begnadeter Schöpfer wird vor uns wahr, letztlich erschüttert uns aber immer wieder das reine Menschentum seiner Gattin Ssofja Andrejewna, die durch Alja Rachmanowa der kleinlichen Kritik der Nachwelt entrissen und in ihrer wirklichen Gestalt erkannt wurde. Da erfahren wir freilich ein neues Bild, als wir es ansonst von der Gattin des Dichters zu sehen bekamen. Ssofja ist nicht mehr die Hemmende, die dem Handeln des Mannes hindernd im Wege ist, sie wird zur hingebungsvollen Frau und Mitarbeiterin an seinem gewaltigen Werk. Daß die Ehe der beiden einer Tragödie gleichzusetzen ist, liegt im verschiedenen Charakter und Temperament der Ehegatten begründet. Also bleiben jeder Zwist und jede Verwirrung in ihren äußeren und inneren Beziehungen zutiefst tragisch, denn sie werden nicht hervorgerufen durch die Schuld des einen oder anderen Eheteiles, sondern liegen menschlichem Ermessen und Bestimmen ferne. Alja Rachmanowa hat sich mit diesem Werk, das wiederum, wie alle ihre Werke, nur aus der Wahrheit und der Wirklichkeit kommt, sogar als Literaturforscherin verdient gemacht, da Tolstoj uns darin klar wird, wo wir bei ihm früher im Dunklen tappten. Von den vielen überragend gestalteten Stellen des Buches seien diese beiden erwähnt: die Bitte Ssofjas vor dem Zaren, das Veröffentlichungsverbot der „Kreuzersonate" aufzuheben, und der Tod des Dichters. Beide geben uns das schönste Zeugnis über die dichterische Kraft, die der Russin Alja Rachmanowa innewohnt. Es bleibt über diesen Roman jetzt nur noch zu sagen, daß durch ihn die Welt des zaristischen Rußland in allen ihren Erscheinungsformen kräftig ersteht. Schließlich wird auch offenbar, daß Alja Rachmanowa d i e s e n Roman schreiben mußte, nicht etwa ein Werk, das den von ihr geliebten Dostojewski zum Helden hat. Alja Rachmanowas Wille und Werk gehört doch der Welt des Bolschewismus, die sie in ihrem Grauen und ihrer Unmenschlichkeit schildert. Tolstoj ist ein Zwischenspiel. Er wird uns im neuen Werk der Russin als der Vorläufer des Kommunismus geläufig, freilich eines anderen Kommunismus, als er heute in Rußland herrscht. Das stimmt letzthin recht nachdenklich. Denn, so mag der Leser sich im geheimen sagen, vielleicht ist Tolstoj die Zukunft Rußlands, vielleicht werden seine Reformpläne aufgegriffen, vielleicht muß Rußland durch die Greuel des Bolschewismus hindurchgehen, um dann erst zu den

Plänen eines friedlichen und gerechten Lebens für jedermann zu finden, wie sie sein großer Dichter schon in seinem Geiste trug. Das heutige Ideal, die ganze Welt zu erobern, schlüge da um in den Willen, nur noch Rußland zu dienen. Und damit wäre dem russischen Menschen ein Ziel gegeben, der Welt aber die Versicherung des Friedens, also die Vernichtung einer entsetzlichen Gefahr. Jedoch, im politischen Weltgeschehen zählen Pläne nicht, es kommt auf die Umstände an, und die haben auch ihr Leben. Der wahre Wert des Romanes wird aber durch seine Fähigkeit, im Leser solche Gedanken zu zeugen, ersichtlich.

Abschließend ist über die Dichterin zu sagen: sie liebt Rußland als ihren ewigen Besitz. Die heutigen Machthaber ihres Vaterlandes zu hassen wäre sie berechtigt. Sie haßt sie nicht, sie sagt nur aus, was sie tun. Ihr Werk erhält somit den Stempel der unbedingten Wahrheit, der Wahrheit des Innern und Außern, seine Notwendigkeit ist unabweisbar. Das Werk der Alja Rachmanowa muß also Anruf und Warnung sein, für uns und die Kommenden.

Beim Lesen Nietzsches

Von Walter Biemel

Was ich bei der Nietzsche-Lektüre so wertvoll finde, so unschätzbar wichtig?

Es ist die Tätigkeit des Architekten, die wir immer wieder vornehmen. Wir haben das Material, es ist einzigartig, zunächst lernen wir es kennen, und erst wenn wir es genau kennen, beginnen wir zu konstruieren, beginnen wir die Ideen zu ordnen, ein Haus zu bauen, aus einem Werk einen Palast, eine Stadt aus den verschiedenen. Das unterscheidet das Lesen Nietzsches von dem anderer Philosophen: wir folgen nicht einem Weg, der schon gemacht ist und, wie steil er immer bergan führt, doch nur ein Beschreiten, das Verfolgen einer fremden Spur bleibt, sondern wir bauen, wir konstruieren. Es ist eine Art Schöpfen, jeder wird mit dem Material ein anderes Kunstwerk vollführen, manche wird es überhaupt kalt lassen, das sind diejenigen, die nicht gewöhnt sind zu schöpfen, zu schaffen, etwas Eigenes zu machen, etwas Persönliches. Solche Philosophen sollten lieber ein Buch über Nietzsche lesen und irgendeinen zurecht gemachten Weg gehen, es bleibt ihnen nichts anderes übrig. Sie werden Nietzsche nie

lieben können, denn sie können nicht die Freude nachempfinden, die ein Künstler hat, wenn es ihm gelungen ist, aus den einzelnen Farben eine Farbensymphonie zu schaffen.

Aber die anderen dürfen kein Buch über Nietzsche lesen, sondern nur ihn selbst, und sie werden ihn lieben und schätzen wie keinen anderen Philosophen, weil er sie etwas ahnen läßt von der göttlichen Gabe der Schöpfung, dem Spiel und Ernst, der im Schaffen liegt.

Ich habe beinahe das ganze Werk Nietzsches gelesen und werde es immer wieder lesen, so wie ich vollkommene Musik immer wieder hören kann, und habe noch keine Schrift über ihn gelesen. Durch äußere Umstände genötigt, begann ich eine, legte sie mit Abscheu von mir, als ich gleich auf den ersten Seiten den Satz las: „Nietzsche scheint ein genialer Wahnsinniger zu sein". Zur Entschuldigung des Verfassers mag immerhin gesagt sein, er schrieb das Buch noch zu Lebzeiten Nietzsches und hat seine Meinung nachher geändert.

Aber jeder Kommentar, jeder fremde Geistessplitter, so nötig man ihn bei manchem anderen Philosophen hat, wirkt störend bei dem Werke Nietzsches. Jedes fremde Wort klingt wie eine Dissonanz, hineingetragen in die göttliche Harmonie seiner Ideen. Diese Harmonie hört nicht jeder, und man hört sie nicht gleich. Manchem bleibt seine Gedankenwelt ein Chaos, in das man vergeblich einzudringen versucht, man muß sie sich aufbauen, ich sagte schon, wie einen Palast, eine Symphonie.

Aufbauen, dazu gehört ein weiter Blick, das Feld der Gedanken zu überschauen, dazu gehört Geschmack, Geist, Freude am Tätigsein, dazu gehören Pläne, geschmiedet in einsamen Stunden, und es gehört ein Reichtum an Plänen. Man kann Nietzsche auf viele Arten deuten. Man kann auf einer einzigen verstandenen Idee aufbauen, doch schwerlich im Sinne Nietzsches, es fehlt noch die Synthese, zusammengeschmolzen oft aus scheinbar Entgegengesetztem. Nein, wir müssen versuchen, desto mehr Gedanken zu vereinigen, und wir müssen auch sondern, müssen unterscheiden, der scharfe Blick geübt am steilen Gedanken. Und trotzdem wird immer auch etwas Persönliches bleiben und sei es auch nur, daß man den Stein, der für das Fundament bestimmt war, ins Stockwerk legt. Dieser Bau wird nie fertig werden und wird uns immer wieder von neuem herausfordern, wir werden Nietzsche nicht aus der Hand legen.

Den Bau vollenden, heißt ihn verstehen, den Meister, der uns

den Marmor gab, und wie Nietzsche Balzac zitiert: „Comprendre c'est égaler", so können wir uns trösten, wenn uns das Werk zu langsam wächst. Wer dürfte sich rühmen zu sagen, ich habe es vollbracht, der Bau ist vollendet, kein Stein an der falschen Stelle? Wer hätte den Mut zu sagen: „Nehmt, lest, dies ist das System, das uns der Philosoph vorenthielt, weil er immer neue Pläne hatte?" „Nur wer sich wandelt, bleibt mir verwandt."

Wie viele nehmen einen Gedanken, und Nietzsche hat doch so viele, sie fließen über aus seinen Werken, wie der Champagner im Kristallbecher glitzernd überfließt, und bauen auf ihm einen Turm, möglichst hoch, er soll möglichst den Eindruck der Vollkommenheit geben. Und dieser Turm hat auch nur an bestimmten Seiten Fenster, gewollt oder ungewollt, es bleibt sich gleich, damit man ja nur den Gedanken Nietzsches von einem gewissen Standpunkte aus sieht.

Nietzsche hat so viele Gedanken, das wissen selbst Menschen, die Nietzsche nie gelesen haben, die sich vielleicht gerade davor fürchten — nur keine Anstrengung, auch keine Anstrengung in der Unterhaltung, „man sorgt, daß die Unterhaltung nicht angreife" —, woher denn wissen sie es? Aus den Zitaten. Wer zitiert heute nicht Nietzsche, besonders von denjenigen, die ihn nicht gelesen haben, einfach weil man das Zitat irgendwo gehört hat, und ein Wort von Nietzsche, wenn es noch so unscheinbar ist, geht nicht leicht an den Ohren vorüber, sie müßten schon taub sein und dumm dazu.

Sich in sein Werk vertiefen, in dieses Meer von Diamanten tauchen, nein, das blendet, macht blind. Aber ein Diamant leuchtet an jeder Hand und der Mensch liebt Diamanten, nicht nur die Frauen; er möchte gerne leuchten.

Andere verdammen ihn. Ich kann nicht anders, mir fällt die Fabel La Fontaines ein, solch einen Menschen sehe ich mir immer zuerst genauer an, ob es nicht so ein Fuchs ist, dem die Trauben zu hoch, nein: zu sauer sind.

Über Nietzsche zu schreiben und nicht an Nietzsche zu freveln, ist schwer. Man läßt so gerne etwas weg und ist selbst überzeugt, daß es unwichtig war, weil es nicht in den Rahmen paßte. Ja, der Rahmen ist ungeheuer schwer zu umfassen, vielleicht gibt es überhaupt keinen, denn seine Philosophie ist Leben, Werden, Vergehen, Wiederkehr.

Aber halt, ich fange selbst an über Nietzsche zu schreiben, und Nietzsche muß man nur lesen oder ihn übersehen, ignorieren, so wie

es viele wirklich tun, und ich wollte nur schreiben, was ich empfand, als ich Nietzsche las, was jeder auf irgendeine, seine Art empfindet, wenn er Nietzsche liest.

Wie man sieht, schrieb ich nur über den geistigen Genuß, das gedankliche Erlebnis, und nicht über das dichterische, den strahlenden Glanz seiner Sprache.

Rundschau

Ein volksdeutscher Gedenktag. — Reformation und Humanismus standen im Jahre 1538 bei der Idee Pate, Straßburg zum geistigen Zentrum der Welt zu machen und mit den besten Gelehrten aller Nationen eine große Akademie zu errichten. Zwei Männer sind es vor allem, die dieser Idee zur Wirklichkeit verhalfen: der Straßburger Stettmeister Jacob Sturm von Sturmeck, die Seele der städtischen Politik und der Schulreform im besonderen, und Johannes Sturm aus Schleiden in der Eifel, der den Anspruch des Humanismus auf unbedingte Geltung im öffentlichen Leben vertrat. Ihm wurde 1538 die Leitung des neugegründeten Gymnasiums übertragen, das durch seine Leistung bald zu großem Ansehen gelangte und unter dem Namen eines Gymnasiums schon damals den Rang einer Universität besaß. In den Reihen ihrer Lehrer glänzten die großen Namen Sturm, Bucer Capito, Calvin. Der Genfer Reformator hielt in den Jahren 1538 bis 1541 an der Straßburger Schule theologische Vorlesungen. Aus allen Ländern Europas drängte sich eine zahlreiche Jugend in die Lehrsäle. Die Statistik des Jahres 1578 z. B. zählt mehrere tausend Schüler.

Der eifrige Rektor arbeitete zielbewußt an der Vervollkommnung seines Werkes. Im Jahre 1566 wurde das Gymnasium zum Range einer Akademie erhoben, die dann 1621 zur Universität erweitert wurde, mit dem Vorrechte, die Doktorwürde zu erteilen. In den folgenden Jahrhunderten sind die Schicksale der Universität weitgehend von äußeren Umständen bestimmt.

Der Dreißigjährige Krieg hemmt sowohl den Zustrom von Studenten als auch die Mitwirkung auswärtiger Lehrer von Ruf. Die Eroberung Straßburgs durch die Franzosen nimmt aber in keiner Weise dem Lehrbetrieb seine deutschen Züge, die Matrikeln bezeugen ein starkes Überwiegen des deutschen Elementes in der Studentenschaft. Der badische Historiker Johann Daniel Schöpflin, dessen fünfzigjähriges Dozentenjubiläum Goethe miterlebte und lebendig darstellte, ist einer der bedeutendsten Lehrer des 18 Jahrhunderts an der Universität Straßburg gewesen, der ihrem Ruf weithin neue Ruhmesblätter hinzufügte.

Erst die Revolutionsstürme des Jahres 1795 brachten der deutschen Universität den Untergang. Die Revolutionsmänner stellten fest, daß die Straßburger Universität „den französischen Universitäten immer fremd gewesen war", und daß sie „den Augen der Republik das wunderbare Schauspiel der Knechtschaft und des Deutschtums in einem franzö-

fischen und freien Lande darstellte". Diese Universität mußte verschwinden; mit ihr hatte man „die Hydra des Deutschtums" getroffen. Napoleon I. hat dann 1808 die Akademie wieder errichtet, die aber bei weitem nicht die Bedeutung der alten Universität errang.

Die deutsche Zeit nach 1871 ließ die Universität im alten Glanze wieder erstehen, das alte Reichsland besaß in ihr eine Bildungsstätte ersten Ranges, deren Entwicklung durch den unglücklichen Ausgang des Krieges jäh abriß. Heute zehrt die Straßburger Universität im wesentlichen von den großen Zeiten ihres deutschen Glanzes. Ihre Entwicklung ist gehemmt durch die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des alten Reichslandes Elsaß-Lothringen, das durch eine chinesische Mauer vom alten Kulturkreis getrennt wurde. D. A. F.

Erwin Wittstock — Preisträger der „neuen linie". — Der Novellenpreis der Zeitschrift „die neue linie", dessen Gewicht die Namen der Preisrichter Werner Beumelburg, Paul Fechter, Helene von Nostitz, Wilhelm von Scholz und Bruno E. Werner verbürgen, ist schon dreimal siebenbürgischen Dichtern zugefallen: zweimal Heinrich Zillich (für „Der Urlaub" und „Der baltische Graf") und einmal Erwin Wittstock (für „Das Herz an der Grenze"). Die drei ersten Preise dieses Jahres wurden, da drei gleichwertige Novellen des höchsten Preises würdig befunden wurden, zusammengelegt und deren Verfassern verliehen — neben August Scholtes und Eugen Roth dem siebenbürgischen Dichter Erwin Wittstock für seine Novelle „Die unruhige Wohnung".

Neue Bücher und Schriften

Deutsche Erzähler

Ludwig Thoma. Nachbarsleute. Sämtliche Kleinstadtgeschichten in einem Bande. Albert Langen/Georg Müller Verlag, München, 1938. — Vor kurzem konnte ich hier auf die Gesamtausgabe der Bauerngeschichten von Ludwig Thoma hinweisen, die vollste Beachtung beanspruchen, weil in ihnen Wesen und Leben süddeutschen Bauerntums in dichterisch einzigartiger Weise Ausdruck fanden. Nun habe ich die Freude, auch auf die eben in einem Bande herausgekommene Sammlung aller Kleinstadtgeschichten Thomas hinweisen zu können. Man liest sie mit derselben Bewunderung! Wie ist das alles einfach, trocken und unvergleichlich erzählt, gestaltet und aus einem tiefen Wissen um das Immermenschliche geschöpft, wie ist es durch Heiterkeit, Spott, Güte und Liebe warm und lebendig gemacht! Thoma ist ein großer Erzähler nicht bloß in seinen Bauernromanen, die erst heute in ihrem ganzen Werte erkannt wurden, sondern auch in diesen Geschichten. Wie wenige können die dichterische Kunst ermessen, die sich gerade in solchen kleinen Kunstwerken bewährt. Wieviel Wissen und Lebenskenntnis, wieviel sprach-

liche Zucht und menschliche Überlegenheit gehören dazu! Es gibt eine Reihe von Dichtern, die keineswegs unbekannt sind, aber ihren Ruhm meist der Fähigkeit verdanken, irgend einen blassen, oft lebensfremden Einfall in erlesenen, kunstgewerblich gebastelten Sätzen auszuzwirnen — oft macht es den Eindruck, als ob ihre Lebensschwäche im schöngefalteten Sprachgewand als Stärke mißverstanden wird. Es ist gut, daß es da noch einen Ludwig Thoma gibt, der wirklich kennt, was er darstellt, der das Kleine klein, das Wichtige wichtig zeichnet und dessen Sprache Wort für Wort ausdruckskräftig ist. Heinrich Zillich

Martina Wied. Rauch über Sanct Florian. Roman. Verlag Karl Fromme, Wien. — Sanct Florian? Wenn man den Namen liest fragt man unwillkürlich: woher kennst du ihn? Und dann fällt dir ein: Anton Bruckner . . . Er war einst Sängerknabe am Stift, später Organist, bevor er nach Linz ging und nach Wien berufen wurde . . . Und nun ist die Anteilnahme schon ganz lebendig. Was hat Martina Wied von dem kleinen Flecken Österreichs zu erzählen? Und man liest sich hinein in die kleine, so wundervoll enge „Welt der Mißverständnisse" (wie sie uns der Untertitel des Buches ankündigt), und findet sich selbst mit herzlicher Anteilnahme von dieser Welt gefangen, über der Sanct Florian als Schutzpatron gegen Feuersgefahr seine Hand hält. In der knappen Spanne einer Augustwoche des Jahres 1931 spielt sich alles ab, was an schicksalhaftem Geschehen in dem Buch erzählt wird, — und wie spannend, gerade heute, nach dem Märzgeschehen 1938, ist es, ein Stück solchen Geschehens im Kreise österreichischer Menschen mitzuerleben, — und welch verständnisvoll-liebreiche Führerin zu solchem Miterleben ist Martina Wied, die in Wien lebende Lyrikerin und Dramatikerin. Hans Lienert

Wilhelm Vermeulen. Der Knabe und der Tod. Roman. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. — Hier spricht die Jugend. Es ist nicht immer dankbar Prophet zu sein: aber wenn nicht alles täuscht, wird der Name des jungen Dichters noch sehr vernehmlich klingen. Das Buch ist jung, noch in manchen Stücken Gährung. Aber sein Wollen ist stark, sein Drängen sehr zielbewußt und die äußere und innere Kraft der Darstellung überaus bemerkenswert. Schon der Anfang ist ungewöhnlich: wie das verlassene Kind als Ziehsohn ins Försterhaus kommt, wie der Junge hier heranwächst, mit hineinverstrickt wird in das Schicksal des Hauses, das ihm durch den Kampf mit Wilderern erwächst, wie er den Tod und seine unendliche Einsamkeit in seiner erschütternden Größe kennen lernt. Der Junge bewährt sich als Führer und Kamerad seiner Altersgenossen in der kleinen Stadt, erst im Spiel, dann in ernstem Kampf gegen Verderbtheit, Ungerechtigkeit und Verbrechen, — bis er in diesem Kampf für Sauberkeit und Wahrheit selber als Opfer in den Tod sinkt.... Die ungewöhnlich starke, oft überschäumend daherrauschende Sprache wird in kommenden Büchern des Verfassers zweifellos an Tiefe und Ausgeglichenheit, damit an künstlerischer Vollendung gewinnen. Hans Lienert

Martin Raschke. Wiederkehr. Tagebuch einer Kindheit. Paul List Verlag, Leipzig. — Unter den zahlreichen Kindheitserinnerungen seit Carossas Büchern gehört dieser schmale Band Raschkes sicher zu den dichterisch stärksten: eine stille Reife des Vortrags und des Empfindens geben diesem „Tagebuch einer Kindheit" ein beglückendes Ebenmaß. Die kleinen Erlebnisse der Ferientage lassen den Knaben immer mehr in den Bannkreis der rätselhaft bedrohlichen Welt der Erwachsenen treten, und im Zwielicht zwischen dem versinkenden und doch im Innern fortwirkenden Kinderreich und der sich enträtselnden Welt der verantwortlichen Gebundenheit steigt der Auftrag auf, „zu bannen in Gedicht soweit meine Kräfte tragen." Das ist mit soviel seelischer und sprachlicher Feinheit erzählt, daß man Raschke schon jetzt, nach dem vielversprechenden Anfang mit dem „Wolkenheld", zu den Reifen zählen muß.
Harald Krasser

Anton Gabele. Talisman. Ein Bericht. Paul List Verlag, Leipzig. — Dieses Werk, das 1932 zum ersten Male erschien und so gewichtige begeisterte Fürsprecher wie Hermann Stehr und Jakob Kneip gefunden hat, legt der Verlag in ähnlicher Ausstattung wie Raschkes Kindheitsbuch neu auf. Mit gutem Recht, denn wie sich beide Bücher an dichterischem Rang ähnlich sind, so gleichen sie sich im verklärenden Rückblick auf die Kinderzeit. Gabele erzählt von seiner Dorfheimat, er ist der dinglichere, handfestere. Die bäuerliche Welt ersteht bunt und voll um den aufwachsenden Knaben, in ihren großen und ruhigen Rhythmus eingebettet sind die Einzelschicksale, alles ist dichterisch überhöht vom elegisch durchklingenden Pathos der Erinnerung. Harald Krasser

J. v. Bodmershof. Der zweite Sommer. Roman. Verlag S. Fischer, Berlin. — Der Roman einer Ehe. Ist nicht schon der Gedanke unangenehm? Was kann man noch Neues dazu sagen? O, allerhand, — wenn man durch Zeitwenden schreitet, wenn Zeiten Menschen, wenn Menschen Zeiten schaffen und wandeln... Zwei Menschen begegnen einander durch Zufall, wollen einander ausweichen, wissen nichts voneinander, — sind aber doch bis ins Tiefste und Geheimste verbunden, ehe sie ein Wort miteinander gewechselt haben. Die Frau hat ein Gut zu verwalten und zu bewahren, das sie nicht losläßt und sie in die Gefahr der Erstarrung stößt, der Mann ist Architekt, der in der Schweiz, in Holland, in Italien baut und das Wesen der sich wandelnden Zeit in seinen Bauten einzufangen und darin auszudrücken aus tiefstem Lebenszwang getrieben wird, — dieser Rahmen ist weit gespannt und Vieles läßt sich hineinstellen, was über das Persönliche und Einmalige fern hinausragt und umfassende Gültigkeit in sich trägt. Ich kenne J. v. Bodmershof nicht; ist der Roman — seine feine innere Bewegtheit läßt darauf schließen, — das Werk einer Frau? Hans Lienert

Ilse Langner. Die purpurne Stadt. Roman. Verlag S. Fischer, Berlin. — Die Dichterin, deren Name bisher mehr vom Drama her bekannt ist, kommt aus der Heimat eines Angelus Silesius, eines Jakob Böhme,

sie ist Schlesierin. Vielleicht ist es darauf zurückzuführen, daß ihr Buch über China diesem so schwer verständlichen Land und Volk, dem geheimnisvollen Sein dieser Menschen ein so ungewöhnliches und tiefes Verständnis entgegenbringt. Sie erlebt China nicht nachempfindend oder anempfindend, — sie läßt sich schmerzhaft überwältigen von dem Unsagbaren, Uferlosen, Bezaubernden, das auf sie eindringt. Sie bleibt in allem Erleben Europäerin und wirkt gerade dadurch auf die ihr in China begegnenden Europäer verwirrend, aufreizend, mitreißend, sie bringt daher für mehrere von ihnen das Rad des Schicksals in rasendes Rollen, — während sie selbst schließlich das Land der Mitte verläßt als Fremde, um ihre wahre Heimat zu suchen... Das Buch ist mit ein sehr wertvoller Schlüssel zum Verständnis dessen, was heute um die uralte purpurne Stadt (Peking) geschieht.

Hans Lienert

Kriegsdichter erzählen. Herausgeber August Friedrich Velmede. 1937, Albert Langen / Georg Müller München. — Generalfeldmarschall von Blomberg hat dieses Buch eingeleitet und hat es besonders der jungen wehrhaften Mannschaft ans Herz gelegt. Der Herausgeber hat eine sehr schöne und eindrucksvolle Auswahl aus dem erzählenden Weltkriegsschrifttum getroffen. Sie reicht von Paul Alverdes bis zu Wittstock und Zillich, von den älteren Binding und Grimm bis zu Kilian Kolls „Urlaub auf Ehrenwort" und vergißt nicht die Dichter des Gefangenenschicksals von Dwingers sibirischen bis zu Eckmanns englischen Erlebnis-Büchern. Eine solche Auswahl wird und will nicht die Werke ersetzen, denen ihre einzelnen Stücke entnommen sind, aber sie führt zu ihnen hin und behält darüber hinaus noch einen Eigenwert, weil sie in ihrem vielstimmigen Akkord eine Ahnung gibt von dem Reichtum der deutschen Kriegsdichtung und der Größe des Erlebnisses, das diese gestaltet.

Harald Krasser

Der europäische Roman

Thomas Olesen-Løkken: Niels Hald. Roman. Holle und Co. Verlag Berlin. Berechtigte Übertragung aus dem Dänischen von Emil Charlet. — Drei Bände in einem fast 700 Seiten starken Buch, so rollt das Leben des Niels Hald an uns vorüber. Aber von der ersten Stelle an sind wir gepackt und stehen mitten darin! Ein Bauernroman? Das sagt zu wenig! Der Bauer Niels Hald, von der dänischen Volkshochschule her kommend, ist von unbändigem, hinreißendem Lebens- und Tatendrang erfüllt, wird zum Unternehmer, Makler, Spieler großen Stils, dessen Weg oft hart am Abgrund vorbei, ja über schauerliche Abgründe hinweg führt. An diesem Menschen könnten seine Mitmenschen zerbrechen, und dies gilt vor allem für die Frau an seiner Seite. Aber sie wächst an ihm, ein klarer, warmherziger Lebenskamerad, der den Kampf um die Seele des Mannes nicht aufgibt und in der Stunde der Entscheidung, da sein und ihr Schicksal in ihre Hände gelegt wird, groß und einfach

das Richtige tut. Eine Fülle prachtvoller Gestalten aus dem dänischen Volksleben bringt uns dieses verwandte Volk nahe, sein Boden und seine Landschaft erstehen lebendig vor uns. Interessant sind die Auswirkungen des Weltkrieges und der schweren Nachkriegsjahre auf ein neutrales Land und Volk. Die einfache, ungekünstelte Sprache tut das Ihre dazu, daß wir das umfangreiche Buch mit gleichbleibender Spannung und Anteilnahme bis zu Ende lesen. Gerda Mieß

Johannes V. Jensen. Gudrun. Roman. S. Fischer Verlag, Berlin. — Der bekannte dänische Dichter erzählt mit der technischen Sicherheit einer jahrzehntelangen Erzählererfahrung vom Privatsekretärsleben eines jungen Mädchens aus dem Kopenhagener Kleinbürgertum, dessen klare und saubere Lebenstapferkeit nicht nur allen großstädtischen Bedrohungen ihres gefühlssicheren Mädchendaseins besteht, sondern auch noch dem geliebten Jugendfreund dazu verhilft, vom Müllkutscher zum Ingenieur aufzusteigen. Es ist dabei ein guter und fesselnder Unterhaltungsroman entstanden und fast noch mehr. Harald Krasser

Ella Byström: Fiorenza. Roman. Esche Verlag GmbH., Leipzig. Aus dem Schwedischen übertragen von Walther H. Cotos. — Das Florenz eines Cosimo de Medici und ein Franziskanerkloster in seiner Nähe geben den Rahmen der legendenhaften Erzählung, die zart und malerisch dahinfließt, selbst wenn sie von Leidenschaft und wildem Geschehen berichtet. Alles ist Seele und Verinnerlichung. Wunderbar die Gespräche des alten, fast schon geheiligten Mönches Sebastiano mit dem jungen Bruder Mortino, der nach der Welt und dem Leben verlangt, und mit Vater Galieno, der Welt und Leben fliehen und im Kloster Frieden finden möchte! Aber das Kloster gibt nur denen Frieden, von denen die Welt nichts mehr verlangt, und das Leben, das aufblühende Leben der Renaissance, ist stärker. Das Buch ist schön wie ein Kunstwerk jener Tage, von denen es erzählt. Gerda Mieß

Gabor von Vaßary. Zwei gegen Paris. Roman. Esche-Verlag GmbH, Leipzig. — Muß denn alles in unser geduldiges Deutsch übertragen werden? Womit sich dieses doch recht alberne, krampfhaft humoristische Buch von dem Ausreißen der beiden halbwüchsigen Budapester Modelaffen nach Paris die Übertragung verdient hat, bleibt unerfindlich. Übrigens ist auch diese unbefriedigend, man glaubt manchmal geradezu durch die deutsche Wortwahl und durch den Satzbau die magyarische Diktion hindurchzuhören. Harald Krasser

Deutsche Dichtungsgeschichte

Dr. Hellmuth Langenbucher. Volkhafte Dichtung der Zeit. Mit 50 Dichterbildnissen. 3. Auflage. Völlige Neufassung. 1937. Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin. — **Dr. Hellmuth Langenbucher. Deutsche Dichtung**

in Vergangenheit und Gegenwart. Eine Einführung mit ausgewählten Textproben. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. / Berlin. — **Walther Linden. Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart.** Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig. — **Johannes Beer. Deutsche Dichtung seit hundert Jahren.** Mit 24 Dichterbildnissen auf Tafeln. Frankh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Der große Wandel der Wertungsmaßstäbe auf dem Gebiet der Literaturbetrachtung und der Dichtungsgeschichte spiegelt sich immer deutlicher in weitausholenden literarhistorischen Versuchen. Eine Epoche der neuen Sicht, der Neuordnung unseres geistigen Volksbesitzes prägt sich auch im literarhistorischen Schaffen aus. Nach der Neubewertung des Gegenwartsschrifttums beginnt man den Entwicklungsweg unserer Dichtung vom neugewonnenen Standpunkt aus neu zu sehen, sucht die volkhaften Wurzeln des Schrifttums vergangener Jahrhunderte zu ergründen und die Verbindungen freizulegen, die zu unserer Gegenwart führen.

Hellmuth Langenbuchers Schrift, die im Wendejahr 1933 den Begriff der „volkhaften Dichtung" eingeführt und der gewandelten Nation geläufig gemacht hat, ist mit der dritten, völlig neu bearbeiteten Auflage zu einem mächtigen Band von 500 Seiten (Großformat!) angewachsen. Die Anlage des Buches hat sich gegenüber jener dichtungsgeschichtlich bedeutsamen ersten Auflage geändert: jene damals noch notwendigen polemischen Ausführungen gegen ein volksfremdes Literatentum sind angesichts der mit durch Langenbuchers Verdienst gründlich geänderten literarischen Verhältnisse überflüssig geworden. So konnte denn das ganze Buch darauf eingestellt werden, nach einleitenden Darlegungen über den Volkstumsbegriff und über den Auftrag des Dichters im Leben des Volkes durch ausführliche Betrachtung des gesamten volksverbundenen Schrifttums unserer Zeit „die neuen Darstellungs- und Wertungsgrundsätze sichtbar zu machen". Ein solches das Gestern vom Heute sonderndes Verfahren erfordert den Mut zu klarer Grenzziehung, den kühnen Entschluß auf entwickelungsgeschichtlich noch so bedeutsame Namen zu verzichten, soferne sie nicht in den Kreis volksverbundener Dichtung gehören. Langenbucher hat mit einer klaren Entschlossenheit diese Arbeit geleistet. So ist dieses mächtige Werk entstanden, das seiner Anlage gemäß mehr in die Breite als in die Tiefe geht und einen (auch in bezug auf das auslanddeutsche Dichterschaffen) bewundernswürdig reichhaltigen Aufriß der deutschen „volkhaften" Gegenwartsdichtung gibt (fast möchte man ihn vollständig nennen, wenn man nicht einige Namen wie Rudolf Alexander Schröder, Ernst Bertram, Paul Fechter, Josef Winckler, Werner Bergengruen, Hans Leifhelm vermissen würde. Der Lyriker Georg Maurer ist übrigens nicht Banater Schwabe, sondern Siebenbürger Sachse). Auch die Sprache des Buches ist dazu angetan, das Ihre zu seiner breitesten Wirkung beizutragen, und so ist nicht daran zu zweifeln, daß auch diese Auflage, wie die früheren, die verdiente Verbreitung — schon als ein unentbehrliches Nachschlagewerk — finden wird.

Nicht ganz so glücklich scheint uns Langenbuchers kürzere Einführung

in die deutsche Dichtung der Vergangenheit und Gegenwart mit den die literarhistorische Darstellung an Umfang übertreffenden Textproben gelungen zu sein. 430 Seiten sind für ein solches Unternehmen, gerade wenn es manche Zeitalter und Gestalten neu sehen will und muß, ein gar zu knapper Raum. Und ganz können Namen wie etwa Wieland, Georg Büchner, Platen doch nicht ausbleiben, wie das hier geschehen ist. Der enge Raum zwingt zu Zusammendrängungen des Stoffes, die der Einsicht in die geschichtlichen Zusammenhänge unseres Schrifttums oft recht nachträglich sind.

Walther Lindens Literaturgeschichte erreicht ihr Ziel „lebendige Deutung des Lebendigen" zu sein. Sie hat die volkhafte Ausrichtung, sie erfaßt die Dichtung wirklich als Widerspiegelung der geschichtlichen Entfaltung des deutschen Volkes und mit einer starken Fähigkeit die treibenden Kräfte des Volkstums und seiner Geschichte in den dichterischen Gestaltungen aufzuspüren und sichtbar zu machen. (Störend wirkt der stellenweise allzureichliche und bei manchen Erscheinungen der Vergangenheit u. E. nicht immer gerechtfertigte Gebrauch von der heutigen Geisteshaltung entsprechenden Schlagworten.) Wenn Linden es als das innerste Ziel seines Buches bezeichnet, das unzerreißbare Band nachzuweisen, das von der ältesten germanischen Lieddichtung bis zum bäuerlich-soldatischen Fühlen und dem sagahaften Stil der Gegenwart über alle Abwandlungen hinüberreicht, so muß ihm das Zeugnis ausgestellt werden, daß es ihm gelungen ist, diese innere Linie klar und überzeugend herauszuarbeiten. Will man einzelne Teile des Buches besonders hervorheben, so scheinen uns die Kapitel über die Deutsche Bewegung, die sehr glücklich den geistesgeschichtlichen Ablauf des klassisch-romantischen Zeitalters und seine Gestalten darstellen, und über den Realismus (9.—11. Kapitel) von besonderem Wert zu sein, gerade auch in ihrer Neubewertung mancher Erscheinungen aus heutiger Schau.

Johannes Beer, der Leiter der Frankfurter Volksbüchereien, legt eine Schilderung des letzten Jahrhunderts deutscher Dichtung vor, die sichtlich aus seiner Büchereipraxis erwachsen ist und für Büchereileiter von besonderem anregendem Wert sein wird. Er betont mit Recht, daß er nicht Literaturgeschichte, aber auch kein Nachschlagewerk geben will, sondern ein Buch, das möglichst unmittelbar an die Dichtung heranführen, das lehren will, Dichtung als Lebensmacht zu erleben. Er löst die geschichtlichen Zusammenhänge auf, um nach stofflichen Gesichtspunkten den Gegenstand seiner Darstellung zu ordnen. Es liegt auf der Hand, daß dabei Drama und Lyrik zu kurz kommen müssen. Für die Betrachtung der erzählenden Werke aber gewinnt er damit einen Gesichtspunkt, der sich als recht fruchtbar erweist und manches gerade durch die Zusammenstellung mit stofflich verwandtem in neuem Licht erkennen läßt. Man kann sich vorstellen, daß es gerade literarhistorisch unbelastete Leser an die Dichtung heranzuführen besonders geeignet ist, und damit würde es eine Aufgabe erfüllen, der manche anspruchsvollere Literaturgeschichte nicht gewachsen ist.

Harald Krasser

Deutsche Ostmark

Österreichdeutsche Schriften. Die verdienstvolle Reihe des Diederichs-Verlages, — wir haben ihre ersten Hefte in unserem Novemberheft ausführlich angezeigt — die, von Hermann Ullmann herausgegeben, die hervorragendsten Persönlichkeiten Österreichs über die wichtigsten Lebens- und Schicksalsfragen ihres Landes zu Worte kommen läßt, ist um drei Bändchen reicher geworden: Felix Kraus stellt unter dem Titel „Der Deutsche im Alpenraum" die große geschichtliche Aufgabe dar, die das Deutschtum seit dem Altertum bei der Besiedlung und Erschließung des Alpenraumes erfüllt hat, wobei sich sehr aufschlußreiche Erkenntnisse über das Wesen des alpenländischen Menschen, über die landschaftlichen Sonderungen im Landschaftsraum und über das geistige Gesicht des Alpendeutschen ergeben. Gerhard Neumann gibt ein anderes, ein trauriges Stück österreichischer Geschichte: „Saint Germain", das in diesen Wochen vor unseren Augen in der geschichtlichen Vergangenheit versunken ist. Die dramatischen Ereignisse um das Zustandekommen des Friedensvertrages, der Österreich dem Elend seiner Nachkriegszeit preisgab, werden erzählt, die aufgenötigten Friedensbedingungen erläutert. Karl Giannoni liefert in seinem Bändchen „Das Erbe in Denkmal und Landschaft" auf kleinem Raum eine ganze Kunstgeschichte der Ostmark, deren besonderer Vorzug es ist, die Verwurzelung der Kunstleistungen im Landschaftlichen klar herauszuarbeiten und neben den weltberühmten Leistungen besonders der Gotik und des Barock die überreiche Volkskunst nicht zu vergessen. Den Bemühungen um die Erhaltung dieses Erbes und seiner schönen vom deutschösterreichischen Menschen geformten landschaftlichen Umwelt durch Naturschutz, Denkmalpflege und Heimatschutz wird ein besonderes Kapitel gewidmet, dessen grundsätzliche Ausführungen für uns Siebenbürger Sachsen großen Anregungswert haben.

Alles in allem, die Bedeutung dieser Schriftenreihe ist durch den glorreich vollzogenen Anschluß Deutschösterreichs an das Reich nicht geringer, sondern nur größer geworden: sollte sie ursprünglich Beziehungen über die Grenze hinweg vertiefen, so fällt ihr nun ein Anteil an der großen Aufgabe zu, bei der völligen seelischen Einfügung der österreichischen Volksbrüder ins Dritte Reich mitzuwirken. Harald Krasser

Richard Suchenwirth. Das tausendjährige Österreich. Mit 16 Bildtafeln und 2 Karten. Verlag F. Bruckmann A. G., München. — Suchenwirth, dem wir schon mehrere geschichtliche, vom gesamtdeutschen Standpunkt geschriebene Werke — darunter seine weitverbreitete „Deutsche Geschichte" — verdanken, gibt uns mit diesem Buch eine außerordentlich erwünschte Darstellung der Entwicklung Österreichs und seiner deutschen Bedeutung. Gerade weil in den strahlenden weltgeschichtlichen Märztagen, die uns mitrissen, Österreich wieder heimkehrte ins Reich und damit seine Not ein Ende gefunden hat, wird es vielen ein Bedürfnis sein, sich über den Entwicklungsweg dieses Landes zu unterrichten, das

lange Zeit hindurch mit seiner großen gestaltenden Kraft das ganze deutsche Geschick, aber auch die Geschicke Siebenbürgens bestimmt hat. Daß Suchenwirth mit jeder Zeile auch dieses Werkes die Gesamtheit des deutschen Volkes vor Augen hat, ist das Fruchtbare seiner Geschichtsschau, in die sich der Anschluß Österreichs ans Reich als notwendige, inzwischen herrlich geschehene Vollendung deutschen Sehnens einfügt.

Heinrich Zillich

Ostmarkschriften. Der Eugen Diederichs-Verlag in Jena, dessen Österreichdeutsche Schriften hier schon eingehend gewürdigt wurden, brachte in den letzten Wochen vier neue Schriften heraus, kleine Broschüren, die jeden Deutschen berühren, der spürt, daß der europäische Osten seit jeher deutsche Geschichtswege mit bestimmte. Die erste: Gottfried Kunze, Glaube und Politik, Zur Idee des Deutschen Ordens, ist deshalb so wichtig, weil hier mit außerordentlicher Klarheit dem Wesen des Deutschen Ritterordens als einer Verdichtung höchster deutscher Jenseitserfülltheit und schärfster diesseitiger Gestaltungskraft nachgeforscht wird. Das Büchlein zeigt uns, daß sich im Deutschen Orden die Synthese von irdischer Herrschaft und überzeitlicher Gebundenheit vollkommen erfüllte und ihn zu seinen weltgeschichtlichen Leistungen befähigte. Es wird uns Siebenbürger Sachsen besonders nahegehen, daß der Orden bei seiner Burzenländer Kolonisation noch nicht den tragenden Grund gefunden hatte, der ihm später Sieg auf Sieg bescherte. Man wird, wo immer man über den Deutschen Orden nachdenkt, an diesem außerordentlichen Werk nicht vorübergehen können. Die zweite Schrift heißt: Wilhelm Deutsch, Der Weg zum großdeutschen Reich. In großen Zügen wird die Leistung des deutschen Volkes im Osten dargestellt, dabei wird Österreich, der Hansa, dem deutschen Ritterorden, aber auch den späteren Bemühungen in der Zeit vor, in und nach den Befreiungskriegen Raum gegönnt. Aus all dem verdeutlicht sich die Entwicklung bis zu der Erfüllung, die in den großen Märztagen dieses Jahres die europäische Landkarte klärte. Die dritte Schrift von Joseph Kallbrunner, Deutsche Erschließung des Südostens, behandelt die deutsche Kolonisation und Kulturleistung im südöstlichen Europa seit der Vertreibung der Türken, also vorwiegend die deutsche Ansiedlung in Ungarn, im Banat, die letzten Kolonisationswellen in Siebenbürgen, im Buchenland und überdies die Entwicklung nach 1848, ein Büchlein, das sehr vielen die Augen öffnen kann über eine Zeit großer deutscher Bewährung. Und schließlich bietet im vierten Bändchen „Bergbauern" der steirische Dichter Hans Kloepfer eine ganze Volkskunde des urwüchsigen Steiermärker und Kärntner Bauerntums.

Heinrich Zillich

Buchreihen

Dichtung und Deutung. Eine Schriftenreihe. Herausgegeben von Johannes Linke. L. Staackmann Verlag, Leipzig. — Neben die bekannten Reihenbändchen des Diederichs-, des Langen/Müller-, des Paul List-

Verlages u. a. tritt diese neue Reihe bei Staackmann, und der Name des Herausgebers ist wohl eine Bürgschaft dafür, daß in ihr die Autoren dieses Verlages in ebenso guter Auslese zu Worte kommen, wie sie uns in den übrigen Buchreihen geboten wird. Die bisherigen Bändchen lassen gleich fünf deutsche Stammes- und Landschaftsräume bezeichnend zu Worte kommen — übrigens nicht nur in Erzählung sondern auch in eingestreuten Gedichten: in Hans Watzliks „Aus Dorn und Dickicht" den Böhmerwald, in Johannes Linkes „Der Wald und seine Kinder" die bayrische Ostmark, in der Rosegger-Auswahl „Der Säemann" die österreichischen Alpenländer, in Alfred Huggenbergers „Ackerfrühling" die deutsche Schweiz und schließlich im „Allemannischen Geschichtenbuch" Heinrich E. Kromers den deutschen Südwesten. Dankenswert am Beginn jedes Bandes die autobiographische Skizze, am Ende die kurze Würdigung des Dichters durch den Herausgeber und die bibliographische Übersicht. Harald Krasser

Die Deutsche Reihe des Diederichs-Verlages ist wieder um zehn vollwertige Bändchen reicher geworden. Da ist, der Sammlung „Thule" des gleichen Verlages entnommen, die isländische Saga von Gisli, dem Geächteten, ein schicksalschwerer, kriegerischer Bauernroman, übertragen und eingeleitet von Friedrich Ranke — eine würdige Vermehrung des Bestandes germanischer Lebenszeugnisse, die die Deutsche Reihe enthält. Lulu von Strauß und Torney besorgt eine ausgezeichnete Auswahl aus des Angelus Silesius „Cherubinischem Wandersmann" unter dem Titel „Blüh auf gefrorner Christ". Herbert Cysarz unternimmt den überaus fesselnden Versuch in einer aus den Gedichten, Briefen und Abhandlungen zusammengestellten Auswahl „Der Kampf um die Kunst", das Wesensbild Schillers und seiner Dichtung zu geben. Richard Benz, der legitime Deuter der Romantik, hebt aus Wackenroders Schriften „Die Botschaft der Kunst" heraus. Gerhard Neumanns Jahn-Auswahl „Von deutschem Volkstum" zeigt den „Turnvater" in seiner größeren Bedeutung als Erwecker deutschen Volksbewußtseins. In der aus Briefen und wenig bekannten Prosastücken zusammengefügten Adalbert Stifter-Auswahl „Vom reifen Leben" gibt Joachim Müller ein schönes Gegenstück zu den in derselben Reihe erschienenen Lebensbekenntnissen Kleists. Auch die Dichtung der Gegenwart kommt in starken Proben zu Worte. Lulu von Strauß und Torney legt ihr Erzählung „Das Kind am Fenster", die Geschichte von einer gesühnten Schuld und von der Erlösung eines verhärteten Herzens, neu auf. Helene Voigt-Diederichs erzählt mütterlich-liebevoll Geschichten aus dem „Kinderland". Der Raabepreisträger Anton Dörfler sammelt unter dem Titel „Sieben Spiegel der Liebe" sieben Erzählungen, die wirklich im Raabeschen Sinn deutsch anmuten. Und schließlich vereinigt Ludwig Friedrich Barthel, einer der stärksten jüngeren Lyriker, in einem Bändchen „Dom aller Deut-

schen" eine Reihe von Gesängen in Hexametern, die das ewige und das neue deutsche Reich besingen. Alles in allem ein erfreulich reichhaltiger Zuwachs der Reihe, würdig der Tradition Eugen Diederichs.

Harald Krasser

Die neuen Bändchen der „Kleinen Bücherei" des Langen/Müller-Verlags sind vorwiegend besinnlicher Art. Als erstes wollen wir die Sammlung von Aufsätzen Josef Hofmillers, des großen deutschen Essayisten, rühmen. „Von Dichtern, Malern und Wirtshäusern" handeln sie, und die letzte von politischen Notwendigkeiten, die der große Mann schon 1917 mit sehenhafter Klarheit sah. Ob Hofmiller von Wilhelm Busch oder von Hans Thoma oder von Gaststätten in deutscher Landschaft spricht — immer wird es eine Kostbarkeit, in der höchste geistige Kultur, wundervolle Reife des Vortrages und eine bezwingende lebensnahe und niemals aufdringliche Deutschheit der Gesinnung und der seelischen Haltung zusammenklingt. Der als Dramatiker bekannt gewordene Ernst Bacmeister erzählt von „Erlebnissen der Stille", unscheinbaren Begebenheiten des täglichen Lebens, in denen doch Wunder und Schönheit der Schöpfung und eine versonnene Weltfrömmigkeit ihren Ausdruck finden. Carl Oskar Jatho, dem wir schon zwei schöne Wander- und Landschaftsbücher verdanken, berichtet auch im Bändchen „Melodische Ufer" von sommerlichen Flußfahrten, diesmal auf Fulda, Werra und Weser in einer schwingenden, sehr musikalischen Prosa voll sinnlichen Reizes. Mit der behaglichen Treuherzigkeit, die zum Wesen der Idylle gehört, formt Leopold Weber im klassischen Wersmaß die Liebesgeschichte von den „Nachbarskindern", die nach mancherlei Umwegen zueinander finden. Zu seinen Verdiensten um die Verdeutschung des finnischen Schrifttums fügt der Verlag ein neues mit der Herausgabe von Gedichten des größten lebenden Lyrikers des befreundeten Volkes Veikko Antero Koskenniemi. Außer der Verserzählung aus dem finnischen Freiheitskampf „Der junge Anssi", nach der das Bändchen benannt ist, enthält dieses eine Reihe lyrischer Gedichte, deren Schwermut und Heimatverbundenheit tief im Land der tausend Seen wurzelt, daneben auch eine wundervolle Hymne an Deutschland aus dem Jahr 1920, die Koskenniemi nicht vergessen werden soll. Harald Krasser

Gottessegen der Kräuter

Hilde Sieg: Gottessegen der Kräuter einst und immerdar. Rowohlt Verlag, Berlin. 324 Seiten. Kart. RM 4,80, Lbd. RM 5,50.

Wir sehen wie heute in Deutschland die Naturferne durch den Drang zu einem naturnahen Menschentum überwunden wird. Man besinnt sich wieder mehr auf die lebendigen Beziehungen, die zwischen Mensch und Pflanze bestehen. Alte und neue Kräuterbücher werden wieder gelesen, und das lange Zeit nicht beachtete „Kräutergärtchen" erhält wieder seinen gebührenden Platz im Garten.

Hilde Sieg versteht es nun in ganz besonderer Anschaulichkeit, unsere Beziehungen zu den Pflanzen zu neuem Leben zu erwecken und wahre

Naturkräfte aufzuzeigen, denn „Liebe zu den Planzen und Kenntnis ihrer je besonderen Eigenschaften, einst jahrtausendelang Allgemeingut vieler Völker, sind eine Zeit lang verschüttet gewesen". In knappen Zügen bringt das Buch — durch zahlreiche Bilder veranschaulicht — zunächst die Geschichte der Kräuterkunde von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart. So wird auch heute noch an dem weiteren Ausbau der Naturheilkunde im Rahmen der Gesamtmedizin fortwährend gearbeitet. Planzennahrung- und -heilkraft, Licht, Luft, Sonne und Wasser sind die Hauptforderungen der Naturheilkunde. Die Beschreibungen und Darstellungen der einzelnen Pflanzen in ihren Heilwirkungen nehmen den Hauptteil des Buches ein, wobei sowohl Vergangenheit als auch Gegenwart zu ihrem vollen Recht kommen; denn neben der Beschreibung der Heilwirkung „wie man sie früher erspürte" und neben der Volksheilkunde wird auch dem Stande der heutigen medizinischen Wissenschaft Rechnung getragen. Ergänzt werden diese Darstellungen durch sehr geschmackvoll ausgeführte farbige Zeichnungen von Marcus Behmer, dem auch der Buchumschlag zu verdanken ist, und durch zahlreiche Zeichnungen, die zum größten Teil den berühmten deutschen Kräuterbüchern des 16. Jahrhunderts, Brunfels, Bock, Fuchs und dem Kräuterbuche des Italieners Matthiolus entnommen sind.

Dem, der dieses Werk liest, wird sicherlich viel Verständnis und Liebe für die Pflanzen erstehen. Hartmut W. Palmhert

Mitteilungen der Schriftleitung

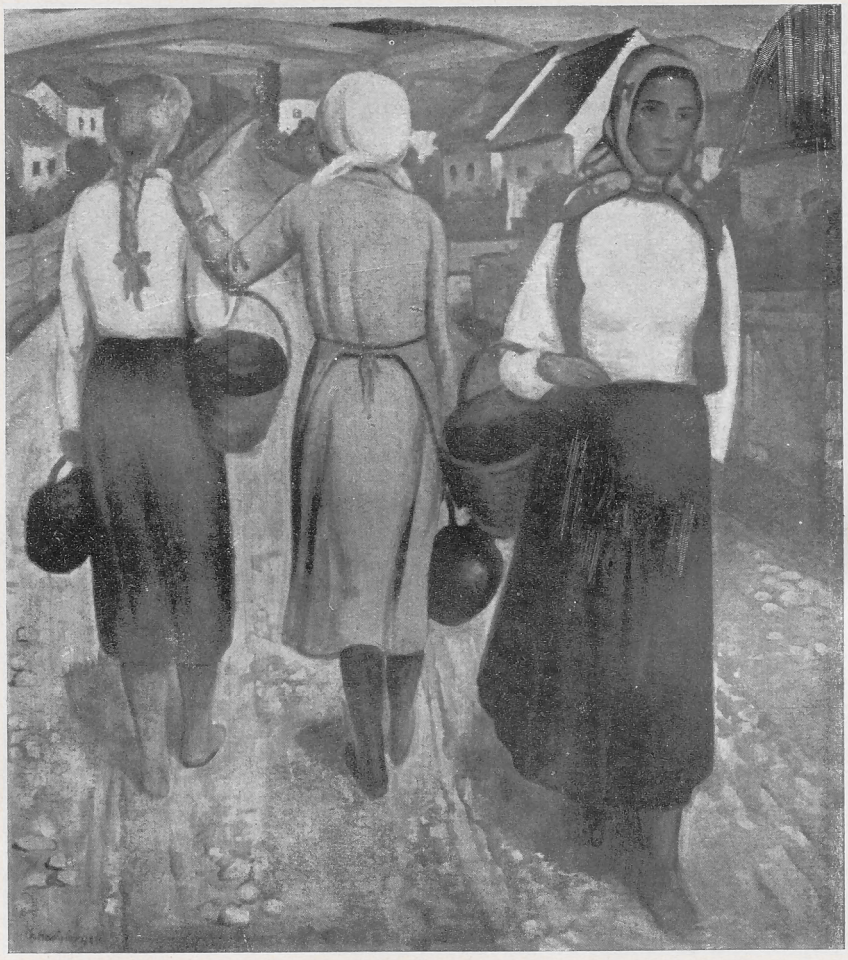
Zum Inhalt. Das gegenwärtige Doppelheft läßt im Aufsatz über die zeitgenössische deutsche Balladendichtung einen namhaften Literarhistoriker zu Worte kommen. Dr. Wolfgang Kayser ist vor allem durch ein großangelegtes Werk „Die Geschichte der deutschen Ballade" (Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin) bekannt geworden, dessen ausführliche Würdigung wir uns für eines der nächsten Hefte unserer Zeitschrift vorbehalten.

Zwei Beiträge dieses Heftes entstammen der jungen Generation: Hans Hartl, der Verfasser der Erzählung „Vorfrühling", hat sich bisher journalistisch betätigt. Besonders seine Berichte über eine sowjetrussische Reise sind aufgefallen. Walter Biemel, dessen jugendlich begeistertes Bekenntnis zu Nietzsche wir diesmal bringen, ist den Lesern der Zeitschrift schon aus einem kritischen Aufsatz über Eminescu bekannt.

Auch die junge Schäßburgerin Gertrud Roth, deren plastische Versuche unsere Bildbeilagen wiedergeben, ist einer weiteren Öffentlichkeit erst wenig bekannt. Nach ihrer Münchener Ausbildungszeit hat sie sich zunächst mit in ihrer Phantastik in die Richtung Kubins weisenden Zeichnungen befaßt, in letzter Zeit versucht sie sich in kleinplastischen Arbeiten.

Die Verspätung dieses für die Osterwoche bestimmten Heftes ergab sich aus der zweimal notwendig gewordenen Abänderung des schon druckreif gesetzten umbrochenen Inhaltes.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Cisnädie-Heltau 92 bei Sibiu-Hermannstadt
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Krafft & Drotleff A. G.



Ernst Honigberger, Frauen

(Bildwiedergabe: O. Netoliczka)

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
15. JAHR MAI HEFT 5

An den Alt

Von Octavian Goga †

Was uns in Leid und Lust auf ewig
geschwisterlich zusammenführte,
sagt uns kein Buch, das, zeitgebunden,
beseeltes Gnadenband nicht spürte.
Doch sei Vergangenheit gesegnet,
die unsern Bund so fest besiegelt!
Dir, Vater Alt, mit heißer Lippe
küß' ich die Flut, drin Zeit sich spiegelt.

In deinem feuchten Schoße halten
all unsre Lieder frommen Schlummer;
aus deinen Wirbeln tönt verhalten
so viel zerschellter Träume Kummer.
Du säumst mit unsrer Tränen Schimmer
das Regenbogenspiel der Wellen;
der Heimat Sand führst du von dannen,
der Mutter Donau Bett zu schwellen.

Sich dir ans Herz zu legen, nahen
die Mädchen scheu im Abendgrauen;
den Schurz emporgerafft im Gürtel,
erscheinen morgens dann die Frauen.
Da blasen, weiß bemäntelt, Hirten
von Sehnsucht und Verlassenheiten,
und alle Lieder, alle Tränen
entführen Wogen in die Weiten.

Du liebst zu wandern. Dennoch fällt dir
der Abschied schwer, Gedanken drängen;
dein Sehnen bleibt am Heimatboden,
den du umspülst, noch lange hängen.

Du eilst und weilst, dich spornt und hemmt es,
die Wellen jagen und verzagen
bei eines Volkes Leid, dem ewig
Geschick und Glück sein Recht versagen.

— In Zeiten, die beseelter fühlten,
ließ die Empörung dich nicht rasten,
als feile Fürsten sich verschworen,
der Väter Glauben anzutasten;
du, unsrer Tränen, unsres Grimmes
Blutsbruder, eidgebundner Hasser,
erhobst lautbrüllend zu den Sternen
den Aufruhr der erzürnten Wasser.

Und strömten dann, auf dein, des Vaters,
Geheiß, Dornröschens wackre Söhne,
die Streitaxt unterm Arm, aus Wäldern
zu Tal in frischer Jugendschöne,
da zitterte in banger Starre
der Feinde Helmschmuck; stolzer Pferde
Getänzel stutzte, goldner Halfter
Gefranse hing erschlafft zur Erde.

In Staub zerbrach der Waffen Drohung,
der Wald erklang von Jauchzen wider;
du aber, als sein Bruder, rissest
siegreich, was Damm und Wehr war, nieder
und stürmtest, zornig schwellend, weiter
durch Schluchten, Täler, in die Tiefen,
den mächt'gen Nacken deiner Wellen
aufbäumend, und die Feinde liefen! —

Glorreicher Zeiten Trümmer haben
wir längst im Sagenland begraben.
Heut scheinst auch du gelähmt, seit Kaiser
in Ketten dich geschlagen haben.
Als treue Spielgesellen knirschen
wir mit den knechtgewordnen Wellen. — —
Einst aber soll aus dir, wenn alles
verloren ist, uns Rache quellen!

Dann gieße heidnische Gewässer
auf unsrer Fluren goldne Saaten,
daß nie auf fremdgewordner Scholle
noch Frucht noch Ähre mehr geraten!
Die Asche unsrer Leiber reiße
aus Gräbern, drin sie ruhlos lagen!
Laß alle deine Fluten schwellen,
uns in ein andres Land zu tragen!

(Übertragen von Konrad Richter)

Der Bronnen

Ein Gedicht

Von Heinrich Erk

Personen:

Ein Mann
Seine Frau
Ein Jüngling, beider Sohn
Ein Pfarrer
Ein Mädchen

Abend. Vor dem Hause des Mannes. Im Hintergrund, halb verdunkelt, ein Brunnen.
Frau (sitzt auf der Bank, den Kopf in die Hände gestützt).
Mann (tritt zu ihr heraus).

Mann: Du bist noch immer hier? Komm, es wird spät.
Das Haus harrt deiner Hände. Alles wartet,
Daß nach der eilend-harten Hast des Tages
Ein gütig-linder Abend, von dem Lächeln
Des weichen Mundes zart hereingezaubert,
Uns alle stille, wie die weißen Blätter
Von einem alt-geheimnisvollen Buche,
Das niemals aufgeschlagen, uns mit längst
Bekanntem Schauder in die Seele fällt.

Frau: Vergönne mir noch diese warme Stunde
Für tröstendes und mildes Selbstbesinnen.
Sie ist so wohl im jagenden Verrinnen
Der schaffenswehen Stunden solcher Tage,
Wenn mit harmonisch kinderweichem Schlage
Sie Sehnen schafft im aufgewühlten Grunde
Des müden Blutes. Wenn mit hartem Heischen
Der Tag dir tausend neue Leben sandte,

Wenn du in ewig wechselndem Gewande
Dein Ich verlorst, nur um dich selbst zu täuschen,
So führt der Abend dich zu dir zurück,
Bringt dir dein wahres, unbekanntes Wesen,
Schenkt, wie aus Blumenkelchen auserlesen,
Dir wahres, selber unbekanntes Glück.

Mann: So sagst du immer. Wenn ich einmal frage,
Woraus geheimes Glück dir nun bestände,
So faltest du im Lächeln deine Hände
Und sagst: „Im Warten..., Warten auf die Tage,
Die mir von allem Leid Erlösung bringen,
Die so wie alte, halbverklungne Sage
Ganz zart im jungen Herzen wiederklingen,
Wo aller Stunden dröhnendes Enteilen
In sich verharrt in wohligem Verweilen."
Ich bin nicht so wie du. Ich kann nicht warten
Und in der Hoffnung auf ein künftig Glück
Vergessen, was die Gegenwart uns bringt.
Du müde Träumerin! Was soll das Warten?
Es lenkt den Blick von den Geschäften ab
In blaue Fernen, die die Kinder lieben,
Macht uns wie Kinder, hindert uns am Schaffen,
Läßt unser Vieh verhungern, unsre Felder
Brach und vermorscht und unbebaut verwildern.
Das Schaffen ruft. Ich seh mein Glück in ihm,
Und nicht im Warten.

Frau: Ach, du bist ein Tor!
Und wenn dein Feld gelingt, wenn deine Herden
Dir wachsen, deine Kinder Männer werden,
Wer schiebt dem Unglück dann den Riegel vor?
Das Glück verläßt dich. Eine schwere Stunde
Zerstreuet dir, was hastend du gelesen.
Ein Augenblick schon richtet dich zugrunde,
Und alles ist, wie anfangs es gewesen.

Pfarrer: (kommt während den letzten Worten der Frau)
Das alte Lied noch immer? Laßt das Zanken.
Es schändet euch vor Gott und vor den Nachbarn
Und paßt nicht für ein christengläubig Haus.

Zwei Welten kommen leicht nicht zueinander
In eines Alltags schmähendem Gezänk.
Mann, laßt die Frau. Sie hat sich durchgerungen
Und sucht ihr ganzes Glück nur in sich selbst,
Wie euer Sohn, der weltenferne Träumer.
Habt ihr von ihm noch immer keine Nachricht?
Gefällt ihm nicht der Weg zur engen Welt?

Mann: Ich warte nicht mehr. Kaum daß noch ein Zeichen
Von ihm mir spricht. Er ist wie ausgelöscht,
Wie wenn ich morgens eines seltnen Traumes,
Der in der Nacht mein ganzes Blut durchbrauste
Und mich herausriß aus der engen Welt,
Mich gern entsinnen möchte und nicht kann.
Er war schon früher so ... wie soll ich sagen?
Als ahnte er von wundersamen Dingen,
Dieweil er das Alltäglichste mir tat.
Doch meine Knechte warten. Ich muß fort.
Lebt wohl, Herr Pfarrer. Frau, kommt bald mir nach.

(Steht auf, geht schwerfällig sich räkelnd ins Haus)

Pfarrer: So ist er nun. Laßt, Frau, es euch nicht kränken,
Wenn er euch nicht versteht. Er ist nun einmal
So wie ein Feuer, das in sich verkohlt,
Wenn es nicht um sich greifen kann und jedes
Der nächsten Dinge in sich einverleibt.
Doch, seht ihr nicht, wer kommt dort an der Straße
Ganz langsam, wie im Traume ... ist das nicht ...?

Frau: (ist aufgesprungen, erregt)
Er ist's, mein Sohn! Er kommt zu mir zurück!
Ich hab ihn wieder ... all das fremde Leben,
Es hat ihn ausgespien, zurückgegeben.
Er kommt zu mir, sehnsüchtig sucht sein Blick
Im rauhen Strome das verwandte Fühlen.
Er sucht nun wieder an der Mutter Brust
Sein wahres Sein, und diesesmal bewußt,
Um allen Daseins Leid bei ihr zu stillen.

Pfarrer: Ja, nun erkenn ich ihn. Ganz anders sieht
Er aus. Im seltsam fahligen Gesicht

Die Augen ruhig und bewußt, und doch
Von eines Sternes dunkelklarem Leuchten.

Jüngling: (tritt auf. Er geht langsam und reicht der Frau mit müder Bewegung die Hand, setzt sich zu ihr).

Pfarrer: Sei mir gegrüßt. Man hat dich nicht erwartet.
Du bist so müd. Geh, Frau, gib ihm zu trinken.

Frau: (steht auf, holt einen Krug aus dem Fenster, macht einige Schritte auf den Brunnen zu. Plötzlich bleibt sie stehen, fährt sich mit sinnender Bewegung über die Stirn und geht rasch ins Haus).

Pfarrer: (schüttelt lächelnd den Kopf).
So glaubt auch sie? In unsern alten Tagen
Geschehen keine Wunder.

Jüngling: Ich verstehe
Euch nicht.

Pfarrer: Seit Altem raunen in der Nähe
Von diesem Brunnen wundersame Sagen.

Jüngling: Ich weiß es noch. In meiner Jugend Jahren
Suchten wir oft im kinderfrohen Streben
Und wachen Sehnen nach dem Wunderbaren
Die schweren Eimer sacht hinauf zu heben.
Wir hängten uns wie Trauben an den Strang
Und zogen schwer mit angespannten Sehnen,
Daß uns das Blut aus wehen Poren drang
Und sich Erwartung wandelte in Stöhnen
Aus weher Brust. Und wenn es uns gelang,
Die Eimer um ein kleines hochzuheben,
So standen wir, wie von dem seltnen Weben
Ganz ferner Welten angehaucht, und bang
Verhielten wir und lösten uns vom Seile,
Und traten achtsam von des Bronnens Rand,
Und gingen leise, ohne große Eile,
Als schauten lang wir in ein Märchenland.

Pfarrer: Ein seltner Bronnen... wie aus Geisterreich.
Mild und verlockend leuchtet er im Dunkeln;
Er zieht uns schauernd an und schreckt zugleich
Wie schmaler Irrlichtschein in lauem Funkeln.
Mir ist es oft, als müßt ich niederknien,

Wenn abends ich in seiner Nähe schreite.
Die Wasser raunen dunkle Melodien,
Die Ketten tönen wundersam Geläute.
Des Abends fällt in nie geahnter Schwere
Der Knechte und der Mägde gelles Lachen,
Und ihnen ist, als gleite sanft ein Nachen
Mit dunklen Tönen in ganz ferne Meere.
Wirft einen Stein man in den weiten Schacht,
So hört man spät und sanft ihn widerhallen,
Als sei in ferne Gründe er gefallen,
Als schollen Töne aus der blauen Nacht.
Dann geht verwirrt davon man und erschreckt,
Als sei man selber in den Schlund gesunken.
Kein Mensch kann sagen wie das Wasser schmeckt,
Es hat noch niemand je von ihm getrunken.
Seltsame Mären flüstert man bei Nacht
Einander zu in traumesmatter Stunde,
In scheuer Angst, die Hände vor dem Munde,
Damit kein andrer höre. Nun, man sagt,
Er sei verzaubert. Wie von weiten Fahrten
Hat einst ein Gott an seinem Rand geruht
Und schöpfte aus der dunkelklaren Flut
In den gewölbten Bau der allzuzarten
Und fraulich weichen Hände, hob sie sacht
Zu dem madonnenhaften Angesicht
Und trank. In seine Augen kam ein Licht,
Als habe ferner Welten er gedacht.
Und seit dem einen Trank der Gottheit weben
In jenem Wasser köstliche Gewalten
Der fernen Gottheit. Und man sagt verhalten,
Trinkt man von ihm, so weiß man um das Leben.

Jüngling: Das Leben? Ach, ihr meint den Sinn des Lebens?

Pfarrer: Den Sinn? Seit wann hat Leben einen Sinn?
Ganz sinnlos wars seit jedem Anbeginn,
Und wahres Wissen suchst du dort vergebens.
Nein, nicht den Sinn, das wahre, starke Leben,
Das Kämpfen um den nächsten Augenblick,
Das Kämpfen nach gewogenem Geschick,

Das knechtisch harte an dem Nächsten Kleben,
In dem man seinen Unsinn leicht vergißt
Und lernt, das wahre Ich ganz aufzugeben.
In diesem trunknen Schaffensrausch vermißt
Man sich, es gleich zu tun der Gottheit, füllt
Den Tag mit Hasten, Freuden und Zerstreuung,
Man sucht in jeder Stunde nach Erneuung,
Läßt keinen Drang, kein Sehnen ungestillt,
Durchmisset tausend Leben statt dem einen,
Kommt von der einen Lebensart zur andern,
Zerteilt sich selbst in ruheloſem Wandern
Und kommt erst mit dem Tode zum Vereinen.

Jüngling: (ist erregt aufgestanden, geht einige Schritte auf den Brunnen zu, bleibt stehn)
In diesem Brunnen, sagst du, sei das alles,
Was ich vollkommen überwunden wähnte,
Was ich noch nie zu hoffen mir ersehnte?
Soll ich im Taumel eines großen Falles
Dies neue, reiche Leben mir erzwingen?
Gewaltig lockt des Brunnens blaue Flut,
Gewaltig lockt mein brodelnd heißes Blut
Und treibt mich an mit dröhnend dumpfem Singen.
Doch seht Ihr, wie das Wasser höher steigt,
Wie es mit mächtgem Schwall das Becken füllt,
Und immer höher braust und überquillt?
Jetzt fließt es leuchtend jäh am Boden, neigt
Zu mir sich her und überströmt mich licht
Mit heißem Sang... Weh, ich ertrag es nicht!
(Wendet sich zur Flucht. Leise tritt die Frau zur Türe heraus, ein Glas Wein in den Händen)

Frau: Mein Sohn, du träumst. Nimm diese Schale Wein.

Jüngling: Oh, gib sie mir. Sie schafft mir Linderung.
(Nimmt das Glas in die Hände)
Sei mir gegrüßt mit deinem trauten Schein,
Du tröstend warmer Sohn der Dämmerung.
Ach, wie ganz anders wirkst du auf mich ein,
Bringst dunkelklar das matte Aug zum Leuchten.
Bald wirst du letzend mir die Zunge feuchten.

Du läßt der Welt geheimnisvolles Walten
In niegewohnter Klarheit uns ersehn;
Du bringst der Vorzeit heilige Gestalten
Zu einem traumhaft schönen Auferstehn,
Das leise Wallen deiner lauen Fluten
Ist wie der Gottheit freundlicher Vasall.
Es weckt der Seele halbverhüllte Gluten,
Es weckt der Seele sanften Widerhall.
Wir werden wie in unsrer Kindheit Tagen,
Mit großen Augen lernen wir das Staunen,
Verstehn der Geisterwelten sanftes Raunen
Und finden uns voll Märchen und voll Sagen.
Wir hören wie des Traumes Melodie
Der Sphären weich verhallendes Getöne
Und fühlen wieder in erneuter Schöne
Der Kindheit liebsten Sohn: Melancholie.
Vergessne Wünsche treten neu hervor,
Vergessnes Leben und vergessne Zeit;
Wir treten durch ein strahlend-goldnes Tor
In deine Gründe, o Unendlichkeit.
Scheu tritt das arme Leben dann zurück,
Birgt sich im Schoße der Vergessenheit;
Dann öffnet Gott uns seine Arme weit
Und schenkt uns unser nie ersehntes Glück.

Pfarrer: Du sprichst in Träumen und in dunklen Zeichen.
Verzeih uns, daß wir arme Menschen sind.
Du redest von der Gottheit wie ein Kind,
So hältst du unsern Gott für deinesgleichen?

Jüngling: Die Gottheit? Oh, ihr Toren, Toren, Toren!
Ihr werdet nie von eurem Wähnen lassen.
Zwar viele sehn, doch wenige erfassen,
Viel sind erwählt, doch wenige erkoren.
Ihr sperrt euch Gott in enge Häuser ein
Und dumpfe Stuben, die voll Moder sind,
In schmale Schränke, die vom Alter blind,
In einen muffigen Reliquienschrein,
Und merkt es nicht, wie leer die Herzen werden,
Wie leer der Glaube und wie leer der Sinn.

Das Bildnis eures Gottes schmolz dahin
Zu einem Wust von Zeichen und Geberden.
Noch nie war Gott in euren düstern Zimmern,
Noch nie in Werken, die von Menschen stammen,
Noch nie in eines Altars Opferflammen
Und nie in Tränen, die am Kelche schimmern.
Er wirkt noch mit gewaltiger Geberde,
Und schafft sich selbst, indem er Werke schafft;
Er spricht noch heute mit derselben Kraft
Sein donnergleiches Wort: Ich will, es werde!
Es wird auch heute noch die Welt vollkommen
Mit jedem Wesen, dem er Seele gibt.
Von diesem grauen Steine, den er liebt,
Ist seine Unvollkommenheit genommen.
Und keiner hat den Weg zu ihm gefunden,
Der nicht von seinem Odem ward umrauscht,
Der ihn nicht bang und seelenzag belauscht
In seinen großen, wehen Schöpferstunden.
Denn auch das Schaffen eines Gotts ist weh
Und voller Schmerz und heißen Sehnens voll,
Und ist kein Tag, an dem nicht leis erscholl
Wie banger Sang aus einem weiten See
Mit leuchtendem und blühendweißem Gischt
Das Klagen um der Seele wehes Sterben,
Die sich vermenscht, versteint, verpflanzt, vertiert,
Die sich in jedem Ding erneut verliert,
Die jedes Ding erleuchtet und erlischt.
Doch manche gibt es, deren starke Seelen
Den Gott erwarten, ihn erhoffen, suchen,
Die bitten, ihn erflehen und ihm fluchen,
Die ihn verwerfen und aufs neu erwählen,
Die wie nach Wein, den man von oben gießt,
Die Hände breiten, die voll Schwielen sind,
Hin zur Unendlichkeit, die taub und blind
Und tonlos lächelt und sich stumm verschließt.
Dann senken sie die Hände in den Schoß
Und ihre Augen deckt ein trüber Schleier.
Doch plötzlich wandelt Gott den Tag zur Feier

Und wird in ihnen wach und um sie groß.
Sie finden ihn im Auge eines Kindes,
Das andachtvoll die ersten Lettern schreibt,
Im welken Blatt, das weich zu Boden treibt,
Gelöst vom sanften Atem eines Windes,
In eines Sommers letzten reifen Früchten,
Die sanft gewiegt auf die Erfüllung warten,
In eines Frühlings erstem Blumengarten
Mit zartem Ruch und tausenden Gesichten;
In jeder Stunde, wo ein Liebespaar
Sich alles gibt, indem es sich verschenkt,
In jedem Aehrenfeld, das goldgetränkt
So wogend wallt wie weiches Frauenhaar;
In eines Veilchens sonnenzagem Blühn,
In jeder Rose dunkelvoller Pracht,
In jeder wonnewarmen Julinacht,
Wenn silberfarben Meteore ziehn,
In jedem flimmertollen Sonnenstrahl,
In jedem Winterland, das schneegedehnt
Und atemleis die Nacht herunterspäht,
In jedem schattenschweren Wassertal,
In jeder Welle auf bewegtem Meer,
In jedem flüchtiglauten Vogelruf,
In jedem Ding, das seine Hand erschuf,
Sein Auge sieht, sein Sinn erfüllt, ist ER.

Pfarrer: Nie hörte ich von Gott je also reden.
Man lehrte mich, er sei in sich allein,
Und sei unteilbar so wie dieser Stein,
Und nicht wie kinderleichte Sommerfäden,
Die jedem Dinge fremden Glanz verleihn,
Die sich mit jedem Wesen sacht verweben,
Die, selber machtlos, jedes Wesen schmücken,
Das scheu im Herbstestrubel um sie kreist,
So daß sie Fraun und Greise sacht berücken,
So daß ein Kind helläugig auf sie weist
Und spricht: „In ihnen finden wir das Leben".

Jüngling: Wie sprichst du, Mann? Die Gottheit selber machtlos
Und unmerkbar und Fremden sich verleihend?

O, sie ist wesenbar und alles weihend,
Und tätig und behend, und groß und nachtlos.
So hörtest du noch niemals von der Liebe?

Pfarrer: Gewiß! Ich lehrte einst vom hohen Stuhl,
Daß Liebe irdisch sei und aus dem Pfuhl,
Verworfen und der sündigste der Triebe.
Ich lehrte, daß wir ihr entsagen müssen,
So wie wir allem Irdischen entsagen;
Und daß die Teufel sich ein Schnippchen schlagen,
Sehn sie zwei junge Menschen, die sich küssen.

Jüngling: Wie Gott die Schaffensschmerzen überwindet
Aus Liebe zu den selbstgeschaffnen Dingen,
Wie alle Wesen Hosiannah singen
Bei einer Tat, die reinste Liebe kündet,
So wird kein Ding auf Erden ohne sie.
Sie ist der Atem der Unendlichkeit,
Der Sternenwelten ewge Melodie.
Nie ward ein Tag, nie eine Tat, und nie
Ging je ein Augenblick zur Ewigkeit,
Den Liebe nicht auf ihren Flügeln trug.
Nie ging das Morgenrot im Osten auf,
Begann die Sonne ihren Tageslauf,
Verkündete nicht Liebe ihren Flug.
Im tollen Wirbel dreht sich das Geschehen,
Mit Riesenschnelle eilt die Zeit dahin;
Dem Sterben folgt ein neuer Anbeginn,
Dem Werden folgt ein atemlos Vergehen.
Die Liebe bleibt. Sie hält mit leiser Hand
Und lindem Lächeln ihre Silberzügel.
Und um sie weht es weich wie Engelsflügel
Und streicht wie Andacht in das Sonnenland.
Ihr Atem streift durch weltenferne Räume
Und senkt sich still in jedes Ding hinein,
Und ist so schwer, wie süßer Duft vom Wein,
Und goldenhell, wie holde Kinderträume.
Gott senkte selbst mit gebezagem Mund
Das tiefste Sinnen seiner Wesenheit,

Das höchste Streben seiner Göttlichkeit
Hinab in seiner Schöpfung Untergrund.
Da nahten scheu und zaghaft sich die Wesen
Und schöpften von dem ewgen Born der Liebe.
Und keines war, des Seele leer verbliebe,
Und alles Leid mit einemmal genesen.
So strahlt die Liebe in den fernsten Zonen
Und drehet leise an der Weltenuhr,
Und führt mit keuschem Finger die Natur
Wie klares Gotteslächeln durch Äonen.

Pfarrer: Und nie versiegte dieser reine Born?
So blieb er tätig ohne Unterlaß?
Und ward er niemals überdeckt von Haß
Und Menschenleid und Qual und Menschenzorn?

Frau: Du sprichst wie Menschen, die nach Fragen suchen,
Nach Gründen forschen und nach dem Warum.
Doch bleibt euch Gottes großes Raunen stumm,
Und nimmer hört ihr Segen nach dem Fluchen.
Ich war in einer Stadt; in jenen Tagen,
Als ich aufstöhnend nach Erfüllung rang
Und keine Antwort wußte auf die Fragen
Und taub verblieb dem nahen Sternensang,
Als ich des fernen Volkes Jammer sah
Und hörte laut sie nach Verheißung rufen,
Da sahe ich auf fahlen Bergesstufen
Und hohem Kreuze den von Golgatha.
Ich sah der wehen Menschheit Opfer qualmen
Und ihre Augen waren rauh von Sünden,
Ihr Schmerzensschrei versteinte auf den Münden.
Da zogst du lächelnd unter grünen Palmen.
Ich sahe dich einst in Gethsemane
In einer dämmermatten Abendstunde
Dahingelehnt auf kühlem Rasengrunde,
Die Augen irr von unsagbarem Weh.
Und in das frühlingsmatte leise Wehen
Und in das Licht von kühlem Amethyst
Ertönte es: „Herr, wenn es möglich ist,
So laß den Kelch an mir vorübergehen."

Dann reckteſt du in troſtlos wildem Gram
Die Hände aufwärts in die leeren Lüfte.
Sie waren zart und weiß, wie ungeprüfte
Ganz helle Kinderaugen ... wunderſam
Im bleichen Glanz von leuchtendem Kriſtall,
Der wie von einem nie gebrauchten Linnen
Aus ihnen ſtrömt' in gabenfrohem Schwall
Und, kaum entſtrömt, ward aufgeſaugt von innen.
Ich ſah der Hände ſanft gewölbten Bau,
Der aufwärts ſtrebte, ſo wie got'ſche Dome
Und dann zerbarſt in gleißende Atome,
Wie ſonnenhelle Haare einer Frau.
Und weſenlos verrann die Zeit im All.
Und Welten ſtürzten dröhnend dumpf zuſammen,
Und Sonnen ſtarben an den eignen Flammen,
Und Sündenfall geſchah auf Sündenfall.
Jedoch der Schein der Hände wurde groß
Und füllte jäh die Leere unſres Alls.
Und leiſe nahte Gott ſich abermals,
Und trunken nahm er dich in ſeinen Schoß.

Mädchen: (einfach gekleidet, tritt auf. Sie trägt einen weiten Tonkrug in der Hand, füllt ihn am Brunnen und reicht ihn dem Jüngling).

Nimm dies und trinke!

(Sie hebt mit ſtarker Geberde den Krug an ſeine Lippen. Er ſetzt mit geſchloſſenen Augen den Mund an und trinkt in langſamen, tiefen Zügen)

Jüngling: Ich danke dir. Klar iſt dein kühles Waſſer
Wie deine Augen. Und dein weiter Krug
Schmeckt irden wie der Ruch von dunklem Boden.

Frau: (iſt aufgeſtanden, hebt ekſtatiſch die Hände).

So ſtrahlt die Liebe in den fernſten Zonen
Und drehet leiſe an der Weltenuhr,
Und führt mit keuſchem Finger die Natur
Wie klares Gotteslächeln durch Äonen.

Jüngling: Was iſt dir, Weib? Du ſprichſt mit fremder Zunge,
Und deine Augen irren in die Weiten,
Als ſähen ſie am ſchweren Abendhimmel
Ich weiß nicht welche Wunder ſich vollziehn.

Frau: Und durch Aonen hält mit leiser Hand
Und lindem Lächeln sie die Silberzügel.
Ihr Atem weht so weich wie Engelsflügel
Und streift wie Andacht durch das Sonnenland.

Jüngling: Ich sehe nichts, ich weiß nicht, was du sagst.
Nie sah ich jemand sonst die Zügel halten
Als meinen Vater, der mit schwerer Hand
Und schwerem Blick hinaus zur Arbeit lenkte.

Frau: Sie wandelt leis durch weltenferne Räume
Und senkt sich still in jedes Ding hinein,
Und ist so schwer, wie süßer Duft vom Wein,
Und goldenhell, wie holde Kinderträume.

Jüngling: Du redest töricht von ganz fernen Dingen,
Die nie ein Auge sah, ein Sinn verstand.
Wozu das, Weib? Du hast doch einen Mann,
Hast müdes Vieh, das jetzt auf Nahrung wartet,
Und hast ein Haus mit müdem Ingesind.

(Er wendet sich zum Mädchen, legt den Arm um ihren Hals.)

Komm, geh mit mir. Dein Mund ist gut. Die Hände
Sind voller Schwielen und voll Schaffenskraft.
Sei mir ein Weib, und teile du mit mir
Das alles, was die späten Jahre bringen.
Und warte meiner, wenn ich müde bin.
Um andres brauchen wir uns nicht zu sorgen,
Bringt jeder Tag doch eigne Sorgen mit.

(Geht mit ihr ins Haus.)

Pfarrer: Heut fiel ein jäher Sternenblick ins All.
Heut ward die Welt zum zweitenmal geboren.

Frau: Heut hat ein Mensch Unsterblichkeit verloren.
Heut tat ein Mensch den zweiten Sündenfall.

(Pfarrer geht ab, Frau bleibt erhobenen Hauptes stehen.)

Vorhang

Die Gestalt des politischen Buchhändlers

Friedrich Christoph Perthes — Vorbild und Wegbereiter

Von Gerhard Schönfelder

Als der Nürnberger Buchhändler Johann Philipp Palm 1806 von den Franzosen in Braunau erschossen worden war, rief der Hamburger Buchhändler Friedrich Christoph Perthes zu einer Sammlung für die Witwe und die Kinder des Gemordeten auf. Hier begegnet sich das Schicksal zweier Männer, die ihr Leben gegen die Fremdherrschaft wagten und die beide zur nationalen Repräsentation ihres Berufes geworden sind. Der eine fiel als Opfer der Freiheit, der andere war zu diesem Opfer jede Stunde bereit: „Wahrlich! Ich will lieber zwischen den Zähnen des Gewaltigen frisch verbluten, als der Madenfraß eines faulen Körpers sein!" Das Schicksal hat es mit ihm, auf dessen Kopf vom Franzosen ein Preis ausgesetzt worden war, besser gemeint als mit dem unglücklichen Palm.

Palm starb für viele! Man kannte seine franzosenfeindliche Propaganda in ganz Deutschland. Nürnberg wurde durch ihn zu einem „Herd der Intriguen". Er wußte um die Gefahren. Man hatte ihn schon in Salzburg verhaftet. Man hatte ihn in Basel festgesetzt. In Nürnberg war er bereits bestraft worden. Er ließ nicht ab: Er säte Haß und Widerstand.

Er war nicht der einzige. Überall saßen Buchhändler, die aus ihrem Beruf eine Waffe machten. Viele, die heute kein Name mehr nennt. Ihn traf das Los. Er starb für die deutsche Freiheit wie Schill und Hofer. Er starb freilich nicht als Soldat. Er hat die blanke Waffe niemals erhoben. Er starb nur als Buchhändler. Allerdings wußte Napoleon, warum er gerade diesen Buchhändler vor die Gewehre stellen ließ: Es war einer seiner gefährlichsten Gegner, und die Schüsse in das Herz dieses Patrioten waren ein Exempel für die anderen seiner Zunft!

Wenn wir sie uns heute ansehen, diese deutschen Buchhändler um die Jahrhundertwende: Sie führten keine minder gefährliche und tödliche Waffe als Pulver und Stahl. Palm in Nürnberg und Perthes in Hamburg, Reimer in Berlin und Brockhaus in Leipzig oder Becker in Gotha. Sie waren die Propagandisten der Tat. Sie standen neben dem Prediger, dem Dichter und dem Staatsmann. Mit ihren Verlagswerken und mit ihren eigenen Schriften schafften

sie Unruhe. Sie organisierten den seelischen Widerstand. Sie rüttelten die Flauen, stärkten die Schwachen, sammelten die Streitbaren. Aber was viel wichtiger war: Sie lebten aus einer politischen Idee und handelten als Buchhändler nach ihr — nicht für ihre Staaten und ihre Fürsten, sondern für die Nation!

Wenn wir sie uns heute anschauen, diese Buchhändler um die Wende zum 19. Jahrhundert: Wie erfüllten sie doch das politische Wesen ihres Berufes ganz anders als ihre „Kollegen" hundert oder auch noch hundertdreißig Jahre später! Welches Tatbewußtsein, welche Haltung! Sie redeten nicht sehr viel davon, daß sie „Kulturpioniere" seien. Sie standen dem Volke näher als der „Kultur". Sie hatten sich noch nicht in das Reich des reinen Geistes geflüchtet, wo sie hinter den sicheren Schranken einer selbstherrlichen, sich selbst genügenden, einer autonomen Kultur jeder politischen Entscheidung im Handeln ihres Berufes enthoben waren. Nein, sie waren keine „Kulturpioniere", sondern Volksmänner. Sie hatten ein ganz anderes Bewußtsein für die Aufgabe ihres Berufes, „Mittler geistiger Güter" zu sein. Dieses Mittlertum war politische Handlung. Diese Handlung war Waffe und Tat!

Sie waren bestimmt keine literarischen Weltbürger, sondern leidenschaftliche Patrioten. Sie waren vom kalten Anhauch der französischen Revolution, die sie vielleicht erst freudig begrüßt hatten, bis ins Innerste betroffen. Aber sie waren auch keine Fürstendiener, sondern Rebellen des nationalen Erwachens.

Bedarf es noch eines besseren Zeugnisses für das Einst und Später dieses Buchhändlertums als jenes prachtvolle zeitnahe Wort von Perthes über die „Endschaft der papiernen Zeit?": „Noch zwanzig Jahre solcher Buhlerei mit der Literatur, solcher Verhätschelung geistiger Bildung, solcher Krämerei mit belletristischem Luxus — und wir hätten ein siècle littéraire erlebt, abgeschmackter als unser Nachbar. Jetzt fühlt jeder der Jüngeren, daß das Vaterland nicht zum Dienste der Wissenschaft da ist, sondern umgekehrt, daß herzvoller, vielleicht leidenschaftlicher Patriotismus besser sei als kalter Kosmopolitismus. Wir büßen die Sünden unserer Väter; die beiden letzten Generationen arbeiteten uns mit einem unglaublichen Leichtsinn nach dem Abgrunde hin!"

Das war 1805. Wir haben uns inzwischen sehr viel zugute getan auf unsere Klassik und unsere deutsche Bildung. Und der deutsche

Buchhandel ist mit ihnen durch die Restauration in ein neues sattes Weltbürgertum eingezogen, wo sich ein großer Teil bis 1933 sehr wohl gefühlt hat. Wo er sicherlich auch zu mancher Tat im Geiste mithalf und wo er die „Gebildeten" der Nation mit geistigen Genußmitteln getreulich versorgt hat. Aber wie selten bricht hier noch einmal ein Zorn auf gegen die tragische Vereinsamung des politischen Willens und Gewissens im Werke unserer deutschen Dichtung — ein Zorn, wie in den gerecht-ungerechten Worten, die Perthes 1804 beim Erscheinen der „Iphigenie" an seinen Freund Friedrich Heinrich Jacobi schrieb, der auch ein Freund Goethes war: „Scham, glühende Scham über die Zerreißung unseres Vaterlandes sollte und müßte unsere Herzen foltern; aber was tun unsere Edelsten? Statt sich zu waffnen durch Nährung der Scham und sich Kraft, Mut und Zorn zu sammeln, entfliehen sie ihrem eigenen Gefühl und machen Kunststücke. So wenig aber Rettung für einen Sünder zu hoffen ist, der, um die Reue nicht zu fühlen, Karten spielt, so wenig wird unser Volk, wenn seine Besten so sich betäuben, dem Schicksal entgehen, ein verlaufenes, über die Erde zerstreutes Gesindel ohne Vaterland zu werden." Verstehen wir richtig, was Perthes damals so gut empfand wie mancher andere deutsche Patriot. Denn als Goethe starb, bekannte Perthes: „Er hat, was diese Erde darzubieten vermag, aufgenommen, erkannt, erfühlt, erforscht, durchlebt. Reicher ist wohl keiner vom Diesseits ins Jenseits getreten. Er liebte und strebte; im Schauen wird Klarheit und Reinheit ihm gewährt werden. Mit seinem Tode scheint mir die große Entwicklungsperiode deutscher Bildung völlig abgeschlossen." Trotzdem hat Perthes niemals den Schmerz darüber verloren, daß große Geister die tätige Anteilnahme an den gewaltigen Bewegungen der Zeit zurückdrängten.

Perthes war der Repräsentant des volkhaften Bewußtseins, wie es unter dem Druck der Fremdherrschaft und beim Zusammenbruch des Reiches aus tiefster Not den Buchhandel mit einem neuen Gewissen zu erfüllen begann und ihn zu seiner eigentlichen politischen Aufgabe hinführte. Damit gaben Perthes und seine Mitkämpfer dem Buchhandel erst das Gefühl für die besondere Ehre und Würde dieses Berufes. Wie hat Perthes schon als ganz junger Mensch die Krämerseelen gegeißelt: „Wo wäre ein Stand, dessen Mitglieder die ihnen notwendigen Kenntnisse weniger besäßen und die ihnen obliegenden Pflichten weniger erfüllten, als der des Buchhandels?

Deutschland ist mit elenden und scheußlichen Büchern überschwemmt, und würde frei von dieser Plage sein, wenn dem Buchhändler die Ehre lieber wäre als das Geld." Die Masse mag träge geblieben sein und heute noch im Buchhandel nur ein Mittel für den Lebensunterhalt sehen — dem Stand verschaffte Perthes die Hochachtung, die er braucht, um leben zu können. Und die Besten des Berufes haben es immer mit seinen Worten gehalten: „Der wahre Kaufmann aber ist der, welcher Erwerb allein als Erwerb für höhere Zwecke betrachtet und da erst anfängt, wo andere enden."

Die Flucht vor der politischen Entscheidung und Handlung in das „Reich des Geistes", in die Friedhofsruhe der Reaktion, in die satte Zufriedenheit des Bürgertums, in die Phrasen der liberalen „Freiheit", in den saturierten Patriotismus der wilhelminischen Epoche — diese Flucht wurde im 19. Jahrhundert für den Buchhandel zunehmend auch eine Flucht in die „Gewerbefreiheit", in die Wirtschaft! Was ständisch gedacht und getan werden konnte, wurde allzubald zur baren Organisationsfrage und zum Streitobjekt des wirtschaftlichen Interesses. Und was so angeblich im Namen des Geistes, der Kultur und ihrer Freiheiten geschah, war Verrat an beiden! Als dann eine neue Zeitwende sich ankündigte, fand sie den Buchhandel unvorbereitet.

Der Buchhandel ist zum nicht geringen Teil in die politische Katastrophe Deutschlands hineingeschlittert, als ob niemals hundert Jahre früher die Besten mit Perthes zusammen ihm ein neues politisches Selbstbewußtsein, ein Gewissen für seine Verantwortung und ein berufsständisches Gemeinschaftsgefühl verliehen hätten! Und das war ein Buchhandel, der sich in diesen hundert Jahren zu einer ungeahnten Ausdehnung und Blüte entwickelt hatte!

Was half es, daß ein paar wie Theodor Fritsch oder Julius Friedrich Lehmann weithin sichtbare, aber einsame Beispiele des politischen Berufseinsatzes boten? Was half es, daß ein paar wie Eugen Diederichs und die Brüder Langewiesche zu den Grundkräften des völkischen Daseins zurückfanden und ihr buchhändlerisches Werk wieder mit politischer Kraft, eigenem Willen und kämpferischer Bereitschaft erfüllten?

So geschah es, daß 1933 die revolutionäre Jugend, als sie das artfremde Schrifttum verbrannte, eine symbolische Reinigung vornahm, die der Buchhandel versäumt hatte. Wenn irgendwo, so wurde in

diesem Augenblick die Kluft jäh sichtbar, die sich zwischen Volk und Buchhandel aufgetan hatte! Wer vom Buchhandel hat damals mit bitterer Scham daran gedacht, daß runde hundert Jahre vorher dieser Perthes auf der Buchhändlerkantate in Leipzig auftrat und verlangte, daß die Exemplare eines eben erschienenen schmutzigen Werkes öffentlich vernichtet werden sollten? Denn durch einen solchen „Unflat" sei die Ehre des deutschen Buchhandels beschmutzt und jeder Buchhändler werde schon durch die bloße Zumutung, ein solches Werk zu verkaufen, herabgewürdigt. Man solle im Namen des deutschen Buchhandels ein Zeugnis ablegen! Und so ist es dann auch geschehen. Erwerbsinstinkte und liberale Vorstellungen von Geistes- und Gewerbefreiheit haben freilich dazu geführt, daß es im deutschen Buchhandel nie wieder zu einer solchen exemplarischen Demonstration der Standesehre gekommen ist.

Möchten wir aber nicht auch heute noch wünschen, daß sich mancher Buchhändler schon durch die Zumutung, gewisse Bücher zu verkaufen, herabgewürdigt fühlt? Der Buchhandel hat wohl Anlaß, sich wieder stärker auf Friedrich Christoph Perthes zu besinnen und in ihm nicht nur einen billigen Anlaß zu festlichen Zitaten, sondern den Begründer seines politischen Fundaments zu sehen. Die Bedeutung von Perthes reicht in Wirklichkeit über diese Bezirke weit hinaus. Wir müssen ihn neben Stein, Arndt, Fichte, Schleiermacher und Görres in die erste Reihe jener Männer stellen, die aus einem tiefen Glauben an das deutsche Volk und seine Sendung, aus der Besinnung auf seine unvergängliche Größe nicht nur zu den Führern der deutschen Erhebung, sondern auch zu den Wegbereitern der deutschen Einheit wurden. Für den Buchhändler Perthes ist die deutsche Literatur der „Gesamtausdruck des geistigen Lebens deutscher Völker und die gemeinsame Sprache das unverletzliche Bildungsmittel deutscher Stämme", und der deutsche Buchhandel, „aus dem Eigensten deutscher Geschichte und Verfassung hervorgegangen", der Ausdruck dieser Einheit, dieses geistigen Zusammenhangs unter den Deutschen. Als das Reich unter den Schlägen des französischen Eroberers aufgehört hatte zu sein, schrieb Perthes: „Deutschland hat keinen Mittelpunkt, keine Hauptstadt, keinen allgemeinen Beschützer mehr für Wissenschaft, Kunst und Literatur. Die Gesamtheit muß dies ersetzen, — der Buchhandel ist das Mittel der Einheit."

Perthes war kein Programmatiker. Er hat Zeit seines Lebens an

der Verwirklichung dieser Idee gearbeitet, als Sortimenter, als Verleger und als geistiger Führer seines Berufsstandes. Das vermochte nur ein Mensch, der von der Aufgabe seines Volkes in der Geschichte zutiefst überzeugt war: „Soweit wir Deutsche überhaupt ein Leben hatten, haben wir es nie für uns allein, sondern immer auch für Europa gelebt. Wir haben alles Recht, uns reich bemittelt und tief an Charakter zu finden; aber nie haben wir es verstanden unsere Schätze anzuwenden; nie haben wir unserem Volke eine gemeinsame Bildung gegeben und nie gemeinsame Anstalten gegründet, welche das Gefühl für Nationalehre wach erhalten und uns Sicherheit gegen die Angriffe Fremder gewähren konnten. — Nur die Deutschen können Europa retten."

Perthes stammte aus einem weitverzweigten Geschlecht, das im Vogtland und in Thüringen zu Hause war. Er wurde 1772 in Rudolstadt geboren, lernte in Leipzig den Buchhandel und kam 1793 nach Hamburg, wo er drei Jahre später ein eigenes Geschäft gründete. Dieses Geschäft ist das erste moderne Sortiment Deutschlands und für die Weiterentwicklung der Formen des deutschen Buchhandels beispielgebend gewesen. Sein Freund, der Philosoph Heinrich Jacobi, führte ihn in den Kreis des Wandsbecker Botens ein. 1797 heiratete er die älteste Tochter des Matthias Claudius. Sein weitverzweigtes Geschäft, das ihn bald zum „Buchhändlersouverain von der Ems bis an die Ostsee" machte, vor allem aber seine leidenschaftliche Teilnahme am geistigen und politischen Geschehen brachte ihm die Verbindungen zu den führenden Männern Deutschlands. Die Erklärung der Kontinentalsperre zerstörte die Frucht zehnjähriger Arbeit. Perthes fing unverzagt von vorn an. Als 1809 auch die österreichische Erhebung mißlungen war, begann er sich aktiv an der Organisation des geistigen Widerstandes gegen Napoleon zu beteiligen. Er gründete „Das Vaterländische Museum", eine „Freistätte der Wahrheit", als „lebendige Verbindung aller deutschgesinnten Männer". Auch im Joche müssen wir Deutsche bleiben. Der Charakter des Deutschen, sein Sinn für Wahrheit und Recht, der muß behauptet werden, koste es, was es wolle, und wer noch irgend Mann ist, der muß seinen Kopf dran setzen, daß uns nicht Unrecht für Recht, Lüge für Wahrheit aufgebürdet werde!" 1812 stellte sich Perthes an die Spitze der Aufstandsbewegung, mit der sich Hamburg vom französischen Joch lossagte und ganz Deutschland ein

Beispiel gab. Der Aufstand mißlang. Perthes mußte fliehen. Von Mecklenburg aus organisiert er den Kampf von neuem. Er erneuert die „Hanseatische Legion" und schafft im „Hanseatischen Direktorium" eine auswärtige Regierung der Hansestädte. Er wirbt, trommelt, predigt. Die Greuel des französischen Generals Davoust sind ihm gerade recht. „Nur zu, das hilft. Der Haß der Deutschen wird gründlicher werden als sonst." — 1814 kehrte er in das befreite Hamburg zurück. Der Wiederaufbau beginnt. Auch sein Geschäft ist zerstört. Er fängt zum drittenmal an! Und führt es noch einmal zu neuer Blüte!

Perthes spürte den großen Atem der Zeit. Er hatte den Zusammenbruch des alten Reiches erlebt und sah nun aus den Trümmern verjüngt das Volk emporsteigen. „Alle Vergleiche unserer Zeit mit den Wendepunkten in der Geschichte einzelner Völker und einzelner Jahrhunderte sind viel zu kleinlich. Nur dann wird man die unermeßliche Bedeutung dieser Jahre ahnen können, wenn man erkennt, daß unser ganzer Weltteil sich in einer Übergangszeit befindet, in welcher die Gegensätze eines vergehenden und eines kommenden halben Jahrtausends zusammenstoßen!" In diesem Manne vereinte sich ein tiefer Sinn für alles Geschichtliche mit einer inbrünstigen Religiosität. Das machte ihn zu einem erbitterten Gegner des Rationalismus und ließ ihn in Volk und Vaterland, in Sprache und Nation das eigene Dasein erhöhter wiederfinden. Das schärfte ihm auch den Blick für die kommenden Entscheidungen zu erstaunlicher Prophetie: „Daß der Liberalismus im Vordringen zum entscheidenden, wenn auch nur vorläufigen Siege über den Monarchismus ist, kann ich nicht bezweifeln; darum möge immerhin das Unvermeidliche rasch geschehen und den Völkern ihr Wille gewährt werden. Hat der Liberalismus erreicht, was er erstrebt: einen König, der unter dem Namen König eine Null, und eine Majorität, die unter dem Namen Kammer ein Despot ist, so wird der Kampf kommen und mit dem Kampf Blut und Tod und entsetzliches Elend unter den Menschen, aus denen die Demut verschwunden ist. Das Ende aber wird sein, daß, weil jeder viel haben und nichts geben will, jeder unterdrückt wird, damit er die andern nicht unterdrücke!"

Aus dem Erlebnis und der Anschauung der geschichtsbildenden Kräfte seiner Zeit kam er zum letzten erstaunlichen Wandel seines Lebens, erstaunlich nur äußerlich, von innen heraus die notwendige

Krönung seines Lebens als Deutscher und Buchhändler: Nachdem er 36 Jahre Sortimenter gewesen war, verkauft er sein blühendes Geschäft, verläßt 1822 Hamburg, kehrt in seine thüringische Heimat zurück und gründet dort in Gotha einen Verlag, der dann unter dem Namen seines Sohnes Friedrich Andreas Perthes in die Geschichte des deutschen Buchhandels eingegangen ist. Der Fünfzigjährige begann zum viertenmal in seinem Berufsleben von neuem! In wenigen Jahren hatte dieses buchhändlerische Genie seinen Verlag zu einem der berühmtesten in ganz Deutschland gemacht. Selten ist die Aufgabe eines edlen und großen Verlegertums schöner gekennzeichnet worden als von Perthes selbst: „Mir ist die Gabe verliehen, Zerstreutes zu einigen, Fernstehende zusammenzubringen und Mißklänge des Geistes und Herzens unter redlich Wollenden auszugleichen. Das ist der Pflug, mit dem ich gepflügt habe mein Leben lang." Im Mittelpunkt dieses Verlages stand die Geschichte. Er sah auch diese Aufgabe politisch. „Ich will meine Zeit, meine Kräfte und meine Habe daran setzen, um würdigen Männern Einfluß und Einwirkung auf die Zeit verschaffen zu helfen." „In fast allen Zweigen der Literatur herrscht eine schlechte Buchmacherei; die kritischen Institute sind in äußerstem Verfall, aber man darf mit Gewißheit annehmen, daß die Nation besser ist als ihre Schriftsteller und daß sie literarische Bedürfnisse hat, die durch diese keine Befriedigung erhalten. Am meisten ist das wohl in Beziehung auf die historischen Wissenschaften der Fall. Die harten Jahrzehnte, welche die Deutschen durchleiden mußten, und die Seelenerhebung des Jahres 1813 haben, was man früher nur als Sagen und Märchen gehört, zu Fleisch und Blut werden lassen; was andere Zeiten nur aus Darstellungen der Historiker kannten, hat unsere Zeit wirklich gelitten und getan und hat, weil sie selbst Geschichte gehabt, auch Sinn für Geschichte bekommen. Die großen Erfahrungen, die keinem erspart worden sind, haben allen einen weiteren Blick, einen höheren Standpunkt für die Betrachtung des Geschickes der Völker gegeben; größere Fragen, andere und tiefere als früher, werden an die Geschichte getan und eine Antwort darauf darf nicht ausbleiben. Mein Beruf soll es nun werden, die Männer, welche solche Antworten geben können, suchen zu helfen, sie zu drängen und zu treiben, das, was sie können, auch wirklich zu tun, und ihnen in allen Dingen, die dem Buchhändler näher liegen als den Gelehrten, förderlich und behilflich zu sein."

Das war das Programm von Perthes. Das Kernstück des Verlages wurde Heeren-Uckerts „Europäische Staatengeschichte" als ein Gegenstück zu Steins „Monumenta". Daneben fand er immer noch die Zeit, dem deutschen Buchhandel seine geistige Verfassung zu geben und im „Börsenverein" zu einer Form zu helfen, die der Ausdruck eines nationalen Handelssystems war, längst ehe die territorialen Zollschranken fielen! Als entscheidender Vorkämpfer für ein deutsches Urheberrecht schuf er dem deutschen Schrifttum und den deutschen Schriftstellern, aber auch dem deutschen Buchhandel, einen neuen Lebensraum. Wenn vom Wirken Johann Christoph Perthes' nichts anderes geblieben wäre als seine Schrift aus dem Jahre 1816, mit der er für die moderne Rechtsverfassung des deutschen Urhebertums eintrat, „Der deutsche Buchhandel als Bedingung des Daseyns einer deutschen Literatur", so wäre das genug. Denn sie gehört zu den grundlegenden kulturpolitischen Manifesten des 19. Jahrhunderts!

Was diesen deutschen Buchhändler groß machte, schildert 1843 der Jenaer Verleger Frommann in einem Nachruf: „Der feine, empfängliche, lebendige Geist, seine durch eine an Arbeiten und Entbehrungen reiche Jugend gestählte Seelen- und Charakterstärke, Schärfe der Auffassung und Entschiedenheit in der Ausführung, sein offener Sinn für alles Schöne und Gute. — Immer wußte er, was er wollte; und was er trieb, das trieb er mit ganzer Seele. — Der Mensch beherrschte den Buchhändler, aber dem Buchhändler kamen die Vorzüge des Menschen zugute." Was ihn aber zum Vorbild und Wegbereiter gemacht hat, das ist die Kraft, die Größe, die Ehre und der Mut deutschen Lebens. Und was kann ihn unserem Herzen näher bringen als jene Worte, die ihm seine Frau 1813 schrieb, als sie erfuhr, daß ihr Perthes unter den zehn Männern war, die von einer französischen Generalamnestie ausgenommen wurden: „Dank dir von Herzensgrund, daß dein Name unter den Namen der zehn Feinde des Gewaltigen steht; das soll uns eine Ehre und Freude sein, solange wir leben!"

Der österreichische Erzähler Franz Nabl

Von Carl Hans Watzinger

Franz Nabl ist der Dichter eines Bürgertums, das sich in der Zeit des Liberalismus selbstherrlich bewegte, er ist der Seelendeuter dieser Epoche um die Jahrhundertwende, sieht sie aber kritisch. So

hat er Bedeutung für uns, denn unsere Zeit mit einem neuen Lebensgefühl, einem beständigen Streben nach den wesenhaften und bleibenden Gütern wuchs aus der Kritik an einer Vergangenheit, die Schein für Wirklichkeit nahm.

Vor allem erscheint in den Werken Nabls die Welt der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie, das engere Oesterreich zunächst mit seiner Hauptstadt Wien. Die Art des deutschen Menschen aus Oesterreich wird geschildert, gestaltet, und wenn auch ein stets allgemein gültiges menschliches Schicksal seinen Ablauf nimmt, so ist es doch aus den Eigenarten österreichischen Wesens zu begreifen.

Der erste große Wurf, der dem Dichter gelang, ist der „Ödhof" (Carl Schünemann Verlag, Bremen). Dieses gewaltige Romanwerk mit dem Untertitel „Bilder aus den Kreisen der Familie Arlet" ist, was Fülle und Reichtum des Dichterischen betrifft, bis zum heutigen Tag die stärkste Leistung Nabls geblieben. Johannes Arlet, die Hauptgestalt des Buches, ist der nüchterne Mann, der harte Willensmensch, er lebt sein Ich aus, und wenn sein Sohn zerbricht, so liegt das an der Starrheit des Vaters.

In diesem Roman, der mit großer Gestaltungskraft die Zeit um die Jahrhundertwende zeichnet, schenkt der Dichter volles Leben, er schildert sein Für und Wider als einen unbedingten, unerbittlichen Ablauf.

Die Kunst, Wirklichkeit zu verdichten, kennzeichnet die Art des Dichters. In seinem nächsten großen Roman „Die Ortliebschen Frauen" (ebenda), bekannt unter seinem früheren Titel „Das Grab des Lebendigen", bringt er seine Fähigkeit, minutiöse Handlung zu vermitteln, ohne sich in Zustandsschilderungen zu verlieren, zur Vollendung.

Der „Ödhof" und „Die Ortliebschen Frauen" zeigen die Extreme im bürgerlichen Leben um die Jahrhundertwende auf. Dort das Leben, das sich übersteigert, weil der Wille drängt. Hier eine Einengung des Lebens, weil der Wille verkümmert und nur noch eine bestimmte Blickrichtung zuläßt.

Diese in sich eingeschlossene, immer mehr verkümmernde Welt begegnet uns auch in der Titelerzählung der Sammlung „Der Tag der Erkenntnis" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Nur löst sich hier die Verkrampfung, die eine sich fortwährend wiederholende Tätigkeit schafft, das Bewußtsein, dieser Welt nicht ent-

fliehen zu können, in eine freie Menschlichkeit, in die Güte einer großen Seele auf, wie sie uns in dem Arzt Anton Schiermayr, der auch im folgenden Roman „Die Galgenfrist" (ebenda) erscheint, entgegentritt. Der Tag der Erkenntnis, das ist die Stunde, die uns alle einmal überkommt; innerlich freie Menschen werden sie zu ihrem Vorteil benützen, jene aber, die in einer dumpfen Verzweiflung leben, durchlaufen sie, ohne ihre Mahnung zu verstehen und gehen zugrunde. Das ist schließlich auch der tiefere Sinn der zweiten Erzählung dieses Buches, das, wie uns scheint, wirklich von der niederösterreichischen Landschaft befruchtet ist. Der Dichter, der in einer biographischen Darstellung schrieb, daß ihm die niederösterreichischen Voralpen den Ernst für ein Lebenswerk vermittelt hätten, weiß diese Landschaft zu erfassen, er schildert sie wie bis jetzt kein anderer vor ihm und nach ihm.

Der Grad redlicher Bemühungen eines Menschen, der ein geistiges Lebenswerk zu schaffen vorgibt, kann oftmals an seinem Willen, die Erde, die er als seine Heimat erkennt, zu begreifen, in sie einzudringen, gemessen werden. Schon im „Ödhof" weist uns die Schilderung der niederösterreichischen Landschaft in diese Richtung. Dennoch würde man fehlgehen, wenn man die dichterische Stärke Franz Nabls in der Liebe zu seiner Wahlheimat — geboren wurde er in Lautschin, Böhmen — gegründet sähe. Gewiß sucht er die Bindungen des Menschen an die Erde tiefer zu verstehen; aber sie erscheinen ihm zwangsläufig gegeben, sie sind ihm biologisch von vornherein bedingt. Somit ersteht uns das gestaltete Schicksal wohl erdnahe, die erste und letzte Kraft, seine Absichten zu verwirklichen, besitzt jedoch der Mensch durch die Seele. Die äußeren Umstände, die ein Menschenleben bestimmen, bleiben am Ende doch unbedeutend. In dem Roman „Die Galgenfrist", der die innere Linie der „Ortliebschen Frauen" fortsetzt, wird mit den stärksten sprachlichen und formalen Mitteln die Fähigkeit der menschlichen Seele, zwischen Himmel und Hölle alle Rasereien des Lebens zu erfahren, geschildert. Dieser Roman ist das eigentümlichste Werk Nabls, es reißt die sogenannte stille, frohe Zeit vor dem Krieg auseinander und läßt einen Blick in den Abgrund tun, der schon damals gähnte, ohne daß die Menschheit seine furchtbare Tiefe ahnte. Die Menschen wären, das zeigt uns Nabl, obgleich die Handlung des Romanes durch ihre Besonderheit und Auserwähltheit zu jeder Zeit spielen

könnte, mit bitterer Ironie, auch ohne Krieg und die nachfolgenden Wirren reif für den Taumel gewesen, der in der Nachkriegs- und Inflationszeit dann wirklich über uns hereinbrach. Denn das, was uns Nabl in diesem eigenwilligen dichterischen Bild zu schauen gibt, ist kein bloßes Spiel, wie der Dichter es bezeichnet, es ist schon Wahrheit. „Die Galgenfrist" bleibt ähnlich wie eines der Erstlingswerke Nabls, der Novellenband „Narrentanz" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), ein Spiegel, den der Dichter einer berauschten Menschheit vor das verzerrte Antlitz hält, um sie zu ernüchtern. Dabei bedeutet es nichts, daß das Geschehen an die Grenze des Möglichen gerückt wurde. Einem wahren Dichter muß man es zugute halten, wie er seine Absicht, ein Stück Welt zu gestalten, durchführen will.

Nach langer Pause schließt dann Nabl mit dem Roman „Ein Mann von gestern" (Carl Fromme Verlag, Wien) den ersten Kreis seines Werklebens. Er ist Rückschau, Verzicht des Gestern vor dem Pulsen einer neuen Zeit. Die Menschen, die uns in diesem Werk begegnen, leben nur noch für sich selbst, niemals für die Welt ringsum, sie leben wie auf einer Insel in ihren Gefühlen, und wenn sie durch ihr Handeln dennoch treibende Räder werden, so liegt diese Entwicklung eigentlich nicht bei ihnen, sondern in jenem biologischen Gesetz und im allgemein Menschlichen, das an keine Zeit gebunden ist.

Nach diesem Werk vertieft sich der Dichter nur noch in die Seele des Menschen. Seine Kritik an der Zeit verstummt, denn seine Zeit ist ausgelebt. Zwei Bände von Erzählungen „Das Meteor" und „Kindernovelle" (Carl Schünemann Verlag, Bremen), durch eine sinnvolle und tief dichterische Rahmenerzählung verbunden, wissen die Seele des Menschen überlegen und doch ergreifend zu deuten. Und die schönste Entdeckung, die der Leser erfährt, ist wohl diese: Franz Nabl erscheint als der Lebendige, als Schilderer der Jugend. Also ist er, obgleich sein Zeitalter im Morgenschein eines neuen unterging, innerlich jung geblieben.

„Das Meteor" und besonders die „Kindernovelle" sind gewiß entscheidend für den nächsten Weg des Dichters. Die Welt Nabls bleibt natürlich auch in diesen beiden reifen Werken seiner Dichtung die gleiche, aber die Gestalten des Gestern, die er wieder heraufbeschwört, verdämmern, und in den Vordergrund schiebt sich das Schicksal jun-

ger Menschen, das allerdings nicht welterschütternd in dem Sinne ist, daß es Zusammenstoß wird zwischen zwei Anschauungen der Generationen; aber letzthin ist es die Seele, die ein Dichter zu erkennen hat. Franz Nabls Absicht, die aufs schönste dichterische Tat geworden ist, weist uns somit nach den großen Dichtern unseres Volkes, deren geistige Linie er, natürlich unbewußt, fortsetzt. Auch die kleine Erzählung „Griff ins Dunkle" (Paul List Verlag, Leipzig, Reihe „Lebendiges Wort", Band Nr. 21) muß uns in dieser Ansicht bestärken, wenngleich in ihr wiederum ein besonderes und eigentümliches Geschick geschildert wird.

Daraus ergibt sich, sobald wir das gesamte Werk Franz Nabls überblicken, die kritische Erkenntnis, daß wir es mit einem echten Dichter zu tun haben. Der Dichter steht in der Zeit, er schaut sie durch seinen Geist. Dennoch bleibt seine letzte und höhere Aufgabe, das Ewige dieser Zeit zu erahnen und es nach seinem Gesetz zu gestalten. Und da muß er vor allem auf den Menschen, Träger großer Ideen und kleinlichen Strebens, stoßen, er muß letzthin die Seele des Menschen schildern, wobei er um so mehr Gestalten hervorbringt, als er eine größere Fülle von Charakteren in sich vereinigt gegenüber anderen Dichtern oder Menschen. Er muß ja jeden Charakter erfahren haben, das ist bei einem Dichter: ihn innerlich besitzen. Das ist für ihn die erste Bedingung, dann erst bestimmen ihn weltanschauliche und politische Ideen. Franz Nabl hat nun den Menschen stark ins Tageslicht gehoben. (Nicht so sehr im Bild der Landschaft wie etwa Adalbert Stifter, sondern als nackte Kreatur.) Dieser Mensch ist ihm ein Handelnder, der dem All verhaftet ist, gleichgültig ob er jetzt mit unbeugsamem Willen seinen Weg zu gehen sucht oder willenlos und getrieben von äußeren Um- und Zuständen dahingleitet, bis ihn ein natürliches Erleben aus dem Kreis des Lebens stößt. Hierdurch ist die Welt Nabls tragisch, aber nicht etwa dem pessimistischen Ideal Schopenhauers überantwortet. Ein politischer Dichter in dem Sinne, daß er Führer und Wegweiser seines Volkes ist, wird Nabl durch sein unbedingtes Zugehörigkeitsgefühl zur deutschen Volksgemeinschaft. Das steht beinahe in jeder Zeile, die von ihm vorliegt, ohne näher ausgesprochen zu sein. Franz Nabl ist eben so urdeutsch in seiner Gesinnung, daß es ihm selbstverständlich ist, nur Charaktere aus deutschem Lebensgefühl heraus

zu gestalten. Die Meisterschaft der erzählenden Sprache, die er dieser Gestaltung schenkt, betont sein deutsches Wesen aufs beste.

Der Dichter, der jetzt in seinem 55. Lebensjahr steht, ist vom deutschen Leserkreis nie verwöhnt worden. Er blieb vielen, die sonst gut Bescheid wissen im Schrifttum, ein Fremder. Freilich hat er seinen Weg nie verlassen, er ging ihn, weil er ihn beschreiten mußte, sei es jemandem zu Liebe oder zu Leide. Das setzt wohl innere Stärke, äußeren Mut voraus, wird aber selten belohnt. Thomas Mann zum Beispiel kam seiner Zeit entschieden mehr entgegen mit seinen „Buddenbrooks" als Franz Nabl mit dem „Ödhof". Dennoch wird es einmal wahr werden, daß das Werk Franz Nabls bedeutend dichterischer und tiefer ist als die „Buddenbrooks", obgleich man auch diesem Werk, auch wenn man seinen Verfasser schon wegen seines schier unmenschlichen Hasses auf das neue Deutschland als deutschen Dichter durchaus ablehnen muß, den Rang eines schönen dichterischen Kunstwerkes nicht absprechen könnte. Letzthin jedoch erscheint die Kritik der Nachwelt als strengster Richter, und sie wird Franz Nabl jenen Platz unter den deutschsprachigen Dichtern zuweisen, der ihm heute bereits gebührt.

Sommergedichte

Von Peter Barth

Juninacht

Die Nelke wiegt ihr krauses Haupt
im goldnen Abendscheine,
und ringsum ziehen grau bestaubt
die alten Gartenzäune.

Der schattenbreite Birnenbaum
wirft seine Blüten nieder
und erster Früchte zarter Flaum
ruht auf der Äste Glieder.

Es leuchten aus dem Strauche rot
die vollen reifen Beeren.
Hinter dem kahlen Werksschlot
stehn schwer die Roggenähren.

Die Rosen fangen an zu blühn,
es steigt ihr Düfteatem.
Der Storch beginnt im Algengrün
des seichten Rieds zu waten.

Der Tag war lang, die Alm ist heiß
und weiß und bunt von Blumen,
der Staub bedeckt das Weggeleis,
und bröcklig sind die Krumen.

Und still der Abend, sanft die Nacht,
die Wälder blau verhangen,
der Mond steigt hinterm Hügel sacht
mit ährengelben Wangen.

Die Fledermaus schwirrt um das Haus,
macht Jagd auf Nachtinsekten,
aus alten Balken fliehn hinaus
die Falter, die erweckten.

Der Nachtgetiere Sein beginnt
sich heimlich zu entfalten,
im aufsteigenden Almenwind
ziehn dunkle Waldgestalten.

Und Tau fällt reich zur Morgenstund,
es funkeln alle Gräser,
und durch den feuchten Wiesengrund
geht breit der Ährenleser.

Roter Morgen

Ein Feuer lohte auf, und rote,
mit Gold gesäumte Riesenflammen
entstiegen breit dem Sonnenboote
und schlugen züngelnd dicht zusammen
am blauen Bergesgipfel.

Im Wald und auf der Flur noch schliefen
die Sänger. Nur die braunen Schatten
des Schilfrohrs wehten in den Tiefen.
Im Wasser, in dem spiegelglatten,
noch geisterten die Wipfel.

Da kam ein rotes Strahlenfluten
durch Strauch und Gras herangezogen,
die Perlen, die an Blättern ruhten,
verdunsteten, und weiße Wogen
begannen rings zu steigen.

Die Mulden schäumten von dem Glanze,
und Vögel zirpten, Hummeln schwärmten
am lichten Waldessaum. Das ganze
Gestrüpp erglühte, Falter wärmten
sich wippend auf den Zweigen.

Sonntag im schwäbischen Dorf

Die Arbeit ruht.
Und weite breite Stille
liegt in der Sonne Glut.
Das ist des Herrgotts Wille.

Der lange Leiterwagen
steht unterm Dach der Scheuer,
und graue Ziegeldächer tragen
des Sommertages Feuer.

Die braunen Pferde scharren,
am Grummet kauend, in dem Stall.
Jetzt kehrt noch heim ein Wickenkarren,
es dröhnt der Räder Widerhall.

Dann wieder weiße Ruh.
Schon strömen hell dem Kirchenplatz
die Mädchen all, in Seide rauschend, zu,
und übern Zaun
vergessen nicht zu schaun
die braunen Burschen nach dem Schatz.

Blühweiß und feiertäglich sind
die hohen Giebel angestrichen:
nun treten Vater, Ahn und Kind
heraus
aus jedem Haus,
nur noch die Frauen sorgen in den Küchen.

Und über allen Fluren schwebt
von allen Seiten Turmgeläute,
und plötzlich glänzt und lebt
das Dorf, zum Hochamt gehn die Leute.

Berghirte

Über dir die Bläue
seidenglitzernd ausgespannt,
unter dir das grüne
blütenhelle Frühlingsland.

Weiße Wolkenzüge
tragen deiner Tage Traum,
Grund und Fels im Kreise,
oben grenzenloser Raum.

Frei bist du, ein stolzer
Herr von sanftem Berggetier,
teuer sind dir alle
herben Almengräser hier.

König bist du wahrlich,
über Länder reicht dein Blick,
dir gehören die Triften,
dir das ungetrübte Glück.

Scharfe reine Winde
meißeln dir das Angesicht,
dich begrüßt als ersten
und als letzten stets das Licht.

Nächte sind dir Freunde,
Sterne säumen dir dein Zelt,
nichts besitzst du, Frommer,
dennoch: dir gehört die Welt.

Rundschau

Streiflichter auf die fünfte Schülerolympiade in Bistritz. — Zwei erfreuliche Tatsachen sollen zunächst festgehalten werden: die Bewilligung zur Abhaltung und die große Beteiligung. Es ist ein schlagkräftiger Beweis für die Möglichkeit der Zusammenarbeit mit verständnisvollen Behörden, daß es gelang, trotz des Belagerungszustandes einen Umzug mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel zu veranstalten, der gerade in der völkisch so stark bedrängten Stadt Bistritz von besonderer Bedeutung war. Leider war die öffentliche Teilnahme der Bevölkerung dieser Bedeutung nicht ganz angemessen, während man sonst von ihrer Gastfreundschaft und der Beteiligung an den geschlossenen Vorführungen nur sehr Gutes sagen kann. Der große Zustrom auswärtiger Schüler und Gäste (rund 500) stellte an die Gastfreundschaft hohe Anforderungen, war aber auch ein Beweis dafür, daß der Gedanke der Olympiade in den vier Jahren, die seit der letzten — infolge einer ungewünschten Unterbrechung — vergangen waren, nicht gelitten, sondern an Werbekraft noch gewonnen hat. Vielleicht haben die Olympischen Spiele in Berlin auch noch weiter zum Anreiz beigetragen, wenigstens im Kleinen auch einmal dergleichen mitzumachen.

Unsere Schülerolympiade kann den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, dank ihrem Anreger Adolf Meschendörfer die geistigen und künstlerischen Wettbewerbe von vorneherein vorgesehen zu haben, während dies bei der „großen" erst spät geschah. Man wird sich bei einer Würdigung der Leistungen auch vor allem an diese halten, da sich das Sportliche heute eigentlich „von selbst versteht" und auf diesem Gebiet infolge der ungünstigen Witterungsverhältnisse keine besondern Ergebnisse erzielt wurden. Nur so viel sei angemerkt, daß gerade dieses ungünstige Wetter an den zähen Leistungswillen höhere Anforderungen stellte, und sich unsere heutige Jugend diesen sicher mehr gewachsen zeigte, als es in der Zeit der Fall war, wo der Cötus hauptsächlich Betätigungsfeld für studentische Sitten war.

Andererseits wollen wir freilich vermerken, daß sich rein äußerlich Flaus und Mütze noch immer behauptet haben und trotz Wandervogel, Jugendbewegung, vormilitärischer Ausbildung die Einheitskleidung unserer Mittelschuljugend geblieben sind, die ihr am besten steht. Es liegt eine Kraft der Tradition darin, an deren Erhaltung uns liegen muß, wollen wir „bleiben, was wir sind". Man kann freilich auch von alten Schläuchen reden, in die der neue Wein nicht gegossen werden könne. Aber wir sind nicht sicher, ob nicht eine gute Mischung alten und neuen Weines sich am besten in bewährten Formen halten lassen kann.

Daß unsere Jugend heute vielseitige geistige und künstlerische Interessen hat, zeigte sich auf musikalischem und zeichnerisch-malerischem Gebiet in überraschendem Maße. Virtuosität, aber auch wirkliche musikalische Kultur verrieten die zahlreichen Violin- und Klavierspieler, ein ausgesprochenes Farb- und Formempfinden die allerdings beinahe zu wenig wählerisch eingeschickten und ausgestellten Bilder und Zeichnungen, Skulpturen und kunstgewerblichen Arbeiten; einige besondere Begabungen wirkten sich in Werkarbeit aus. (Nach-

bildung der Schäßburger Bergkirche in einem etwa 1.20 Meter hohen, aus selbstgebrannten Ziegeln erbauten, aber auch im Aufriß kunstgerecht dargestellten Modell durch einen Quintaner.)

Vielleicht ist es nur das strenge Urteil des Fachmannes, wenn die Leistungen in der Wortkunst weniger befriedigend genannt werden müssen. Doch liegen auch andere Gründe vor, die dies Gebiet benachteiligen. So war für den Vortragswettbewerb bisher jede Art von Rat und Hilfe durch den Deutschlehrer untersagt. Nun hat jedoch jeder Musikschüler diese fachmännische Hilfe zur Hand, und ebenso überwacht der Turnlehrer alle Schüler auch bei den für den Wettbewerb ausgewählten Übungen. Die Folge sind bei den Gedichtvorträgen Fehlgriffe in der Auswahl und Mängel, die sonst leicht abzustellen wären. Der sogenannte „Literatur-Wettbewerb" wieder leidet unter dem Mangel, daß Aufsatzthemen gestellt werden, während Verfasser und Beurteiler eigentlich auf schöpferische Dichtungen eingestellt sind. Es liegt aber in der Eigenart unseres Deutschunterrichtes, daß er solche eher unterbindet als fördert. Und so ist das Ergebnis meist nur ein sogenannter „freier Aufsatz", dem man das Erzwungene ansieht. Doch konnte als freudige Überraschung das Werk eines hoch begabten und schon ganz reifen jungen Dichters gebucht werden, das in diesem Heft auch unseren Lesern zugänglich gemacht wird.

Sehr eindrucksvoll waren einige Gemeinschaftsleistungen sowohl im Rahmen der Wettbewerbe als auch am Vorführungsabend: Gemalte Teller der Bistritzer, Sprechchor der Mediascher, Blasmusik des Seminars, Streichquartett der Kronstädter. In solchen Erscheinungen wird wohl am deutlichsten offenbar, daß sich die heutige Jugend Formen sucht, in denen sie für ihren angeborenen Drang nach gemeinsamer Betätigung Erfüllung findet. Dem Cötusleben werden hier Inhalte gegeben, die früher bei Kneipen, Fuchsstunden und dergleichen fehlten und fehlen mußten. Weniger erfreulich zeigte sich der „Gemeinschaftsgeist", wenn bei Wettspielen oder Siegerehrungen die Angehörigen eines Cötus die Ihrigen ganz besonders beklatschten. Aber Wetteifer ohne Subjektivität gibt es ja nicht, und der Einsatz des Persönlichen für die kleinere Gemeinschaft ist für Jugendliche vielleicht schon genug. Diesem Gedanken trägt auch die Bewertung der Anstalten in den körperlichen Leistungen nach dem Gesamtergebnis im Vergleich zur Schülerzahl Rechnung, wodurch nicht einzelne besonders hervorragende, sondern viele gute Leistungen in den Vordergrund rücken. So ist denn dem Grundsatz „Gemeinschaft" auch sein Platz eingeräumt worden, wenngleich es dann zwischen diesen einzelnen Gemeinschaften erst recht wieder unerfreuliche „Rivalität" gegeben hat, die aber zum Teil den Presseberichterstattern aufs Kerbholz geschrieben werden muß.

Leider konnte von einer Bekundung der großen deutschen Volksgemeinschaft in Rumänien nur in sehr ideellem Sinne gesprochen werden. Es war eigentlich eine rein sächsische Angelegenheit. Das deutsche Lyzeum von Tarutino war gar nicht, dasjenige von Bukarest mit 24 und das von Temeschburg mit 20 Schülern vertreten. Auch zeigte sich wieder, daß eben die Tradition des Cötus nur in Siebenbürgen lebendig ist. Vielleicht kann aber die nächste Olympiade, die für 1940 nach Temeschburg eingeladen wurde, auch hierin von einer Wandlung zeugen.

Bernhard Capesius

Die beiden Vergangenheiten. Eine Sprachglosse. — In der Verwendung der Vergangenheitsformen des Zeitwortes herrscht unter den Deutschen im allgemeinen eine schon oft erörterte Unsicherheit; uns Siebenbürger Sachsen, deren hochdeutscher Sprachgebrauch hierin auch zwischen einer unüberlegten Wahllosigkeit und krampfhafter Korrektheit wechselt, gehen die nachfolgenden klugen Betrachtungen eines deutschen Hochschullehrers — die kürzlich in einer großen reichsdeutschen Zeitung zu finden waren — ganz besonders an:

Der Deutsche weiß zwar ganz genau, wann er im Französischen das Imparfait, Passé défini, Parfait, Passé antérieur oder Plusqueparfait setzen soll, aber in seiner Muttersprache vermag er mit den drei Formen der Vergangenheit wenig anzufangen. So ist in den meisten Schulsprachlehren zu lesen, daß die 2. Vergangenheit (Perfekt) die noch in die Gegenwart hineinreichende Handlung bezeichnet, während mit der 1. Vergangenheit (Imperfekt) die in der Vergangenheit abgeschlossene Handlung ausgedrückt werden soll, bei der man auch eine Unterbrechung durch eine andere Handlung erwartet („Als er auf der Straße ging, wurde er plötzlich von einem Fremden angesprochen"). Nach dieser Regel dürfte man nicht sagen: „Gestern hat es geregnet", sondern nur „Gestern regnete es" (weil der Zeitraum, in dem die Handlung geschah, ganz verstrichen ist); man dürfte ferner nicht sagen: „Heute regnete es", sondern nur: „Heute hat es geregnet" (denn wir stehen noch innerhalb des angegebenen Zeitraums).

Diese Schulregel ist ein trauriger Beweis dafür, wie äußerlich man früher das Leben der Sprache angesehen hat. Die neuere Forschung versucht, tiefer in das Wesen der Sprache einzudringen und die seelisch-volkstümlichen Grundlagen der sprachlichen Erscheinungen zu ergründen. Nach dieser neuesten Forschung[1] stellt sich die Verwendung der zwei vergangenen Zeiten folgendermaßen dar: Die 1. Vergangenheit gibt nur einen nüchternen Tatsachenbericht, während in der 2. Vergangenheit eine persönliche Anteilnahme des Sprechenden, ein Gefühl (Freude, Dank, Trauer, Zorn, Hohn, Vorwurf, Schmerz, Reue usw.) ausgedrückt wird. Daher wird die 1. Vergangenheit nur in ganz kurzen oder rein sachlichen Darstellungen streng durchgeführt; da aber bei jeder längeren Darstellung die persönliche Anteilnahme des Sprechenden oder Schreibenden unvermeidlich ist, finden sich die 1. und die 2. Vergangenheit nebeneinander bei demselben Redner oder Schriftsteller, ja, diese Mischung begegnet schon seit etwa tausend Jahren oft sogar in einem und demselben Satz: „Das Weib, das du mir zugesellt h a s t, g a b mir von dem Baum und ich a ß" (Luther, 1. Mos. 3, 12); der Sprachkünstler Luther scheidet hier genau die einfache Feststellung (gab, sprach) von der in Adam durchbrechenden Aufwallung (zugesellt hast), in der er Gott die Verantwortung zuschiebt. — „Sie brach ab, ließ mich stehn und h a t, wie ich von einem befreundeten Hofmanne

[1] Vgl. H. Hempel, über Bedeutung und Ausdruckswert der deutschen Vergangenheitstempora. Halle 1932 (Hermaea, Bd. 31, S. 1—29).

erfuhr, gesagt" (Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, 632); Bismarck berichtet zuerst ganz sachlich, aber schließlich kommt sein Unmut zum Ausdruck. — Bekannt ist der Schluß des Werther: „Um zwölfe mittags starb er. Die Gegenwart des Amtmanns und seine Anstalten tuschten einen Auflauf. Nachts gegen eilfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er sich erwählt hatte. Der Alte folgte der Leiche und die Söhne, Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet." Der bloße Tatsachenbericht wird hier gesprengt durch das plötzlich ausbrechende Gefühl des Zornes über das Verhalten der nicht menschlich empfindenden Geistlichkeit.

Keine fühlende Mutter würde ihre Tochter fragen: „Küßte er dich?", sondern nur: „Hat er dich geküßt?" Wie kalt und herzlos würde es klingen, wenn ein Freund zum anderen sagte: „Da brockteſt du dir etwas Schönes ein!" Die gefühlsmäßige Anteilnahme verlangt hier die 2. Vergangenheit: „Da hast du dir etwas Schönes eingebrockt!"

Hierher gehört auch die Vergangenheit als Ausdruck der Unwiderruflichkeit: „Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt!" Wollte man diesen Gedanken in der 1. Vergangenheit ausdrücken („Was ich sagte, das sagte ich"), so würde man damit ein in der Erinnerung gestaltetes Erlebnis vorführen, zu dem man schon den Abstand kühler Sachlichkeit gewonnen hat.

Besonders deutlich wird der Unterschied in Sätzen, in denen man die eine oder die andere Form anwenden kann, aber jeweils Verschiedenes ausdrücken will: „Vor kurzem verlor er seinen letzten Freund." Diese einfache Feststellung berichtet nur über eine bereits der Vergangenheit angehörende unabänderliche Tatsache. Aber „Vor kurzem hat er seinen letzten Freund verloren" besagt mehr: er steht nun ganz allein auf der Welt da, er hat niemand mehr, der ihn liebt, wir empfinden tiefes Mitleid mit ihm.

Der Norddeutsche, der über Gebühr die 1. Vergangenheit anwendet, erscheint dem mit dem Herzen denkenden Süddeutschen so häufig als kalt und steif, während dem mehr der Wirklichkeit zugeneigten Norddeutschen die süddeutsche Sprechweise als Gefühlsduselei erscheinen mag, da im Süden mit Ausnahme der 1. Vergangenheit von „sein" (ich war) nur die 2. Vergangenheit gebraucht wird. Es hat aber keinen Sinn, darüber rechten zu wollen, wessen Sprache und Gefühlsleben tiefer ist, sondern wir freuen uns vielmehr über die Vielfältigkeit und den ungeheuren Reichtum der deutschen Seele, die sich in jedem Sprachraum in besonderer Weise kundgibt; jedoch in der feierlichen Rede und beim Schreiben müssen wir, weil wir dem Ganzen dienen, uns der Regel unterwerfen und die zwei Zeiten streng voneinander scheiden, je nachdem wir die sachliche Berichterstattung oder die gefühlsbetonte Darstellung verwenden wollen.

Prof. Dr. Eduard Hartl (Universität München)

Der volksdeutsche Schrifttumspreis der Stadt der Auslanddeutschen, der, 1935 gestiftet und dem schwäbischen Dichter Karl Götz für „Das Kinderschiff" zugesprochen, im Jahre 1936 an Erwin Wittstock für „Die

Freundschaft von Kockelburg", 1937 an Heinrich Zillich für „Zwischen Grenzen und Zeiten" fiel, wurde in diesem Jahr dem Sudetendeutschen Friedrich Bodenreuth für seinen Roman „Alle Wasser Böhmens fließen nach Deutschland", ein starkes und eigenwilliges Werk, das den Daseinskampf des Sudetendeutschtums während der letzten Jahrzehnte gestaltet, verliehen. Bei der Feier im Stuttgarter Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland, in deren Verlauf an Schillers Todestag dem Dichter der Preis überreicht wurde, kam auch ein kammermusikalisches Werk des Hermannstädter Komponisten Gerhard Schuster zur Aufführung, ein erfreuliches Zeichen dafür, daß im Gefolge der aufsteigenden auslanddeutschen Dichtung nun auch Musik aus inseldeutschen Bereichen im Reich Fuß zu fassen beginnt.

Neue Bücher und Schriften

Roman und Erzählung

Knut Hamsun. Die Liebe ist hart. Ein Roman in zwei Erzählungen. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München, 1937. — Der Band vereinigt zwei schon früher erschienene Romane Hamsuns — „Benoni" und „Rosa" — die zusammengehören und sich ergänzen. Es ist erstaunlich, daß diese Romane, deren Vereinigung in einem Buche nur zu begrüßen ist, verhältnismäßig unbekannt geblieben sind, denn gerade in ihnen erscheint die Hamsunsche Welt der kleinen Schiffergemeinde am Fjord in einer Weise dargestellt, die unmittelbar weite Kreise anfassen müßte. Hier ist der Dichter noch nicht zu jener erschütternden und uns durchschauernden letzten Kälte dem Dasein gegenüber, zu jener Verachtung des Menschen gelangt, die in seinem zeitlich letzten Werk — „Der Ring schließt sich" — von so vielen Lesern nicht mehr begriffen wurde, aber er steht schon so hoch über dem Alltag des Allzumenschlichen, daß er mit unnachsichtlicher Schärfe das Groteske des Lebens in den Vordergrund rückt. So tritt uns in diesem Roman in zwei Erzählungen die Tollheit des Daseins selbst entgegen. Da ist der großmächtige Kaufmann Mack, ein ausgekochter Gauner und Wüstling, der seine Mägde der Reihe nach zu Geliebten macht, auch wenn sie verheiratet sind, und der sich trotzdem gegen die betrogenen Ehemänner behauptet und zugleich gegen alle Folgen seiner kaufmännischen Betrügereien als der gebietende Herr, dem Ehre willig gezollt wird. Und ihm gegenüber der Postbenoni, der Briefträger, der durch Zufall und Glück zu Geld kommt, ein großer Herr sein möchte und immer nur ein kleiner Kerl bleibt, aber voll bürgerlicher Gutherzigkeit. Mitten drinn in diesem Karnevalszug der Menschlichkeiten lebt die wundervoll verhaltene, weibliche Rosa ihr Frauenschicksal, das sie zunächst an einen Schuft kettet, dessen einziger Wert in seiner zynischen Selbsterkenntnis und seinem mutigen Selbstmord liegt, und die dann den Benoni heiratet, als dessen Frau sie von einem kindlich-reinen Studenten verehrt und geschildert wird. Die-

ser Student hat wahrlich das Recht zu sagen, daß die Liebe hart sei, die ihm nicht lächelt; seinem beobachtenden Blick verdanken wir noch die Darstellung der wilden und haltlosen Baronin, der zügellosen Tochter Macks, und das Bild vieler anderer kleinen Personen, die um die große Sonne des Kaufmannes kreisen.

Wie herrlich ist dies alles gestaltet, einfach, überlegen, voll Spott und Wissen, groß und einmalig, ohne ein einziges überflüssiges Wort, aus einem Reichtum, der nur dem Genie geschenkt wurde aus der Gnade der Vorsehung. Heinrich Zillich

Rudolf Fischer. Söhne ohne Väter. Ein Roman. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 1937. 375 S. — Als dieses Buch erschien, hat es — mit Recht — Beachtung erfahren. Es wäre schade, wenn die raschlebige Zeit es zu schnell von der Tagesordnung absetzte. Ein junger Sudetendeutscher, anima candida, allein den großen Glauben an Deutschland im Herzen, kommt nach dem Krieg ins Reich. Durch alle Wirbel Berlins getrieben, taucht er vor und in der Inflation in Betriebe, Menschen, Seelen aller Art. Zeitungskorrespondenzbüro, Bankwesen, Privatsekretär eines Nachkriegsministers, Kleinheit, Schiebung, Jämmerlichkeit, Irrsinn überall. Die Besten gehen in Bildungsgesprächen und Erinnerungen unter. Wenig Echtes, auch dort kein Silberschimmer der Zukunft. Doch findet der Jüngling einen Menschen, Susanne. Sie ist der einzige Gewinn, als er, nach schweren Erfahrungen, derselbe der er war, in die Heimat zurückwechselt, — noch immer den Glauben an Deutschland im Herzen. Diese einfache Fabel dient keinem Entwicklungsroman. Sie ist der Faden einer dichterisch gesehenen Tatsachen- und Zustandsschilderung. Diese Menschen, ehrliche und beschränkte, Raffkes, Schieber, Treibende und Getriebene, überzüchtete Zivilisationsprodukte, wenig Echtes darunter, haben wir noch in der Jüngstvergangenheit durch unser Leben schreiten sehen. Mit einem Können, das man ehedem für ein Privileg der Linksliteratur hielt, in geistreich zugeschliffenen Dialogen, die höchste Bildungsansprüche stellen, wird der Ausschnitt einer fratzenhaften Zeit hingesetzt. Er wird erträglich nur durch die Kunst des Dichters. Fortsetzung und Schluß dieses Romans hat das Leben selbst geschrieben. Wenn man die Voraussetzungen dessen, was heute ist, im Wahrheitsspiegel des Dichters sieht, dann begreift man, wie alles kam, und daß es so gut und richtig ist. Karl Kurt Klein

Friedo Lampe: Septembergewitter. Rowohlt Verlag, Berlin. — In einer hannoverschen Stadt an schiffbarem Flusse erleben wir den Ablauf eines gewitterträchtigen Spätsommertages vor etwa 60 Jahren. Filmartig wechseln Einzelbilder einander ab und beleuchten eine Reihe von Schicksalen, die untereinander nur lose zusammenhängen. Alle aber stehen unter dem seltsamen Druck der Schwüle, bis das Gewitter sich entlädt, die Luft reinigt und viel Ungelöstes zur Klärung führt. die eigenwillige Form des Erzählens nimmt uns gefangen. Die Stimmung ist so gut erfaßt, daß wir die unerträgliche Spannung in der Atmosphäre körperlich mitempfinden und so auch in den dunklen Bannkreis der Ereignisse einbezogen werden. Gerda Mieß

Unvergängliches Erbe

Volksbuch Deutscher Dichtung. Herausgegeben von Gerhard Fricke. Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin. — Ein Berufener, der Kieler Deutschprofessor Gerhard Fricke hat dieses Volksbuch zusammengestellt, das nun in biblischem Format einen kaum vorstellbaren Schatz an deutscher Dichtung beherbergt. Vom Hildebrandlied und den isländischen Sagas über eine Auslese epischer und lyrischer Dichtung der staufischen Blütezeit über Volksbuch und Fastnachtsspiel, Sagen, Märchen und Volkslieder und den Simplizissimus, eine Balladen- und eine sehr reichhaltige lyrische Auswahl vom Barock bis Nietzsche, an die sich in den vier Abschnitten „Krieg und Niedergang", „Aufbruch", „Arbeit und Heimat" und „Das Reich" die kämpferische und volksbewußte Lyrik unserer Zeit anschließt. Schade, daß in den elf übrigen, gleichfalls nach Stoffen geordneten lyrischen Abschnitten die Dichter nach Nietzsche nicht berücksichtigt wurden, so fehlen denn in der Auswahl etwa die Namen Rilke, Carossa, Miegel, Ina Seidel völlig (so wie man unter den Kurzgeschichten Anekdoten Wilhelm Schäfers vermißt). Aber über Grundsätze und Ergebnisse der Auswahl wollen wir mit einem Buch nicht rechten, das auf 1000 Seiten eine solche Fülle unvergänglicher Werte vereint. Denn die zweite Hälfte enthält nun nach einer Auswahl aus „Dichtung und Wahrheit" je eine Meisternovelle von Arnim, Kleist, Gotthelf, Meyer, Keller und Storm, Kurzgeschichten von Hebel, Kleist und Reuter und — vollständig! — den Götz und Faust I, Die Räuber, Wallenstein und den Tell, die Minna von Barnhelm, die Hermannsschlacht und den Zerbrochenen Krug und Hebbels Agnes Bernauer. Eine solche knappe Aufzählung genügt, um eine Vorstellung vom Wert des Buches zu geben. Wir wollen noch dankbar vermerken, daß die auslanddeutsche Dichtung nicht vergessen wurde — die siebenbürgisch-sächsische ist mit Gedichten Folberths, der Gerda Mieß und Zillichs vertreten. Daß das Buch so groß und unhandlich ist, ist ganz in der Ordnung: es ziemt sich wohl, daß man davor wie vor einer Bibel sitzt.

Harald Krasser.

Eduard Mörikes Werke. Zwei Bände. Im Insel-Verlag, Leipzig. — So liegen denn, in zwei ebenso handlichen wie schönen Bänden auf Dünndruckpapier, nun auch Mörikes Werke in der Insel-Ausgabe vor und reihen sich würdig an die gleichartigen Kleist- und Hölderlin-Ausgaben: Alle Gedichte — bis auf weniges, ganz zeitgebundenes —, die Anakreonübertragungen, die — das wissen nicht alle — zu den schönsten Eindeutschungen fremden Dichtergutes gehören, die Erzählungen und Märchen und, in seiner ersten Fassung, der „Maler Nolten". Friedrich Ludwig Barthel, der durch eigene hohe Dichterleistung dazu berufene, hat das Nachwort geschrieben, das es einem schwer macht, noch eigene Worte des Preises an Mörike zu wenden: so sehr haben sich hier Tiefgründigkeit der Mörike-Deutung und Schönheit der sprachlichen Form zu einem Essay hohen Stils vereint. Wohl die empfehlenswerteste Mörikeausgabe, die wir heute besitzen!

Harald Krasser

Mitteilungen der Schriftleitung

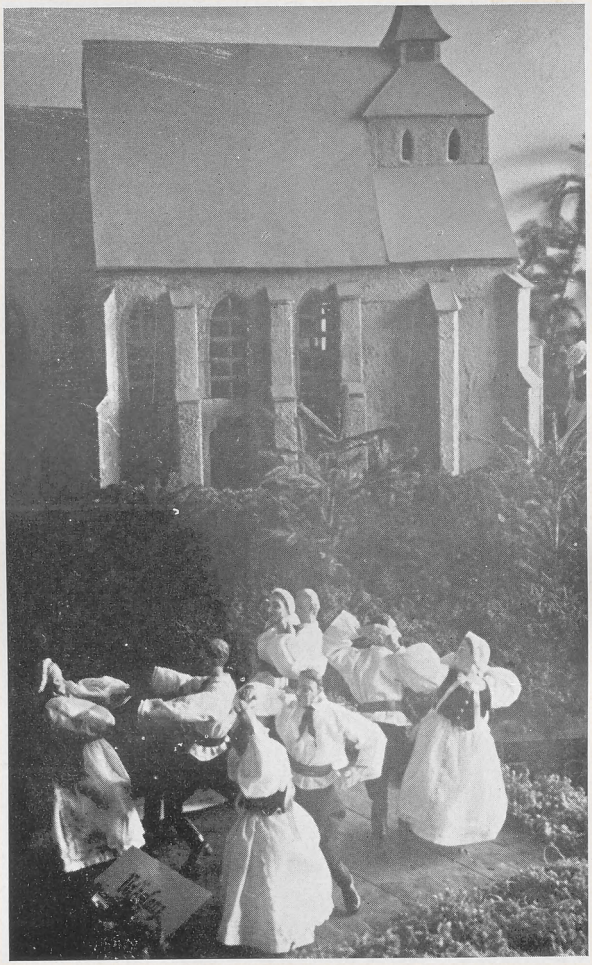
Zum Inhalt. Octavian Goga, der große rumänische Dichter und Staatsmann, Redner und Publizist, der vor kurzem, begleitet von der Trauer des ganzen rumänischen Volkes, zu Grabe getragen wurde, lebt auch in der Erinnerung der Deutschen dieses Landes fort als eine geistige Persönlichkeit, die tief mit der deutschen Kultur verbunden war, und als ein Staatsmann, der mutig für die Zusammenarbeit Rumäniens mit Deutschland eingetreten ist. Die Gedichtübertragung am Beginn dieses Heftes, die noch einmal die Erinnerung an den großen rumänischen Freiheitsdichter der Vorkriegszeit aufruft, zeugt, über die verschiedene Artung des politischen Willens hinweg, für eine dritte Verbundenheit mit dem siebenbürgischen Deutschtum: durch die Verwurzelung in dem siebenbürgischen Boden, der er seine reinsten und vollsten lyrischen Töne verdankte.

Der Verfasser des Aufsatzes über den großen „politischen" Buchhändler Perthes ist der Leiter der Reichsschule des deutschen Buchhandels in Leipzig Dr. Gerhard Schönfelder.

Neben den Versen des bekannten Banater Lyrikers Peter Barth steht diesmal die Dichtung seines achtzehnjährigen Stammesgenossen Heinrich Erk, der mit der in diesem Heft veröffentlichten lyrischen Szene als Schüler der Hermannstädter Brukenthalschule den Literaturpreis der Bistritzer Schülerolympiade gewonnen hat. (Siehe den Aufsatz im Rundschauteil.) Durch alle hörbare Anlehnung an den Faustdichter und den neuromantischen Symbolismus hindurch spürt man eine in ihrer Wortsicherheit fast gefährliche Begabung, von der wohl noch Bedeutendes in der Zukunft erwartet werden kann.

Franz Nabl, der österreichische Erzähler, von dem C. H. Watzingers Aufsatz handelt, ist der diesjährige Träger des Mozartpreises.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Cisnădie-Heltau 92 bei Sibiu-Hermannstadt
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Krafft & Drotleff A. G.



Rolf Grasser: Volkstanz

(Trachtengruppen in Holz)

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
15. JAHR JUNI HEFT 6

Ich pflücke Johannisbeeren

Von Gerda Mieß

Ich pflücke Johannisbeeren.
Die Sonne glüht schon heiß.
Ein Falter umgaukelt mich leis;
Was mag er von mir begehren?
Ich bin so tief im Gesträuch versteckt,
Hat ihn mein buntes Kleid geneckt?

Vom nahen Sommerbaume
Ein erster Apfel fällt.
Wie rasch doch alles reift und schwellt,
Es geht als wie im Traume!
Nur eben hat die Blüte uns erfreut,
Jetzt ist schon überall die Frucht bereit.

Mein schöner Falter, so fliege
Zu all' der Sommerblumenpracht,
Die rings im hohen Grase lacht
Und harrt, daß sie dich wiege!
So kurz ist doch dein Lebenstag:
Genieße der Flügel flüchtigen Schlag!

Ich stehe im Sommer mitten.
Wie war das Erwachen im Lenz so schön!
Vorbei! — Ich will in heißem Flehn
Um gnädige Ernte bitten.
Schon hat sich manche Frucht vom Stamm gelöst,
Wie bald steht kahl das zitternde Geäst! —

Noch aber, du schöne Erde,
Steh' fest ich auf deinem Grund,
Noch sind die Tage reif und rund
Und harren, was noch werde!
Flieg' zu, mein Falter, lasse dich belehren! —
Ich pflücke Johannisbeeren.

Der Aprikosenbaum

Von Oinz Catiz

Der Küster Mathias Armbruster saß am Vormittag in seiner Amtsstube. Er las in der Bibel; morgen war Sonntag, er suchte ein Predigerwort. Die paar alten Weiber, die sonntags in die Kirche kamen, wollten allemal an einem andern brennenden Dornbusch die kurzen Kerzenstummel ihres Glaubens entzünden. Und Küster Armbruster mußte mit Bedacht und Vorsicht seine Fackel tragen, denn die alten Weiber wußten ganz genau, auf welchem Berge das Gottesfeuer in der Ordnung des Kirchenjahres zu brennen habe, am Sinai, am Karmel oder in der sternlosen Nacht des Verrates. Neidlos sah der Küster solche wohlgerüstete Kenntnis, er fragte auch nicht, ob die alten Weiber sie seinen Vorgängern zu danken hatten oder ob das Alter, die sechzig und siebzig Jahre ihnen die Kerzenstummel in die Hand gedrückt. Ach ja. Wenn der Küster von der Kanzel das Predigtwort verlesen, nickten die alten Köpfe: so ist es, wir haben nichts anderes erwartet. Umständlich und bedachtsam rafften die Frauen dann ihre altmodischen Röcke und ließen sich ins Kirchengestühl nieder. Nach einer Weile waren die meisten schon eingeschlafen. Der Herrgott wußte, wessen sie bedurften, meinte der Küster, wessen sie nach sechzig und siebenzig Jahren bedurften. Ja, ja, ja.

Gegen zehn Uhr öffnete der Küster das Fenster seiner Amtsstube, um den Zigarettenrauch hinauszulassen. Der Küster rauchte viel, aber gegen zehn Uhr ließ er den Rauch hinaus, ehe die wenigen Schüler und Schülerinnen zu ihm kamen. So hielt er das. Er stand am offenen Fenster, die Sonne schien ihm ins Gesicht. Zwar lag drüben an der Mauer des Kirchleins noch grauer Schnee, aber hier am Wege lugte schon ein verwegenes grünes Gräslein hervor. Der Küster schüttelte den Kopf, es war ja nicht nur ein Hälmlein, es waren viele da, ein Nest von grünen Halmen, sprießend und verworren, eine Handvoll Leben. Aber der Aprikosenbaum, der abseits vom Wege stand, kümmerte sich noch wenig um die Sonne. So schien es. Der Winterfrost mochte ihm zu lange gedauert haben. Vielleicht war er auch schon zu alt, dieses kahle vertrocknete Gerippe von schwarzroten Zweigen und Ästen, verrenkt und verknotet, jedenfalls ein Krüppel, wenn man ihn so von oben bis unten betrachtete, ein Veteran. Am Ende stand er auch nicht im rechten Boden hier.

Nach dem Bau des Kirchleins hatte man Schutt und Kalk und Sand und rote zerbrochene Backsteine in diesen Winkel geschaufelt. Und einer der Vorgänger des Küsters grub ein Loch, verscharrte die Wurzeln eines Aprikosenbäumchens darin, begoß es drei Tage nacheinander und dann vergaß er es wohl. Aber die Sonne schien, ein Regen wusch ihm die ersten Knospen und der Wind, der Wind blättert in allen Bäumen.

Der Küster sah auf die Uhr. Freilich, er hatte es ja geahnt, daß auch heute keiner kommen würde. Gott mit euch, sagte er und schloß das Fenster. Er setzte sich an seinen Tisch und las in einem Buch. Später sah eine alte Frau, die Aufwärterin, zur Tür herein: Ich bin fertig, Herr Küster.

Gut. Joana, dann kannst du gehen.

Morgen komme ich nicht.

Nein, morgen ist Sonntag.

Vergessen Sie nicht, die Tür abzuriegeln, Herr Küster.

Nein.

Guten Tag.

Dann rauchte der Küster wieder, stand am Fenster und sah auf das vertrocknete Gerippe des Aprikosenbaumes. Der Winter war zu hart gewesen für ihn, das konnte jeder sehen, Brennholz war aus ihm geworden. Der Küster ging in die Küche, die Axt zu holen, um den Baum zu fällen. Aber er fand die Axt nicht. Auch im Holzschuppen suchte er umsonst. Was diese Joana für eine Angst vor Dieben hatte. So blieb der Aprikosenbaum stehen.

Der Küster sah wieder auf die Uhr. Noch eine Zigarette, dann konnte er zum Mittagessen gehen. Den Brief an seine Mutter wollte er am Nachmittag schreiben. Sie sollte seinetwegen keine Sorgen haben, es ging ihm gut. Und gesund war er auch. Ja, er lebte hier in dieser Stadt Palilula, zwischen den Karpathen und dem Schwarzen Meer gelegen, inmitten einer flachen Ebene, einer verrosteten Steppe, die im Sommer aussah, als sei die Erde hier am Aussatz erkrankt. Gewiß, einen Vergleich mit dem grünen Siebenbürgen hielt diese Gegend nicht aus. Aber er lebte nun einmal hier, er war hier Küster. Rumänen, Griechen, Armenier und Juden bevölkerten die Straßen Palilulas, aber es hatten sich auch Deutsche hier niedergelassen. Für sie war er der Küster, für diese Verirrten und Heimatlosen, denn wer aus einer grünen Heimat kam, dem verdorrten hier alle Wur-

zeln. Aber muß nicht auch hier einer Küster sein, liebe Mutter? Bedenke das. Und seit hundert Jahren hat sich immer einer gefunden, der es in Palilula aushielt, der es auf alle Fälle einmal versuchte, hier auszuhalten. Der erste Küster floh zwar nach etlichen Jahren. Vielleicht hatte er Angst vor dem Tode, vor einem gräßlichen Sterben. Im Jahre seiner Flucht starben viele Menschen in Palilula. Es war die Cholera, sagt man, die sie dahinraffte. Viele flohen entsetzt aus der Stadt. Aber sie fielen in einem Maisfelde um oder sie mußten sich zwischen schnittreife Ähren legen. Roter Mohn hing ihnen vor den Augen, aber ihre offenen Augen sahen nichts mehr, Disteln stachen durch ihr Hemd, aber sie legten sich nicht auf die andere Seite. Sie lagen im Ahrenfeld. Der zweite Küster ertrank nach einem Jahr im Fluß, einem lächerlich seichten Gewässer, das unweit der Stadt durch die Ebene fließt und nur im Frühjahr anschwillt wie in Wut und Zorn. Solche Flüsse scheinen die Zornadern Gottes zu sein. Dann kam einer, der hielt es lange aus. Der baute ein Kirchlein und pflanzte einen Aprikosenbaum. Dieser Baum steht vor dem Fenster meiner Amtsstube, mein Vorgänger hat ihn stehen lassen. Ich weiß nicht, wie er den letzten Winter überstanden hat, es kann sein, daß ich ihn fällen muß. Mein Vorgänger nahm sich eine Frau, als er vierzig Jahre alt war, da das Leben einsam für ihn wurde. Er wollte Kinder um sich haben, darum nahm er die Frau. Aber nach einem Jahr starb sie. Auch das Kind. Er hatte um den ganzen Einsatz gewürfelt. Und hatte verloren. Ich sah ihn im Park einer Stadt in Siebenbürgen. Er saß auf einer Bank, den alten Hut auf seinen Knien, die Hände um die Krücke seines Spazierstockes gelegt. Auf dem Platz vor ihm spielten Kinder. Seine Augen waren offen, aber sie sahen nichts. Der Wind trug ein Ulmenblatt auf seine Schulter, aber er wandte den Kopf nicht. Er lag im Ahrenfeld. — Sieh, Mutter, wie wenig Menschen ein Jahrhundert braucht, nur eine Handvoll. Aber die Jahrhunderte sind manchmal um uns wie die Mauern eines Hauses, in dem wir leben müssen, wir können es nicht verlassen, wir dürfen es wohl auch nicht, es ist unser Platz in dieser Welt. Nur ein Kirchlein, liebe Mutter, und ein Aprikosenbaum; wenn sie nur auf gutem Grunde stehen ...

Am Nachmittag wollte der Küster diesen Brief schreiben, es sollte ein langer Brief werden und seiner Mutter würde er ein Trost und eine Freude sein.

Als er die Tür zur Amtsstube schloß, fing plötzlich eine Ringeltaube im kahlen weitgeschwungenen Geäst eines Essigbaumes an zu singen, wenn man dieses sehnsüchtig dumpfe Gurren einen Gesang nennen mochte. Dem Küster fiel ein, daß er den ganzen Winter über keine Ringeltaube gehört hatte. Über Schnee gehen auch Gesang und Geräusch auf leisen Sohlen, es mußte doch der Frühling sein, der dieses Gurren im Geäst des Essigbaumes laut werden ließ. Es klang wie das Gurgeln eines Baches unter dünnem Eise.

Im Gasthaus saßen der Fotograf Hellhummer und Johann Lorenz, den man den Nußknacker nannte. Er war früher Maurer gewesen, nun aber zeichnete er Pläne für Baumeister und überwachte deren Arbeiter. Er verdiente viel Geld, erzählten die Leute. Wenn er Wein trank, bekam er funkelnde Augen und sang italienische Lieder.

Gestern haben wir zu lange Karten gespielt, sagte Hellhummer.

Ja, lachte der Nußknacker, weil du dabei verloren hast.

Meine Joana hat bis elf Uhr die Wohnung gefegt, sagte der Küster, da muß viel Unrat herumgelegen haben.

Wieso?

Küster, fing der Nußknacker an, deine Joana solltest du zum Teufel jagen. Sie erzählt in der Stadt, daß wir bei dir Gelage hielten.

Schweig! brummte der Fotograf.

Mir kann es ja gleichgültig sein, sagte der Nußknacker, aber der Küster lebt ja sozusagen von einem guten Leumund.

Der Küster war besorgt.

Und einmal soll sie ein Frauenstrumpfband unter deinem Bett gefunden haben.

Schweig! drohte der Fotograf, du solltest dir lieber meinetwegen Sorgen machen.

Der Küster sah in seine Suppe, er löffelte darin herum und schwieg. — Hör nicht auf das Geschwätz dieses Nußknackers, tröstete Hellhummer.

Ja, erwiderte der Küster, ja.

Mir kann es ja gleichgültig sein, lachte der Nußknacker, aber ich habe es von Kaufmann Degiorgi erfahren. Und Degiorgi ist schließlich kein Niemand, den der Küster umbläst, wenn er sich schneuzt.

Das ist schon der rechte! triumphierte Hellhummer.

Wieso? fragte der Küster.

Das weiß der Nußknacker ganz gut.

Ich weiß gar nichts.

Trinkt ihr Wein? fragte der Küster.

Ich weiß gar nichts, wiederholte der Nußknacker.

Du hast ja auch nur den Plan gezeichnet von dem Haus, das Degiorgi seiner — hm, seiner Dame bauen ließ. So ist das, was solltest du auch wissen? fragte Hellhummer.

Der Nußknacker schwieg.

Dieser Degiorgi sollte lieber mit seinen Enkeln im Sand spielen. Und obendrein sollte er auch noch den Mund halten. Das ist meine Meinung.

Von mir hast du diese Geschichte jedenfalls nicht erfahren, stellte der Nußknacker fest.

Der Küster trank sein Glas aus. Dann sagte er: Wir sind alle Gefangene in dieser Stadt, einer ist der Gefangene des andern.

Mir kann es ja gleichgültig sein, lachte der Nußknacker wieder.

Jeder ist zugleich Wächter und Gefangener, fuhr der Küster fort, ohnmächtig und allen andern ausgeliefert, aber auch allmächtig und lüstern und beutegierig, ein Jagdhund an der Kette. Der Küster wurde traurig: Hellhummer, auch wenn wir nicht soviel Geld besitzen wie Degiorgi, so bauen wir doch alle Hurenhäuser in dieser Stadt.

Der Nußknacker geriet in Zorn: Du redest wie ein Küster!

Ja, ja.

Hör auf, Nußknacker, mahnte Hellhummer, der Küster meint es im Ernst, du brauchst darüber nicht in Zorn zu geraten.

Muß er aber auf mich zielen? Warum hält er mich für dumm? Ich lebe nun einmal mit Angela zusammen, jawohl und basta, und ich laß mich von einem Küster nicht trauen, nein, das tu ich, wann es mir paßt, und dann müßte es auch ein richtiger Pfarrer schon sein, nicht bloß so ein halber, so ein Küster und Notausgang.

Dir kann es ja gleichgültig sein, höhnte Hellhummer.

Geschwätz und Geplapper, alberner Leicht- und Seichtsinn, aber auch verkrampftes Elend, seelenlose Not, an den Wassern Babels, ja, aber sie aßen Braten und tranken Wein, sie wurden satt. Das war aber schließlich auch alles.

Könnten wir das nächste Mal nicht bei dir spielen? fragte der Küster nach dem Essen.

Der Nußknacker schwieg.

Bei mir geht es, sagte Hellhummer nach einer Weile.

Der Küster Mathias Armbruster schlief nach dem Mittagessen. Den Brief an seine Mutter wollte er am Abend schreiben. Das reichliche Essen und der Wein hatten ihn müde und schläfrig gemacht. Warum sollte er den Brief nicht erst am Abend schreiben, er kam ja doch nicht früher an.

Als er erwachte, war die Sonne schon untergegangen. Er wusch sich, kleidete sich an und ging in seine Amtsstube. Frisch und ausgeruht fühlte er sich, nun konnte er den Brief schreiben. Er machte Licht an, setzte sich an den Schreibtisch, nahm Papier und Tinte und Feder und schrieb das Datum. Siehe, heute war Frühlingsanfang! Der Küster lächelte, als hätte er einen geheimen Grund zur Freude. Heute war ja immerhin Frühlingsanfang, ja. Er sah auf die Uhr. Es war die Stunde, da im „Regenbogen" sich alle am Stammtisch versammelten. Und heute würde gewiß keiner fehlen, heute am Sonnabend. Da fiel dem Küster ein, daß er ja den Brief bis zum Abendessen nicht vollenden könnte, denn es sollte ein langer Brief werden, ein Trost und eine Freude für seine Mutter. Aber jeden Brief soll man in einem Zug fertig schreiben. Wenn er jetzt essen ging, blieb ihm nachher noch Zeit genug für den Brief.

Er trat aus dem Haus. An der Mauer des Kirchleins lag ein grauer Fleck. Es war Schnee, aber schmutziggrau und verbraucht, ein alter Schnee. Am dunstigen Himmel hing ein schmaler Mond, eine goldene Feder aus den Fittichen eines Engels. Die Nacht war nicht warm, aber der Küster knöpfte seinen Winterrock nicht zu, er ließ die Schöße um seine Beine fliegen. Sein Herz war wie ein leichtsinniges Lied.

Und dann ging er doch in den „Regenbogen."

Am Stammtisch sitzt Kaufmann Degiorgi. Seine blauen Augen funkeln schon und um seinen Mund ist ein steifes hochmütiges Lächeln. Er spricht mit dem pensionierten Oberst Langenecker. Der Zimmermaler Kleinthomae beugt sich über den Tisch und rechnet auf einem Papier. Und schüttelt den Kopf, denn die Summe auf dem Papier stimmt nicht überein mit dem Geld in seiner Brieftasche. Diese Rechnung geht bei ihm nie auf, aber er hat einen dicken Schädel, er versucht das Exempel jeden Sonnabend. Wochenabschluß bleibt für ihn Wochenabschluß. Der Strickmeister Gregor hält sein Glas vor den dicken Bauch, er zwinkert mit den Äuglein, aber er sagt kein Wort. Dann trinkt er. Er ist der Sohn eines Pfarrers, er kennt viele Bibel-

sprüche auswendig, er sitzt auch beim Wein am Stammtisch in einer Haltung wie ein Pfarrer in der Konfirmandenstunde. Neben Gregor thront Schlächtermeister Schimmel. Immer, wenn Gregor ausgetrunken hat, gießt der Schlächtermeister ihm aus seiner eignen Flasche das Glas wieder voll. Schimmel erzählt Gregor, wieviel Mitgift jede seiner fünf Töchter mitbekommt, wenn sie heiratet. Aber Gregor wehrt sich so gut er kann, er behauptet, sein Sohn denke noch gar nicht daran, zu heiraten. Doch Schimmel schenkt ihm immer wieder von seinem Wein ein, und so kommt es, daß Gregor für den Abend zwei Viertel zu bezahlen hat, Schimmel aber sechs. — Anfangs redet keiner viel, vor jedem steht auf dem Tisch ein Viertel Wein und ein Glas. Meistens hören sie alle zu, wie der Kürschner Roberti die Neuigkeiten aus der Abendzeitung vorliest. Und sie ärgern sich, wenn Rumänen, Griechen und Juden, die an den andern Tischen im „Regenbogen" sitzen, gar zu sehr lärmen. Beim zweiten Viertel Wein erklärt dann Oberst Langenecker allen, die es wissen wollen, warum der letzte Krieg verloren wurde. Warum? Weil alle Kranken in der Heimat blieben und alle Gesunden an der Front starben. Darum. Das danken wir der Nächstenliebe.

Der Küster blickt beschämt in sein Glas. Er wird rot.

Gregor, der Sohn eines Pfarrers, gerät in Zorn, daß seine dicken Backen zittern: An Glauben hat es gefehlt, ruft er, an Glauben!

Kürschner Roberti, sachlich: An Kanonen, Herr Papst.

Kaufmann Degiorgi lächelt steif und hochmütig. In solche Gespräche mischt er sich nicht hinein, er pflegt zu warten, bis eine Gelegenheit sich gibt, ein spitzes höhnisches Giftwort anzubringen.

Gregor brummt: Christusverkäufer!

Sprechen Sie nicht mit diesem Kürschner! schmeichelt Schimmel seinem Nachbarn.

Oberst Langenecker, der die alten Zeiten liebt, träumt schon weiter: Wäre der Krieg ausgeblieben!

Der Kürschner eifert: Unmöglich!

Heute wäre ich vielleicht General, bekennt der Oberst.

Das ist aber nun eine Gelegenheit für Kaufmann Degiorgi: Ich meine, der Krieg sei die beste Chance für einen Soldaten wie Sie, Generalfeldmarschall zu werden.

Alle lachen. Oberst Langenecker trinkt seinen Wein, zwinkert ein paarmal mit seinen klugen Augen. Aber dann fragt er ruhig: Degiorgi, haben Sie in Ihrem neuen Haus auch ein Bad?

Ich besitze kein neues Haus, sagt Degiorgi kurz.

Nein, hier bleibt einer dem andern nichts schuldig.

Nur Zimmermaler Kleinthomae begreift nicht, warum alle lachen, er sitzt noch immer über seine Rechnung gebeugt, er trinkt und rechnet, aber je mehr er trinkt, desto unentwirrbarer gerät sein Exempel. Zuletzt sitzt er ganz betrübt da.

Schlächtermeister Schimmel schneuzt sich, rückt aufgeregt mit seinem Stuhl, weil nun auch er etwas sagen will. Wann, fragt er, wann wird Nikolaus Faraudo beerdigt?

Wer? erschrickt der Oberst.

Der wird nicht begraben, erklärt Kürschner Roberti.

Den sollte kein Pfarrer begraben dürfen! verlangt Gregor.

Schimmel ist außer sich: Um Gotteswillen, er muß doch beerdigt werden, die Behörden sind doch sicher dahinter.

Der wird nicht begraben, erklärt Kürschner Roberti noch einmal.

So, so spöttelt Degiorgi, das sind aber seltsame Ansichten.

Lebende Menschen begräbt man hierzulande nicht. Kürschner Roberti hat eine entwaffnende Sachlichkeit.

Er hat sich aber heute erhängt, behauptet Schlächtermeister Schimmel, der um allen Stadtklatsch weiß.

Er hat es nur versucht, stellt Roberti richtig.

Da haben wir's! triumphiert Gregor, da haben wir's ja! An Glauben fehlt es, überall fehlt es daran.

Oberst Langenecker macht ein saures Gesicht. Die Christen haben immer zu laut geredet, sagt er, aber niemand hört ihn, weil nun alle wissen möchten, warum Nikolaus Faraudo versucht hatte, sich zu erhängen.

Wieder ruft Gregor: Sein Freund wird das wissen! Die beiden haben ja in ein Horn geblasen. Fragt ihn, er muß es wissen.

Roberti bleibt immer sachlich: Freilich weiß ich's. Er konnte nicht mehr arbeiten, weil er vierundsiebzig Jahre alt ist, Herr Papst Gregor, wenn Sie das verstehen, er hatte nichts zu essen.

Ja, aber Sie hätten ihm doch helfen müssen, behauptet Gregor.

Oberst Langenecker ist böse geworden; er fährt den Strickmeister an:

Roberti hat ihm die ganze Zeit über geholfen!

Ja? zweifelt Gregor.

Der Kürschner verteidigt sich nicht.

Plötzlich aber entsinnt sich Küster Armbruster eines Abends hier im „Regenbogen". Er fragt: Sie waren es doch, Herr Oberst, der vor etlichen Monaten für Faraudo an diesem Tisch Geld sammelte?

Ja, bekennt Langenecker, aber damals war er krank, als müßte er sich entschuldigen.

Solchen ist nicht zu helfen, ruft der Strickmeister, die fahren doch dem Teufel in den Hintern.

Alle schweigen. Zimmermaler Kleinthomae schüttelt den Kopf über seine Rechnung.

Wie geht es ihm? fragt der Oberst leise.

Er liegt im Spital.

Kleinthomae zerreißt das Papier, er gibt das Rechnen auf, trinkt sein Glas aus und fragt: Wer ist gestorben?

Da müssen alle lachen. Sie bestellen neuen Wein. Lärm und Rauch erfüllt den niedern Raum des „Regenbogens". Einige Rumänen fangen an zu singen. Bald ist es, als feierte ein Soldatenhaufe eine siegreiche Schlacht. Jeder spricht mit seinem Nachbarn, wer weiter sitzt, ist nicht zu verstehen. Aber als Oberst Langenecker davon spricht, daß sie etwas tun müßten für Nikolaus Faraudo, der im Spital liege, da hat ihn doch jeder hören können und es wehrt sich auch keiner, Kaufmann Degiorgi gibt sogar eine blanke blaue Banknote, nur der Strickmeister Gregor sagt: Solchen Menschen ist nicht zu helfen! Er hebt den Kopf und blickt in den blauen Rauch: Nicht ein kleines Nickel! Und dann fragt er erregt: Warum fährt er nicht zu seinem Bruder nach Böhmen? Muß er hier wie ein Tier verrecken!

Auch Schimmel sagt: Ja, wozu hat er einen Bruder!

Alle sehen Roberti an. Dieser sieht vor sich hin. Er sagt: Faraudo schämt sich. Er war vierzig Jahre nicht daheim. Und jetzt soll er so heimkommen?

Kleinthomae hat noch einmal das Geld in seiner Brieftasche gezählt. Er hat zwar schon Wein getrunken, aber er versucht doch wieder zu rechnen. Und siehe, die Rechnung geht auf. Er freut sich wie ein Kind. Noch nie im Leben ist ihm das geglückt. Er hatte aus seiner Brieftasche einen Schein für den armen Faraudo herausgenommen und nun stimmte seine Rechnung. Und vor Freude fängt er an, unmäßig zu trinken.

Gregor muß das letzte Wort haben, in allen Sachen muß er das

letzte Wort behalten. So, sagt er, so, nun kann er Krebs spielen, nun muß er von rückwärts wieder ins Leben kriechen.

Wer?

Faraudo.

Kaufmann Degiorgi erhebt sich, er zieht seinen schweren Pelzmantel an.

Warum gehen Sie schon? fragt Gregor.

Ich gehe zum Bahnhof, meine Nichte kommt zu uns auf Besuch.

Aha! sagt Schlächtermeister Schimmel.

Nein, Herr Schimmel, sie ist schon verlobt. Und dieses war das zweite spitze Giftwort des Kaufmanns Degiorgi an diesem Abend. Er ging befriedigt und erhobenen Hauptes aus dem „Regenbogen."

Um Mitternacht gingen Oberst Langenecker und Küster Armbruster heim. Die schmale Mondsichel stand nicht mehr am Himmel, aber alle Sterne waren entzündet. Nur wenige Menschen gingen auf den Straßen.

Oberst Langenecker blieb stehen: Armbruster, tragen Sie das Geld dem tapfern Faraudo, tun Sie das. Hier ist es.

Ich? fragte der Küster, ich kenne ihn kaum.

Er soll sich vor mir nicht zu schämen brauchen, Armbruster, weil ich ihm doch schon einmal Geld getragen habe. Er wird es von mir nicht annehmen wollen. Die Menschen sind anders, als der Papst Gregor meint.

Als Küster Armbruster im Bett lag, fiel ihm ein, daß er seiner Mutter einen Brief hatte schreiben wollen.

*

Die paar alten Weiber saßen im kleinen Kirchlein, zwei oder drei Männer und die Konfirmanden in der ersten Bank. Sie sangen Lieder und der Küster las aus der Bibel vor. Die alten Weiber nickten, es war alles in Ordnung, hier gab es keine Überraschungen und notvolle Entscheidungen; die Menschen lobten Gott und Gott gab kein Zeichen, daß er dieses Lobes nicht bedurfte. Faraudo lag im Spital. Einer Witwe wurden die Augen schwer. Sie sah schnell zur Kanzel, ob der Küster nicht schon oben stände. Nein, an diesem Sonntag sang man ein Lied, das zwölf Strofen hatte, es war ein langes und frommes Lied. Da trat eine junge Frau in die Kirche. Oder war es ein Mädchen noch? Sie setzte sich in die Bank der Konfirmanden. Der

Küster konnte ihr gut in die Augen sehen. Es waren seltsame Augen, blau und groß, und so, als hätten sie eben tapfer eine Träne zerdrückt. Aber es war wohl nur der Glanz darin, der in die Augen kommt, die lange auf gute vollkommene Dinge sehen. Die alten Weiber rückten zusammen, sie flüsterten miteinander und der alte Organist drehte sich um, zu sehen, warum der Gesang so plötzlich verstummte.

Der Küster saß in seinem Gestühl. Auch er sang nicht mehr mit. Er sah vor sich hin. Er dachte daran, daß er das Geld für Faraudo, der im Spital lag, in der Tasche trug. Und dann blickte er wieder über die Menschen, die vor ihm in dem kleinen Kirchlein saßen, gleichgültig und stumpf. Und plötzlich schlug er die Bibel auf. Ein auflehnender Zorn war über ihn gekommen. Und in der Bibel fand er ein Wort: Gott, schweige doch nicht also, und sei nicht so still; Gott, halte doch nicht so inne! Und er erstieg die Kanzel und predigte.

Die alten Weiber schüttelten über ihren Küster den Kopf, der auf alle Ordnung, die sie von ihm erwarteten, so lästerlich vergaß. Sie sahen einander an. Die Frau des Organisten drehte sich um, aber der Organist sah hinüber zur Kanzel, sie konnte ihm kein Zeichen machen. Niemand schlief ein, auch die Witwe war wieder ganz wach. Der Organist vergaß, daß er vom Küster den Auftrag hatte, sich nach einer Viertelstunde wieder an die Orgel zu begeben, damit der Küster merke, wann er genug gepredigt habe.

Als die Leute aus dem Kirchlein in den hellen Sonnentag traten, rieben sie sich die Augen, als müßten sie sich erst besinnen, wo sie wären. Die alten Weiber traten zur Seite und ließen das Mädchen, das so spät gekommen war, vorbeigehen. Sie zogen die Augenbrauen hoch und sahen einander verständnislos an. Der Küster stand in der Tür des Kirchleins, blickte lang in den Sonnenschein. Dann rieb er sich die Augen.

Ja, es kamen seltsame Tage, eitel Frühling und Sonnenschein, nein. Gott hielt nicht inne. Faraudo lag zwar im Spital, er mußte wohl noch viele Wochen dort liegen, aber er schimpfte nicht mehr über den verdammten lumpigen Nagel in der Wand, der nicht einmal einen Kadaver tragen konnte. Der Arzt sagte dem Küster, er sähe es lieber, wenn Faraudo schimpfe, es schien ihm geradezu verdächtig, wenn er nun anfing zu schweigen. Die Menschen sind anders, als der Papst Gregor meint, sagte der Oberst.

Und wie waren sie nach einer Woche? Wie waren sie am folgenden Sonntag?

So waren sie, wie immer.

Die Stammtischrunde und einige mehr waren in den kleinen Saal neben dem Kirchlein gekommen und auch ihre Damen hatten sie mitgebracht. Es sollte ein Frühlingstreffen oder etwas Ähnliches sein. Der Organist spielte auf einem alten Klavier und die jungen Leute tanzten. An den Tischen saßen die andern, aßen und tranken Wein, lachten und taten im übrigen so, als könnten sie einander gut leiden. Aber die Vornehmen wußten doch, welcher Tisch für sie gedeckt war, und die Armen, Zimmerleute, Schneider und Handelsgehilfen tranken einen mindern Wein. Zuletzt wurden alle flott und lustig und Kaufmann Degiorgi hatte nichts dagegen, mit dem Zimmermann Sift ein Glas Wein zusammen zu trinken. Sift hatte den Dachstuhl auf ein gewisses Haus gesetzt, eine saubere und rechtschaffene Arbeit. Was hatte er zu fragen, für wen das Haus gebaut war.

Küster Armbruster, Fotograf Hellhummer und Johann Lorenz, der Nußknacker, saßen an einem Tisch beisammen, seit je unzertrennliche Freunde, es konnte nicht anders sein, drei Landsknechte, die auf Gedeih und Verderb einander verschworen blieben. Sie widerstanden der Verlockung des Schlächtermeisters Schimmel, der sie an seinen Tisch einlud. Der Nußknacker und Hellhummer entschuldigten sich sogleich: Herr Schimmel, wir tanzen doch nicht. Und was den Küster betraf, so tanzte er pflichtgemäß mit jeder Tochter einen Tanz, aber er übergab sie hernach wieder der elterlichen Obhut. Der Küster war ein Teufelstänzer, kühn und unermüdlich und die Damen behaupteten, er habe einen starken Arm, ja, aber er wüßte auch, daß Tanzen nicht Holzhacken oder Tauziehen sei. So sagten sie, und das ist kein geringer Ruhm für einen Tänzer.

Der Nußknacker und Hellhummer saßen an ihrem Tisch, tranken Wein und lachten, während Armbruster tanzte. Aber nach einem Tanz führte der Küster sein Mädchen an den Tisch zu den Kameraden, holte noch einen Stuhl heran und sagte: Das ist Heide Degiorgi, die es satt hat, zwischen alten Tanten zu sitzen. Ihr habt wohl nichts dagegen?

Sie hatten nichts dagegen, im Gegenteil, auch der beste Wein wird schal, zuweilen. Ein Trinker gerät nicht in Fröhlichkeit, wenn er vor dem Spiegel steht und sich selber zutrinkt, er wird nur betrunken.

Hellhummer bot Heide Degiorgi ein Glas Wein an. Sie trank, sie nippte nicht nur wie an einem Giftbecher, sie trank ihm zu. Das konnte aber Lorenz, der Nußknacker, nicht mit ansehen, er war nicht gewohnt, zur Seite zu treten, wenn Hellhummer einherkam. Lorenz, der Nußknacker, fing in solchen Augenblicken an zu stottern. Er trat ans Klavier und bat den Organisten mit freundlichen Worten, er möge die Begleitung zu einem Lied spielen, das er singen wolle. So bezwang Lorenz, der Nußknacker, die Gefahr, er tat den Mund auf und sang, er stotterte nicht. Eine Gans, die ein Hund anbellt, breitet die Flügel aus und fliegt. Der Nußknacker hatte zitternde und perlende Laute in seiner Kehle, behende Worte kamen über seine Zunge, leichtflüssige Rosenworte, unerhört von einem Nußknacker.

Die Menschen im Saal vergaßen ihre Gespräche, sie lauschten, es war beinah, als bestaunten sie das Farbenspiel eines Pfauenrades. Zuletzt aber klatschten sie in die Hände und schrien bravo! Wo war Hellhummer geblieben?

Lorenz, der Nußknacker, verneigte sich nach allen Seiten und ging an seinen Tisch zurück. Er wagte nicht einmal die Augen aufzuschlagen. Das Glück macht die Menschen bescheiden. Aber eben jetzt hatte sich der Teufel zu dem alten Organisten ans Klavier geschlichen und ihm ins Ohr geflüstert, doch schnell wieder ein Tänzchen zu spielen. Küster Armbruster tanzt mit Heide Degiorgi davon. Manchmal mag das Glück nicht neben der Bescheidenheit sitzen.

Fotograf Hellhummer meint: Es muß doch etwas ganz anders sein, ein Mädchen so im Arm zu halten, als nur es anzusingen.

Schweig! brummt der Nußknacker.

Du solltest an deine Angela denken! mahnt der Fotograf.

Ich denke an wen ich mag! trotzt der Nußknacker.

Ja, deine Angela hat nicht blaue Augen.

Grüne hat sie.

Wer?

Ihr Fotografen seid alle farbenblind, ihr könnt grün von blau nicht unterscheiden. Ihr hängt euch ein schwarzes Tuch übern Kopf und seht durch ein Loch.

Und wenn man bedenkt, mit wem sie tanzt. So ein Küster und Notausgang.

Das Wort hast du mir gestohlen! schimpft der Nußknacker.

Wie mag das enden?

Heide Degiorgi und der Küster kommen an den Tisch zurück. Das war ein Tanz! sagte Heide Degiorgi.

Lorenz, der Nußknacker, steht auf, er will nicht mehr an diesem Tisch sitzen. Er dankt dafür, er geht und singt ein neues Lied. Er singt und berauscht die Menschen mit seinem Sang. Aber nach jedem Lied trinkt er auch, er vergißt ihn nicht, den Wein. Und wenn der Nußknacker und seine Lieder anfangs für alle Menschen im Saale wie ein Wunder waren und wie eine Offenbarung, so gewöhnen sie sich doch schnell daran. Sieh, ein Veilchen! sagen die Menschen im März und bleiben stehen. Im Juli, wenn in ihren Gärten die Rosen blühen, bücken sie sich, um zu sehen, ob die Kartoffeln schon Knollen haben. So sind die Menschen, anders, als der Papst Gregor meint, sie sind beinahe das, wofür sie Oberst Langenecker hält. Aber Lorenz, der Nußknacker, steht vor dem Spiegel und trinkt sich selber zu. Zuletzt war es so weit mit ihm.

Doch die Jugend wollte wieder tanzen. Eine Konfirmandin, ein fünfzehnjähriges Ding, trat ans Klavier und bat den alten Organisten, einen Tanz zu spielen. Er deutete aber nur mit dem Kopf auf den singenden Nußknacker. Da legte sie den Arm um seinen mageren Nacken und flüsterte: Bitte, bitte einen Tanz! So frech und verwegen war sie, weiblich durchaus und unglaublich mächtig. Der Organist spielte einen Tanz.

Ein Tanz! sagte der Küster.

Ja? erwiderte Heide Degiorgi. Aber sie stand nicht auf und wollte tanzen, Fotograf Hellhummer lud sie eben ein, doch einmal zu ihm zu kommen, damit er von ihr eine Aufnahme mache. Es soll ein Bild werden, Fräulein Heide, schöner als alle, die ich je gemacht. Das verspreche ich Ihnen.

Der Fotograf war ganz warm geworden, sein Gesicht war kupferrot. Er schenkte sich auch immer wieder ein.

Darf ich um diesen Tanz bitten? wagte der Küster nun doch zu sagen.

Oh, sie tanzen ja wieder!

Der Küster erhob sich.

Finden Sie dies Gehoppse denn so vergnüglich? spottete Fotograf Hellhummer.

Ich tanze gerne, gestand Heide Degiorgi. Sie stand auf, um den Küster nicht so lange warten zu lassen.

Da vergaß sich Fotograf Hellhummer, er ergriff Heides Hand und hielt sie fest. Tanzen Sie nicht mehr, bat er, bleiben Sie hier! Schimmel hat fünf Töchter, der Küster kann mit denen tanzen!

Sie tun mir ja weh! sagte Heide Degiorgi.

Er ließ die Hand los.

Es endete nicht gut. Es waren drei Männer und nur ein Mädchen. Fotograf Hellhummer nahm seine Flasche und sein Glas und trug sie hinüber zum Tisch der Familie Schimmel. Der Schlächtermeister rückte zur Seite und machte ihm Platz. Wissen Sie, was dieser Lügner Degiorgi behauptet hat? fragte ihn der Schlächtermeister. Er hat behauptet, sie sei schon verlobt.

Hat er das behauptet? fragte Frau Schimmel.

Der Schlächtermeister antwortete nicht.

Es endete schlecht.

Lange nach Mitternacht stand Küster Armbruster am Fenster seiner Schlafstube. Er hatte das Fenster geöffnet. Die Nacht war warm, der Himmel sternbesät. Der Küster mochte sich nicht ins Bett legen. Er würde ja doch nicht einschlafen können. Ja, Küster Armbruster hatte mit Heide Degiorgi getanzt, er hatte mit ihr geredet und hatte in ihre Augen gesehen. Sie hatte ihm nichts versprochen und doch war sie ihm wie eine Verheißung. Die Menschen legen einen Tag zu dem andern, es ist für sie ein Gang ohne Trost und Freude durch die Zeit der Wochen, Monate und Jahre und sie gewöhnen sich an Ohnmacht und bitterliche Ergebung wie an eine Speise, aber siehe, da nimmt sie Gott bei der Hand und führt sie hinan den Berg und zeigt ihnen das frühklare gelobte Land des Lebens.

Schließlich legte sich der Küster Mathias Armbruster doch ins Bett. Er schlief nicht ein, er horchte auf den Wind, den Atem Gottes, der draußen durch die Frühlingsnacht zog. Es ist Spott und ohnmächtiger Neid der Menschen, wenn sie von einem sagen, daß er das Gras wachsen höre. Er hört viel mehr. Und wenn es nicht das Ohr ist, so muß es doch das Herz sein, das solche Sprache vernimmt. Und dieses Herz ist stark und unsterblich wie Gott. Ja, wenn es ihn bis dahin noch nicht gab, dann gebiert ihn so ein Herz. Und es ist kein Herz so gering, daß es nicht einen Gott in sich trage. Wir Menschen nennen's Liebe.

Plötzlich hörte Mathias Armbruster Schritte draußen im Hof.



Rolf Grasser: Volkstanz

(Trachtengruppen in Holz)

Dann klopft jemand an sein Fenster. Der Küster setzt sich im Bett auf. Küster, schläfst du schon?

Es war Lorenz, der Nußknacker.

Nein, ich schlafe nicht.

Der Nußknacker erstieg mühsam das Fenster, fiel ins Zimmer.

Warte, ich mache Licht an, sagte der Küster.

Nein, laß das. Küster, ich muß heute nacht bei dir schlafen. Ah, da ist ein Stuhl. Da kann ich meine Kleider drauf legen. Du hast ja nichts dagegen?

Nein. Hast du deinen Wohnungsschlüssel verloren?

Ja.

Sie lagen nebeneinander, das Bett war breit genug. Sie schliefen wohl auch nicht zum ersten Male in einem Bett, es mochte einer von ihnen schon früher einmal seinen Wohnungsschlüssel verloren haben.

Du, Küster, schläfst du schon?

Nein.

Bist du auch nicht müde?

Nein.

Du hast viel getanzt.

Ja. Und du hast viel gesungen.

Küster?

Ja?

Schlafe gut, Küster.

Plötzlich fällt dem Küster etwas ein. Du hättest ja klopfen können, sagt er, deine Angela wäre aufgewacht und hätte dir die Tür geöffnet.

Ja, ja. Schlafe gut, Küster.

Sie schliefen gut, sie lagen wie zwei Brüder in einem Bett, sie schliefen, bis es Tag wurde.

Als Küster Mathias Armbruster am nächsten Morgen in seine Amtsstube trat, öffnete er zuerst das Fenster und blieb lange davor stehen und sah hinaus und zuletzt schüttelte er gar den Kopf und um seinen Mund stand ein Lächeln, mild und verwundert, wie bei einem Kind. Vor einer Woche noch war der Aprikosenbaum ein vertrocknetes Gerippe gewesen mit kahlen verrenkten Ästen und Zweigen, ein Krüppel und Veteran, und siehe, nun hatte es sich herausgestellt, daß er innen voll schneeroten schäumenden Lebens gewesen war. über Nacht war es aus ihm gebrochen. (Schluß folgt.)

Bauernmutter

Gedichte von Michael Wolf-Windau

Bauernmütter

Die ihr schwer auf staubgen Wegen
mit dem Quersack heimwärts schreitet,
freuet euch, daß Müh und Segen
euch der Herrgott hat bereitet.

Freut euch, daß ihr abgetrieben
heimwärts geht im Abendlichte,
daß die Sorge hat geschrieben
in dem schweigenden Gesichte.

Ewig werden Mütter schreiten,
schwer wie ihr in Staub und Erde,
werden gutes Brot bereiten,
sinnend stehen an dem Herde.

Ewig wird ihr helles Lachen
und ihr Sorgen sein um Wiegen,
ewig werden Mütter wachen,
bis sie starr im Sarge liegen.

Die ihr schwer auf staubgen Wegen
mit dem Quersack heimwärts schreitet,
freuet euch, daß Müh und Segen
euch der Herrgott hat bereitet.

Dein Kind

Gott legt ein Kind in deine junge Hand,
ich komm von fern und will es grüßen,
dies kleine Licht im weiten Erdenland,
das lang nicht war und nun sich euch verband,
dem sich das laute Leben will erschließen.

Es trage Ewigkeit an seinem Schuh,
licht sei sein Weg, es ström' ihm starke Kunde,
und Englein jauchzen froh ihm zu,
bis leise spricht sein Mund das erste Du.
Ein jeder Jahrlauf sich ihm fröhlich runde.

Ich seh dich sinnend an des Bettchens Truh;
wie groß und heilig ist doch diese Stunde,
küßt eine Mutter mit dem scheuen Munde
zum erstenmal ein kleines Kind zur Ruh.

Wiegenlied

Schlafe ein, du süßes Kind,
bist geschützt vor Reif und Wind,
gut das Brot und voll die Truh,
drum so schließ die Augen zu.

Träume süß. Wir halten Wacht,
Nacht und Tag und Tag und Nacht,
wie die Wiege, Uhr und Spind,
wir dir zugesichert sind.

Schlafe ein. Es rinnt die Zeit,
webt auch dir ein dunkles Kleid;
bis dir wird die Not zum Teil,
sorgen wir — du schlaf derweil.

Die Garde

Von Otto Folberth

Die Russen hatten die sogenannte Nepomukstellung, einen umstrittenen Höhenzug knapp vor der Batterie, mit schwerem Kaliber betrommelt, waren dann gegen Abend zum Sturm geschritten und hatten die Stellung der kaum noch kampffähigen österreichischen Infanterie auch wirklich genommen. Da Reservetruppen zur Einleitung eines Gegenangriffes vorläufig keine zur Verfügung standen, hatte Hauptmann Badura sich erlaubt, bei den Befehlsstellen hinten anzufragen, was er also nun mit der Batterie anfangen solle. Schießen könne er sowieso nicht mehr, da mittlerweile stockdunkle Nacht eingetreten sei.

„Bis zum letzten Mann ausharren!" hatte die scharfe Antwort im Draht geschrillt, und dann war plötzlich auch dieser Draht entzwei gerissen. Die Batterie aber hatte Stunde um Stunde darauf geharrt, daß aus dem schwarzen undurchdringlichen Dunkel vor ihr,

das merkwürdigerweise nicht einmal mehr Schüsse blitzend erhellten, das Schicksal der Gefangennahme sich nähere und seine Gespensterhand nach der Batterie ausstrecke.

Aber die Nacht war vergangen wie gekommen. Keine einzige Frage der gespannt in sie hinaushorchenden Kanoniere hatte sie beantwortet.

Nun ist endlich der Morgen da. Nun müssen und müssen sie doch wissen, was rings um sie los ist.

So denkt auch der junge Kadett, der kürzlich erst zur Batterie gestoßen ist. Und weil er im Augenblick gerade nichts anderes zu tun hat und weil auch die Kameraden schließlich nichts anders tun als warten, klettert er beim ersten Lichtschimmer des Tags von Ast zu Ast in den Wipfel einer hohen Eiche.

Unter ihm lugen die vier Haubitzrohre spitz und stachelig aus dem Waldrand hervor. Wie sprungbereite Bulldoggen sehen sie Hans jetzt aus, jawohl, sogar mit fletschenden Zähnen, denn er weiß, daß neben jedem der Geschütze ein Häuflein Kartätschen darauf wartet in ihre Rohre geschoben zu werden, um über die Fläche vor dem Waldrand einen Eisenhagel brausen zu lassen, falls... Aber der erwartete Nahangriff steigt nicht. Und der Kadett kann den Wipfel der Eiche unbehelligt erreichen.

„Nun, was gibts?" ruft Hauptmann Badura nach einer Weile ungeduldig von unten durch das dichte Geäst hinauf.

„Der Nebel ist noch nicht ganz weg. Immerhin ist auf der Fläche vor uns nicht die geringste Bewegung zu sehen."

„Entweder, der Feind ist also noch gar nicht so nah, als wir annehmen", denkt Oberleutnant Pop, der Erste Offizier, laut vor sich hin.

„Oder er hat uns längst überrannt, ohne uns hier im Walde bemerkt zu haben", setzt Hauptmann Badura die Gedanken der neben ihm stehenden, in einen langen, verdrückten Soldatenmantel gehüllten Gestalt fort.

Noch einen Ast höher hinan und Hans Henning kann außer dem Gelände vor dem Waldrand auch die kahlen Flächen im Süden und Westen überblicken. Vorsichtig läßt er den Feldstecher von links nach rechts gleiten, dorthin, woher die Hilfe kommen müßte, wenn es noch Hilfe gibt für die Batterie.

„Da", zuckt er zusammen, „jawohl, da unten, da rührt es sich!"

„Nun, was denn?" rufen sie neugierig aus dem Walde hinauf und halten den Atem an.

„Dunkle spitze Punkte, viele, viele, schieben sich dort unten in Richtung auf den Nepomuk in den Nebel vor."

Noch zweifelt er klopfenden Herzens einen Atemzug lang. Dann jubelt die Gewißheit in ihm, und er ruft aus der Höhe:

„Himmel, das können nichts anderes als Pickelhauben sein!"

„Pickelhauben?" wiederholt der Hauptmann nachdenklich mit seiner tiefen Stimme.

„Pickelhauben?" quängelt trocken der Erste Offizier.

„Pickelhauben! Pickelhauben!" schwirrt und flattert es mit blitzartiger Geschwindigkeit vom ersten zum zweiten, vom zweiten zum dritten, vom dritten zum vierten Geschütz. Und siehe da, gleich rührt sich ein neues Leben am Waldrand und das in der langen Nacht sorgenvoll und zerknittert, ja beinahe schon runzelig gewordene Gesicht der Batterie hellt sich zusehends auf.

Nein, nie noch ist Hans für seine katzenhafte Behendigkeit, nie für den Entschluß, flugs einen Baum zu ersteigen — eine seiner liebsten Gewohnheiten, wäre sie nur mit der Würde eines k. u. k. Kadetten immer so leicht zu vereinen wie in diesem Falle! — entschädigt worden wie heute.

Ein kleines Gaudium bedeutet für ihn allein schon der Umstand, daß sich mit nach und nach unten um die Eiche ein Schwarm von Wißbegierigen sammelt, die nach Nachrichten von ihm lechzen. Zu den Offizieren sind zuerst die Burschen getreten. Hennings Bursche strahlt über das ganze Gesicht, daß alle plötzlich zu seinem jungen Herrn emporblicken, den man doch bis jetzt oft genug geflissentlich übersehen hat.

Dann gesellen sich Kanoniere und Unteroffiziere zu der Gruppe. Von vorneherein gläubiger als der hohe Batteriestab zweifeln sie kaum mehr an dem, was der junge Kadett von seinem Zufallsausguck beobachtet.

Auch Telefonisten haben sich eingefunden. Sie tun es aber unauffälliger, beinahe schleichender Weise, denn es fällt diesen eingebildeten Kerlen schwer zu zeigen, daß sie ihr allwissender Draht heute so schmählich im Stich gelassen hat.

Jetzt nähert sich sogar der baumlange Oberfeuerwerker Fricko, der gefürchtete Protzenkommandant, der Kadettenfresser, der Gruppe

unter der Eiche. Stolzen, sporenklirrenden Schrittes storcht er daher. Und näselt: „Wos? Wos will der Kadettürfi von dort oben entdeckt haben? No, auf alle Fälle halte ich die Protzen angespannt. Wenn Herr Hauptmann befehlen, sofort fahre ich vor ....“

„Die Bauchgurten wenigstens könnten Sie Ihren Gäulen doch nachlassen, Herr Oberfeuerwerker“, trifft ihn der Gegenhieb aus dem Wipfel oben. „Es ist nicht wahrscheinlich, daß Sie sofort vorfahren werden.“

„Kümmern Sie sich mehr um Ihre Pickelhauben, Herr Kadett, als um unsere Protzengäule!“ ruft der Hauptmann jetzt zornig hinauf. „Was ist es also mit ihnen? Gehen sie endlich vor oder lassen sie uns hier im Dreck?“

Aber es dauert naturgemäß lange, bis Hans den Gaffern da unten Einzelheiten berichten kann, wie sie sie gerne hören möchten. Die Bewegungen der Pickelhauben auf den weiten nebeligen Flächen sind langen Atems und bedürfen zweifellos erst reiflicher Überlegung und Vorbereitug. Manchmal macht es Hans auch Spaß, die Bande unter ihm ein wenig zappeln und gewissermaßen nach den Wörtchen haschen zu lassen, die er ihnen gnädig herunterwirft.

Überhaupt, scheint es, fühlt er sich heute nach langer Zeit wieder sehr als Spitzbube! Wie wäre es sonst möglich, daß er wiederholt in das nahe Gezweige griffe und eine Handvoll reifer, harter Eicheln auf die Köpfe unten fallen und springen ließe, natürlich so, als habe er sie nur gerade zufällig mit dem Stiefel vom Baum gestreift!

Endlich aber ruft er allen Ernstes aus seinem Wipfelsitz: „Hallo, Leute, sie setzen sich wieder in Bewegung! Und zwar — jawohl — in schnurgerade ausgerichteten Schwarmlinien! Jaj Kinder, nun geht die Sache richtig los!“

„Also muß das Gerücht doch wahr gewesen sein“, gibt unten im Wald Hauptmann Badura seinen zurückgehaltenen Gedanken endlich freien Lauf, „das vor kurzem — erinnert ihr euch noch? — bis zu uns heraus gedrungen ist: die jetzige Armeereserve werde von einer preußischen Gardedivision gebildet. Offenbar ist diese Gardedivision nun eingesetzt worden, um das Loch in der Nepomukstellung zu stopfen.“

Das Wort Gardedivision ist kaum gefallen, da klettert es dem behenden Kletterer Hans nach bis in den höchsten Wipfel seiner Eiche. Dort wird ihm fast schwindlig von seinem Klang.

In der Tat, ein so sauberes und gleichmäßiges Exerzieren der Bataillone, ein so taktmäßiges Auf und Nieder des vorflutenden Angriffes hat er im Gefecht noch nicht gesehen. Sind das dort wirklich atmende, schwitzende, keuchende Menschlein — jedes ein klopfendes Herz in der Brust! — oder sind es bloß Drahtpuppen, bloß Schachfiguren, die ein unsichtbarer, unnachgiebiger Spieler von Feld zu Feld rückt?

Er beginnt den Sinn preußischer Disziplin und preußischen Drilles zu begreifen. Welche Truppe auf dem weiten Erdenrund könnte diesem Angriff hier widerstehen, das Spiel behaupten gegen diesen Spieler?

Noch einmal wirft Hans einen Blick auf das Menschenknäuel zu seinen Füßen. Ein Mann mit fettig-schmutziger Hose bahnt sich soeben einen Weg durch ihn.

„Was willst du, Măi Toadre?" herrscht der Hauptmann ihn an.

„Bitte gehorsamst, Fahrmannschaft ist sehr hungrig. Darf ich Kaffee heißen verteilen?"

„Natürlich darfst du. Und auch die Bauchgurten sollen nachgelassen werden ..."

„Jawohl, Herr Hauptmann, jawohl!" —

Brumm ... tschiau! Brumm ... tschiau! donnert jetzt aber drüben die feindliche Artillerie, peitschen die feindlichen Schrapnelle über die Köpfe der Schachfiguren daher.

Ein heißer Kampf entbrennt. Und da Leutnant Benedict vom Hauptbeobachtungsstand der Batterie das Schlachtfeld noch immer nur ungenügend überblicken kann, verkrallt sich Kadett Hans von seinem Zufallsausguck her in die Schlacht mit den Stahlpranken der unter ihm feuernden Geschütze.

Viel weiter als 300 Schritte können die Grenadiere vom Nepomuk nun nicht mehr entfernt sein! Da prasselt ihnen von der Kammlinie her das russische Maschinengewehrfeuer so dicht entgegen, daß sogar die im Walde drinnen, obwohl rings um die Batterie bereits ein betäubender Lärm entstanden ist, es unaufhörlich rauschen und rollen hören.

„Hallo, was gibts?" ruft bald der Hauptmann, bald der Erste Offizier in die Eiche hinauf.

„Batterie, Lage vom ersten!" kommt als einzige Antwort von

oben zurück. Jetzt ist nicht Zeit zum fackeln und erzählen. Und bald darauf: „Ganze Batterie, Schnellfeuer!"

Raschelte bisher schon nach jedem Abschuß eine Wolke herbstgelben Laubes auf die Haubitzen und die Kanoniere nieder, so verwandelt sich jetzt der Waldrand in einen wahren Vulkan. Granaten, Erde, Rauch und Blätter geraten in einen Wirbeltanz, der bis in den Wipfel der Eiche den beißenden Pulvergeruch mit emporreißt.

Aber drüben, aber drüben auf dem Nepomuk gewinnt der Angriff der Garde Raum. Trotz des heftigen feindlichen Maschinengewehrfeuers springen die Schwarmlinien ruckweise auf, stürmen zehn, zwanzig Schritte vor, werfen sich nieder. Schließlich folgt, nahe dem Kamm, Sprung auf Sprung in atemraubender Hast. Zu Mittag ist der Berg zurückgewonnen und bleibt im Besitz der Grenadiere. Zwar brandet noch stundenlang eine verzweifelte Wut von Osten gegen ihn an, aber umsonst — sie zerschellt ohnmächtig an der nichtmehr wankenden Mauer der Garde.

Der Künstler und der Gönner

Ein Zwiegespräch

Von Wolf von Aichelburg

Gönner: Es freut mich, Meister, daß Sie mich wieder einmal besuchen. Ich habe lange nichts von Ihnen gehört.

Künstler: Sie sind mir doch nicht böse deswegen?

Gönner: Lassen Sie das. Ich weiß schon, Sie wollen sagen, daß es Sie bedrückt, daß Sie mich zeitweise wie einen Geschäftsmann behandeln, ganz förmlich, sachlich, unmenschlich gewissermaßen. Es sind Ihre eigenen Worte.

Künstler: Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mich aller unnötigen Umschweife entheben. Uns Künstlern ist es schädlich, Selbstverständliches in Worte zu fassen. Es verbraucht uns in falscher Weise.

Wir kennen gesellige Bindungen, wie man das so nennt, nur in unserem Schaffen. Da sind wir höflich in dem Maße, als wir Talent haben. Zu Unrecht schließt man aber von jener Höflichkeit auf eine wohlgefällige Schmiegsamkeit im äußeren Leben.

Früher gab es streng geschiedene Stände mit festgesetzten An-

standsregeln und Verpflichtungen. Heute, wo alle gleiche Rechte haben, gesteht man nur dem Künstler gewisse Vorrechte zu, macht ihn irgendwie ersatzweise zum Aristokraten. Man vergißt dabei, daß der Künstler zur vornehmsten Aufgabe des Aristokraten, vorbildlich zu leben, grade keine Zeit hat, weil er ja Werke zu schaffen hat, die nicht von der Art sind, die man gewöhnlich mit Arbeit bezeichnet.

Gönner: Was verstehen Sie unter Werk ohne Arbeit?

Künstler: Ich wollte damit sagen, daß Arbeit und Spiel, Ernst und Scherz sich gewöhnlich wechselwirkend ergänzen und bedingen, wie zwei Kugelhälften ineinanderpassen. Bei uns Künstlern ist das anders. Wir kennen nicht Spiel und Scherz, Erholung. Darum kann aber auch unser Werk keine eigentliche Arbeit sein, muß ein gewisses Spiel, eine gewisse entspannende Ironie schon in sich tragen. Ein Spiel an sich, wozu auch die Lebensform gehört, ist unseren Gewohnheiten unangemessen.

Man bürdet uns aus Bequemlichkeit fremde Verantwortung auf, weil jene, die diese Verantwortung, schön zu leben, tragen müßten, ihrer vergessen haben. Warum sammelt und liest man heute so viel Briefe, Memoiren und Lebensdokumente von Künstlern? Früher las man Lebensgeschichten von Rittern, Königen, später von Höflingen, Feldherren und Diplomaten, kurz von Menschen, die vorbildlich zu leben verstanden. Künstler gab es wohl auch, wir kennen aber heute meistens nur mehr ihre Werke. So haben sie es gewollt und so hat es ihre Zeit gewollt, und das war natürlich.

Gönner: Ich glaube aber nun doch, daß der Künstler der Lebensform genügen muß, nur in ganz anderer Weise als die übrigen Menschen. Das scheinen Sie mir eben bewiesen zu haben. Das Wesen des Künstlers ist das Sichtbarwerdenlassen des Weltgefüges. Es ist wahr, etwas anderes ihm zuzumuten, wie beispielsweise Lebensform, wäre unangemessen. Er kann und darf eben immer nur das Eine geben, er zahlt bei jeder Gelegenheit mit seiner besonderen Währung, dem „Sichtbarwerdenlassen". Sie haben mir Ihrer Konvention gemäß gedankt, Sie haben mir Ihr Auge geliehen. Was ist es anderes, was ich von Ihnen fordern kann, zu jeder Zeit, als Dank, als Abschied, an Stelle jeden Rituals?

Künstler: Sie haben sich eben selbst als Künstler entpuppt. Ihre Erwiderung war eine stilvolle Ergänzung zu meiner Paraphrase über die Lebensform.

Gönner: Etwas mag wohl daran wahr sein. In Kontakt mit dem Künstler werden wir vorübergehend künstlerisch. Wir sind die Aufnehmenden des Kunstwerkes und damit gewissermaßen auf neutralem Grunde. Wir werden sichtbar, hell im Scheinwerferlicht. Man sagt ja auch, die Kunstaufnahme sei einer Neuschöpfung zu vergleichen.

Künstler: Sie haben recht. Und dies eben ist die einzige Umgangsmöglichkeit des Künstlers mit den übrigen Menschen: schaffend.

Man erzählt doch von manchem Dichter, Musiker, der bei einem Gönner geladen, inmitten geselligen Glanzes eines erlesenen Kreises nicht aufzutauen vermag, einfach verloren ist, dann aber, aufgefordert, zu rezitieren oder Musik zu machen, plötzlich lebendig wird, zu sich selbst findet.

Merkwürdig, so manche geistreiche Frau, Virtuosin des geselligen Verkehrs, die im Gespräch mit dem Künstler heimlich in sich hinein gelacht hatte, den Triumph ihrer eindeutigen Überlegenheit im Gespräch und Betragen genießerisch auskostend, empfindet ihn plötzlich gleichwertig, ebenbürtig, ja überlegen.

Im Falle er in einer weit tieferen Umwelt beheimatet ist, wird er wie umgewandelt, ein ebenbürtiges Mitglied der Gesellschaft.

Indem er seiner Konvention, seinem Zeremoniell genüge tat, schafft er sich ein Gleichgewicht zu dem ihm ungewohnten Zeremoniell der Geselligkeit, des Lebens. Er spielt Kunst gegen Lebensform aus. Das ist durchaus keine Herabwertung der Lebenskunst gegenüber der eigentlichen Kunst. Kunstform und Lebensform sind eine polar gespaltene Einheit. Sie ergänzen sich, da sie gleichwertig sind, bei entgegengesetztem Wesen.

Gönner: Ist der Künstler aber dem Weltmann nicht doch überlegen? Ich will keine Atwort von Ihnen, ich will Ihnen nur von meinen Überlegungen reden.

Ich unterstütze Sie in Ihrem Schaffen, indem ich Ihnen die Konvention abnehme. Ich schütze Sie vor der Welt, damit Sie nicht in der Welt zu handeln brauchen, damit Sie ungestört die Welt gestalten und deuten können. Sie wandeln die von mir ge-

botenen materiellen Werte in geistige Werte um. Deckt sich nun aber das Maß meines gebotenen Wertes mit meinem tatsächlichen Erfassen Ihrer schöpferischen Werte? — Lassen Sie, ich weiß, ich bin kein Protzer, der sich mit Gönnertum schmückt. Ich bin ein wahrhaft kunstbedürftiger Mensch. Ich glaube aber doch, daß ich im Grunde Ihre künstlerische Haltung nicht verstehe, sondern nur als Ganzes erfühle. Das Verhältnis des Kunstaufnehmenden zum Künstler ist analog dem Verhältnis vom Weib zum Manne. Nicht aus Erkenntnis Ihres Wertes helfe ich Ihnen, sondern die Natur will Ihren Wert erhalten und benützt mich dazu als Werkzeug. Mein Verhalten ist halb bewußt und halb instinktiv, ist eher ein Antrieb von außen als eine autonome Zielsetzung.

Künstler: Was Sie da sagen, bringt mir Ärgernis. Sie treffen mich an einer wunden Stelle. Sagen Sie, das Publikum erfühlt unsere Werke, wir aber verstehen sie? Was verstehen wir denn? Wir verstehen unser Handwerk, sonst nichts. Wir bemühen uns aber unser Schaffen zu verstehen, und deshalb schaffen wir immer neue Werke, um immer klarer zu werden, immer mehr vom Zufall befreit, vom Zufall, diesem anmaßenden Emporkömmling, der uns immer noch die besten Brocken zuwirft.

Könnte einmal einer von uns ein Werk schaffen, frei von den Einflüsterungen des Zufalls und des Einfalls, dürfte er sich an seiner bewußten geistigen Macht berauschen, statt an den Überraschungen, die ihm seine Natur bringt, er würde kein zweites Werk mehr schaffen. Unsere Werke sind nur immer erneute Versuche, aufzuwachen und selbständig zu werden.

Gönner: Aber wenn Sie ein vollendetes Werk schaffen, sind Sie dann nicht endgültig befriedigt?

Künstler: Keineswegs. Was habe ich denn von meinem vollendeten Werk? Höchstens Ruhm und materiellen Ertrag, und das hat beides weder mit meinem Künstlertum noch mit meinem Werk irgendetwas zu schaffen. Ich trage doch das Werk nicht in mir als Erkenntniskraft. Es hat sich von mir abgelöst und starrt mich an mit immer gleicher fremder Maske. Äußerlich, für die andern, bleibt das Werk bestehen, wie photographisch festgehalten, innerlich aber, für mich, zertrümmere ich das vollendete Werk und baue aus den gestürzten Steinen wieder neue schwankende Figuren. Ich darf meine Werke nicht schonen, sie sind ja nicht mein Besitz. Es

wäre Eitelkeit und Selbstbetrug. Sie sind lediglich das Produkt meiner Kraft, die ich ja nicht kenne, und die mich allein fesseln kann.

Gönner: Sie dürfen aber nicht vergessen, uns sind diese Produkte Kraftspender, Haltestellen und nicht Durchgangspunkte.

Künstler: Das soll so sein, ist aber auch der Grund für unsere heimliche Unversöhnlichkeit mit den Übrigen. Ich erkläre, im Bewußtsein meines Nachteils Ihnen gegenüber, das heißt eingedenk dessen, daß Sie ruhen dürfen, was wir nicht können, daß ich Ihre Unterstützung meines Schaffens nicht als ein edles Opfer betrachte, sondern als eine selbstverständliche Pflicht. Trotzdem Sie durch niemanden gezwungen sind, mir die materiellen Sorgen abzunehmen, darf ich fordern, darf ich Sie mißbrauchen und auch eventuell wegwerfen.

Gönner: Kommen wir vielleicht zur Sache.

Künstler: Ich bin stark abgeschweift, Sie haben recht.

Gönner: Ich hatte keine Sorge, daß meine Sendung Ihnen nicht zugekommen wäre, denn sonst hätten Sie mich wahrscheinlich telegraphisch gemahnt. So verhielten Sie sich still und ich nahm das als Dank. Das ist keine Ironie.

Künstler (lachend): Gewiß nicht, das ist unsere Fachsprache.

Gönner: Sehr gut gesagt. Ich muß aber leider dieses anregende Gespräch verkürzen, da viele Verpflichtungen auf mich warten. Kommen Sie, bitte, zu Ihrem Anliegen, denn ich kann ja nicht annehmen, daß Sie mich aufsuchen, bloß um mich zu sehen oder gar um mir zu danken.

Künstler: Sie unterschätzen die Achtung, die ich vor Ihnen habe. Um nun zur Sache zu kommen, wie Sie es wünschen: Ich will in den nächsten Tagen mein großes Gemälde beginnen, von dem ich schon viel gesprochen habe. Ich werde mich durchaus zurückziehen müssen, denn ich brauche innere Sammlung.

Gönner: Sie brauchen einen größeren Betrag?

Künstler: Ja.

Gönner: Nur eine kleine Frage. Sie wissen ja, ich mache keine Rechnungen, keine Einwände. Nur eines nimmt mich Wunder. Vor drei Monaten sagten Sie mir genau dasselbe, Sie wären entschlossen, das Gemälde zu beginnen, Sie wollten sich ganz zurück-

ziehen. Heute sagen Sie mir wieder, Sie wollten das Werk beginnen.

Künstler: Ja, ich habe noch keinen Pinsel angerührt.

Gönner: Ja, was haben Sie denn die drei Monate über getrieben?

Künstler: Sehr erzählenswert ist es nicht. Ich war am Meer, lag den ganzen Tag in der Sonne, ruderte und übte mich im Weitschwimmen. Ich hatte die vollständige Ausgabe von Tausend und einer Nacht mit mir. Dies war meine einzige Lektüre, ja meine einzige geistige Arbeit überhaupt. Ich habe nicht einmal eine Karte geschrieben, geschweige denn einen Pinsel angerührt.

Gönner: Und haben Sie Ihr ganzes Geld verbraucht?

Künstler: Ich habe sehr gut gelebt.

Gönner: Das setzt mich in Erstaunen. Ich bin während dieser drei Monate kaum zu einem Buch gekommen, mein ganzer Tag war mit Nichtigkeiten angefüllt, ich mußte meinen eigentlichen Menschen ganz vernachlässigen. Auch von jetzt an werde ich wahrscheinlich in absehbarer Zeit zu nichts Vernünftigem kommen. Alles lästige Verpflichtungen. Und Sie sind die ganze Zeit über in der Sonne gelegen?

Künstler: „Für mein Geld" wollen Sie sagen.

Gönner: Entschuldigen Sie, das wollte ich nicht sagen.

Künstler: Das weiß ich, denn Sie sind feinfühlig. Sie haben es auch nicht gedacht. Aber aus Ihrer Haltung heraus wäre diese Konsequenz recht wohl verständlich. —

Entschuldigen Sie, es war nicht so hart gemeint. Ich will nur im allgemeinen sprechen. Bin ich etwa Ihr bezahlter Angestellter?

Gönner: Wie meinen Sie das?

Künstler: Wörtlich. Ein Mensch wie Sie hat mit einer besonderen Art von Menschen zu tun, den Künstlern. Sie dürfen niemals Verpflichtungen auferlegen, denn der Künstler ist der Mensch, der keine Verpflichtungen von außen kennt, weil er von innen verpflichtet ist. Er gleicht darin dem König. Ihre Sonderstellung erfordert demnach ganz eigene Tugenden. Wie ich bemerke, sind Sie diesen Tugenden nicht gewachsen. Sie entpuppen sich mir, natürlich nur im gegenwärtigen Einzelfall, als ein Vorgesetzter, als Bürochef. Einen Augenblick, ich habe vorausgesetzt, daß ich eine allgemeine Sachlage klären will. Vielleicht ist mir unser Wort-

wechsel über diesen Punkt an und für sich bedeutungslos. Sie sollen sich nie betroffen fühlen, auch wenn ich Sie anrede.

Gönner: Ich gehe darauf ein, will nur einen Augenblick zurückgreifen. Wägen Sie einmal rein gefühlsmäßig gegeneinander ab: Ich entsage und unterstütze Sie, während Sie genießen. Ist dadurch meine Unterstützung nicht entwertet, rein gefühlsmäßig?

Künstler: Ich weiß nicht, welcher Art Ihre Entsagungen waren. Sie mögen hart gewesen sein. Mein Herumlungern im Sand war aber gewiß entsagender.

Gönner: Das ist allerdings merkwürdig.

Künstler: Sie meinen, Sie hätten gearbeitet und ich hätte mich dem Genuß ergeben. Ist es aber nicht eigentlich so, daß ich gearbeitet habe und Sie, ja Sie haben wohl nicht Ihre Zeit genießend ausgekostet, aber doch im Grunde nichts getan.

Wir Künstler lernen immer. Die übrigen Menschen vergessen immerfort, wenn sie grob veranlagt sind, und empfinden Sehnsucht, wenn sie feiner organisiert sind. Diese Sehnsucht ist die Vorstufe des Lernens, aber noch nicht das Lernen selbst. Das Lernen ist schon darum schwerer, weil es verpflichtend ist, und das ist die Sehnsucht nicht.

Sie treten nun auf wie ein Vater, der seinen Sohn unterstützt in dem Maße, als dieser ihm Zeugnisse, Leistungsausweise zeigen kann. Nun fragen Sie, habe ich mein Lehrgeld erfolgreich angewendet?

Gönner: Sie haben jedenfalls gelebt und nicht das getan, was Sie Lernen nannten.

Künstler: Wir Künstler leben nie, wenn auch äußerlich unser Wandel dem gleichen mag, was man so gemeinhin Leben nennt.

Gönner: Sie haben also als Maler etwa das Farbenspiel am Meer studiert.

Künstler: Das wäre keine schlechte Idee, und ein anderes Mal hätte ich das vielleicht getan. Jetzt tat ich es nicht, jedenfalls nicht bewußt. Ich sagte Ihnen ja aber auch, ich habe Märchen gelesen.

Gönner: Eine erlesene Zerstreuung.

Künstler: Das mag es für Sie und andere Kunstliebhaber sein. Der Künstler aber zerstreut sich nie. Man vergleicht ihn ja der

Biene, welche den Honig der Erde sammelt aus den Blumen der Erde. Mir war es auch Lernen.

Gönner: Sie haben als Maler aus einem Märchenbuch gelernt?

Künstler: Nicht als Maler, sondern als Künstler. Daß ich Maler bin, ist etwas Zufälliges. Meine Eigenart ist nicht die des bildenden Künstlers, sondern die des Künstlers schlechthin.

Gönner: Nun erklären Sie mir aber bitte dies mit dem Märchenlesen.

Künstler: Ich möchte lieber von meinem Bummelleben im allgemeinen sprechen. Sehen Sie, Sie füllen Ihre Tage aus, sei es mit Pflichten, sei es mit Zerstreuung, sei es mit Bildung. Wir Künstler sind wesentlich passiver. Wir füllen den Tag niemals aus, er füllt uns aus.

Wir Künstler haben einen ganz andern Lebensrhythmus als die übrigen Menschen. Da diese in der Mehrzahl sind und da die staatliche Ordnung ihre Normen nach den allgemeinen Bedürfnissen richten muß, können wir Künstler meist nicht nach unserem Lebensrhythmus leben. Sehr wenige können das und dazu gehöre ich, dank Ihrer weitgehenden Unterstützung.

Hätte ich nicht Ihren Vorschuß gehabt und nicht die Gewißheit, jetzt, nachdem er aufgebraucht ist, einen neuen zu erhalten, hätte ich nicht drei Monate in der Sonne liegen und Märchen lesen können. Ich hätte Bilder malen müssen, um zu verdienen.

Sie könnten einwenden, ja, da hätte ich wenigstens etwas geleistet, vielleicht weniger Starkes, weil notgedrungen, ich wäre aber doch Künstler geblieben, während ich es so drei Monate hindurch nicht gewesen bin. Ich war ein Badegast. Ich von meinem Standpunkt sage indessen, im ersten Falle wäre ich nicht Künstler gewesen, weil ich nicht nach meinem Lebensrhythmus, nach dem Rhythmus des Künstlers gelebt hätte, im zweiten Falle konnte ich dies aber tun, ich durfte Künstler bleiben. Im ersten Fall wäre ich ein Berufsmensch gewesen, der sich durch eine künstlerische Betätigung sein Brot verdient. Der Künstler ist aber seinem Wesen nach dem Berufsmenschen entgegengesetzt. Der Künstler verdient sich nicht unmittelbar durch die Kunst sein Brot. Seine ihm gewährten Lebensmittel sind keine Entlohnung für eine Leistung, sondern ein Geschenk für ein Gegengeschenk. So wäre es im Idealfall.

Einen Beruf treiben heißt, sich der Gesellschaftsordnung einordnen. Die Gesellschaftsordnung ist zwar ihrem Ursprung nach etwas Organisches, in der Beziehung zum eigentlichen Leben ist sie es aber nicht. Sie ist eine Kunstform, die wie jede Kunstform das Leben bewahrend, auswertend — verneint. Ihr Taglauf, mein Gönner, ist nicht durch Sonne, Wind, Kälte, Hunger und ähnliches bestimmt, wie der des Tieres. Er ist bestimmt durch eine Ordnung, in der die angeführten Naturmotoren, sagen wir, zwar nicht ausgeschlossen sind, aber ihrer eigentlichen elementaren Kraft auf die Seele beraubt. Ich denke nicht an die Großstadt mit ihrer weitgehenden Autonomie gegenüber der Natur. Schon Robinson in seinem naturnächsten Leben lebt im Grunde genau so außer der Natur wie ein Großstadtmensch.

Er schafft sich eine Ordnung, und damit verneint er die Natur in ihrem Beisichsein. Die Ordnung ist ein organisierendes Metrum, das sich den Rhythmus der Naturkräfte unterwirft zum Zweck der Erhaltung des spezifisch menschlichen Wesens. Der zwangloseste Jäger aus einem Urvolk lebt geordneter als eine Termitenkönigin im überzivilisierten Termitenstaat. Die Tiere, auch die menschenähnlichsten, leben nicht nach einer Ordnung, sie leben nach dem Rhythmus der Dinge. Die Ordnung tritt dort auf, wo der Mensch auftritt. Lebt auch der Urmensch im Vergleich zu uns beiden noch sehr stark nach dem Rhythmus der Naturkräfte, ein Kleinteil an Ordnung, an Gesellschaftsbildung, an Abbildversuchen ist allen seinen Handlungen beigemischt. Ordnung schöpfen ist ein Abbilden der Natur entgegen dem tierisch-pflanzlichen Einbilden.

Nun bin ich sehr stark abgeschweift. Ich wollte zu dem Satz kommen, daß der Künstler ein Mensch sei, der nicht „ordentlich" lebt, sondern nach dem Rhythmus der Dinge.

Gönner: Vorbehaltlos?

Künstler: Der echte Künstler ja.

Gönner: Wie können Sie aber behaupten, eine Künstlernatur einer verfeinerten, reifen Zeit wäre rhythmischer geleitet und weniger geregelt als die Natur des Urmenschen mit seinen halb traumhaften Trieben?

Künstler: Ich behaupte es dennoch. Nicht der Mensch im Künstler ist den Strömungen der Erde näher, sondern der Künstler im Menschen.

Gönner: Sie reden von Strömungen der Erde. Der Ausdruck scheint mir nicht zu passen. Ich habe einen Künstler einer bewußten Zeit im Auge. Auch wenn ich von seinem Menschen abstrahiere, wie Sie vorschlagen, wie können Sie da mit allgemeinem Anspruch von Erdströmungen sprechen?

Künstler: Ich meinte nicht seine Empfangsbereitschaft für die Fluiden, die den Dingen entströmen, wenn dieser Ausdruck in Ihre Weltanschauung paßt. Er ist nicht den Strömungen der Welt außer ihm näher, das heißt, er muß es nicht unbedingt sein. Er ist aber näher dem Naturrhythmus, wie er sich in ihm selbst offenbart, sagen wir bei geschlossenen Sinnen.

Der Künstler scheint mir im Vergleich zum Nichtkünstler weniger Mensch, eher Natur, er ist Tier, Pflanze, Ding. In diesem Sinn meinte ich vorhin seine Passivität.

Gönner: Das scheint mir sehr gewagt.

Künstler: Lassen Sie mich fortfahren. Nehmen wir an, der Künstler sei Pflanze, als Vertreter der Gesamtheit der außermenschlichen Natur. Sein Mensch muß dieser Pflanze als Nahrung dienen, vertritt den Wurzelboden, ist der Wechsellauf von Licht, Dunkelheit, Tau und Sonne. Als ich in der Sonne lag am Meer, da lernte ich. Dieses Lernen ist etwas Ähnliches dem, was für die Blume die Wasseraufnahme oder die Umsetzung der Lichtenergie ist. Die Pflanze lebt im rhythmischen Wechsel von Aufnahme, Ausscheidung, Sammeln und Entspannen. Genau so der Künstler. Einmal lerne ich in der Art, wie man es für einen Künstler in meinem Fach für angemessen hält, ein andermal liege ich in der Sonne und tue nichts dergleichen. Das ist kein Ausruhen, wie man sich denkt und wie es allgemein üblich wäre, sondern der gleiche unwandelbare Lebenszustand des Künstlers in anderer Form.

Als ich, um mich von mir selbst abzulenken, Märchen las, da tat ich ein Notwendiges an meiner Arbeit. Ich fühlte, ich dürfe das mähliche Ansammeln von Energien in mir nicht stören durch Beobachtung, bis diese soweit konzentriert sind, daß sie sich in einer Bildschöpfung entladen können. Glauben Sie, ich hätte als Maler nicht auch lieber gemalt als Märchen gelesen oder gerudert? Nicht, daß ich das Leben nicht liebte, aber wir Künstler sind dazu verdammt, das Leben immer unglücklich zu lieben. Darum sagte

ich vorhin, ich hätte entsagender gelebt als Sie in derselben Zeit. Ja, trotzdem ich äußerlich freier scheinen mochte. Nun hat sich der Stoff unbewußt, leider unbewußt, in mir soweit gesammelt, daß ich beginnen kann. Jetzt werde ich arbeiten. Halten Sie meine künftige Arbeit am erwähnten Bild für leichter, weniger verantwortungsvoll als Ihre Geschäfte?

Gönner: Nein, durchaus nicht, wenn es mir auch als Laie schwer fällt zu glauben, künstlerisches Schaffen sei qualvoller als Sitzungsberichte verfassen. Ich gehe eben vom Kunstgenuß aus, Sie vom Kunstschaffen. Ihre Arbeit ist meine Erholung, darum kann ich sie schwer als im Schweiße des Angesichtes verrichtet denken.

Künstler: Sie arbeiten für mein körperliches Wohl, ich für Ihr geistiges Wohl. Ich spreche nicht von Ihrer direkten Unterstützung. Sie arbeiten auch indirekt für mich, sagen wir als Geschäftsmann, als Handwerker. Auf jeden Fall sorgen Sie für meinen Leib, während ich als Künstler für Ihren Geist sorge. Sie empfinden nun als Kunstliebender meine Gabe als Erholung, als Aufwertung Ihres Menschtums, wie Sie sagten. Sie sprachen vom eigentlichen Mensch-Sein?

Gönner: Darauf bestehe ich weiter.

Künstler: Nun sehen Sie. Ich hingegen empfinde Ihre Gabe durchaus nicht als eine Erhöhung meines Seins, sondern, wenn Sie mir zuviel von meiner Aufmerksamkeit raubt, sogar als eine ausgesprochene Verleugnung meiner eigentlichen Existenz, in dem Maße, als ich mit Energie dafür eintreten muß. Ich suche vermittels Ihrer materiellen Werte die materiellen Werte im allgemeinen so in mein Leben zu ordnen, daß ich ihrer nicht gewahr werde. Ich will unbewußt oder halbbewußt Ihre Segnungen spüren, damit Sie mir bewußt nicht zum Fluche werden.

Sie steigen durch meine Gabe empor, ich werde durch Ihre Gegengabe nur vom Fall behütet.

Gönner: Sie haben es verstanden, sich gewandt zu rechtfertigen.

Künstler: Noch nicht, noch habe ich meinen Aufenthalt am Meer nicht rechtfertigt. Ich sagte, der gewöhnliche Mensch lebe nicht unmittelbar nach einem Naturrhythmus. Er regelt diesen Rhythmus nach menschlicher Ordnung, die ihm durch die Forderung des ge-

sellschaftlichen Zusammenlebens aufgezwungen sind. In letzter Konsequenz ist es das Verhängnis unseres ursprünglichsten Menschtums, der Sprache.

Der Künstler nun, im günstigsten äußeren Fall, wie bei mir, lebt außerhalb dieser Ordnung. Er bedient sich nicht der allgemeinen Sprache, einer Sprache, wie sie die Blume spricht mit ihren Mustern und Farben.

In diesem Zusammenhang hat auch der Dichter nichts zu tun mit der allgemeinen Sprache, er bedient sich auch einer Geheimsprache, einer Natursprache. Der Künstler lebt in den großen Atemzügen der Gezeiten, nicht in den Segmenten der Tageseinteilung.

Gönner: Ich merke, Sie wollen auf Ihren Badeaufenthalt und das Liegen in der Sonne kommen. Ich verstehe, geben Sie sich keine Mühe mehr.

Künstler: Meine Laune ist aber doch noch nicht gerechtfertigt. Nehmen wir an, Sie sind nicht ein freier Opfernder, was Sie sein sollten, sondern ein Auftraggeber, der den erfüllten Auftrag, die Verwertung seiner Mittel erproben möchte. Sie geben mir Geld, daß ich male, ich aber liege in der Sonne und spiele im Sand.

Nun sagte ich, dieses scheinbare Nichtstun war ein Ansammeln der Kräfte, die ich für mein künftiges Werk nötig hatte. Es ist also ein Teil der Arbeit an diesem Werke selbst, vielleicht sogar der wichtigste Teil. Das weiß ich nicht.

Gönner (schnell): Ich bin vollkommen überzeugt. Ich hätte Ihnen natürlich auch ohnedies Ihren Wunsch erfüllt.

Künstler (nach einer Pause): Ich darf meinen Wunsch nicht mehr äußern.

Gönner: Sie empfinden es selbst, daß unsere Beziehungen unsittlicher Natur sind. Ich möchte nur kurz bemerken, daß Ihre Ausführungen mehr Idee sind als Erfahrung. Unser Gespräch ist in seiner Art eine Seltenheit gewesen, die an Abnormität grenzt. Sie können Ihr Schicksal nicht zur Norm für ein Künstlerschicksal machen, da die Wirklichkeit Ihnen nicht recht gibt. Die allerwenigsten Künstler können ihrem Rhythmus leben, wie Sie es nennen, und doch lebt die Kunst und hat ihre Wirkung. Es scheint mir eher, daß die Hemmungen erst den qualvollen Rhythmus erzeugen, aus

dem Kunst lebt. Kunst ist eine Unzulänglichkeit. Wäre es anders, gäbe es wohl weniger Kunst, wohl aber umsomehr adlige Menschen, Persönlichkeiten.

Künstler: Mein Verhängnis ist, daß ich zum Sprechen gezwungen wurde. Wir dürfen unser Innerstes nie sagen und gestalten. Legen wir Bekenntnis ab, steinigt man uns und niemand wird sich finden, der uns nicht verleugnete, da wir ja nur Gott verantwortlich sein können. Leben Sie wohl!

Das Buch

Von Michael Wolf-Windau

Es ist wie aufgetane Weiten —
ein Licht vielleicht und wie ein Tor,
durch das gesammelt du darfst schreiten
in eines Heiligtumes Chor.

Du hältst es sinnend in den Händen,
es spricht dich an, ist dir verwandt,
du kannst die Seiten darin wenden
und treten in ein heimlich Land.

Es lebt in dir, wird neu geboren,
wenn du es auseinanderschlägst,
und seine Kraft ist nicht verloren,
wenn du es aus den Händen legst.

Neue Bücher und Schriften

Romane

Sepp Keller. Das ewige Leben. Roman. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1937. — Mit diesem Werk tritt ein junger Steiermärker in das deutsche Schrifttum unserer Tage und schenkt uns einen Bauernroman aus seiner Heimat, den wir mit Achtung und Zustimmung entgegennehmen müssen. Es ist eigentlich kein Roman, da eine zusammenfassende Handlung fehlt und die vielen Gestalten des Buchs immer nur episodenhaft auftreten. Es ist eine Schilderung des Dorflebens von hohem Rang, die den Titel „Das ewige Leben" mit Recht führt. Leben und Schicksal einer ländlichen Gemeinschaft rollen vor uns ab, tausendfältig und doch in immer gleicher

Wiederholung. Alles, was in einem solchen Daseinsrahmen vor sich gehen kann, wird dichterisch in zahllosen Bildern gestaltet; es entsteht so ein Gemälde aus verwirrend vielen Einzelheiten, die sich zusammenschließen zu dem einen tiefen Grundton unwandelbaren, wenn auch im Kleinen unsäglich veränderlichen Lebens. Man liest sich schwer in dieses Werk ein, weil die Geschehnisse nicht episch unter eine zwingende und klar herausgehobene Handlung gestellt sind, sondern fast beziehungslos neben- und durcheinander zu gehen scheinen. Erst später merkt man, daß es hier nicht darauf ankommt, einen bestimmenden, folgerichtig entwickelten Weg von Ereignissen abzuschreiten, bis sich der innere Sinn des Ganzen ergibt, sondern daß gleichsam hinter den tausend Episoden, die aus dem Dorfsein entnommen sind, das Dorf selbst sichtbar werden soll als ein Körper. Die dichterische Darstellung eines Lebensraumes gibt uns Keller also, die Schilderung eines Zustands von urgültiger Art. Bedeutsam erscheint neben der unbedingten Echtheit aller Ereignisse, die er sammelt, seine aus dem heimischen Boden erwachsene mundartkräftige Sprache.

Heinrich Zillich

Zwei schlesische Romane. Beide spielen auf dem Lande, beide sind in einer anderen als der schlesischen Gegend kaum denkbar, denn nirgendwo im deutschen Lebensbereich spielt das Untergründige und Uebersinnliche, das Sündenknechtische und Triebhafte eine so dunkle und entscheidende Rolle. In Friedrich Bischoffs Roman „Der Wassermann" (Propyläen-Verlag, Berlin) ist diese Welt dichterisch geformt und überzeugend dargestellt. Das Hochwasser, das von Zeit zu Zeit ein Tal furchtbar überschwemmt, soll gebannt werden durch einen Stausee. Wie sich um dieses Werk, das viele die alten Sitze kostet, aber die neuen Höfe vor jeder Wassergefahr rettet, menschliches Schicksal entwickelt, wie Aberglauben, Schuldbewußtsein und Liebe ein Dorf in heißes Erleben stürzen und wie sich aus dem gebändigten Wasser gleichsam eine Klärung der Seelen ergibt, das hat Bischoff sichtbar und fühlbar zu machen gewußt. — Durchaus anders muß der Roman „Schwarze Weide" von Horst Lange (H. Goverts Verlag, Hamburg) bewertet werden, der zur Zeit einiges Aufsehen erregt. Lange ist zweifellos begabt, kennt manches von den seelischen Tiefen der Menschen, aber wenn er religiöse Getriebenheit, Sündenbewußtsein, Ahnungsfähigkeit und Aberglauben durcheinanderwirbelt, entwickelt er wohl eine anfangs spannende, dann quälende und schließlich unerträgliche Handlung. Seine Gestalten sind bis ins Letzte Triebwesen, voll Niedertracht und kreatürlicher Angst. Ihre Sündensklaverei bringt die Kraft zu einer wahren Läuterung nie auf, obschon der Weg zur Läuterung einer ganzen Gegend geschildert werden soll. Dumpf und zufällig, wie das grausame Spiel eines Gottes, der nur aufpaßt, daß er jedes Vergehen der Menschen entsprechend bestrafe, läuft in diesem Buch das Dasein hin. Unangenehm oft tritt der Zufall, ein Traum oder eine Ahnung auf, wenn die Handlung um einen neuen Effekt weitergebracht werden muß. Man erfährt, daß fast alle Personen des Buchs durch heimliche Liebesbeziehungen

verwandt sind und dafür seelisch zu leiden haben. Dem braven Bürger mag es gruseln vor den geheimnisvollen Fäden, die hier gesponnen werden, besonders wenn er merkt, daß auch der Himmel und das Wetter sich den augenblicklichen Getriebenheiten der Helden anpassen müssen. Bei Donner und Blitz, nicht ohne daß die Toten auferstehen, müssen die Sünden gesühnt werden und jedermann durch einen Pfuhl waten, bis alle genug gelitten haben.

Heinrich Zillich

Ilse Molzahn. Nymphen und Hirten tanzen nicht mehr. Roman. Rowohlt-Verlag, Berlin. — Nein, sie tanzen nicht mehr in diesem Buch! Der Nebel hat sie verschluckt, der über der Stadt braut, über ihren steinernen Mauern, ihrem Asphalt und den Denkmälern ihrer östlich verworrenen Vergangenheit. Die Stadt ist Breslau. Sie scheint wie ein drohendes Ungetüm im schlesischen Lande zu liegen. Wir haben wohl mancherlei von der schlesischen Volksseele gehört. Diesem Buche nach scheint ihr das Leichtbeschwingte anderer Landstriche vollständig zu fehlen. Grüblerisch, selbstquälerisch tasten sich diese Menschen durch ihre dunklen Schicksale. Auf allen liegt irgendwie ein Alb, der sie nicht frei atmen, nicht aus sich heraustreten, kein offenes Wort, kein befreiendes Lachen finden läßt! Eine beklemmende Atmosphäre erfüllt dies Buch; selbst die Schilderung von Natur und Landschaft hat stets etwas Gespenstisches, Beängstigendes. Ein Ring wird verloren, ein altes, schönes Familienerbstück. Ein armer Trottel findet ihn und schenkt ihn dem dämonischen Weib eines Wanderzigeuners. Und dann wandert der Ring durch andere Hände, bis er endlich wieder an die Besitzerin gelangt. Der Ring ist gleichsam der rote Faden, der sich um all' die geschilderten Schicksale schlingt, sie lose zusammenhaltend. Menschen begegnen einander und verlieren sich wieder auf ihren dunklen Wegen. Vielleicht werden einige von ihnen durch den Ring erlöst und gelangen in die Freiheit, in der Hirten und Nymphen wieder zu tanzen vermögen. Jedenfalls besteht die Sehnsucht nach Erlösung und Befreiung in allen, am meisten aber im Leser, wenn er dies merkwürdige Buch aus der Hand legt.

Gerda Mieß

Neil M. Grunn. Frühflut. Roman. Übersetzung aus dem Englischen von F. Wölcken. Verlag Albert Langen / Georg Müller, München, 1938. — Der im vorigen Jahr mit seinem ersten ins Deutsche übersetzten Roman „Das verlorene Leben" in Deutschland bekannt gewordene schottische Dichter ist kürzlich mit dem höchsten literarischen Preis des britischen Weltreiches, mit dem „James Tait Black Memorial Book Prize" ausgezeichnet worden. Sein neues Romanwerk nimmt man daher mit besonderer Erwartung in die Hand. Es schildert das Erwachen eines schottischen Fischerjungen aus der kindlichen Welt und sein innerliches Hineinwachsen in das verantwortliche Leben der Familie. Obgleich es dem Werk an einer zusammenfassenden Handlung fehlt und der Inhalt auf drei Episoden äußerlich zusammenhangslos verteilt wird, sind doch dichterische Einfühlung und Darstellung außerordentlich. Gunn weiß viel, sieht tief und spricht es lebendig, ein-

deutig und mit schöner, starker Gesinnung aus. Die phrasenlose, wirklichkeitstreue Art, den Alltag, aber auch seelisches Dunkel zu schildern, der Humor der Güte, der manche Einzelheit unvergeßlich macht, sind nur der besondere Ausdruck des fast mythisch anmutenden Grundes, aus dem Gunn schafft. Dieser schicksalsgebundenen Schau kommt der Stoff des Buches: die harte Welt schottischer Fischer in einer elementaren Landschaft, entgegen. Wie anders sieht Gunn den Fischer als Hamsun! Der tapfere Knabe, der im Mittelpunkt des Buches steht, muß jedem lieb werden, der liest, wie er sich erschüttert und ehrlich durch die drei Stationen seines Erwachens schlägt, durch den furchtbaren Sturm, bei dem die heimkehrenden Fischerboote, auf deren einem sein Vater fährt, zu zerschellen drohen, dann durch die Schmerzen des Abschieds von seinem großen Bruder, der für immer auswandert, und schließlich durch den Wirbel von Liebe und Tod, in den der Junge hineinsieht, als er seine Schwester mit ihrem Liebsten unfreiwillig belauscht und seine Mutter vom Sterben bedroht ist. Es ist ein gutes und lebendiges Buch. Heinrich Zillich

Leben in der Natur

Günther Schwab. Der Wind über den Feldern. Das Buch vom Jäger. Im Tieck-Verlag, Wien-Leipzig. — Die endlose Weite und das geheimnisvolle Leben des „öden" Landes zwischen Donau und March ersteht in dem Buche. Uns, die wir das Gebirge lieben, in undurchdringlichen Altschlägen unter der dunkeln Wand des Hochwaldes den Brunftschrei des Hirsches hören und über die „erwerbsmäßigen Hasen- und Hühnerschlachten" des Flachlandes geringschätzig mit den Schultern zu zucken gewohnt sind, uns lehrt das Buch in packender Eindringlichkeit, welche harte Arbeit und Ausdauer, Liebe und Naturverbundenheit auch von dem Kameraden unten in der Ebene gefordert wird, welche Schönheit und gedankenschwere Erkenntnis sich auch dort dem Blick des einsamen Jägers offenbart. Es ist kein jagdliches Buch in landläufigem Sinne, es erzählt vom Dienst an der Scholle, von der Liebe zur Landschaft, vom Säen und Ernten. Ebenso, wie „Das Buch vom Jäger", könnte es auch „Das Buch vom Bauern" genannt werden. Denn auch der Berufsjäger ist ein „Bauer" in des Wortes schönster Bedeutung. Ihm fällt darüber hinaus ein hohes Amt zu, das gerade im Flachlande mit seinen intensiven Kulturen eine überragende, von wenigen erkannte Bedeutung hat: Mittler zu sein zwischen Mensch und Natur, dem Lande das Schönste zu erhalten: die Seele seiner Wälder und Felder, das freie Wild.

Gerade deshalb wäre dem Buche eine recht große Verbreitung zu wünschen, besonders auch in dem ungezählten Heere der Nichtjäger, die es lehren würde, daß die Jagd, das Feld, Wald und Wild nicht das Vorrecht einiger Wenigen, sondern daß sie kostbarstes Allgemeingut sind, nicht nur um der materiellen, sondern viel mehr noch um ihrer unschätzbaren ideellen Werte willen. Oskar Paulini

Karl Foerster. Glücklich durchbrochenes Schweigen. Rowohlt-Verlag, Berlin. — Es ist nicht leicht, über dies 348 Seiten starke Buch etwas Endgültiges auszusagen. Der Verfasser formt im Untertitel die Erklärung: Betroffene Gedanken über das Häufigste, Flüchtige, Seltene. Auch gibt er im Vorwort „verhüllte und unverhüllte Stichworte aus dem inneren Buchgetriebe." Manchen Leser werden diese Stichworte anlocken, wie farben- und duftreiche Blüten die Insekten. Andere werden, durch sie erschreckt, das Buch aus der Hand legen. Sie tun gut daran, denn es ist nicht für sie geschrieben. Für wen nun aber? Man wäre versucht zu sagen: Für Natur- und Gartenfreunde! Wer einen Garten zu betreuen hat, wer das Glück hat, ein Landhaus zu bewohnen, das in dem Garten eingebettet liegt, der lasse sich durch den Berufsgärtner Foerster und durch dies Buch beraten, nicht nur über die Gestaltung seines Gartens, auch über das richtige Sehen, Erkennen und Genießen durch alle Jahreszeiten. Bekannte und fremde Landschaft, Heimat- und Reiseeindrücke, Tier- und Menschenwelt — eine ganze Lebensphilosophie ist in dem Buche niedergelegt, das ein sinnenfroher, gütig-verstehender, gottbegnadeter Mensch geschrieben hat. Er sieht nicht nur das Schöne, aber das Häßliche verklärt sein feiner Humor und sein Glaube an den endlichen Sieg des Schönen. Sollte es nicht doch ein Buch für alle sein? Gewiß doch für alle, die guten Willens sind!

Gerda Mieß

Mitteilungen der Schriftleitung

Das gegenwärtige Sommerheft ist der siebenbürgischen Dichtung gewidmet. Die umfangreicheren Beiträge lieferte die junge, um 1910 geborene Generation: neben des Bauern Wolf-Windau schlichten Gedichten und Aichelburgs „erdachtem Gespräch" steht die Erzählung des stärksten — oder gar einzigen? — Erzählers dieser Generation Dinz Catiz, der diesmal versucht, Schicksale im Streudeutschtum des rumänischen Altreiches zu gestalten.

Die Bildbeilagen zeigen ein bemerkenswertes Stück siebenbürgischen Kunstgewerbes: Trachtengruppen, deren Holzfiguren ungemein lebendig die Bewegungen dörflichen Volkstanzes festhalten. Der junge Kreischer Pfarrer, Rolf Grasser, der sie geschaffen hat, war Schüler der Wiener Kunstakademie.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Cisnădie-Heltau 92 bei Sibiu-Hermannstadt
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt und verlegt durch die Krafft & Drotleff A. G.



Karl Brandsch, Mühlbach
(Wasserfarben)

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
Eingetragen beim Tribunal Sibiu unter Zahl 3/1 vom 21. Juni 1938
15. JAHR JULI-AUGUST HEFT 7/8

Wie Mühlbach zu Grunde ging

Vom Captivus Septemcastrensis

Im Jahr 1437, als Kaiser Siegmund mit Tod abging und ein groß Zwietracht zwischen den Ungern und Teutschen entstund in Erwählung eines römischen Königs, weil der Kaiser ohn männlich Erben entschlafen, keinen Nachkommen hat gelassen nach ihm zu regieren, überfiel der Großtürk Muratbeg genannt mit erschröcklicher Gewalt die Gegend der Siebenburgen, dieser Meinung, daß er alles Ungerland wollt ersiegen und verheeren. Der soll, ward gesagt, allein dreihunderttausend Reisige haben gehabt, das Ungerland zu verderben, was auch ohne Zweifel geschehen wär, wo nit ein groß Guß und überfluß des Wassers aus Gottes Ordnung ihn hätt verhindert und abgefodert. Deshalb richtet er, wie gesagt, seine Spitze schlecht auf die Siebenburgen; und alles, das ihm entgegenkam, zerfleischet er greulich und leget es gewaltig zu der Erden, indem ihm niemand keinen Widerstand tat.

Zu dieser Zeit bin ich gewesen ein Junger um fünfzehen oder sechszehen Jahr, von dieser Provinz bürtig, der ich vor einem Jahr von der Statt meiner Geburt hinwegzogen war und Studierung halb in ein Städtlein auf ungrisch Schebesch, auf teutsch Mülenbach mich getan hatte, welche Stadt dazumal genugsam volkreich, aber nit also fest wohl bewahret war. Für welche da der Türk kam und sein Lager schlug, fing er gleich an zum Sturm zu arbeiten. Der Herzog der Walachen, der mit dem Türken kommen war, von wegen der alten Freundschaft, die er vormals mit den Inwohnern und Bürgern dieser Stadt hatte, kam zu der Mauer, machet Fried und beruft die Bürger, beredet sie, daß sie seinem Rat folgeten und mit dem Türken, deß Macht sie zu schwach und zu widerstehen nicht genugsam waren, mit nichten stritten, sondern sich ergeben mit Frieden, so wollte er vom Türken zuwege bringen, daß er die Obersten der Stadt unver-

letzt mit Hab und Gut bis heim in sein Land mit sich sollt führen und alsdann freie Wahl und Freiheit geben, so es ihnen gefiel wieder zurück anheims zu ziehen oder bei ihm zu bleiben. Das andere Volk wollt der Türk ohn einigen Nachteil an Leib und Gut mit sich in die Türkei führen, allda ein Land ihnen geben zu besetzen, darnach nach Gefallen allda zu bleiben oder mit Fried hinweg zu ziehen. Das alles geschah, wie verheißen war. Auf diese Weis ward der Krieg bis auf Morgen eingestellt, daß sich ein jeder rüsten möcht mit seiner Hab, Gut und Hausgenossen mit Fried am Morgen auszugehen.

Ein gestrenger Edelmann, der Pfleger auf einem Schloß gewesen, mit seinem Bruder gleichsam streng, der mit den Türken viel gekämpft hatte, wollt diesem Rat mit nichten folgen und eher hundertmal sterben, denn sich, sein Weib und Kinder in die Hände der Türken übergeben, beredet auch viele auf diese Meinung. Die erwählten sich einen Turm, in den sie die ganze Nacht Proviant, Waffen und was zur Gegenwehr not ist eintrugen und den sie auf das Festeste verwahrten. Mit diesen bin ich auch in den Turm eingangen, wartend mit großer Begierde mehr des Todes denn des Lebens.

Zu morgens kam der Großtürk in eigner Person für die Pforte der Stadt und hieß alle, die mit ihren Weibern und Kinden hinausgingen, eigentlich beschreiben und in Hut zu halten, mit ihm in die Türkei zu führen ohn alle Entgeltung und Schaden ihrer Person oder fahrenden Habe. Die Bürger und Obersten der Stadt empfahl er dem Herzog der Walachen, auf gemeldte Weis zu verwahren und mit sich in sein Land zu geleiten.

Als nun das ganze Heer von diesem Volk allem kein Raub oder Beute erhub oder davon trug, richteten sie sich mit großer Unsinnigkeit einhellig wider den Turm, in dem wir waren. Und liefen den Turm an mit großem Sturm, in Hoffnung viel zu gewinnen und bei uns zu finden. Was das für ein Hagel und Anlauf gewesen sei, kann keine Zung genugsam sagen, ein sollich Dichte der Pfeile, Steine, allso daß es dichter denn ein Regen oder Schnee anzusehen war, ein sollich Geschrei der Krieger, Geschärr und Klappern der Waffen, Krachen, Stürmen der Anlaufenden, als wöllt Himmel und Erden brechen in einem Augenblick. Dieweil nun der Turm nit sehr hoch

war, zermalmten und verderbten sie zuhand das Dachwerk und Überzimmer mit Pfeilen und Steinen, aber der Mauer von ihrer Stärk wegen mochten sie gar nichts abgewinnen. Als nun die Sonn nach Mittag zum Untergang sich neiget und sie noch nichts hatten ausgericht, warden sie zu Rat, daß die einen nicht nachließen den Turm zu stürmen, die andern Holz zutrugen, damit sie eine solche Bastei machten, daß sie schier dem Turm gleich war. Diese zündeten sie an, kochten und brieten uns, gleichwie Brot in einem Ofen. Als sie nun fast all von dem Feuer zerschmolzen und tot waren, und sie vernahmen, daß sich niemand mehr im Turm reget, zerrissen sie das Feuer, fielen zur Tür hinein, ob sie vielleicht jemand halb tot fünden, daß sie den frischten und erquickten und herauszögen. Indem fanden sie mich auch halb tot, gaben mich gelabet und verkauft einem Kaufmann, der mich mit andern Gefangenen anfeßlet und an Ketten schmiedet und über die Donau bis gen Adrianopolim, da der Stuhl des großen Königs dazumal war, führet.

Nun von gemeldtem Jahr 1438 bis in das 1458. Jahr hab ich die schwere Bürd und unleidenlich Angst dieser allerhärtesten erbärmlichen Gefängnis nit ohn Gefahr und Nachteil Leibes und Seel erlitten, darin ich siebenmal verkauft, siebenmal entrunnen, siebenmal wieder gefangen und mit Geld erkauft. Darin ich ihrer barbarischen Red so gewohnet bin gewesen, daß ich meiner Mutter Zungen vergessen hätt, ihrer Gesatz und Schrift hoch erfahren, also daß man mich zu einer Pfründ ihrer Kirchen, nit mit schlechten Aufheben und Einkommen versehen, begaben wollt. Ich hab auch mehr von ihrem Glauben gewußt schriftlich und im Kopf, auch bas davon wissen zu reden, denn sie selbst, als daß nit allein mein Nachbarn, sondern von fernen Landen Legation geschickt und viel Volks kam mich zu hören, auch viel Geistliche. Ich was auch meinem letzten Herrn so lieb als sein eigen Kind, wie er oft bekennet und sich auch erzeiget. Als ich schon frei war, hat er mich gern frei bei sich gehalten. Mich bat das ganz Hausgesind; müßt mich zuletzt mit Listen ausreden, ich wöllt auf eine hohe Schule und wiederkommen. Deß beschworen sie mich bei dem Namen Gottes und ihres Mahomets. Also soll ich noch kommen, und fuhr mit meinen kaiserlichen Freibriefen über Meer davon. Gott hab Lob.

Der Student von Rumes

Von Günther Krasser

Die Erzählung von der Zerstörung Mühlbachs durch die Türken ist heute noch in Siebenbürgen lebendig. Sie berichtet von Verzweiflung und ängstlichem Verzagen, von trotzigem Kämpfen und Sterben. Man könnte meinen, daß das Volk selbst sich in einer Sage ein Bild von einer Zeit voll Jammer und Elend geformt habe, von deren Verlusten man weiß, ohne Einzelheiten zu kennen, daß es hier trostloser Not und namenlosen Heldentaten ein Denkmal gesetzt habe. Tatsächlich aber hat sich hier nicht Volksphantasie verdichtet; einer von den namenlosen Kämpfern hat selbst zur Feder gegriffen und Bericht erstattet über sein Schicksal und das seiner Gemeinschaft in einer Darstellung, die ein Schlaglicht wirft auf seine ganze Zeit. Er hat darüber hinaus das Bild einer fremden, das ganze Abendland bedrohenden Welt gezeichnet, das zu ganz Europa sprach, und so die erste weltgültige literarische Leistung seines Stammes geschaffen. Und mag heute auch vieles von dem, was er berichtet, nur noch den Gelehrten interessieren, sein Schicksal, das er schildert, steht auch heute noch nach 500 Jahren lebendig und wirklichkeitsnah vor uns, so wie es ihn noch fast 40 Jahre, nachdem er es erlebt, gepackt und zu atemlosem Bericht gezwungen hat.

Aus zerstreuten Stellen seines Buches erfahren wir noch, daß der Verfasser in Pergamon, Brussa und Chios als Gefangener gelebt hat, von seinem ferneren Schicksal aber fast gar nichts. Sicher ist nur, daß er in den Dominikanerorden eingetreten ist und einige Zeit in Rom gelebt hat. Dort wahrscheinlich hat er zwischen 1475 und 1481 das Buch geschrieben, dessen Vorrede wir nach der ersten deutschen Ausgabe (in einer dem heutigen deutschen Sprach- und Schriftgebrauch angenäherten Form) wiedergegeben haben.

Um 1480 erschien bei Konrad Fyner in Urach die erste Buchausgabe des lateinisch geschriebenen Werkes „De ritibus Turcorum" in dem er „der Türken Sitten, Gebräuche, Glauben und Sekten mit einer, für seine Zeit seltenen Sachkenntnis und Treue beschrieben." (Hammer). Zwei Jahre später wurde in Rom eine neue Ausgabe gedruckt, um 1488 und 1500 je eine in Köln, 1509 und 1511 in Paris.

Kein Zweifel, das Werk gab dem Abendland ein Bild von den Türken, es gab einer Gefahr, die alle bedrohte, Form und Namen. Der Verfasser weitete die Aufgabe seines Stammes, der als Vorposten gegen das Morgenland stand, aus, setzte sie ins Literarische, Publizistische um: aus den Kämpfern für das Abendland wuchs der Warner und Künder der Gefahr heraus, der den Abwehrkampf geistig weiterführte.

So wirkte denn das Werk als geistige Waffe immer stärker, als die Türkengefahr nach der Schlacht von Mohatsch und nach der ersten Belagerung Wiens für Mitteleuropa immer drohender wurde. 1530 erschienen in Deutschland 6 Ausgaben, darunter 3 — allerdings unvollständige — deutsche. Das Werk war der gültige Bericht über die Türken geworden. Es ist bezeichnend, daß Erasmus von Rotterdam das Buch im Urtext herausgab, daß Luther für das Werk eine Vorrede schrieb.

Da heißt es: „Dieser Mann aber, er sei wer er wölle, gehet treulich mit der Sache umb, darumb achte ich seinen Bericht für etwas und gebe ihm gänzlich Glauben, zweifle gar nicht, er schreibe die Wahrheit. Und wie wohl es kleine geringe Sachen sind, die er erzählet, und ich wohl gerne mehr wissen wollte, so tut er dennoch den Bericht fleißig und treulich. Denn er erzählet also der Türken Historien, daß er nicht allein ausklaubet, was an ihrer Religion am höchsten und schändlichsten ist, sondern daneben saget er von ihren Tugenden und von ihrer gleißenden Heiligkeit und lobet sie an also, daß er der Unseren ungezogen wildes Wesen (so viel es den äußerlichen Wandel belanget) dagegen strafet und schilt. Doch lobet er nicht der Türken Wesen als rechtschaffen göttlichen Wandel oder Leben, sondern als heidnische Tugend, und als viel die Zeit möglich gewesen, verlegt er es tapfer und mit starkem Grunde. Dieses ist ein Zeichen, daß er nicht aus Haß oder Neid, sondern einen klaren Bericht zu tun treulich die Wahrheit schreibt."

1531, 1536 und schließlich 1550 erscheinen weitere Drucke. Wohl der letzte Druck erscheint 1596, zur Zeit, als die Türkenfrage wieder brennend wurde, als die Heilige Liga des Papstes, Spaniens, des Reiches und einiger italienischer Staaten, der sich Siebenbürgen und die rumänischen Fürstentümer anschlossen, gegen die Türken kämpfte. Vielleicht zeugt die vereinzelte Ausgabe des Buches auch dafür, daß der

Krieg in Deutschland wenig Begeisterung fand, daß die Türkenfrage für lange Zeit in den Hintergrund trat.

Das Buch verlor seinen Gegenwartswert, es war höchstens noch eine literarische Kuriosität. Man beschäftigt sich nun nicht mehr allein mit den Zuständen, die es schildert, oder mit dem Schicksal, das es zeigt; man beginnt sich für die Person des Verfassers zu interessieren. Die Ausgabe von 1596 nennt erstmals den Verfasser. Die Wiegendrucke führen überhaupt keinen Verfasser an, die übrigen Drucke des XVI. Jahrhunderts nennen ihn Captivus Septemcastrensis, frater Schebeschensis oder „einen Siebenbürger". In der Ausgabe von 1596 wird nun als Verfasser ein Siebenbürger Edelmann Johannes Lasski genannt, ohne daß ersichtlich wird, woher plötzlich über 100 Jahre nach der Erstausgabe des Werkes der Name des Verfassers bekannt geworden ist. Ebensowenig erklärt uns der schwedische Gesandtschaftsprediger Hiltebrandt, der 1656 durch Mühlbach zog, woher er weiß, daß unser Unbekannter Richardus heißt. 1750 erscheint Jöchers Gelehrtenlexikon und in ihm ein neuer Name, Georgius de Hungaria. Es werden keine Beweise für die Richtigkeit dieses Namens erbracht, ja man hat sogar vermutet, daß hier eine Verwechslung mit dem Kroaten Bartholomäus Georgiewiz, der auch nach seiner Rückkehr aus der türkischen Gefangenschaft ein Libellus de Turcarum moribus schrieb, den Anlaß zu dieser Benennung gegeben hat. In Siebenbürgen wird er bald darauf von vereinzelten Geschichtsfreunden Pankratius Monachus genannt. Aber in diesem Fall ist sicher ein Lesefehler der Anlaß für die Namensgebung gewesen.

Und dann taucht die Benennung auf, die sich in Siebenbürgen durchgesetzt hat. Seivert erzählt 1785 in seinen „Nachrichten von siebenbürgischen Gelehrten", daß er in einer Ausgabe des Werkes von 1550 eine handschriftliche Randbemerkung gefunden habe, derzufolge der Verfasser aus Rumes gestammt habe. So taucht der Name „Rumeser Student" auf. Wohl im Anschluß an Seivert ist dann in Rumes eine Sage entstanden, die Pfarrer Albert Amlacher noch im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts hörte. Der „Rumeser Student" erscheint da als Sprößling einer alten Rumeser Hannenfamilie und wird Johannes Kloor genannt; er findet ein idyllisches Ende als Einsiedler in Rumes. Aber 1553 sagen Rumeser in einem Prozeß eidlich aus, und geben damit die damalige Ortstradition wieder, daß, als ehemals der türkische Sultan die Gegend verwüstet habe (und das war

nur 1438 der Fall) sich nur 7 Brüder aus Rumes ins Gebirge haben retten können. Einer der Brüder habe Georg Hadnag geheißen. Sollte ein achter Bruder, der hier nicht genannt wird, sich in Mühlbach gerettet haben? Sollte der Name Kloor sich erst später durchgesetzt haben?

Nein, wir können nicht sagen, wie unser „Student" geheißen hat, woher er kam und wie er endete; wir wissen nicht, ob der Vielgeprüfte je wieder in die Heimat gelangt ist. Als Namenloser kämpfte und litt er unter Namenlosen, als Namenloser kündete er sein Schicksal und ihres und erfüllte Schicksal und Aufgabe seines Stammes. Unbekannt und doch heimlich vertraut — „er sei wer er wölle" — steht er vor uns als Einzelperson und doch als Zeuge für viele Unbekannte und für seines ganzen Volkes Geschick.

Gedichte

Von Peter Barth

Schnitt

Die alte Wanduhr mißt die Zeit,
doch zeitlos fließen jetzt die Tage.
Des Weizenschnitts Glückseligkeit
verklärt nun vieler Wochen Plage.

Der Sonne Licht ist ausgespannt,
mir scheints, auch über schwüle Nächte.
Nun hütet gut das Ährenland
des Himmelbauers heil'ge Rechte.

Der Halme Gold wirft seinen Schein
weithin auf dunkelblaue Wälder.
Der Bauer lebt tagaus, tagein
im Grannenflimmern seiner Felder.

Er bringt mit frommem Sinn den Tod
in weiter Fluren reife Fülle,
doch fließt aus seiner Tat das Brot
fürs ganze Volk nach Gottes Wille.

An das Sonnenlicht

O komm, du Freude meiner Tage,
verweile in dem silbernen Gewölk
und schwinge mit im Glockenschlage
aus altem Turmgebälk.

Komm durch das Wiesental, berühre
der Gräser windumkoste bunte Schar,
und spiele vor des Ärmsten Türe
mit seines Kindes Lockenhaar.

Steige herab ins Laub und wühle
mit goldnen Fingern in dem Zweiggeäst,
durchwirk den Schaum der Wassermühle
mit Glanz, und ruhe aus im Schwalbennest.

O komm, du Sonnenstrahl, und schwimme
auf breiten Wellen durch das Weizenland!
Ich horch und wähn zu hörn die Stimme
der Brandungsflut vom Meeresstrand.

Der Aprikosenbaum

Von Oinz Catiz

(Schluß)

Die Menschen gingen um die Mittagsstunde in den Straßen umher, langsam und träge, den Hut in den Nacken geschoben und vergnügt in die Sonne blinzelnd. Frauen und Mädchen waren in puren Leichtsinn gekleidet. Küster Armbruster traf Oberst Langenecker. Guten Tag, Herr Oberst, sagte er, was tun Sie noch?

Ich werfe Schatten, gab der Oberst zur Antwort.

Im Gasthaus saß Mathias Armbruster allein. Photograph Hellhummer und der Nußknacker hatten wohl keinen Hunger heute. Der Küster aß und ging wieder. Er schlenderte hinaus aus der Stadt und trieb sich stundenlang im Wald umher. Die Äste der Eichen ragten kahl, schwarz, erzgrau und grünmosig. Das Laub des Vorjahres raschelte staubig unter dem Tritt. In Wagenspuren lagen grüne Eidechsen mit hitzezitternden Flanken und fiebertraumfun-

kelnden Auglein. Eine Elster flog auf. Sie trug einen Zweig im Schnabel. Ja, nicht nur dem Noah in der Arche brachte ein Vogel einen Zweig.

Der Küster trat aus dem Wald. Da war diese sandiglehmige Ebene, diese Handbreit Land zwischen Wald und Fluß, die man die Aue nannte. Barfüßige Zigeunerkinder liefen umher am Waldesrand und klaubten Veilchen und andere kleine Frühlingsblumen, die sie in der Stadt verkauften. Eine alte Zigeunerin kam herbei und wollte dem Küster eine große Zukunft prophezeien. Endlich gelangte er an den Fluß. Silberpappeln und hängende Weiden standen an seinen Ufern. Hier betete der Frühling sein erstes Gebet, wenn die Hängeweiden die Rosenkränze ihrer grünen Schnüre in den windlichten Märztag hielten.

Küster Armbruster sitzt lange am Fluß. Sonst nirgend in der Welt ist ein Märztag so vollkommen wie an einem Fluß. Der Wald entbehrt noch seines dunkeln märchenraunenden Geheimnisses, Acker und Rain sind nur erst Ahnung und drängend geschmücktes Verlangen nach Frucht und Reife, die wallenden Wasser des Flusses aber sind beides, quellrieselnde Zeugung und erfüllte Reife, es ist die Mutter, die durch die Lande geht.

Der Küster schläft in der warmen Sonne ein. Aber es ist für ihn heute gleichgültig, ob er wacht oder schläft, er gerät immer ins Gestrüpp eines Traumes. Und seine Gedanken sind solchen Träumen nur Lattenwerk, daran das wuchernde Traumgeranke emporklettert und sein ganzes Wesen mit einer grünen verzauberten Wildnis umschließt.

Und nun vergingen die Tage. Küster Armbruster hatte seine Arbeit. Sie kamen wieder, seine Schüler. Die Konfirmanden blieben auch nicht aus, denn es ging hart auf Ostern zu. Zur Mittagszeit ging er ins Gasthaus und aß. Seine Freunde sah er nicht mehr, sie kamen nicht mehr ins Gasthaus, aber es gab ja noch soviel andere Gaststätten in Palilula. Am Nachmittag saß er meistens draußen am Ufer des Flusses. Sonntags kam Heide Degiorgi in die Kirche. Der Küster hielt wieder eine Predigt, daß alle alten Weiber den Kopf schüttelten. Aber sonst geschah nichts, er konnte mit Heide Degiorgi nicht sprechen, sie ging nach dem Gottesdienst gleich weg. Und wenn Armbruster nicht draußen am Ufer des Flusses saß, so schlenderte er durch die Straßen. Es regnete manchmal, aber dann

war es nur noch schöner für ihn. Schließlich wurde er müde und konnte die Nächte ein wenig schlafen.

Eines Tages hielt Oberst Langenecker ihn auf der Straße an. Sie kommen nicht mehr in den „Regenbogen"? fragte er.

Nein, gestand der Küster, ich kam lange nicht mehr hin.

Faraudo ist nun bald gesund, sagte der Oberst freudig, Armbruster, Sie müssen bald wieder einmal eine Sammlung veranlassen, wenn er aus dem Spital kommt, wird er einiges Geld gut brauchen können.

Ich habe nie eine Sammlung veranlaßt, wehrte der Küster ab.

Ja, ja, kommen Sie nur in den „Regenbogen".

Weiß Gott, ich mag nicht mehr.

Sind Sie krank?

Da mußte der Küster lachen.

Ach ja, klagte der Oberst. Und plötzlich fragte er besorgt: Sie werden sich doch nicht in Weibergeschichten verwickelt haben, Armbruster? Ladet Degiorgi Sie auch des Abends ein?

Mich?

Ist schon gut. Wohin gehen Sie jetzt?

Wen ladet Degiorgi ein? fragte der Küster.

Das ist ja gleichgültig, Armbruster, reden wir nicht mehr davon. Mir fiel das nur ein, weil Schlächtermeister Schimmel ewig davon schwätzt. Der hat ja fünf Töchter zu verheiraten. Ihr Freund, der Nußknacker, hat seine Angela weggejagt, diese Heldentat werden Sie ja schon erfahren haben.

Der Küster stand mit offenem Munde da.

Ihr Freund hat Ehrgeiz, haben Sie das nicht gewußt? Als Fünfzehnjähriger war er Maurerlehrling. Und heute ist er beinah schon ein Baumeister. Er ist hoch gekommen. Die Ehrgeizigen steigen immer eine Stufe höher, solange sie noch eine Stufe finden. Ihr Blick ist nach oben gerichtet, sie sehen nicht zurück. Na, reden wir nicht mehr davon, es geht uns beide nichts an. Kommen Sie heute in den „Regenbogen".

Ja, ja, sagte der Küster.

Der Oberst blieb stehen: Oder sind Sie ehrgeizig, Armbruster?

Der Küster begleitete Oberst Langenecker die Straße hinunter. Sie sprachen nicht mehr miteinander, sie schlenderten nur so wie all die andern Menschen in der Sonne einher. Vor einer Schenke blieb Langenecker stehen, er zog den Küster hinein und bestellte

einen Wermutwein. Sie tranken. Im Ernst jetzt, Armbruster, sind Sie ehrgeizig? fragte der Oberst.

Armbruster konnte nicht antworten. Er zündete sich eine Zigarette an.

Dann müßten Sie weg von hier, fuhr Langenecker fort, sogleich weg. Wir aus dem „Regenbogen" haben auch Ehrgeiz, wir setzen Stacheln an wie das Schwein Fett, wir sind alle Nullen, aber wir haben Stacheln.

Herr Oberst! begehrte Armbruster auf.

Ja, ja, das ist schon so. Wir brauchen die Stacheln, damit uns keiner zu nahe kommt. Wir verfaulen alle, wir verbreiten keinen guten Geruch, darum setzen wir Stacheln an. Von weitem sehen wir alle recht schön rund aus, man sollte uns aus der Ferne betrachten. Sie träumen doch zuweilen, Armbruster? Doch, in Ihrem Alter sollte man noch offenen Auges träumen. Wem der rechte Ehrgeiz im Herzen sprießt, geht wie ein Träumender durch die Zeit, der braucht keine Stacheln anzusetzen. Uns schützen die Stacheln, den Träumenden behütet Gott oder seine Engel. So ist das. Aber Ihr Freund, der Nußknacker, hat solchen Ehrgeiz nicht, er jagte nur seine Angela weg, der Nußknacker stolpert nach oben. Das ist alles. Sie müssen weg von hier, Armbruster.

Sie leben ja auch in Palilula, schon seit zehn Jahren, erwiderte der Küster.

Sie träumen noch zu wenig, nur wir Alten dürfen schlafen, ihr aber müßtet wachen und träumen. Keiner verliert so viel wie der Träumer, gewiß, aber keiner gewinnt solche Unermeßlichkeiten. Nur bei ihm geht die Rechnung auf. Wissen Sie nicht, daß es außer dem traumwachen Blick keine Macht gibt in dieser Welt? Sie predigen doch zuweilen von Glauben? Oder reden Sie nur davon? Setzen Sie keine Stacheln an, Armbruster, ein Stachelschwein behüten Gottes Engel nicht.

Der Küster sah vor sich hin. Dann sagte er: Sie leben doch auch hier in Palilula.

Ja, gab der Oberst zu, ich muß das Grab meiner Mutter pflegen.

Dann saß Langenecker nur da und rauchte und trank, es schien, als bereute er, so viel gesprochen zu haben.

Der Küster ging heim. Er mußte noch lang an die Worte Langeneckers denken. Hatte er vielleicht am Vormittag schon getrunken?

Oder waren seine Worte nur kalter Spott? Er hatte Stacheln angesetzt und hatte sie nun gezeigt. Es mochte aber leicht sein, über Ehrgeiz zu spotten, wenn man abseit stand und zusah, wie andere die Zähne fest zusammenbissen, daß die Backenknochen hervortraten. Und diese nannte man dann Nußknacker. Photograph Hellhummer und Lorenz spielten an den Abenden jedenfalls nicht mehr Karten, sie wurden von Degiorgi eingeladen, sie standen schon auf der nächsten Stufe.

Aber dann geschah etwas, worüber die ganze Stadt sprach, nicht bloß die Stammtischrunde im „Regenbogen". Es stand in allen Abendzeitungen, jeder konnte es lesen. Und Kürschner Roberti las es der sprachlosen Runde vor.

Küster Armbruster, der oft draußen in der Flußaue weilte, hatte an einem Nachmittag zwei kleine Mädchen gerettet, die beim Spiel am Ufer in den Fluß gestürzt waren. Eine Mädchenklasse war mit ihrer Lehrerin hinausgezogen in den Frühling. Sie hatten Blumen gepflückt, hatten gespielt, waren vor schwänzelnden Eidechsen geflohen, obwohl die Lehrerin, weise und erfahren wie alle Lehrerinnen, erklärt hatte, daß Eidechsen nicht beißen. Und plötzlich hatten alle einen Schrei vernommen, waren ans Ufer gelaufen und hatten entsetzlich töricht und dumm geschrien. Sie konnten den beiden Mädchen nicht helfen, aber mußte die Lehrerin darum ohnmächtig werden? Als Küster Armbruster ihr nachher einen nassen Rockärmel auf die Stirne legte, öffnete sie nur mühsam die Augen, aber sie kam dann rasch wieder zu sich, da sie die beiden Mädchen gerettet sah. Sie vergaß all ihre Weisheit und Erfahrung, fiel dem Küster um den Hals und küßte ihn, es war ihr gleichgültig, daß ihr Kleid dabei naß wurde und verdarb.

Es stand in allen Zeitungen, Küster Armbruster war ein berühmter Mann geworden. Die Eltern der geretteten Mädchen besuchten ihn und dankten ihm. Die Frauen weinten und lachten auf einmal und redeten sehr viel, die Männer waren etwas verlegen und wußten nicht, was sie zu sagen hätten, aber dann drückten sie ihm doch fest die Hand. Es kam der Bürgermeister mit zwei Ratsherren. Der Bürgermeister hielt eine lange Rede und heftete dem Küster im Namen des Königs eine Rettungsmedaille an den Rock.

Ja, konnte einer mehr verlangen?

Am Sonntag darauf ging Heide Degiorgi nach dem Gottesdienst nicht gleich weg, sie blieb draußen vor dem Kirchlein stehen. Als der Küster heraustrat, reichte sie ihm die Hand: Guten Morgen, sagte sie. Es kamen auch andere Menschen herbei, die dem Küster die Hand geben wollten. Heide Degiorgi ging langsam davon.

Küster Armbruster schlief nicht gut in dieser Zeit. Auch wenn er lange und ausgedehnte Spaziergänge machte, er wurde nicht müde. Es regnete zuweilen und er stapfte die halbe Nacht im Regen herum, bis seine Kleider naß wurden und ihn fror. Er stand am offenen Fenster seiner Schlafstube und horchte auf das Rauschen des Regens, als ob das ein besonderes Lied wäre. In den „Regenbogen" ging er nicht. Er hörte noch immer das Gras wachsen.

Und die Sonne schien wieder. Die Gärten der Stadt waren grün geworden. In allen Bäumen saßen Ringeltauben. Gott mochte wissen, wieso in dieser Stadt Palilula so viele Ringeltauben sich aufhielten. Ihr Sang war wie der dumpfe Pulsschlag der Stadt. Küster Armbruster schlenderte durch das Madonnengäßchen. Es war eine abgelegene stille Straße, die etwas anstieg, keinen Berg hinan, es war nur eine Laune der Ebene, dieser kleine Hügel des Madonnengäßchens. Küster Armbruster blieb stehen und sah über die Gärten hinweg hinüber zu den Kuppeln der vielen orthodoxen Kirchen, deren goldene Kreuze in der Abendsonne blitzten. Hier konnte einer vergessen, daß er in einer staubigen und lärmenden Stadt wohnte. Als er Schritte eines Menschen hört, geht er weiter. Aber er bleibt sogleich wieder stehen. Heide Degiorgi kommt das Gäßchen herab. Der Küster grüßt. Sie bleibt stehen, reicht ihm die Hand. Ich gehe hier spazieren, sagt der Küster.

Ja, sagt sie, es ist eine gute Straße.

Nicht wahr? Gehen Sie auch hier spazieren?

Nein.

Der Küster schweigt; er hatte es sich anders vorgestellt, wenn er Heide Degiorgi einmal treffen sollte.

Haben Sie einen Taschenspiegel? fragt sie.

Einen Taschenspiegel? Nein, verzeihen Sie, ich trage nie einen Spiegel bei mir, wozu sollte ich einen brauchen.

Ich habe auch keinen.

Sie dürften schon einen tragen, sagt er.

Bitte, geben Sie mir Ihr Taschentuch.

Der Küster begreift nichts, aber er reicht ihr doch sein Sacktuch. Sie wischt sich damit ihre Lippen ab und dann auch die Wangen. Das Tuch färbt sich rot. Es ist Schminke und Puder. Ihre Augen werden zorndunkel, und ihr Mund zuckt trotzig und verzagt, als erlitte sie einen Schmerz.

Sie tun sich ja weh, sagt der Küster.

Nein, nein. Das muß alles herunter, verstehen Sie, alles! Das haben meine Tanten mir ins Gesicht geschmiert, sie wollten mich schön machen, wie sie behaupteten, wie Milch und Blut. Meine Wangen seien braun und unansehnlich, weil ich zuviel in der Sonne herumstreiche. Und ein bißchen Schminke und Puder stände mir so gut. Besonders des Abends müßte ich mehr auf mich achten. Talgrosen wie Milch und Blut! Und nun wendet sie sich Armbruster zu: Wie können Sie nur hier leben?

Ja, ja, sagte der Küster nur.

So unsaubere Augen haben die Menschen hier, alle!

Ja, ja, sagte der Küster wieder. Aber sie werden wohl wissen, warum sie Talgrosen brauchen. Vielleicht möchten sie gerne sein wie Milch und Blut und vermögen's nur nicht. Mag sein, daß manche traurig werden darüber. Das ist ja die große Traurigkeit, daß einer etwas mag und es nicht vermag. Wer's erreichen könnte und pfeift darauf, der ist nicht traurig.

Jetzt reden Sie wie ein Kreisel.

Nein, sagt er, aber die Menschen hier fangen alles verkehrt an, das wollte ich sagen.

Wollen Sie die Menschen verteidigen?

Nein, aber sie werden nicht besser, wenn ich sie anklage. Ich wollte auch lieber, daß sie von innen her rot würden.

Heide sieht ihn verwundert an.

Aber wissen Sie, sagt er, sie sind wohl alle noch gut manchmal. Es erinnert sich jeder noch seiner Mutter und seiner grünen Heimat, aus der er herkam.

Und dann springt er in den Fluß und rettet zwei Kinder, erwidert sie boshaft. Aber sie erinnern sich so selten ihrer Mutter und ihrer Heimat. Die Enkel meines Onkels sprechen nicht mehr deutsch, sie reden nur rumänisch.

Der Küster schweigt. Er sieht zur Erde. Was sollte er darauf

antworten? Er kennt das alles viel besser als Heide Degiorgi. Und er weiß, daß alle an dieser Schuld tragen.

Sie legt ihre Hand auf seinen Arm: Aber ich wollte Sie nicht kränken. Glauben Sie mir das?

Ja, Heide, ich sprang damals in den Fluß und rettete die beiden Kinder. Aber meinen Sie am Ende, ich hätte es der Rettungsmedaille wegen getan? Oder um des Lobes und des Ruhmes willen? Ich habe mich noch nie im Leben so geschämt wie in diesen Tagen. Denken Sie: wenn einer was Rechtes tut, dann heftet man ihm eine Medaille an den Rock. So weit sind wir. Das könnte einen davor bewahren, zeitlebens noch je etwas zu wagen. Heide, Sie kennen diese Menschen nicht. Das Herzblatt ihres Wesens ist verkümmert und muß immer mehr verkümmern. Mann und Weib sind in der Welt, daß sie einander Gott offenbaren. Es gibt keinen andern Gottesbeweis. Nur Mönche und Eunuchen meinen das. Und der Papst. Und wer sollte das Herzblatt unseres Wesens zum Entfalten zwingen, wenn nicht Gott. Oh, keine Rettungsmedaille! Die Menschen hier haben niemanden, der ihnen Gott bewiese, denn darauf läuft letzthin alles hinaus. So verlieren sie ihn, und Gott verliert die Menschen. Ein Gräslein und Marienkäfer vermögen nur aus Gott zu leben, wie sollte der Mensch es anderes wollen. Rumänen aber und Griechen und Juden sind nur eine Versuchung. Freilich reden die Enkel rumänisch. Nein, Heide, ich dachte damals nicht an meine Mutter. Ich gehe in diesen Tagen umher und denke an einen Menschen, immerfort denke ich nur an ihn. Und das ist so gut, als dächte ich an meine Mutter.

Heide fühlte, wie ihre Wangen zu brennen anfingen.

Sie sind so jung noch, Heide, jetzt wurden Sie rot, da ich Ihnen das sagte.

Bitte, hier ist Ihr Taschentuch, sagte sie, danke. Doch nein, ich werde es waschen, ich werde es heute noch waschen, dann kann ich's Ihnen morgen zurückgeben.

Aber der Küster steckte das Taschentuch ein.

Ich fahre morgen nämlich heim, sagte Heide, morgen um Mitternacht geht mein Zug.

Daran habe ich nicht gedacht, daß Sie heimfahren könnten.

Jetzt muß ich gehen. Gute Nacht.

Gute Nacht.

Der Küster war unzufrieden mit sich. Da war er Heide Degiorgi begegnet und hatte Albernheiten geschwätzt, statt — ja, Photograph Hellhummer und der Nußknacker hatten sich wohl derlei nicht geleistet. Sie wußten genau, um was für einen Einsatz hier gespielt wurde. Der Nußknacker hatte seine Angela kurzerhand weggejagt, er hatte sie nicht mehr sehen wollen, viel lieber schlief er eine Nacht mit dem Küster in einem Bett. Der Küster war ein Teufelstänzer, aber sonst, wenn es gerade darauf ankam, fing er albern an zu schwätzen. Wie jung sie noch war, sie wischte sich Puder und Schminke aus dem Gesicht und konnte ihn vor Scham nicht ansehen.

Der Küster schlief die Nacht nicht. Er lag zwar in seinem Bett, aber er konnte nicht einschlafen. Und zuletzt stand er auf und suchte alles Geld zusammen, das er besaß. Er zählte es. Viel war es nicht, aber er besaß nun einmal nicht mehr. Er rechnete und rechnete. O ja, es würde wohl reichen. Einen Blumenstrauß könnte er dafür kaufen, Vergißmeinnicht oder dergleichen, aber das wäre nur eine andere, eine noch blamablere Albernheit. Nein, daran wollte er zuletzt denken. Aber etwas mußte es sein, es ging ja schließlich, ja, es ging um Heide Degiorgi.

In der Frühe ging er in ein Reisebüro und fragte nach dem Preis einer Fahrkarte bis zu einer gewissen Station. Die Fahrkarte wollte er nicht gleich kaufen, sagte er dem Beamten, er wüßte nämlich noch nicht, mit welchem Zug er fahren könnte. Als er herauskam, zählte er sein Geld. O ja, es reichte, es blieb ihm sogar noch ein Rest, eine ansehnliche Summe, wenn man's recht bedachte. Und ohne einen Blumenstrauß ging es am Ende doch nicht. Darum besuchte er eine Gärtnerei. Einen Strauß Vergißmeinnicht, bitte, an diese Adresse. Dann schlenderte er den ganzen Vormittag über in der Stadt umher. Die Stunden vergingen ihm zu langsam. Als er aber in einer Straße den Nußknacker traf, mußte er lachen, weil dieser angestrengt die herumfliegenden Schwalben zählte, um seinen Freund nicht sehen zu müssen. Er sah nicht aus, als hätte ihn am Abend vorher, da sie Abschied im Hause Degiorgi gefeiert, das Schicksal in die Arme genommen, er zählte Schwalben. Und plötzlich fiel ihm ein, Photograph Hellhummer zu besuchen, um sich von ihm photographieren zu lassen. Hellhummer war mißtrauisch: Eine Aufnahme von dir?

Warum nicht, Hellhummer? lachte Armbruster.



Karl Brandsch, Landschaft
(Ölfarben)

Ihr Küster habt sonderbare Einfälle. Wieso kommst du gerade heute?

Die Sonne scheint so schön, und in einer Woche ist Ostern.

Hellhummer blieb mißtrauisch: Gut, aber du mußt mir eine Angabe zahlen, anders tu ich's niemals, und du weißt, wenn das Geschäft anfängt, hört die Freundschaft auf.

Der Küster bezahlte die Angabe und bekam einen Schein.

Soll es ein Brustbild werden? fragte Hellhummer.

Meinetwegen, nur müßte der Kopf auch drauf kommen.

Hellhummer bekam dunkle Augen, er warf sich schnell ein schwarzes Tuch über den Kopf und fragte: Steckst du deine Rettungsmedaille nicht auf?

Nein, an dem war das Schicksal auch vorbeigegangen, er verlangte Angabe und geriet in Zorn, wenn einer sich über sein Handwerk lustig machte.

Am Nachmittag saß der Küster in seiner Amtsstube. Der Aprikosenbaum vor dem Fenster hatte die schneeroſigen Blüten verloren, grünes fettes Laub hing an seinen Zweigen und Ästen. Drüben an der Mauer des Kirchleins, wo der letzte Schnee des Winters gelegen hatte, sproß saftiges Gras und Sauerklee. Nur langsam verstrichen die Stunden des Nachmittags. Der Küster sah oft auf die Uhr. Ja, gegen Mitternacht wollte er zum Bahnhof gehen. Wenn Heide wirklich mit diesem Zug fahren würde, so konnte er schnell am Schalter eine Karte kaufen, während der Zug hielt. Und es würde ihn keiner sehen, auch Hellhummer und der Nußknacker nicht, wenn er dann auf den anfahrenden Zug sprang.

In der Abenddämmerung klopfte ein Mann ans Fenster der Amtsstube. Der Küster öffnete.

Guten Abend, Herr Pfarrer, sagte der Mann.

Ich bin nur Küster, erwiderte Armbruster.

Aber Sie sind ja doch der Hirte der Gemeinde, ein guter Hirte; ich habe es in der Zeitung gelesen, daß Sie zwei kleinen Mädchen das Leben retteten.

Ja, ja, sagte der Küster ungehalten, denn der Mann roch nach Schnaps, wenn er den Mund auftat.

Umständlich aber holte der Mann aus der Rocktasche seine Papiere hervor, schmutzige vergilbte Arbeitsbücher und eine Photographie. Um

eine Unterstützung bitte er, er wolle heimfahren zu Frau und Kindern, die gewiß hungers stürben, wenn er nicht käme und für sie arbeite. Hier finde er keine Arbeit. Und Geld habe er auch keines. Aber das Reisegeld fehle ihm, ja, und darum sei er zum Herrn Pfarrer gekommen. Bitte, in Hermannstadt wohne er, Langgasse, hier steht es. Und das sind meine beiden Mädchen, Herr Pfarrer, dieses Bild, meine Mädchen und mich zeigt es.

Aber das Bild ist in Klausenburg vor dem Dom aufgenommen, sagte Armbruster schroff, das sehe ich doch. Und plötzlich entsann er sich, daß er die Bekanntschaft dieses Mannes schon einmal gemacht hatte.

Der Mann quetschte Tränen in die Augen und tat zuerst einen tiefen Seufzer, bevor er zu erzählen anfing. Aber der Küster schnitt ihm das Wort ab:

Ein toller Hund hatte Ihre Mädchen gebissen und Sie mußten sie ins Pasteurinstitut bringen, so kamen Sie nach Klausenburg.

Der Mann, ganz verblüfft: Woher wissen Sie das?

Armbruster: Weil Sie mir die Geschichte im vergangenen Herbste schon einmal aufgebunden haben! Und damals gab ich Ihnen Geld für die Heimfahrt, aber am nächsten Tag fand ich Sie besoffen in einem Wirtshaus liegen!

Der Mann ist niedergeschmettert: Ja, Herr Pfarrer, wir sind alle Sünder, der Teufel ist beinah immer stärker als wir. Er sammelt seine Papiere und steckt sie ein. Dann muß ich gehen, Herr Pfarrer, gute Nacht.

Als der Mann aber wirklich geht, ruft ihn der Küster zurück. Er zählt ihm auf dem Fensterbrett das Geld vor: Das ist der Preis einer Fahrkarte bis Hermannstadt, ich weiß das ganz genau, ich habe mich heute danach erkundigt. Versprechen Sie mir, daß Sie heute noch nach Hause fahren? Um Mitternacht geht ein Zug.

Der Mann beugt sich schnell und küßt Armbruster die Hand. Gott segne Sie! stottert er und geht mit dem Geld davon.

Armbruster steht am Fenster. Es fängt an zu regnen, ein paar Tropfen fallen. Glückliche Reise! Die Hälfte seines Geldes hatte er dem Manne gegeben. Nun war ihm zu wenig geblieben für seine Fahrt, für sein Abenteuer. Wenn der nur heimfuhr.

Der Küster ging ins Gasthaus, bestellte Essen und nachher Wein. Er trank und rauchte. Menschen, die herein kamen, brachten trief-

nasse Regenschirme mit. Die Männer lärmten und lachten, aber die Damen holten sogleich ein Spiegelchen und Lippenstift hervor und stellten ihre zerstörte Vollkommenheit wieder her. Als Armbruster auf die Uhr sah, war es elf. Er trank weiter. Plötzlich aber rief er den Kellner herbei, zahlte und ging. Des Regens achtete er nicht.

Auf dem Bahnsteig erwarteten nur wenige Menschen den Zug. Es waren keine Bekannten unter ihnen, aber Armbruster blieb neben einem Zeitungskiosk stehen. Nach einer Weile erschienen Degiorgi und Heide. Hellhummer und der Nußknacker trugen das Gepäck Heides. Armbruster konnte sie gut sehen, sie standen unter einer Lampe. Heide schien zu frieren, sie vermochte nicht ruhig zu stehen. Sie sah jedermann an, der auf den Bahnsteig trat. Photograph Hellhummer mußte ihr zweimal seine Taschenuhr zeigen, damit sie sah, wie spät es war. Und plötzlich fühlte Armbruster sein Herz bis empor zum Halse klopfen. Heide hielt einen Blumenstrauß im Arm. Das war sein Blumenstrauß! In diesem Augenblick fuhr der Zug ein. Er hielt nur einige Minuten. Die Menschen liefen aufgeregt umher, schrien Gepäckträger an und standen einander im Wege. Dann fuhr der Zug an. Armbruster sah, daß Heide ein paarmal winkte. Nein, sie winkte nicht lange.

Als Armbruster aus dem Bahnhofsgebäude trat, stiegen Degiorgi, Photograph Hellhummer und der Nußknacker in eine Autodroschke und fuhren in die Stadt. Armbruster ging zu Fuß durch den Regen heim. An einem Laternenpfahl in der Bahnstraße hielt sich ein Betrunkener an und sang laut in die Nacht hinein. Armbruster hörte seinen gröhlenden Singsang schon von weitem. Als er näher kam, erkannte er den Mann, dem er in der Abenddämmerung das Reisegeld geschenkt hatte. Armbruster blieb stehen und sah den Mann an. Der Mann fluchte zuerst über die Störung, dann aber verstummte er und machte ein langes jämmerliches Schafsgesicht. Es hat nur bis her gereicht, flennte er. Dort drüben steht der Bahnhof, ich sehe ihn von hier. Sehen Sie ihn nicht? Es sind nur einige hundert Schritte bis hin. Sie müssen ihn doch auch sehen können.

Armbruster ging traurig weiter. Es regnete immer noch. Nach einer Weile hörte er, daß der Mann schon wieder sang. Der Schein einer Straßenlaterne fiel auf das naßtropfende Laub eines Kastanienbaumes und die Blütenkerzen standen nackt und weiß in der Nacht,

als ob es trotz allem noch etwas Heiliges und Ewiges in der Welt gäbe.

Es regnete die ganze Nacht.

Ostern ging vorüber und es kamen heiße Tage. Hier bricht der Sommer schon nach Ostern ins Land. Die Sonne versengt alles Grün in der weiten Ebene. An den Sonntagen nickten die paar alten Weiber ihrem Küster zu, sie waren mit ihm zufrieden, während der Predigt schliefen die meisten ein, es war die alte Ordnung des Kirchenjahres. Der Küster saß am Vormittag in seiner Amtsstube. Er las manchmal in einem Buch, aber meistens lag es nur aufgeschlagen vor ihm. Er dachte daran, seiner Mutter einen Brief zu schreiben, daß er im Sommer zur Kornernte heimkommen wolle. Aber dann unterließ er es, die Mutter würde sich mehr freuen, wenn er eines Tages plötzlich vor ihr stand. Um die Mittagszeit ging er ins Gasthaus essen. Und dorthin kamen nun auch Photograph Hellhummer und der Nußknacker wieder. In der heißen Jahreszeit tranken sie nicht mehr Wein, Bier war besser. Man sagt, daß es den Menschen erfrische.

Hier sind die Bilder, sagt Photograph Hellhummer, du brauchst mir nichts mehr dafür zu geben.

Danke, erwidert der Küster.

Der Nußknacker nimmt ihm ein Bild aus der Hand weg. Ich hätte mir die Rettungsmedaille an die Brust geheftet, spottet er.

Schweig! sagt Hellhummer.

Trägst du sie nie, Küster? fragt der Nußknacker, der König hat sie dir doch verliehen.

Er ist kein solcher Pfau wie du, sagt Hellhummer, der einem Mädchen zum Abschied einen Strauß Vergißmeinnicht schickt.

Der Nußknacker gerät außer sich: Das hast du getan, Photograph, darauf wäre ich nie verfallen, mich derart lächerlich zu machen.

Nein, nein, spottet Hellhummer, du hast andere Einfälle, du machst ein Mädchen betrunken, auf diese Weise eroberst du die Welt.

Ich kümmere mich nicht um dein Gerede, sagt der Nußknacker.

Daß du auch immer zum allerletzten Mittel greifen mußt, wundert sich der Photograph.

Nach dem Mittagessen steht Küster Armbruster lange vor dem Fenster in seiner Amtsstube und sieht hinaus auf den Aprikosenbaum. Die Blätter des Baumes sind grau und welk und schrumpfen immer mehr zusammen. Der Baum steht in keiner guten Erde hier,

aus Schutt, Mörtel und zerbrochenen Backsteinen müssen seine Wurzeln Saft und Kraft saugen für Blüte und Blatt und Frucht. Schneerosiges schäumendes Leben war aus ihm gebrochen in den ersten warmen Tagen des Frühlings. Aber jetzt waren die Tage lang und die Sonne schien heiß und sengend. Und einem Aprikosenbaum ist nichts gedeihlicher als warme Tage und Sonnenschein, aber die Wurzeln wollen in guter Erde stehen. So meint es jedenfalls der Küster.

Des Abends sitzt Armbruster in der Runde des „Regenbogens". Sie sitzen alle um den Tisch, jeder mit einem Viertel Wein vor sich, nur Degiorgi trinkt Bier. Aber heute will keine flotte Fröhlichkeit aufkommen, sie sind vom Friedhof her gekommen, sie haben das Grab Faraudos gesehen. Ja, Faraudo wurde aus dem Spital entlassen, aber am zweiten Tage knüpfte er ein Schlingseil ans Fensterkreuz, das war stärker als der verdammte lumpige Haken in der Wand. Oberst Langenecker hatte am Grabe eine Rede gehalten.

Rumänen, Griechen und Juden lärmten in der Schenke. Ein Hund schlich von Tisch zu Tisch und bettelte um einen Bissen. Kürschner Roberti kaufte von einem barfüßigen Zigeunerjungen eine Abendzeitung. Er setzte seine Brille auf und las, aber nach einer Weile legte er die Zeitung weg. Es steht nichts drin, sagte er und nahm die Brille wieder ab.

Es stand nichts Neues drin.

Sonette

Von Paul Valery

Mond-Zauber

Der kühle Mond verwebt sein Silberlicht
Aus tauigem Gespinst und Hauch zur Schleppe,
Die schwebend sinkt, wo auf der Marmortreppe
Ein Mädchen Perlenglanz aus Muscheln bricht.

Für Seidenschwäne, die im Schatten, leise,
Den schlanken Hals verschlingen im Gekose,
Schöpft ihre Hand den Schnee von einer Rose
Und schüttet Blüten in des Wassers Kreise.

Oh Schauer köstlicher Verlassenheit,
Wenn sanft bewegt der Mond im Flimmerkleid
Der Lichter Echo aus den Wellen fängt.

Und welches Herz ertrüge das Entzücken
Des Funkenhimmels, ohne jäh gedrängt,
Wie eine Waffe einen Schrei zu zücken.

Die Granaten

Granaten, halb geöffnet, aufgesprungen,
Gedrängt vom Überfluß der reifen Samen,
Ich ahne stolze Stirnen ohne Namen,
Von ihres Denkens Wunderkraft bezwungen!

Wenn Sonnen, die ihr trunken eingesogen,
Nun brechen euren stolz gepreßten Mund,
Der lächelnd zeigt der feuchten Zähne Rund,
Die purpurnen Gehäuse aufgebogen,

Und wenn das trockne Gold der harten Rinden
Verhaltne Kräfte zwingend überwinden,
Nun bricht's und quillt's in dunkelrotem Saft,

Dann läßt mich dieser glanzbetörte Spalt
Erinnern eine alte Leidenschaft:
Die Seele eurer heimlichen Gestalt.

Der verlorene Wein

Und einmal irgendwo im Meere weit
(Es muß vor langem wohl gewesen sein)
Vergoß ich einen kleinen Tropfen Wein,
Vielleicht ein Opfer der Unendlichkeit.

Wer hats gewollt, daß ich ihn dort vergossen?
Ein alter Meeresgott, der uns bedroht?
Geheime Furcht im tiefsten Herz verschlossen,
Gedanken an des Blutes Farbe . . . rot?

Nach einem kurzen rosigblassen Schimmer
War die bewegte Woge klar wie immer,
Das Meer gestillt . . und doch . . im herben Wehn

Da hab ich über trunken grünen Tiefen
Geheimnisvoll Gestalten schweben sehn,
Urnächt'ge Schauer, die verborgen schliefen.

(Übertragen von Wolf von Aichelburg)

Wirkungsgemeinschaft und Seelengemeinschaft

Von Karl Hoch

Der Mensch ist — wie schon der griechische Weltweise feststellte, — ein Gemeinschaftswesen. Die durch die menschliche Gemeinschaft ermöglichte Arbeitsteilung, die Entlastung meiner Arbeitskraft von einer ungezählten Anzahl von Tätigkeiten, die ich, wenn ich nicht in der Gemeinschaft stünde, selbst verrichten müßte und dann erst recht nur unvollkommen verrichten könnte, ermöglicht es mir, einem bestimmten Beruf zu leben. Damit die Arbeitsteilung nicht nur erhöhte zivilisatorische Bequemlichkeiten zu Tage fördere, sondern auch kulturell und seelisch befruchtend wirke, ist es freilich nötig, daß mein äußerer Beruf dem innern entspricht, daß er die Entfaltung jener Fähigkeiten fördert, die in mir in erhöhtem Maße vorhanden sind und deren Entfaltung sich verlohnt. Daneben gibt es bekanntlich auch eine seelentötende Arbeitsteilung, die aus bloß zivilisatorischen Gründen Fähigkeiten in mir zu maschineller Präzision entwickelt, deren Entwicklung sich für die Entfaltung meiner Persönlichkeit nicht verlohnt und an den mir innewohnenden mannigfaltigen Fähigkeiten vorbeigeht. Aber eine den Einzelmenschen nicht nur als Mittel zum Zwecke einer möglichst großen Gütererzeugung nutzende Arbeitsteilung ist nicht kulturtötend, sondern kulturfördernd. Abgesehen davon, daß die erhöhte Gütererzeugung mir reichere Mittel, nicht nur für meine äußere Annehmlichkeit, sondern auch zu meinem innern Wachstum bietet, erhöht sie dieses durch den eigenen Anteil, den ich an der Gemeinschaftsarbeit nehme.

Doch sie leistet zu meiner seelischen Bereicherung noch etwas: sie verbindet mich schon in meiner äußeren Arbeit seelisch mit den andern Gemeinschaftsgliedern. Heute spricht man viel von Kameradschaft, von der durch die Kameradschaft erzielten inneren Verbundenheit. Die menschliche Gesellschaft ist an und für sich eine Kameradschaft — freilich eine sehr gegliederte, die die enger Zusammenwirkenden enger miteinander verknüpft. Kameradschaftsgefühle sollten sich bei wohlgesinnten Hausgenossen entfalten, auch wenn diese nicht durch Verwandschaftsgefühle miteinander verknüpft sind. Auf Kameradschaftsgefühl ruhte unser altes Nachbarschaftswesen und soll seine Erneuerung ruhen. Auf ihm ruhte die seelische Verbundenheit der Zunftgenossen. Das Gefühl der Dankbarkeit für die Leistung der anderen Gemeinschaftsglieder für mich und das

der Verpflichtung zum Leisten meiner Arbeit für sie zeitigt jene kameradschaftliche seelische Verbundenheit. Die Kriegsteilnehmer wissen von einer besonderen Tiefe dieses Verbundenheitsgefühls über Alters-, Standes- und sogar Volksgrenzen hinüber.

Doch in allen diesen Fällen hat der Andere durch sein mit auf mein eigenes Interesse gerichtetes Tun die seelische Brücke zu mir geschlagen. Ich stehe oder stand mit ihm in Wirkungsgemeinschaft, und aus ihr entstand Seelengemeinschaft. Es gibt aber auch ohne gleichgerichtete Wirksamkeit entstandene reine Seelengemeinschaft: da, wo es sich nicht um ein mit in meinem Interesse geschehenes Tun, sondern um ein mich in meinem Innersten erfassendes Sein handelt, das die seelische Verbindung ergibt.

„Adel ist auch in der sittlichen Welt, gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind."

Allerdings das, was sie sind, offenbart sich auch in ihrem Tun. Aber das durch dies Tun Offenbarte, nicht der unmittelbare Vorteil, den ich aus dem Tun ziehe, ist es, womit sie mich seelisch bereichern. Ihr Tun kann sogar gegen das von mir im einzelnen Erstrebte gerichtet sein. „Soldaten, lernt von diesem Manne, wie man für sein Volk stirbt!" Der sterbende St. L. Roth, auf den sich diese Worte bezogen, gab den feindlichen Soldaten, die für das Gegenteil dessen kämpften, wofür er starb, Seelisches. Es muß also gar nicht eine unmittelbare Förderung meiner Einzelziele sein, durch die mir der Andere Wertvolles zuführt. Auch hier kann das Zuführen ein gegenseitiges sein. Es werden sich auch hier weitere und engere Kreise von Gemeinschaften der gegenseitigen seelischen Bedingtheit herausbilden.

Die heute bedeutsamste Gemeinschaft gegenseitiger seelischer Bedingtheit ist die Volksgemeinschaft. Die stärkste und größte Wirkungsgemeinschaft ist der Staat. Daß diese Wirkungsgemeinschaft, wie jede andere, selbst das Bestreben hat, zur Seelengemeinschaft zu werden, gibt den Anlaß zur Auseinandersetzung zwischen Volk und Staat. Nun kann es nicht geleugnet werden, daß die Seelengemeinschaft Volk geschichtlich auch vielfach einer dereinstigen staatlichen Wirkungsgemeinschaft entstammt.

Dabei muß man sich dessen bewußt sein, daß Rasse und Volk zwei verschiedene Begriffe sind und daß unter Blutverbundenheit an und für sich die Rasseverbundenheit zu verstehen ist, der Volksbegriff

also grundsätzlich einer anderen Ableitung bedarf. Die einzelnen Rassen erstrecken sich auf ganze, gegenwärtig vielfach in keiner Weise zusammengefaßte Gruppen von Völkern. Dinarier sind beispielsweise die deutschen Alpenländler, die Balkanslawen und auch ein großer Teil unserer heimischen Rumänen. Auch wir Sachsen haben manche Dinarier unter uns. Es ist deshalb bei uns mit der einfachen Mahnung: „Achte auf deine Rasse!" national noch nicht alles getan. Wohl werden in bestimmten Völkern die Eigenschaften bestimmter Rassen besonders hoch gewertet, und diese Völker werden deshalb darauf bedacht sein müssen, daß eben diese Eigenschaften durch ein Rückgehen der sie tragenden Rasse nicht ins Wanken geraten. Die Franzosen, die ja die Eigenschaften der westischen Rasse besonders werten und als Träger eben dieser Eigenschaften erscheinen wollen, auch von anderen Völkern als solche gewertet werden, sind nach dieser Richtung nicht sehr vorsichtig. Im deutschen Volk werden die nordischen Züge stark gewertet und ihre Pflege dementsprechend geradezu zu einer nationalen Forderung erhoben, wobei aber der, dem das heutige deutsche Wesen in seiner Fülle wertvoll ist, wünschen wird, daß auch seine wesentlichen Zusatzbestandteile nicht schwinden. Die Hauptsache ist die Freihaltung von der vorderasiatischen Rasse. Aber auf keinen Fall ist das „Blut" allein das Wesensbestimmende der völkischen Zugehörigkeit. Wir müssen uns zur Feststellung des Wesensbestimmenden der völkischen Zugehörigkeit auch nach einer anderen Grundlage umsehen. Als solche erscheint mir aber die kulturelle Seelengemeinschaft mit dem gleichzeitigen Bewußtsein der Zugehörigkeit zu ihr.

Entstanden ist diese nun — wie erwähnt — vielfach aus früherer oder auch gegenwärtig noch andauernder Wirkungsgemeinschaft. Das deutsche Volk entstammt der Wirkungsgemeinschaft des Ostfrankenreiches, in der sich die niederdeutschen, ziemlich rassenreinen Nordstämmlinge mit den stark dinarisch und ostisch, zum Teil auch westisch bestimmten Oberdeutschen zusammenschlossen und sich von den skandinavischen Nordstämmlingen schieden, so sehr, daß im 19. Jahrhundert Schleswig-Holstein die staatliche Vereinigung mit einem dieser skandinavischen Staaten als unerträgliche nationale Vergewaltigung empfand und in kräftig aufflammender nationaler Begeisterung den Weg zur Wiedervereinigung auch mit dem stark dinarisch, ostisch und westisch bestimmten Oberdeutschen suchte.

Diese Betrachtung der schleswig-holsteinischen Frage zeigt uns am deutlichsten die Spannung zwischen dem Rasse- und dem Volksgedanken.

Als unsere Väter den Weg in das Karpathenland antraten, hatte sich auf Grund der ostfränkischen staatlichen Wirkungsgemeinschaft die völkische Seelengemeinschaft des deutschen Volkes schon gebildet. Sie fühlten sich als deren Teilhaber und nahmen dieses Teilhabergefühl mit. Die neue große Wirkungsgemeinschaft, in die sie traten, konnte es ihnen nicht rauben. Es war schon festgefügt und ist festgefügt bis heute und sträubt sich auch heute dagegen, durch das Einbeziehen in andere Wirkungsgemeinschaften gemindert zu werden.

Aber die Schar, die hier im Südosten eine neue Heimat fand, war zunächst selbst eine engere Wirkungsgemeinschaft, die, zum Schutze der Krone (d. i. der Stephanskrone) hereinberufen, das Land urbar machte und den Landesfeinden wehrte. In ihr bildete sich aber gleichzeitig eine ebenfalls bis heute andauernde engere Seelengemeinschaft, die ihre Kraft gerade dem Bewußtsein entnimmt, hier im Karpathenland acht Jahrhunderte hindurch die Verbindung mit der großen deutschen Seelengemeinschaft aufrecht erhalten zu haben. Im Karpathenland selbst bildete sich dann allerdings auch eine, aus einer etwas weiteren Wirkungsgemeinschaft erwachsene Seelengemeinschaft übervölkischen Gepräges, die nach dem Wunsche unserer Volkshymne all seine Söhne als Eintrachtband umschlingen soll. Ihre erste Äußerung fand sie in den Unionen der alten drei ständischen Nationen. Dann traten wir in der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert in die große Wirkungsgemeinschaft des habsburgischen Reiches ein. Wir fühlten uns mit ihr seelisch verbunden, hauptsächlich durch ein von uns auch bei ihr als ausschlaggebend angenommenes Streben, von der großen deutschen Seelengemeinschaft Kanäle nach dem Südosten zu graben. Das führte immerhin eine Zeit lang zu einer engeren seelischen Verbundenheit mit den anderen Trägern der Wirkungsgemeinschaft.

Dann kamen wir in die Wirkungsgemeinschaft des 1867er ungarischen Staates, und schließlich sind wir in die des groß-rumänischen gelangt. Schon den 1867er Ungarn gegenüber hinderte anfänglich die Tatsache, daß wir bei den vorangegangenen Auseinandersetzungen auf der gegnerischen Seite gestanden waren und wert-

volle eigene Güter der Neugestaltung zum Opfer fielen, die Umsetzung in Seelengemeinschaft, wie ja überhaupt staatsbildende Umgestaltungen, die einfach der Lauf der Weltgeschichte zur Folge hat, zumal, wenn man früher auf der anderen Seite stand, nicht von heute auf morgen Seelengemeinschaft zeugen können, am wenigsten, wenn die Staatsträger nicht selbst um sie werben. Gebote können es da auf keinen Fall tun. Das „Kerls, lieben sollt ihr mich!" wird vergebens gesprochen. Wenn die Träger einer staatlichen Wirkungsgemeinschaft dem Volksbewußten die Verhältnisse dadurch lieb machen, daß sie die Lebensbedingungen seiner völkischen Seelengemeinschaft berücksichtigen, so wird ihn das auch mit jener seelisch verbinden. Auf jeden Fall aber wird der von einer festen völkischen Seelengemeinschaft Erfüllte sich gegen deren Überschattung wehren, von wo immer sie ausgeht. Der Gedanke der östlichen Schweiz, der zu Zeiten unserer ungarischen Staatsbürgerschaft als Vorschlag zur Lösung des siebenbürgischen Problems gelegentlich aufgeworfen wurde, hatte für mich immer einen unangenehmen Beigeschmack: die Gefahr der Entstehung richtiger schweizer Gesinnung, die das Schweizertum über das Deutschtum stellt.

Der vor allem national Bestimmte muß, einerlei ob die staatliche Wirkungsgemeinschaft auf fremdvölkischer oder auf zwischenvölkischer Grundlage ruht, ein Überschattetwerden seiner völkischen Seelengemeinschaft entschieden ablehnen. Und gerade in dem Fall, wenn ihm die staatliche Wirkungsgemeinschaft, der er unterstellt ist, sich als eine nicht voll eigenvölkische darstellt, wird er die seelischen Beziehungen zu ihr mit besonders mißtrauischen Augen ansehen, weil für einen Teil seiner Volksgenossen die Gefahr der Überschattung näherliegt. So lag die Sache für uns dem ganz alten Österreichertum gegenüber. So beurteilten wir auch nach 1867 die hie und da auftretende „k. u. k. Gesinnung" unserer sächsischen Offiziere. Am stärksten ablehnen wird allerdings der Volksbewußte ein zielbewußtes Zurückdrängen seines Nationalgefühles, das den Weg zur seelischen Zugehörigkeit zu einem fremden Staatsvolk ebnen will.

Etwas anders ist es mit der Beurteilung bestimmter geschichtlicher Gestalten — auch mit der Beurteilung von Verhältnissen, die nun einmal auf anderer Grundlage erwachsen sind. Für tatkräftige Naturen hat starkes Wirken unabhängig von dessen Ziele an und für sich Anziehungskraft, und ebenso die große Wirkungsgemein-

schaft. Es verleiht Stolz, ihr zuzugehören. Es ist wohl so gewesen, daß das Hochgefühl, Preuße zu sein, zunächst auf dieser Grundlage ruhte. Auch der Knabe Goethe, der als Mann ein Bewunderer Napoleons wurde, fühlte „fritzisch". Es handelt sich um die Anziehungskraft des Großen an sich. Von dort her müssen wir es verstehen, wenn in der Zeit deutscher Zersplitterung mitten im reichsdeutschen Gebiet, wo nicht der stete nationale Kampf die nationale Seite in Schwingung erhielt, irgendein Kleinstaat-Deutscher den Wunsch empfand, Engländer oder Franzose zu sein, und, vom Schicksal vereinzelt — nicht wie unsere Väter zu einheitlichem, geschlossenem Schaffen — in das fremde Land verschlagen, nun stolz war, auch zu dem die größere Weltbedeutung besitzenden Volk zu gehören. Es mag vielfach tatsächlich der Zug in das Größere gewesen sein, der den durch die Verhältnisse nicht national erzogenen Schleiz-Greiz-Lobensteiner innerlich, dann manchmal auch äußerlich nach Paris und London führte und ihn dort seelisch verwebte. Andererseits mag gerade die Tatsache, daß die volle Beschränkung auf den Kreis unserer engeren Volksgemeinschaft uns nicht genügen konnte und wir nicht — wie der Österreicher und der Preuße — uns in unserer Sondergestaltung als Glied eines großen Ganzen fühlen konnten, unsere Zugehörigkeit zur Gesammtheit des deutschen Kulturvolkes lebendiger erhalten haben, wie ja auch in Reichsdeutschland der Gothaer die Aufgabe Preußens deutscher auffaßte, als der Brandenburger und Pommer. Und was wir am Reichsdeutschen der Vorkriegszeit verurteilten, seine geringere Bezogenheit zum gesamten kulturellen Deutschtum, gründete sich eben auch auf die Tatsache, daß ihm die imponierende Größe der Wirkungsgemeinschaft des Deutschen Reiches genügte.

Auch rein nationalen Stolz birgt allerdings das Bewußtsein, daß die völkische Seelengemeinschaft, zu der man sich bekennt, gleichzeitig Träger einer starken Wirkungsgemeinschaft ist. An diesem Stolze haben auch die Volksgenossen teil, die nicht Mitteilhaber der Wirkungsgemeinschaft sein können. Weiterhin sehen wir, daß aus völkischem Empfinden überhaupt das Streben fließt, die auf irgendeiner Grundlage erwachsene völkische Seelengemeinschaft zu staatlicher Wirkungsgemeinschaft zu machen. Es schließt sich damit der

Kreis, der aus staatlicher Wirkungsgemeinschaft völkische Seelengemeinschaft erwachsen ließ.

Heute stehen wir am Anfang einer weiteren Entwicklung, die darauf hinzielt, daß völkische Seelengemeinschaft über Staatsgrenzen hinüber zu einer überstaatlichen Wirkungsgemeinschaft erwachse.

Die Stellung Gustav Kischs in unserer Wissenschaftsgeschichte

Von Arnold Pancratz

Wenn wir die wissenschaftliche Leistung Gustav Kischs betrachten, müssen wir unterscheiden zwischen ihrem Wert für die wissenschaftliche Forschung und der Wirkung, die von ihr ausging. Durch die Wirkung seines Werkes lebt Gustav Kisch fort, denn mit der Annahme von der moselfränkischen Heimat der Siebenbürger Sachsen verlieh er der Stammessage den sichtbaren Raum, dessen sie bis dahin entbehrt hatte. Dieser Raum, den Georg Reicherstorffer (16. Jahrh.) noch allgemein an den Rhein oder in die „Saxonia" verlegte, hatte im Laufe des 19. Jahrhunderts immer sichtbarere Grenzen angenommen, bis Gustav Kisch ihn im Winkel zwischen Rhein und Mosel absteckte. Die Kunde von einer genau bestimmbaren Urheimat schmeichelte sich rasch in das sächsische Volk ein und wuchs sich zu volkspolitischer Bedeutung aus. Heute ist der Glauben an die moselfränkische Urheimat Gemeingut der Nation und eine Quelle nationaler Stärkung, und sie wird es voraussichtlich solange bleiben, bis es der neuen Sprach- und Geschichtsforschung gelingt, ein anderes Gebiet im deutschen Raum als Urheimat zu bestimmen. Als Künder wird Gustav Kisch durch die deutsche Schule noch weiter zum sächsischen Volk sprechen, als Sprachforscher gehört er der Geschichte an. Davon bleiben seine philologischen Verdienste unberührt. Wenn die Annahme einer moselfränkischen Urheimat der Sachsen inzwischen manche Änderung hat erfahren müssen und heute im Sinne Kischs entwertet ist, so waren seine Forschungsmethode und seine junggrammatische Schulung daran Schuld, daß er nicht selbst die Korrekturen vornahm.

Er gehört in die Reihe unserer Sprachvergleicher: Georg Friedrich Marienburg, Georg Keintzel und — anfänglich — auch Andreas Scheiner. In dieser Reihe behauptet Kisch eine eigenartige, ja eigen-

sinnige Stellung. Die siebenbürgisch-sächsische Sprachvergleichung führt zurück auf den Göttinger Gelehrten Ludwig Schlözer, der mit seinen „Kritischen Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen" (1795—97) die erste urkundlich beglaubigte Geschichte der Siebenbürger Sachsen lieferte und mit den bemerkenswerten Sätzen „Ganz unrichtig heißen sie Sachsen: ihre deutsche Mundart, so wie sie jetzt noch der gemeine Mann spricht, ist nicht sächsisch (plattdeutsch oder niederländisch), sondern charakteristisch oberdeutsch" — gleichsam zur Sprachvergleichung aufforderte. Mit ausdrücklicher Berufung auf Schlözer nahm sich fünfzig Jahre später Georg Friedrich Marienburg als erster der Herkunftfrage an, verglich die Hermannstädter Mundart mit dem Niedersächsischen und mit der Kölner Mundart und grenzte ein niederrheinisches Auswanderungsgebiet von Aachen — Köln und rheinabwärts ab. (1845). Georg Keintzel setzte die Sprachvergleichung fort und fand, daß das Sächsische regelrecht Mittelfränkisch sei (1887), und Gustav Kisch hat dann auf Grund seiner vergleichenden Lautlehre des Nösnischen mit dem Moselfränkisch-Luxemburgischen die mittelfränkische Herkunft der Sachsen enger gefaßt und auf das Moselfränkisch-Luxemburgische eingeschränkt (1893). Während Kisch die Heimat der Nordsiebenbürger in den südlichen Teil des moselfränkischen Gebietes verlegt hatte, versuchte Andreas Scheiner den Nachweis zu erbringen, daß die Südsiebenbürger aus dem nördlich davon gelegenen Teil gekommen sein müßten. Seine folgenden sprachgeschichtlichen Untersuchungen brachten Andreas Scheiner jedoch auf neuen Wegen zu andern Ergebnissen und andern Horizonten. Diese scheinbar so glänzenden Erfolge in der Frage der Urheimat gaben der Sprachforschung eine bevorzugte Stellung in der heimischen Wissenschaft und vor der Geschichtsforschung, die die Herkunftsforschung nun vollständig an jene abtrat. Es stellte sich jedoch bald für die Sprachforschung die Tatsache heraus, daß sie allein die Frage der Urheimat nicht lösen konnte, sondern sich mit der geschichtlichen Forschung verbinden mußte, wollte sie sich nicht in Illusionen verlieren. Andreas Scheiner rettete sich mit Hilfe der geschichtlichen Betrachtungsweise vor einer Scheinlösung der Urheimatfrage durch Sprachvergleichung, Gustav Kisch, für neue Zielsetzungen weniger aufgeschlossen, wurde mit seiner vergleichenden Methode das Opfer einer solchen Scheinlösung.

Gustav Kisch ging von der Frage aus: Wo spricht man außerhalb

Siebenbürgens dem Siebenbürgisch-Sächsischen am ähnlichsten? Antwort: An der Mosel und am Niederrhein, weil die Ähnlichkeiten des Laut- und Wortstandes auf eine ursprüngliche Identität von selbst schließen lassen. Wie diese Identität aussieht, bewiesen selbst Beispiele bei Kisch, die über das moselfränkische Gebiet hinaus auf andere Sprachgebiete weisen u. a. auf das Obersächsische im östlichen Teil Mitteldeutschlands, was ja die Mischung des Sächsischen mit andern Idiomen nahelegt und die Berührung mit andern Volksgruppen voraussetzt. Im Hinblick auf analoge Fälle aus der Geschichte der deutschen Kolonisation, und wenn die Theorien der heutigen Sprachforschung von urkundlichen Beweisen weiter erhärtet werden, könnte man sich die deutsche Kolonisation in Siebenbürgen etwa so vorstellen, daß nach dem Mongolensturm im Jahre 1241 die Reste von Kolonisten rechtsrheinischer, insbesondere moselfränkischer, Herkunft durch Neusiedler aus obersächsischem Gebiet aufgefrischt und sprachlich überdacht wurden, wobei das Moselfränkische im Laufe der Zeit doch wieder durchschlug. Die neuen Siedler nannte man nun Saxones-Sachsen, in den Urkunden zum ersten Male in der Bestätigung des Goldenen Freibriefs durch Karl Robert im Jahre 1317. Das Auftreten dieses Namens fällt zeitlich zusammen mit der Gründung unserer städtischen Gemeinwesen. Daher die Annahme, daß die neuen Siedler an den Städten hafteten, von wo das Obersächsische auf dem Dienstwege, insonderheit von Hermannstadt aus, die moselfränkische Sprachlandschaft in Siebenbürgen überdachte. Die sprachgeschichtlichen Forschungen Andreas Scheiners haben die Auffassung Kischs von der Identität der sächsischen und moselfränkischen Mundart zu Fall gebracht und dafür bei der unverkennbaren Ähnlichkeit beider den Begriff der Spiegelung des Sächsischen im Moselfränkischen eingeführt. Damit ist auch Kischs Urheimattheorie entwertet, die sich auf der Gleichsetzung von Sprache und Volk aufbaut. Die deutsche Kolonisationsgeschichte hat bewiesen, daß diese Gleichsetzung oft nicht stimmt, sondern Volksgruppen beim Siedeln manchmal die eigene Stammesmundart preisgeben und die andere, eingesessene, annehmen, wie auch umgekehrt Fälle bekannt geworden sind, daß die Eingesessenen die Sprache der Neusiedler annahmen, wobei der sprachkräftigere Teil nicht immer auch der zahlenmäßig größere war. Bei der Lösung der Urheimatfrage wird die Sprachgeschichte mit der Siedlungsgeschichte Hand in Hand

gehen müssen, und eine Geschichtsforschung, die alle Lebensgebiete umfaßt, wird das Bild vervollständigen helfen.

Es gehört zur Tragik Gustav Kischs, daß er die Notwendigkeit geschichtlicher Betrachtungsweise erkannte, doch aus dem Kreise seiner analogischen Methode nicht herausfand. Nach seiner vergleichenden Lautlehre des Nösnischen und Moselfränkisch-Luxemburgischen verließ er das Gebiet der grammatischen Erfassung und Darstellung der Mundarten und wandte sich dem Gebiet der Wortdeutung zu, anstatt — mit Andreas Scheiner — in die Geschichte der Sprache einzudringen, Wege zu weisen und Ziele zu zeigen. Wortdeutung — insbesondere von Personen- und Ortsnamen — und Wortvergleichung füllte seine wissenschaftliche Tätigkeit aus, wobei er nun auch nur westrheinischen Beziehungen nachging. Sie fand ihren Abschluß mit dem umfassenden Werk „Siebenbürgen im Lichte der Sprache" (1929). Auch hier zeigte sich neben der Stärke die Schwäche seiner Forschungsweise; es fehlen die Wortgeschichten, dafür stehen in fast unübersichtlicher Reichhaltigkeit Wortgleichungen da, großenteils Ergebnisse einer Wörterbuchphilologie. Damit ist Gustav Kisch dem Grundsatz seiner Forschungsmethode, daß alle Erkenntnis auf Vergleichung beruhe, in seiner wissenschaftlichen Arbeit bis zuletzt treu geblieben. Der Stärke dieser Methode verdankt die siebenbürgisch-sächsische Philologie eine ansehnliche Reihe richtiger Deutungen von Wörtern, den Nachweis altromanischen Lehnguts im Sächsischen und die Vergleichung der Bistritzer Mundart mit dem Moselfränkischen. Dieses sind Kischs Verdienste als Philologe. Beim Sprachforscher Kisch erwies sich die vergleichende Methode als unzulänglich für die Lösung einer geschichtlichen Frage, wie es die Urheimatfrage ist. Der Sprachforscher Kisch gehört zusammen mit Georg Friedrich Marienburg und Georg Keintzel, aus deren Reihe er sich wegen des starren Festhaltens an seinem methodologischen Grundsatz nicht herausentwickeln konnte, als ein wichtiges Entwicklungsglied der siebenbürgisch-sächsischen Wissenschaftsgeschichte an.

Die Zinnenschlacht

Ein Hörspiel aus der Vorkriegszeit

Von Heinrich Zillich

Personen:

Hans Lörkes, genannt Tschiga, der vierzehnjährige Führer der Jungen aus der Oberen Burggasse in Kronstadt.

Seine Gefolgschaft: die elf- und zwölfjährigen Gaan, Lutz, Pippin der Kleine und viele andere Jungen zwischen zehn und vierzehn Jahren.

Géza Béldi, ein ungarischer Junge.

Liviu Moga, ein rumänischer Junge.

Andere ungarische und rumänische Jungen.

Ein Detektiv.

Der alte Königsrichter Zaminer.

Hirsch Herzblut, ein jüdischer Knabe.

Verschiedene Erwachsene.

(Rauschen eines großen Waldes.)

Lutz: Bei uns draußen auf der Ebene führen sie jetzt die Zuckerrüben ein. Ich bin oft mit den Knechten gefahren.

Pippin: Die Rüben stinken.

Lutz: Mir stinken sie nicht — ich bin oft mit den Wagen gefahren —

Pippin: Hast du Heimweh?

Lutz (zögernd): Nein.

Pippin: Ich hatte im vorigen Jahr, als ich in die Stadtschule kam, Heimweh. Aber jetzt pfeife ich drauf!

Lutz (nach einer Pause): Wenn du durch die beiden großen Stämme durchblickst — mehr nach rechts — genau hinter dem Schloßberg, wo die Langgasse in die Landstraße übergeht und dann immer weiter über die Felder, dort zwischen den weißen Häusern wohnen wir. Es ist schön dort. Jetzt fahren sie mit den Rüben. Beim hohen Schornstein ist die Fabrik. (Beginnt zu pfeifen und verstummt wieder.)

Pippin: Aber unsere Sträucherburg ist auch fein. Eine so große Kalipp haben nur wir Oberburggässer. So hoch liegt keine andere im Zinnenwald. Hast du zu Hause eine Kalipp?

Lutz: Nein! Und Tschiga ist ein strammer Kerl. Einen Führer wie ihn haben weder die Ungarn noch die Rumänen.

Pippin: Klar!

Gaan (keuchend): Ich vergaß beinahe zu kommen. Der alte Königsrichter Zaminer sitzt bei meinem Vater, und die beiden reden über die Ungarn. Der Zaminer kann nichts anderes tun als den Ungarn fluchen. Ich habe an der Türe gelauscht. Wie der flucht!

Pippin: Sei froh, daß Tschiga noch nicht hier ist! Der würde dir eine herunterhauen, weil du so spät gekommen bist. Mensch, du hast doch Dienst. Was geht es dich an, worüber die Alten reden?

Gaan: Zaminer ist der letzte deutsche Königsrichter in Siebenbürgen gewesen! Du bist zu blöd, um zu wissen, was das heißt! Der erzählt, wie es zuging, als wir die Herren hier waren. Der hat es noch erlebt.

Pippin: In der Geschichtsstunde sind wir nicht so weit gekommen. Da lernen wir nur von Achilles und von —

Lutz (unterbricht): Gaan, du hättest früher kommen müssen. Wir haben den Späher gesehen.

Gaan (hastig): Wo?

Lutz: Wieder hinter der Weißbuche.

Gaan: Was für eine Mütze trug er?

Lutz: Eine olivengrüne. Ungarische Staatsrealschule.

Gaan: Ihr hättet ihn auch ohne mich fangen können.

Pippin (erregt): Der Wald ist zu dicht. Ich habe das Tschiga schon zweimal gesagt: Wir müssen ihn im Umkreis unserer Kalipp fällen!

Gaan und Lutz (lachen).

Pippin: Fällen müssen wir ihn! Nein, nicht wir, die Großen aus der Tertia müssen ihn fällen. Die können es.

Gaan: Das würde man ja aus der Stadt sehen.

Lutz: Jeder Stamm ist doppelt so dick als wir drei zusammen.

Pippin (überlegend): Trotzdem — unten an der Stadtmauer hat man früher die Bäume auch gefällt, um Ausblick von den Schießscharten zu haben. Wir müßten in der Nacht Posten aufstellen, damit sie melden, wenn die Polizei kommt — und dann heimlich mit der Bandsäge — ich weiß schon wie!

Gaan: Blödsinn! Schau zu, daß der Boden rein wird. Hast du Äpfel gebracht und Tabak, sind die Pfeifen geputzt? Du hast Wigwamdienst!

Pippin: Ach, der Wind weht die Blätter immer herein. Im Herbst kann man hier keine Ordnung halten, und wenn es schneit, ist auch die Kalipp futsch!

Lutz: Der Herbst riecht gut —

Pippin: Was du immer für einen Unsinn redest: Jetzt riecht der Herbst gut!

Gaan: Er riecht auch gut.

Pippin: Mir riecht der Tabak gut. Euch der Herbst! Und dabei merkt ihr nicht, daß euere Schleudern einen zu breiten Zwacken haben, und daß die Gummischnüre zu lang sind —

Lutz: Was ich auch habe, dir gefällt es nicht. Ich werde dir einmal eins vor das Kinn knallen müssen!

Pippin: Kein Irokese hat eine solche Schleuder wie du. Ich verstehe nicht, wie dich Tschiga unter die Burggässer Irokesen aufnehmen konnte.

Lutz: Glaubst du, er brauche nur solche Knirpse wie dich!

Pippin: Tschiga sieht nicht auf die Gestalt, der sieht auf die Muskeln.

Lutz: Schmarrn — auf die Muskeln! Ich weiß, du schlägst dir immer darauf, damit sie anschwellen, und dann zeigst du sie herum. Das ist Schwindel! Tschiga lacht über deine Muskeln. Der sieht, ob einer ein starkes Herz hat, darauf sieht er!

Pippin: Du redest wie Professor Friedrich.

Gaan: Schweig du nur vom Friedrich!

Pippin: Warum? Weil ich seinetwegen sitzenblieb? Pah! Das ist mir wurscht! Habt ihr heute bemerkt, was er für Augen machte, als der Schulinspektor in die Klasse eintrat? — „Bitte Platz zu nehmen, Herr Schulinspektor!" — Und hat sich gekrümmt, daß ihm die Hosen beinahe platzten — vor dem ungarischen Schulinspektor!

Gaan: Der seinen deutschen Namen madjarisiert hat, der eigentlich ein Deutscher ist! Ich hab' ihm in die Augen gesehen, bis er wegblickte.

Lutz (erregt): Wißt ihr, was ihm Tschiga geantwortet hat, als er ihn fragte, wie unser König heißt? Kaiser Franz Josef heißt er, hat er geantwortet.

Pippin: Wuj!

Lutz: Kaiser Franz Josef! — „Der König von Ungarn heißt Franz Josef, wir haben keinen Kaiser, wir haben einen König!" hat der Schulinspektor geantwortet und sich den Schnurrbart gerieben — ihr wißt ja wie. „Weißt du das nicht, mein Sohn, und bist schon in der vierten Gymnasialklasse!" Und da hat dem Tschiga sein Professor gesagt: „Natürlich, Hans Lörkes, das weißt du doch!" — Aber der Tschiga hat geantwortet: „Jawohl, Herr Schulinspektor, unser Kaiser Franz Josef ist König von Ungarn und Großfürst von Siebenbürgen!"

Pippin: Das hätte ich nicht gewagt — aber der Tschiga ist auch drei Jahre älter! Haben sie ihn eingesperrt?

Lutz: Hausarrest!

Gaan: Dann kommt er heute sicher her.

Pippin: Klar, ist doch Generalrapport für alle Burggässer — (nach einer Weile besorgt:) Dieser Rapport hat was zu bedeuten und der Späher auch. Die ungarischen Staatsrealschüler werden uns noch die Bank aus der Kalipp rauben und die Kalipp zerfetzen. (Laut rufend:) Wer da?

Ein rumänischer Junge: Ist Tschiga oben?

Gaan: Kennt ihr den?

Pippin: Ja — ich!

Gaan: Komm näher.

Der rumänische Junge: Ich wollte euch nur sagen, daß ich etwas weiß —

Pippin: Na sag's!

Der rumänische Junge: Nur vor Tschiga!

Pippin (nach einer Weile): Willst du ein Stück Bärendreck?

Der rumänische Junge: Ja!

Pippin: Erst sagen!

Der rumänische Junge: Nein!

Pippin: Du hast ja keine rumänische Kappe auf. Gehst du jetzt in die ungarische Schule?

Der rumänische Junge: Ja!

Lutz: Ist's dort gut?

Der rumänische Junge: Nein!

Lutz: War der Schulinspektor auch bei euch?

Gaan: In die ungarische Schule riecht der nur selten hinein. Aber bei uns und bei den Rumänen schnüffelt er gern herum.

Der rumänische Junge: Wieviel Mann hat Tschiga?

Lutz: Alle Oberburggässer, dreißig Stück Irokesen.

Der rumänische Junge: Wenig!

Pippin: Das ist viel. Euer Voicu Stupu hat nur fünfundzwanzig und Butz Kleverkaus in der Neugasse dreiundzwanzig.

Der rumänische Junge: Das ist alles viel zu wenig, denn die Ungarn —

Gaan, Lutz, Pippin: Was ist los? Was weißt du von den Ungarn?

Der rumänische Junge schweigt.

Pippin: Schau dir doch einmal dies lange Stück Bärendreck an! Das kriegst du, wenn du mit der Sprache herausrückst.

Tschigas Stimme von weither: Welche Hyäne hat heute Wigwamdienst?

Pippin (ruft): Ich, Pippin der Kleine!

Tschiga (näher): Du elender Coyote. Deine Stimme ist hell wie die flaumiger Mädchen. Warum hast du die Fährte des stinkigen Wüstenhundes mit der grünen Mütze nicht verfolgt?

Pippin: Welche Fährte?

Tschiga (ganz nahe, Stimmen vieler Jungen um ihn): Glaubst du, ich hätte nicht bemerkt, daß ihr, du und Lutz, faul in der Kalipp lümmelt. Ich lag auf der Lauer, um zu sehen, wie es hier in meiner Abwesenheit zugeht. Der Späher guckte euch in den Hals hinein!

Pippin: Aber wir haben ihn doch ertappt!

Tschiga: Halt's Maul! Ihr habt ihn eine geschlagene Ewigkeit lang nicht bemerkt. Erst wie er sich wegschlich, seid ihr aufmerksam geworden und habt ihn beschlichen. Ja Schnecken! Weg war er. Ich fing ihn allein. Da ist er!

Pippin: Der Wald ist zu dicht.

Tschiga (höhnisch): Der Wald ist zu dicht! Hat dieses Blaßgesicht nicht bemerkt, daß die Blätter fallen? Hat dieses Blaßgesicht meines Stammes noch einen Hauch im Munde, wenn es der gefangene Feind Lügen straft?

(Gemurmel.)

Tschiga: Wie heißt du, gefangener Späher der Schlitzäugigen?

Der gefangene Géza Béldi schweigt.

Tschiga: Was hast du hier herumzukriechen? — Wer hat dich her-

geschickt? — Du schweigst. Gut, ich werde dir eins in die Nase hauen, daß du die Worte wiederfindest.

Lutz: Ich kenne den. Er heißt Géza Béldi. Sein Vater ist bei uns in der Fabrik. Servus Géza!

Géza Béldi: Servus!

Tschiga: Wer hat dich hergeschickt?

Géza Béldi: Du kannst mich lange fragen, wenn es dir nicht zu dumm wird.

Tschiga: Dann kriegst du eben Haue.

Géza Béldi: Ihr seid mehr als ich und könnt mich verhauen. Wenn das deine Heldentaten sind!

Tschiga: Bist du mit den großen Schusterbuben im Bunde, mit den Mestizen, die uns vor drei Wochen überfallen haben? War das vielleicht eine Heldentat?

Géza Béldi: Mit denen habe ich nichts zu tun. Es ist eine Schweinerei, wenn sie über euch hergefallen sind.

Tschiga: Du scheinst ein Korn Ehre im Leib zu haben. Aber besiegen werdet ihr uns nie!

Géza Béldi: Das wirst du schon noch erleben!

Tschiga: Der Esel brüllt als wäre er ein schwarzer Panther.

Géza Béldi: Du kannst lauter brüllen als ich!

Tschiga: Niemand kann den Mund so weit aufreißen wie ihr!

Géza Béldi: Darum müßt ihr auch tun, was wir wollen!

(Rufe: Gib ihm!)

Gaan: Laß ihn laufen. Ich habe Wichtigeres zu melden!

Tschiga: Zwei Irokesen führen ihn bis zum Burgweg. Dort könnt ihr ihm eins hinter die Ohren boxen, aber nur eins. An Gefangenen vergreifen wir uns nicht. Doch wenn du hier wieder herumschleichst, kriegst du einen Mantel über den Kopf, und dann machen wir Hackfleisch aus dir. Dann möchte ich nicht der Sohn deiner Mutter sein!

Géza Béldi: Servus Lutz!

Lutz: Servus!

Gaan: Ein Rumäne ist da!

Tschiga: Ich hab' ihn schon gesehen. Zu wem gehörst du?

Der rumänische Junge: Ich heiße Liviu Moga und gehöre zu den Schützenhausgässern, zu Voicu Stupu. Mein Vater hat mich in die Staatsrealschule gesteckt, damit ich ungarisch lerne —

(Hastig): Ich kann nichts dafür! Und nachher gehe ich wieder in die rumänische Schule. (Leidenschaftlich): Die Ungarn haben etwas gegen euch vor. Heute hörte ich auf dem Schulhof, daß die Realschüler und die ungarischen Gymnasiasten und die Gewerbeschüler um sechs Uhr über deine Kalipp herfallen.

Tschiga: Du! Ist das wahr? Du! Ich reiße dir die Gedärme aus, wenn du lügst.

Der rumänische Junge (empört): Wenn die Ungarn etwas gegen die Sachsen planen, müssen wir Rumänen euch doch warnen —

Tschiga: Gut, aber weißt du auch, daß ich mit Voicu Stupu die Friedenspfeife noch nicht geraucht habe? Und du gehörst zu Stupu!

Der rumänische Junge: Würdest du uns nicht warnen, wenn die Ungarn etwas gegen uns im Schilde führten?

Tschiga: Sage — bei der Heiligen Muttergottes!

Der rumänische Junge: Bei der Heiligen Muttergottes!

Tschiga (laut): Alles herhören! Wann kommen sie?

Der rumänische Junge: Heute um sechs Uhr!

Tschiga: Laß sie kommen!

Der rumänische Junge: Sie haben Bogen und Pfeile!

Tschiga: Laß sie kommen!

Der rumänische Junge: Schleudern und Speere!

Tschiga: Laß sie kommen!

Der rumänische Junge: Schleudern und Speere!

Tschiga: Laß sie kommen! Heut — um sechs Uhr? Gut! Und alle, Realschüler, Gymnasiasten und Gewerbeschüler? Das sind mehr als hundert.

Der rumänische Junge: Viel mehr. Sie wollen der Reihe nach in den Kampf treten.

Tschiga: Ich werde mit ihnen schon fertig. (Laut): Pippin!

Pippin: Hier!

Tschiga: Sofort zu Butz Kleverkaus! Auf Ehre — er soll seine Neugässer zusammentrommeln und bei der Weberbastei ein Viertel nach sechs Uhr eintreffen, doch nicht früher angreifen, als ich es will. Ich werde mit meinen Burggässer Irokesen die Ungarn vielleicht allein schlagen können. Wenn aber die großen Schusterbuben kommen, muß das ganze deutsche Gymnasium aufgerufen werden und das Internat und im Notfall das rumänische Gym-

nasium, und dann schmeißen wir sie so hoch, daß sie in der Luft verhungern und die Sonne sich verfinstert.

(Beifall.)

Der rumänische Junge: Allein kannst du sie nicht schmeißen! Es sind zu viele!

Tschiga: Einer läuft ins Internat! Die Kerle von dort sollen sich hinter den Neugässern aufhalten und nur eingreifen, wenn ich es zulasse. Nicht früher. Ich stecke ihnen lebende Ratten ins Bett, wenn sie zu früh kommen. Sag ihnen das! Sag ihnen, daß ich aus dem Bach in der Burggasse gestern eine lebendige Ratte mit den Händen herausgefangen habe.

(Lachen.)

Gaan: Es ist wahr. Tschiga ist mit ihr in der Hand die Burggasse hinab bis zum Kotzenmarkt gelaufen. Ich kann es beschwören!

(Beifall und Geschrei.)

Tschiga: Ruhe! Sag' ihnen das und lauf' jetzt!

Der rumänische Junge: Soll ich Voicu Stupu rufen? Wir Rumänen müssen auch dabei sein.

Tschiga: Dies ist eine deutsche Angelegenheit!

Der rumänische Junge: Wenn die Schusterbuben kommen?

Tschiga: Nur wenn sie kommen! Geh zu Stupu und sag' ihm, daß ich unsere Sache ruhen lassen will, bis die Schlacht mit den Ungarn vorbei ist. Ich biete ihm 100 Glaskugeln von den mattdurchsichtigen und 10 Lämmerglaskugeln, wenn er nicht früher eingreift als auf mein Signal. Er soll zwischen den Tannen über dem Schützenhaus warten.

Der rumänische Junge: Gut!

Tschiga: Und sage ihm — wenn er mich einmal braucht, bin ich bereit, ihm nicht nur mit der Burggasse, sondern auch mit der Neugasse und Waisenhausgasse, mit Roßmarkt und Kühmarkt zur Hilfe zu kommen. Aber vergiß nicht: er soll nur eingreifen, sobald die Schusterbuben da sind. Auf mein Signal! Sonst bekommt er nicht eine einzige Glaskugel!

Der rumänische Junge: Wenn wir das Geschrei hören, wird es schwer sein, zu warten.

Tschiga: Keine einzige Kugel! Werdet ihr euere Leute bis sechs Uhr zusammenbekommen? Es ist wenig Zeit.

Der rumänische Junge: Ich renne!

Tschiga: Lutz, du läufst zum Wasserspeicher und setzst dich auf das Dach. Siehst du die Ungarn heranschleichen, schlägst du dir mit der Hand auf den Mund und schreist I! Verstanden? — Ein Mann auf den Schützenhausweg! Einer auf die Hohe Erde! Wer nur zehn Jahre alt ist, hebt die Hand! So — ihr seid Meldegänger. Du — zu Butz Kleverkaus, du zu Stupu, du — zu den Internatern, du — zu den Waisenhausgässern! Die Anmarschwege sind gesichert. Lutz, wenn du die Ungarn gemeldet hast, rennst du zum Burgweg hinunter und bleibst mit Pippin als Flankendeckung dort. Ihr seid zu klein, um zu kämpfen.

Lutz: Ich will aber —

Tschiga: Maul halten! Ab zum Speicher!

(Viele Schritte entfernen sich. Der Wald rauscht.)

Tschiga: Fünfzehn Mann decken die Kalipp zwanzig Schritt tief am Hang. Ihr laßt euch von den Ungarn niederboxen, weint und jammert und tut, als hättet ihr genug. Steigen sie höher, so packt ihr sie von hinten. Verstanden? Abmarschiert!

(Wieder entfernen sich Schritte.)

Tschiga: Ihr andern alle duckt euch knapp vor der Kalipp. Keiner darf gesehen werden! Wenn die Ungarn bis auf einen Schritt herangekommen sind, erheben wir uns, dann kann es losgehen. (Wieder entfernen sich Schritte. Gelächter und Rufe. Es wird still, der Wald rauscht.) Gaan, hiergeblieben, und du auch, Pippin. Gaan ist mein Hauptbote! Pippin, wenn sie kommen, bist du wie ein Blitz auf dem Burgweg —

Pippin: Ich will nicht dort unten stehen.

Tschiga: Du bist mit Lutz Flankendeckung! In jeder Schlacht gibt es eine Flankendeckung. Glaubst du — ich will die Polizei auf einmal in der Kalipp haben!

(Der Wald rauscht, das Lärmen verstummt ganz.)

Gaan: Du, Tschiga?

Tschiga: Ja?

Gaan: Diesmal hat unser Nachrichtendienst nicht geklappt.

Tschiga: Wo ich nicht selbst dabei bin, ist die Schweinerei fertig.

Gaan: Warum kommst du in der letzten Zeit so selten her? (Zögernd): Pippin sagt — (krampfhaft lachend) du hättest einen Schatz!

Pippin: Ich habe nichts gesagt... Au, laß mich los!

Tschiga (keuchend): Was hast du gesagt?

Pippin (wütend): Es ist wahr!

Tschiga (auflachend): Na — und wenn ich einen Schatz hätte?

Gaan: Gar nichts ist dabei, du hast ja schon ein wenig Schnurrbart —

Pippin (frech): Auch Wimmerl hast du um die Nase — wie die Obergymnasiasten.

Tschiga (sehr ruhig): Es ist gut, daß du dich von mir weggesetzt hast.

(Schweigen.)

Gaan: Dies Warten ist blöd.

Tschiga: Ein Krieger kann warten.

Gaan: Dort unten bei der Stadtmauer muß es früher, wenn die Türken hier angriffen, eklig zugegangen sein. Man goß siedendes Pech aus den Scharten der Weberbastei.

Pippin: Damals wohnten nur Deutsche in der Stadt.

Tschiga: Und in die Schule kam kein Schulinspektor.

Pippin: Du hast es ihm gut gegeben!

Tschiga: Ach, scheiß drauf!

Gaan: Und die Gymnasiasten sind in den Krieg gezogen, als der Fürst Gabriel Báthory die Stadt nehmen wollte. Sicherlich sind sie geritten.

(Schritte poltern heraus.)

Ein Junge: Butz Kleverkaus ist einverstanden. Er kommt mit den Neugässern!

Ein zweiter: Das Internat kommt!

Der rumänische Junge: Stupu kommt, und deine Glaskugeln kannst du dir braten lassen, sagt er!

Tschiga: Wird er auf mein Signal warten?

Der rumänische Junge: Ja, du sollst mich zu ihm schicken, wenn es nötig ist.

Gaan: Dumm ist's bloß, daß unten auf dem Burgweg so viele Menschen spazierengehen. Die werden sich einmischen.

Tschiga: Das ist mir wurscht!

(Von ferne schlägt eine Kirchturmuhr sechsmal, nach einer Weile eine andere, noch eine, und nun läuten verschiedene Glocken.)

Pippin (flüstert): Schwitzt ihr auch?

Tschiga: Still, jetzt können sie jeden Augenblick da sein.

Pippin (flüsternd): Gaan, schwitzt du auch?

Gaan (heftig und leise): Sei still!

(Die Glocken beginnen leiser zu werden. Plötzlich ein gellendes, trillerndes J—i—i—i-Rufen von ferne.)

Tschiga: Lutz!

Gaan: Sie kommen über den Wasserspeicher.

Lutz (außer Atem): Etwa sechzig kommen, Grünkappen, auch blaue.

Tschiga: Schusterbuben?

Lutz: Nein.

Tschiga: Haben sie Schleudern oder Stöcke, Bogen und sonst was?

Lutz: Nein, nichts!

Tschiga (ruft): Nur mit der Faust kämpfen, keine Steine werfen! Deckung, ich will niemand mehr sehen. Lutz und Pippin hinunter!

(Große Stille, nur der Wald rauscht.)

Gaan (flüsternd): Ich seh' die ersten — Realisten — schau, dort kommen auch blaue. Gar keine Gewerbeschüler!

Tschiga (ebenfalls flüsternd): Die Esel, sieh dir diese Esel an, im Rudel kommen sie. Wenn wir jetzt Henrystutzen hätten, würden wir sie umlegen wie Hasen. Diese Esel! Sie haben nichts von mir gelernt. Wie sie durch den Wald poltern. Mensch, das sind viele! Der Béldi ist auch darunter. Und den Langen kenne ich. Ho, siehst du den ohne Mütze, dem habe ich sie einmal in der Klostergasse heruntergestoßen. Der will sie nicht wieder auf dem Boden sehen. Na wart! Wer ist ihr Führer? Haben sie überhaupt einen Führer? (Leise rufend:) Achtung, erste Reihe aufstehen! Wehrt euch nur schwach! — Gaan, schau dir nun das an! Jetzt bleiben sie stehen, als wüßten sie nicht, warum sie hergekommen sind. So etwas! Stehen da wie Mondkälber und starren unsere Leute an. Wird's bald! Du, die wollen uns nur einen Besuch machen. Warum fluchen sie nicht? (Aufschreiend.) Endlich! Du, die können doch etwas! Haha, wie der kleine Hans sich duckt und hinunterkollert. Sehr gut. Und der Peter —

(Wildes Geschrei. Die Ungarn rufen: „Elöre fiuk!" Die Sachsen schreien ihr J—i—i—i—i.)

Tschiga: Achtung, zweite Reihe, nicht aufstehen, noch nicht aufstehen! Ich reiß euch den Kopf ab! Aha! Sie wissen nicht, was sie sollen — Haha, das war ein leichter Sieg für sie. Gaan, den Langen, den kauf' ich mir, schau, wie er Peter verdrischt, den kaufe ich mir. — Endlich! kommt nur, ihr Grünkappen, kommt nur!

(Rufe: „Elöre!" Sehr viele Schritte, Keuchen.)

Tschiga: Zweite Reihe auf!

(Poltern, verblüffte Stille.)

Tschiga: Da sind wir, triefäugige Coyoten! (Rasend und mit überschnappender Stimme:) Triefäugige Coyoten! Da sind wir! Kommt nur, kommt! Daß euch der Teufel ins Gedärm fahr! Daß euch der Welthund fresse! He, warum stockt ihr? Da sind wir, heidi, heidi! Da sind wir! Du langes Gestell, hier ist der Tschiga!

Die Ungarn brüllen: Tschiga! Tschiga!

Tschiga (wie toll): Hier ist der Tschiga! Jawohl Fritz, Oskar, Erwin, packt an! So, gut ist's, in die Nasen! Gut ist's! Gaan, los!

(Aufheulendes Gebrüll, wilder Lärm, Schläge.)

Tschigas Stimme aus dem Gebrodel: Drängt sie zurück! Faßt sie von unten! Gut ist's! Da hast du eine, da — und da! Drängt sie zum Wasserspeicher. Haut, haut! J—i—i—i—i—i!

(Sieghaftes J—i—i—i—i—i.)

Tschigas Stimme entfernter: Haut sie, haut sie!

(Der Lärm entfernt sich, tönt aber ununterbrochen fort. Man merkt, daß etwa hundert Jungen aufeinander loshauen. Immer weiter entfernt sich der Kampf.)

Lutz: Pippin, Pippin!

Pippin: Ich halte es hier nicht mehr aus.

Lutz (fast weinend): Ich habe als erster den Feind gesehen, ich habe ihn gemeldet. Ohne mich wären sie überfallen worden. Und ich darf nicht mitkämpfen, weil ich zu klein bin.

Pippin: Mir ist alles wurscht. Ich bleibe nicht mehr hier. Ich falle ihnen ganz allein in die Flanke.

Lutz: Pippin, das geht nicht! Pippin, wir sind Flankendeckung. Wenn die Schusterbuben hier herankommen, zerstören sie unsere Kalipp. Hör, du, hör, das ist eine Schlacht, das ist eine Schlacht! Sind die Neugässer bei der Weberbastei? Ja! Ja! (Jubelnd:) Alle stehen dort, auch die Internater!

Pippin: Und die Waisenhausgässer! Siehst du nichts beim Schützenhaus?

Lutz: O ja! Der Stupu ist dort. Wie der springt! Der hält es nicht mehr lange aus.

(Der Lärm wächst wieder. Nahe hört man die Stimmen von Erwachsenen.)

Ein Erwachsener: Dort oben scheint eine feine Prügelei zu sein.

Ein zweiter: Man sollte den Unfug endlich einmal einstellen. Wir müssen mit den Ungarn Frieden halten.

Ein dritter: Ich habe mich mit ihnen geprügelt, unsere Kinder sollen sich auch mit ihnen prügeln. Das gehört sich so!

Eine ungarisch gefärbte Stimme: Erlauben Sie! Das ist ein Standpunkt — sehr bezeichnend für die Sachsen, sehr bezeichnend. Sie vergessen, daß Sie in Ungarn leben, mein Herr!

Der dritte: Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich mich nicht von irgendwem auf der Straße ansprechen lasse. Behalten Sie Ihre Weisheiten für sich, Herr!

Der Ungar: Kérem, das geht zu weit! Das ist eine Beleidigung!

Der dritte: Von mir aus!

Der Ungar: Herr!

Der zweite: Aber meine Herren, wir werden doch nicht wie die Kinder da oben —

Lutz: Wuj, fein! Du, Pippin, jetzt fangen die beiden großen an!

Der erste: Das ist eine von den ganz bedeutenden Zinnenschlachten — eine von den ganz großen. Zu meiner Zeit war das noch nicht so gut organisiert.

Der Ungar: Organisiert! Da sieht man es, da sieht man es. Sie unterstützen diese unglaubliche Verhetzung der Jugend.

Der erste: Ich habe das nur als Feststellung gemeint.

Der zweite: Aber meine Herren, aber meine Herren —

Der dritte: Nein, ich meine es nicht als Feststellung. Ich meine es ernst. Es ist gut, daß sich unsere Jugend schon jetzt im nationalen Abwehrkampf gegen Sie, mein Herr, jawohl gegen Sie, die staatsführende Nation, übt! Jawohl!

Der erste: Eine ganz beispiellos große Zinnenschlacht —

Der Ungar: Bitte, sagen Sie das nochmals!

Der dritte: Warum denn nicht!

Lutz (jubelnd): Pippin, die zwei großen werden sich noch hauen!

Der dritte: Warum denn nicht!

Der Ungar: Herr!

Der zweite: Aber meine Herren, bitte gehen wir weiter, es läßt sich viel ruhiger reden, wenn man geht —

(Der Zank entfernt sich.)

Pippin: Hallo, Hirsch, wohin?

Hirsch Herzblut: Sie hauen sich oben.

Pippin: Komm her! Du gehst doch in die ungarische Schule, komm her, mein Söhnchen!

Hirsch Herzblut: Ich bin kein Ungar.

Pippin: Dann kämpf' auf unserer Seite!

Hirsch Herzblut: Ich bin kein Sachse.

Lutz: Laß ihn —

Hirsch Herzblut: Ich habe mit euch gar nichts zu tun. Ich bin ein Jud.

Königsrichter Zaminer (eine uralte, atemlose Stimme): Ihr, ihr zwei, ihr! Ihr nichtswürdigen Buben, ihr!

Lutz (entsetzt): Der Königsrichter!

Königsrichter Zaminer: Ihr Dreckkerle, ihr!

Lutz: Pippin, der haut uns!

Pippin (ängstlich-freundlich): Guten Tag, Herr Königsrichter!

Königsrichter Zaminer: Ihr Lausbuben, dort oben haut man die Ungarn, und ihr steht da, ihr steht da. Ihr schamlosen Drückeberger. Oben haut man die Ungarn und ihr steht da und wißt nicht, wo ihr zu sein habt.

Lutz (mit aller Kraft schreiend): Wir sind ja Flankendeckung, Herr Königsrichter!

Königsrichter Zaminer: Was seid ihr?

Lutz (noch lauter): Flankendeckung, Flankendeckung!

Königsrichter Zaminer: Flankendeckung! Seid ihr auch so dumm wie euere Väter? Taktisiert ihr euch auch in Niederlagen hinein! Der Rotz hängt ihnen noch aus der Nase und — Flankendeckung! Haut sie!! (Hält erschöpft inne; mit ersterbender Stimme): Wißt ihr, was sie uns genommen haben? Ihr wißt es nicht! Niemand weiß es mehr! Das sächsische Freitum, den freien Königsboden, die Herrschaft! Ah!

Lutz (aufschreiend): Er fällt. Pippin, hilf!

Pippin: Zur Bank!

Königsrichter Zaminer: Laßt mich; geht, geht hinauf in den Wald!

Lutz: Wir müssen ihm Wasser holen.

(Der Lärm der Schlacht verstärkt sich plötzlich.)

Pippin: Lutz, Verstärkung für die Ungarn! Sie kommen her. (Wild schreiend): Tschiga, Verstärkung für die Ungarn!

(Lauf vieler Füße, Geschrei.)

Lutz: Au! Verfluchter Hund!

Pippin stöhnt.

(Man hört, wie eine große Schar den Wald emporläuft.)

Königsrichter Zaminer: Ja, so fallen sie plötzlich über uns her. Drückt die Daumen an die Nase. Drückt fest — es hört gleich auf zu bluten. Das hat gar nichts zu sagen. Das ist gleich vorbei. Habt ihr keine Verstärkung?

Lutz: Kleverkaus, Kleverkaus!

Pippin: Sie kommen!

(Brausend und mit J—i—i—i—i-Geschrei fegt eine Schar vorbei.)

Königsrichter Zaminer: Wenn ihr mit diesen nicht mitgeht, ich — ich — (sich beruhigend) Sie laufen, na gottlob, da laufen sie schon. Ich muß doch sehen — ich muß doch sehen, wer siegt —

(Der Lärm wird mächtiger.)

Tschiga: Alles zurück zur Kalipp!

Gaan: Zurück, zurück! Sie sind in der Kalipp!

Tschiga: Kleverkaus zur Kalipp!

(Ein neuerlicher Zusammenprall.)

Tschiga: Die Rumänen dürfen sich noch nicht einmischen, noch nicht!

Der rumänische Junge: Wie lange sollen wir denn warten? Was fällt dir ein?

Tschiga (verbissen): Wir werden allein mit ihnen fertig! Haut, haut!

(Im Lärm werden Stimmen Erwachsener laut, die „Auseinander!" rufen.)

Tschiga: Gebt ihnen Saueres, nur in die Nasen!

Eine entsetzte Stimme: Die Schusterbuben!

Tschiga: Stöcke haben sie, Riemen haben sie. Stupu, Stupu!

(Der Ruf wird weitergegeben: „Stupu, Stupu!")

Tschiga: Halt dich rechts, Stupu, so, so! Los!

(Der Lärm hat seinen Höhepunkt erreicht.)

Der erste Erwachsene: Das geht zu weit. Sehen Sie, es bluten einige; da werden unsere Kinder gemordet.

Andere: Auseinander! Auseinander!

Tschiga: J—i—i—i—i! Die Kalipp ist unser, unser, unser!

Gaan: Du blutest!

Tschiga: Und du nicht? J—i—i—i—i—i!

Erwachsene: Schluß! Schluß!

Eine Stimme von unten: Polizei!

(Hundertfacher Widerhall: „Die Polizei!")

Tschiga: Alles verschwinden!

(Poltern, Asteknacken, viele, viele rasende Schritte, Stille, der Wald rauscht.)

Der zweite Erwachsene: Höchste Zeit, sage ich, höchste Zeit. Es war die allerbedeutendste Zinnenschlacht.

Der Ungar: Man wird mit diesem Unfug streng aufräumen müssen.

Der dritte: Unsere sächsischen Jungen haben sich ausgezeichnet geschlagen.

Der Ungar: Die Ungarn etwa nicht?!

Ein Rumäne: Die Rumänen kamen gerade im rechten Augenblick!

Der zweite: Meine Herren, wir werden doch nicht —

Eine militärische Stimme: Bitte Platz, danke!

Der erste: Guten Tag, Herr Detektiv!

Die militärische Stimme: Tag! Kennen Sie einen der Jungen, die sich da geprügelt haben?

Der erste: Ich? — Nein!

Der dritte: Es waren viele —

Der zweite: Sachsen, Ungarn und Rumänen.

Der Ungar: Sächsische Gymnasiasten und rumänische!

Der dritte: Und natürlich ungarische Gymnasiasten und Realschüler, Gewerbeschüler und Schusterbuben — das bitte nicht zu vergessen, mein Herr.

Die militärische Stimme: Wird nicht vergessen! Wie die Wiesel sind sie weg. Tja, wie die Wiesel. Hat einer der Herren Feuer? Danke. Also dann bleibt nichts übrig, als diese Bank aus der Kalipp als Corpus delicti zur Stadthauptmannschaft bringen zu lassen — Guten Abend, meine Herren!

(Der Wald rauscht. Langsam verlieren sich die Schritte. Das Rauschen verstummt.)

Am anderen Tage

(Eine schrille Klingel tönt von weither. Dann hört man den Lärm von Schülern, die aus der Schule auf den Schulhof stürmen.)

Tschiga (sehr heiser): Gaan!

Gaan (auch heiser): Ja.

Tschiga: Ruf die anderen.

Lutz: Tun deine Lippen sehr weh? Wie blau sie sind!

Tschiga: Blödsinn! Wer hat dir das Pflaster auf die Nase geklebt?

Lutz: Mein Großvater!

Tschiga: Gaan will euch etwas vorlesen!

Gaan: Die Zeitungen schreiben über die Zinnenschlacht.

(Begeisterte Ausrufe.)

Gaan: Die „Kronstädter Zeitung" schreibt — Wartet. Da steht es! „Überfall ungarischer Schuljungen und Lehrlinge auf unsere Schüler! Ein Vorfall, der verdient in seiner ganzen Bedeutung möglichst weit bekannt gemacht zu werden, spielte sich gestern im Zinnenwald ab. Eine Gruppe unserer Gymnasiasten, die sich beim Indianerspiel vergnügte, wurde von ungarischen Schülern überfallen und zu einer Prügelei gezwungen, bei der sich unsere unschuldigen Knaben, obgleich sie in der Minderzahl waren —"

Lutz: Waren wir das?

Gaan: Hier steht es ja. „Minderzahl waren, tapfer wehrten —"

Pippin: — tapfer wehrten —

Gaan: Halts Maul! „Auch rumänische Schüler wurden in den Streit verwickelt. Schließlich kämpften etwa zweihundert Knaben miteinander, wobei es erklärlicherweise nicht zart zuging" — Das ist besonder Tschiga anzumerken.

(Lachen.)

Gaan: „Etliche Kinder wurden blutig geschlagen. An Roheit taten sich besonders die Schusterbuben hervor. Wie lange wird es noch erlaubt sein, daß das unschuldige Spiel unserer Schüler in solch beispielloser Weise gestört wird? Wir haben diese Stadt gegründet und durch Jahrhunderte zu dem entwickelt, was sie heute ist. Wir verlangen unser Recht als Deutsche in diesem Land, zu dessen Schutz und Frommen wir einst hergerufen worden sind, nicht als elende Bettler, sondern weil man uns brauchte und weil wir ihm Werte brachten, die nur wir schaffen konnten."

Tschiga: Das hat die Zeitung gut geschrieben und wir werden ihr danken. Ich werde in die Schriftleitung gehen und sagen: Es ist sehr schön, was Sie geschrieben haben, und wir danken Ihnen, und wir werden die Kalipp der Ungarn auf dem Schneckenberg so zerfetzen, daß nichts mehr davon übrig bleibt, aber darüber brauchen Sie nichts zu schreiben.

Pippin: Du kannst der Zeitung auch sagen, daß du der Führer warst.

Tschiga: Jetzt lies die ungarische Zeitung. Übersetze gleich.

Gaan: Lutz, du kannst besser ungarisch.

Lutz (sehr langsam lesend): „Unflätige Beschimpfung der ungarischen Nation! Im Zinnenwald wurden ungarische Schüler von deutschen und rumänischen Knaben überfallen, diese holten sich aber fürchterliche Prügel. Bei der Schlägerei schimpften die Sachsen und Rumänen auf die Ungarn. Wir fordern eine staatliche Untersuchung und ein Eingreifen des Schulinspektors und Entfernung aller bei der Schlägerei beteiligten sächsischen und rumänischen Schüler von den Schulen. Samu Herzblut" — So ein Schwein! Herzblut heißt der Schreiber! (Empörung.)

Ein Junge: Tschiga, zum Rektor!

Gaan: Aha! Jetzt beginnt die Untersuchung.

Lutz: Der Schulinspektor ist weg. Ich glaube, sie werden sich anständig benehmen.

Pippin: Diesen Samu Herzblut möchte ich einmal sehen. Was der sich einbildet. Staatliche Untersuchung! Entfernung von den Schulen!

Lutz: Hirsch Herzblut ist sein Sohn.

Pippin: Dann ist es gut, daß wir den gestern bei der Greislerin Schmidt angeschmiert haben.

Gaan: Gut ist es.

Ein Junge: Erzähle.

Pippin: Ist ja nichts Besonderes. Wir stehen vor der Greislerei. Da kommen einige Ungarn, die in der Zinnenschlacht gewesen waren. Wir haben es gleich daran gemerkt, daß sie blaue Flecken im Gesicht hatten. Und sie haben unsere Flecke auch gesehen, und so blieben wir beieinander stehen. Das war eine Schlacht! hat Gaan gesagt. Und einer von ihnen, der kleine Géza Béldi, der gut deutsch spricht, hat geantwortet: es war eine anständige Schlacht — und

er hat uns die Hand gereicht. Da haben wir uns alle gefreut. Es kamen auch einige Rumänen, der Stupu auch, und dem fehlte ein Zahn. Weil wir alle so zusammenstehen, haben wir viel gelacht und über die Schlacht geredet und uns herrlich vertragen. Auf einmal sagt Lutz: Jetzt müssen wir zur Greislerin Schmidt hineingehen und ein Pfund Haumichblau verlangen. Das war eine gute Idee. Zuerst ist der Lutz gegangen. —

Lutz: Die Schmidt hat nicht begriffen, was ich wollte. Was willst du? fragte sie. Hau — was ist das Hau—? Haumichblau! erwiderte ich und ging davon, ganz steif wie der alte Zaminer.

Pippin: Und dann ging ich und verlangte: Ein Pfund Haumichblau, aber gut gewogen! (Ausplatzendes Gelächter.)

Pippin: Gut gewogen! Und da hatte sie schon verstanden und fauchte. Dann kam Stupu dran, dann Béldi und so einer nach dem anderen — wir, die Ungarn, die Rumänen. Wir vertrugen uns herrlich! Die Schmidt zuckte zusammen, wenn bloß die Türe ging. Sie legte den Teppichklopfer neben sich, und die letzten, die kamen, mußten höllisch achtgeben, daß sie nichts ausfaßten. Auf einmal kommt Hirsch Herzblut —

Lutz: Der Sohn vom Samu Herzblut von der ungarischen Zeitung —

Pippin: He, wohin Hirsch? — Hefe kaufen! — Und da kommst du bis hierher aus der Spitalsgasse? — Klar, es ist doch billiger hier! — Du Hirsch, sag ich, ich rate dir, geh nicht in diesen Laden, du faßt Haue. — Warum soll ich Haue fassen? — Ich sage nichts weiter, du wirst ja sehen —

(Lachen.)

Pippin: Und er sieht mich an, als sei ich nicht bei Trost. Ich habe das Maul gehalten. Er hinein! Mensch, wie der herauskam! Er spuckte und heulte und weinte! Na, wir anderen alle, die in der Zinnenschlacht waren — ihr könnt euch vorstellen, wie wir gelacht haben! Géza wollte ihm die Tränen trocknen. Da ist er ganz wild geworden. Stupu war so begeistert, daß er das Rad geschlagen hat. — Hallo Tschiga! Was ist los?

Tschiga: Ich war vor der Professorenkonferenz.

(Bewegung.)

Tschiga: Sie haben mich wegen der Zinnenschlacht bestraft. Nur mich allein, und das ist sehr anständig von den Philistern.

Gaan: Donnerwetter! Wie war's?

Tschiga: Ich wurde in das Konferenzzimmer gerufen. Da saßen sie alle, rauchten und sahen mich an. Dann sagte der Rektor: Du Hans Lörkes, du bist der größte Lausbub, den wir in der Schule haben.

Pippin: Was hast du gemacht?

Tschiga: Ich? Ich habe mich verbeugt.

(Lachen.)

Tschiga: Und dann sagte er: Die Konferenz hat beschlossen, dich heute nachmittag vier Stunden lang in ein Klassenzimmer einzusperren, damit du darüber nachdenkst, daß du deine Mitschüler nicht zu wüsten Prügeleien verleiten darfst.

Pippin: Die Ungarn haben doch angefangen. Hast du ihm das nicht gesagt?

Tschiga: Nein! — Und damit du diese Strafe nicht vergißt, wird dir ins Halbjahreszeugnis anstatt der üblichen Note: Sein sittliches Betragen war ein vollkommen angemessenes, geschrieben werden: Sein sittliches Betragen war ein angemessenes. — Sie hätten mir wenigstens ein „Minder angemessen" geben können!

Gaan: Du, ich finde, sie waren sehr anständig. Das hat ihnen gefallen, daß wir uns von den Ungarn nicht haben verhauen lassen.

Tschiga: Das ist nicht die ganze Strafe. Ich muß heute nachmittag, wenn sie mich einsperren, hundertmal schreiben: Ein deutscher Mann ist tapfer, aber zuchtvoll!

Gaan: Gemein!

Pippin: Waren wir nicht zuchtvoll? Es hat doch fabelhaft geklappt in der Zinnenschlacht!

Lutz: Mach dir nichts draus, Tschiga! Du läßt aus dem Klassenzimmer einen Faden herab und wir binden dir Äpfel dran. Du ziehst sie hinauf. Dann schreibst du den Satz leichter nieder.

(Beifall. Die Schulglocke läutet. Ende.)

Rundschau

Zwei Lehrstühle für deutsche Sprache und Literatur an rumänischen Universitäten sind gegenwärtig unbesetzt. Professor Simion C. Mândrescu, der Ordinarius für Deutsch an der Bukarester Universität, ist in den Ruhestand getreten. Seine Verdienste um die deutsch-rumänischen Kulturbeziehungen, seine Bemühungen um den Deutschunterricht im ru-

mänischen Schulwesen sind bekannt und auch in unserer Zeitschrift gewürdigt worden. Er ist der Begründer des Rumänisch-Deutschen Kulturinstitutes, des rumänischen Germanistenverbandes und der „Revista Germaniştilor Romăni".

In Klausenburg ist Professor Gustav Kisch, der deutsche Ordinarius an der dortigen Universität, gestorben. Die bedeutende Rolle, die er in der Wissenschaftsgeschichte seines Volksstammes spielt, stellt ein besonderer Aufsatz dieses Heftes dar. Es bleibt hervorzuheben die Bedeutung, die der verstorbene Gelehrte als akademischer Lehrer, als Freund und Förderer der zahlreichen deutschen Studentenschaft der Klausenburger Hochschule hatte, — eine Gestalt von ausgeprägter und kerniger Eigenart, der akademischen Jugend verbunden durch ein Wunschbild deutschen Studententums, das er aus seinen reichsdeutschen Studienjahren bis in sein Alter in sich trug.

Zwei wichtige germanistische Lehrstühle müssen in nächster Zeit besetzt werden. Die Wahl der richtigen Männer ist nicht bloß eine Frage von wissenschaftlicher, sondern auch von kulturpolitischer Bedeutung. Die Vertreter der deutschen Sprache und des deutschen Schrifttums an einer rumänischen Universität müssen über die Erfüllung rein wissenschaftlicher Aufgaben hinaus Träger und Verkünder der kulturellen Annäherung des deutschen und des rumänischen Volkes sein, sonst ist ihre Arbeit nur halb getan.

Hier berührt sich die Mission der führenden rumänischen Germanisten mit der der deutschen Volksgruppe in diesem Lande. Wir haben in unserer Volksgruppe Männer, die den wissenschaftlichen Ansprüchen vollauf genügen, die auch schon akademische Lehraufträge erfolgreich, dem rumänischen Staat und der deutschen Kulturwerbung in gleicher Weise zunutze erfüllt haben — sind sie nicht die berufenen Anwärter auf die Lehrstühle, die in Zukunft die Hauptträger deutschkundlicher Forschung im rumänischen Staatsbereich sein müssen? Harald Krasser

Dr. Rudolf Spek — Träger des Prinz Eugen-Preises. Der Prinz Eugen-Preis der Universität Wien, der für besondere Verdienste um das Geistesleben des Südostdeutschtums verliehen wird, wurde für 1938 dem Siebenbürger Sachsen Dr. Rudolf Spek, dem Leiter des Brukenthal-Museums in Hermannstadt, zugesprochen. Es wurde damit eine Leistung ausgezeichnet, die nicht — wie es bei wissenschaftlichen Leistungen sonst meist üblich und möglich ist, — an bibliographischen Daten abgelesen werden kann. Speks Veröffentlichungen sind weder zahlreich, noch sind sie populärer Art. Sie dienten der kartographischen Erfassung des rumänischen Deutschtums — seine „Karte der deutschen Siedlungen in Großrumänien" ist eine der frühesten, mit dem Blick auf die Gesamtheit des rumänischen Deutschtums entstandenen Arbeiten, — der bibliographischen und lexikographischen Vorarbeit zukünftiger wissenschaftlicher Arbeit — wie die „Bibliographie des Deutschtums in Großrumänien" (in den „Deutschen Politischen Heften in Großrumänien" und den „Deutschen Heften

für Volks- und Kulturbodenforschung"), die F. Teutsch- und A. Schullerus-Bibliographien, die das wissenschaftliche Werk der beiden fruchtbarsten Gelehrten unserer Vätergeneration erst übersichtlich machten, die Mitarbeit an Dahlmann-Waitz' „Quellenkunde zur deutschen Geschichte" und am „Handbuch für Grenz- und Auslanddeutschtum".

Sein Hauptverdienst ist nicht publizistischer, sondern organisatorischer — d. i. betreuender, bewahrender, aufbauender Art: es ist die Leitung und der Ausbau des Baron Brukenthalischen Museums. Diese Arbeit wurde in der Stille vollbracht, schwierigsten materiellen Verhältnissen abgerungen, zäh und unverdrossen, den großen Traditionen verpflichtet und doch mit dem Blick auf ein zukünftiges Ziel: auf die Ausgestaltung des Museums und seiner Bibliothek zum südostdeutschen Forschungsinstitut, zu einem Mittelpunkt des geistigen und wissenschaftlichen Lebens im südöstlichen Deutschtum. Dieser Dienst an einem der kostbarsten Stücke unseres Volkserbes und an unserer volks- und landeskundlichen Wissenschaft hat bisher kaum öffentlichen Dank gefunden. Es ist schön, daß gerade eine Auszeichnung der Wiener Universität dem Betreuer dieser aus dem Geist des österreichischen Barock geborenen Kulturstätte die verdiente Anerkennung erweist. Wir stimmen dieser Ehrung um so mehr zu, weil sie über alles Persönliche hinaus weithin vernehmbar die Bedeutung des Brukenthalmuseums als südostdeutsche Forschungsstätte verkündet.

Harald Krasser

Noch einmal die beiden Vergangenheiten. Die Ausführungen auf S. 179 des Maiheftes 1938 scheinen mir am Wesentlichen im Unterschied der beiden Vergangenheiten nach heutigem schriftdeutschen Sprachgebrauch vorbeizugehen und dürfen nicht unwidersprochen hingenommen werden, nicht vom Standpunkt der Wissenschaft, sondern von dem eines Lesers, der unbefangen den gegenwärtigen Stand des anerkannten schriftdeutschen Sprachgebrauchs vor Augen hat; denn die Behandlung der Frage im Klingsor hat doch keinen anderen Zweck als seine Leser und durch diese auch weitere Kreise unseres Volkes zur richtigen Verwendung der beiden Zeitformen in Wort und Schrift anzuhalten.

Es mag richtig sein, daß die zweite Vergangenheit (lat. Perfekt) in vielen Fällen auch eine persönliche Anteilnahme des Sprechenden ausdrückt, während die erste Vergangenheit (lat. Imperfekt) einen nüchternen Tatsachenbericht gibt; es mag auch richtig sein, daß hiedurch der ursprüngliche Anlaß zum feststehenden verschiedenem Gebrauch der beiden Zeitformen gegeben war, — nach heutigem Sprachgebrauch liegt der wesentliche Unterschied in etwas ganz anderem, und zwar wird, kurz gesagt, die 1. Vergangenheit gebraucht, wenn die zeitliche Bezogenheit des einen Ereignisses der Vergangenheit auf ein anderes ausgedrückt werden soll; die zweite Vergangenheit will einfach, ohne Rücksicht auf anderes gleichzeitiges Sein oder Geschehen, ein Ereignis als gewesen, nicht in die Gegenwart hineinreichend, bezeichnen; die erste Vergangenheit ist die Zeitform der zeitlichen Vergleichung, also auch der fortlaufenden Erzählung, wo sich ein

Ereignis an das andere anreiht; die zweite Vergangenheit gibt einen abgerissenen Tatsachenbericht. Wenn also Prof. Hartl richtig beobachtet hat und in den meisten Schulsprachlehren zu lesen ist, wie er schreibt, dann ist durch diese Regel allerdings die Wirklichkeit auf den Kopf gestellt worden. Zwei einfache Beispiele für den richtigen Sprachgebrauch sind: Als wir gestern spazieren gingen, regnete es (1. Vergangenheit); Gestern hat es geregnet (2. Vergangenheit). Jede Seite eines gutgeschriebenen deutschen Buches gibt weitere Beispiele. Scheinbare Abweichungen von der Regel lassen sich immer durch zwischen den Zeilen Stehendes erklären. Manchmal kann freilich auch einem sorgfältigen Schriftsteller mundartlicher Sprachgebrauch in den Nacken schlagen. K. Brandsch

Neue Bücher und Schriften

Romane

Zsolt v. Harsanyi „Und sie bewegt sich doch." Roman. Aus dem Ungarischen. Esche-Verlag, Leipzig. In der wachsenden Reihe historischer Personen, die Gegenstand einer Darstellung im modernen Roman bilden, ist Galileo Galilei eine dankbare Erscheinung. Seine Lebenszeit ist durch ihre großen geistigen und politischen Erschütterungen wechselvoll und bedeutend genug, um einen farbigen Hintergrund abzugeben. Seine Persönlichkeit aber erscheint in der Auffassung des Dichters ebenfalls so mannigfaltig, so „komplex", daß sie neben dem historischen einen psychologischen Roman durchaus rechtfertigt. Daß sich dies Leben, dessen Früchte so viele wichtige wissenschaftliche Entdeckungen und Erfindungen bildeten, in einer unerhörten menschlichen Dramatik und Tragik abgespielt hat, das wird einem erst durch diesen Roman klar. In drei Kreisen bewegt sich das ständig treibende Mühlrad des Schicksals um diesen Menschen, den es in seiner physischen Existenz allmählich aufreibt, aber in seinem geistigen Kern unbesiegt läßt. Im innersten Kreis ist es der Charakter, der aus kindlicher Weltfremdheit, unbändiger Ruhmsucht, rastlosem Wahrheitsdrang, unmäßiger Sinnenfreude, schärfster Verstandskraft, unbezähmbarer Streitlust, schwächlicher Todesangst und unendlichem Liebesbedürfnis zusammengesetzt ist. Im weiteren Kreis bewegen sich um ihn: seine Familie, die ihn seit seiner Kindheit quälte und doch bis an seine Todesstunde allein immer wieder trösten kann, seine persönlichen Freunde und sein berufliches sowie finanzielles Dasein, erfüllt von unaufhörlichen Nöten und seltener Genugtuung. Der dritte und bedeutendste Kreis aber ist sein unentwegter und nur scheinbar am Schluß vergeblicher Kampf gegen die Weltanschauung des Aristoteles und Ptolemäus, als deren unerbittliche Verteidiger sich die heilige römische Kirche darstellt.

Wir können nicht nachprüfen, wie weit der Verfasser seine historischen Studien getrieben hat, wie weit die zahlreichen hineinverflochtenen Dokumente ganz wahrheitsgetreu sind. Es muß angenommen werden, daß dies

in weitgehendem Maße der Fall ist, denn heutige geschichtliche Dichtung kann zweifellos ohne eine solche Grundlage nicht bestehen. Zu bewundern ist aber, mit welchem Geschick der Verfasser diese oft breitspurigen Urkunden so ausgewählt hat, daß sie niemals langweilen, sondern in den durch das menschliche Geschick uns packenden Gang der Ereignisse stets fördernd eingreifen. Und doch bleiben sie gegenüber den nur aus dichterischem Einfühlungsvermögen geschaffenen entscheidenden seelischen Vorgängen in dem ihnen gebührenden Rahmen.

Bei aller Anerkennung dieser Vorzüge kann doch nicht verschwiegen bleiben, daß eine so in Einzelheiten gehende Darstellung vieler nur zeitgebundener Probleme, die nicht weniger als 860 Seiten umfaßt, große Ansprüche an die Konzentration und Geduld des Lesers stellt. Einmal hätte da der Verfasser manche Wiederholungen vermeiden können, zweitens aber wäre das Bild des großen Mannes klarer herausgekommen, wenn der Dichter im Bestreben, ihn menschlich verständlich zu machen, seine vielen kleinen Schwächen weniger oft unterstrichen hätte. Gewiß ist es für die Tatsache seines Widerrufes wichtig, seine Lebenslust und Todesfurcht möglichst lebendig zu schildern, aber die Tragik dieses Vorganges verliert durch zu starke psychologische Begründung ihre große geistesgeschichtliche Bedeutung. In dieser Spannung zwischen Geistigem und Seelischem und ihrer verschiedenen Lösung liegt immer der Unterschied zwischen Geschichte als Wissenschaft und als Dichtung. Und es ist vielleicht nur ein Lob für den Verfasser, wenn in ihm der Dichter eben doch stärker war als der Wissenschaftler. Bernhard Capesius

Heinrich Hauser. Notre Dame von den Wogen. Roman. Eugen Diederichs Verlag. — In dem Mann, der dieses Buch über sich selbst und eine Segelschiffahrt nach Australien schrieb, ringt der unstete Sinn des Abenteurers, den Ferne und Gefahr mit magischer Gewalt immer wieder hinauslocken, mit dem Verantwortungsbewußtsein des Gemeinschaftsmenschen, der darum weiß, daß wahre Lebenserfüllung nur aus dem Schaffen für Familie und Volk erwachsen kann. Aber der Generation, deren Glieder durch den Krieg „zu jung" zu Männern gemacht worden sind und die Schreckliches erlebt haben, „als sie noch weich waren wie Wachs" — dieser Generation ist die Einfügung in die Nachkriegswelt besonders schwer gemacht. Die einzige Hoffnung bleibt die Flucht vor der inneren Hoffnungslosigkeit und Zerrissenheit. Darum tritt unser Held auch die große Fahrt auf einem der letzten stolzen Segelschiffe an. Aber während die „Notre Dame von den Wogen" dem schmählichen Schicksal des Abgewracktwerdens durch ihre Versenkung entzogen werden kann, führt die unbestechliche innere Wahrhaftigkeit den Zivilisations- und Lebensmüden aus der harten Schule des ursprungsnahen Lebens einer kleinen Schiffsgemeinschaft wieder in eine tapfere Lebensbejahung zurück.

Dieses gedankliche Gerüst wird vom Verfasser, der ein spannender Erzähler und ausgezeichneter Schilderer ist, mit buntem Leben erfüllt. Besonders die Art, wie er einem Meer und Schiff nahezubringen weiß, zeugt

von einer dem Leben selbst abgelauschten Meisterschaft. Die verhältnismäßig sparsame, aber sozusagen kontrapunktisch wirkende Untermalung des reichen Geschehens durch die Problematik des langsam zu sich selbst und seiner Aufgabe zurückfindenden Menschen läßt das Ganze in einer eigenartigen Beleuchtung erscheinen, die den Reiz des Buches noch erhöht.

Gustav Barthmes

Deutsche Dichtungsweise

Hermann Christian Mettin. Der politische Schiller. (Bücherei für Spiel und Theater. Band 5.) Theaterverlag Albert Langen / Georg Müller. Berlin. — Mettin, dem wir schon manches kluge Wort über das zeitgenössische Theater und in der Diskussion über die Shakespeare-Übertragungen verdanken, unternimmt in dieser Studie den Versuch, den Dramatiker Schiller vom Politischen her neu zu erfassen. Schon die einleitenden Ausführungen über die Wechselwirkungen zwischen Staat—Drama, Drama—Theater sind sehr beachtlich und für eine zeitgemäße, nicht am gelesenen, sondern am gespielten Theater orientierte Ästhetik des Dramas bedeutungsvoll. Die anschließende Darstellung von Schillers Entwickelung vom „unpolitischen Empörer" über den „politischen Utopisten" zum „großen politischen Dichter ohne Staat und Volk", die zugleich auch falsche politische Deutungen von Schillers Werken abwehrt, gibt geradezu ein neues Schillerbild, das einmal auf größerem Raum als den vier Druckbogen dieser Schrift gezeichnet werden müßte. Diese aber — sie enthält übrigens gesonderte Deutungen jedes einzelnen Schillerdramas — gehört in die Hand aller Erzieher, die die Aufgabe haben, den großen Dichter der heutigen Jugend nahezubringen. — Der Verfasser sollte, von den gleichen Gesichtspunkten ausgehend, einmal Kleist, Grillparzer, Büchner, Hebbel untersuchen.

Harald Krasser

Urban Roedl. Adalbert Stifter, Geschichte seines Lebens. Rowohlt, Berlin. — Das eigentümliche Zwiespältige in Leben, Werk und Geltung Stifters hat es dem Verfasser dieses Buches angetan, dies sucht er durch seine Darstellung vor allem einzufangen. Es ist einerseits eine gewissenhafte quellentreue Lebensbeschreibung, andererseits aber auch eine dichterisch-schöpferische Wesensdeutung, die uns nicht literaturgeschichtlich, sondern rein menschlich angeht. Ja — dieser seit jeher als hausbacken und langweilig verschrieene Erzähler, dieser ewig darbende Hauslehrer, aus dem dann später ein äußerlich behäbiger, aber immer noch finanziell verschuldeter und seelisch zerrissener k. k. Schulrat wird, er erwacht zu einem eigenen Leben, das ihn auch ohne sein Werk zu einer dichterischen Figur macht, wenngleich erst der Adel dieses Werkes ihm die genügende Größe verleiht.

„Ein Heldenleben, weil es mächtig im Wollen und Verzichten war und triumphierend unterging", sagt der Verfasser einleitend und gewissermaßen programmatisch. War es das wirklich? Man kann es dem Verfasser nur in einer bestimmten Richtung zugestehen: soweit Stifter als

Mensch mit einem ungeheueren Überschwang an Gefühl vom Leben und von der Kunst das Höchste forderte, sich mit dem gleichen Überschwang dem Schmerz um das Unerreichbare hingab, dann aber als Künstler die strengste Zucht des Geistes und Willens anwendet, ist er ein Held gewesen. Aber alles andere muß man dann in Kauf nehmen: ewige Unentschlossenheit in der Wahl seines Berufes, ständige Unzufriedenheit mit der äußeren Welt und ihren Forderungen an ihn, Empfindlichkeit und Besorgtheit um persönliches Wohlergehen, unlösliche Geldkalamität trotz gutem Einkommen, schließlich krankhafte Angstzustände, die bis zum Selbstmord führten: paßt das alles zu einem „Heldenleben"? Nein, als Mensch hat er die dunkeln Hintergründe des Lebens nicht überwunden, man darf höchstens das Goethewort auf ihn anwenden: „Denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein." Dieses ist freilich eine neue Erkenntnis, die uns sein Werk nicht verrät.

Zweifellos ist das, wofür Stifter als Dichter, Maler und Kunstrichter kämpfte, für uns heute von besonderem Klang. In der Zeit der aufkommenden Demokratie und des verflachenden Liberalismus hält er an den sittlichen und künstlerischen Werten des Wahren, Guten und Schönen unbeirrt fest, läßt seinem Gewissen nicht einen schleuderhaften Satz abtrotzen und bleibt fast immer noch unzufrieden mit dem bei heißestem Mühen Erreichten. Diese Haltung läßt ihn seiner Zeit ganz abgewandt erscheinen, „zurückgewandt in die Vergangenheit und doch rein in eine ferne Zukunft gerichtet". Ob unsere heutige Gegenwart bereits diese „ferne Zukunft" ist, ja ob der Verfasser sie auch nur damit gemeint hat, muß freilich dahingestellt werden. Wir, deren Kindheit auch noch im warmen tiefen Glanz gesicherter, einfacher Bürgerlichkeit verblühte, spüren vielleicht darum ein wehmütiges Anhänglichkeitsgefühl an jene Stifterische Welt des Biedermeier, oder der „Bürgerklassig" — wie man neuerdings sagt — können aber „Feldblumen" und „Bunte Steine", die „Mappe des Urgroßvaters" und ein unendlich besinnlicher „Nachsommer", dem Geschlecht, das aus einer Kriegsjugend in die Arbeitslager kam, schon etwas sagen? Wir möchten auch angesichts dieses neuen Buches doch dabei bleiben, daß Stifter und sein Werk immer nur ein Anliegen weniger, besonders dafür vorbestimmter Kreise sein wird.

Bernhard Capesius

Erwin Ackerknecht. Gottfried Keller. (Das Deutsche Leben. Band 5.) 1937. Widukind-Verlag. Alexander Boß. Berlin-Lichterfelde. — Die ganze Schriftenreihe, der dieses Bändchen angehört, hat sich das Ziel gesetzt, von Ludwig Klages' Lehren ausgehend der Wirksamkeit biozentrischen Denkens im Bereiche des deutschen Lebens nachzuspüren. Die vorliegende Schrift will zeigen, wie das in Kellers Leben und Werk verkörperte aufrechte Menschentum sich „vor der innerlichsten Aufgabe unserer Zeit, dem Kampf gegen den Untergang der Seele" sich bewährt. Das gelingt Ackerknecht auf eine schöne, unaufdringliche Weise und ohne die begrifflichen Über-

spitzungen, die gelegentlich bei Klagesschülern auftreten. Keller wird, gegen die üblichen Abstempelungen als „bürgerlicher Erzähler" und als „Schweizer Demokrat", sichtbar gemacht als einer der Ewig-Unzeitgemäßen, die jederzeit ihrem Volk etwas zu sagen haben. Harald Krasser

Christian Jenssen. Deutsche Dichtung der Gegenwart. Zweite, neubearbeitete Auflage. 1938. Verlag B. G. Teubner. Leipzig-Berlin. — Jenssen unternimmt es, auf 138 Seiten das Bild der deutschen Gegenwartsdichtung zu geben, das nahezu alle gewichtigen Namen im Rahmen ihres Stammestums umfaßt. (Wir vermissen Rudolf Alexander Schröder, August Winnig, die selbst bei so geringem Umfang des Bandes nicht hätten fehlen dürfen.) Der Versuch, die Zivilisationsliteraten der Nachkriegszeit von Thomas Mann bis Georg Kaiser und Erich Kästner über alle Ismen hinweg — nach Analogie des französischen surréalisme — unter dem Namen Überrealismus zusammenzufassen, bedarf wohl einer tieferen Begründung als sie hier geboten wird, um restlos zu überzeugen. Die Erneuerung der deutschen Dichtung, der Begriff der volkhaften Dichtung und deren geschichtliche und ideologische Voraussetzungen werden, so gut es der knappe Umfang des Buches und seine Anlage als Übersichtswerk zuläßt, herausgearbeitet. (Es ist übrigens falsch, wenn Jenssen behauptet, daß Zillich sich „nach einigen völkisch ungebundenen Motiven ... in dem Novellenband ‚Sturz aus der Kindheit' teilweise schon ausgesprochen siebenbürgischen Volksgestalten" zugewandt habe. Zillich hat in seinen Erzählungen — abgesehen von der geschichtlichen Attila-Novelle — ausschließlich „ausgesprochen siebenbürgische Volksgestalten" dargestellt, und zwar vor dem „Sturz aus der Kindheit" schon in fünf Erzählungsbänden, deren erster 1923 erschien! Schon seine früheste Lyrik enthält heimatgebundene Motive! Danach wäre auch das vorher über Zillich Ausgesagte bei einer späteren Auflage richtigzustellen.) Harald Krasser

Deutsche im Ausland

Maria Kahle. Deutsche Heimat in Brasilien. 1937. Verlag Grenze und Ausland. Berlin W. 30. — Die westfälische Dichterin, selbst viele Jahre lang Brasiliendeutsche, gibt aus reicher Kenntnis heraus eine Darstellung des brasilianischen Deutschtums, die in vieler Hinsicht für dieses Land ähnliches leistet, wie Colin Roß' schon berühmtes Buch „Unser Amerika" für die Vereinigten Staaten. Die Entstehungsgeschichte der einzelnen Siedlungen und die Schilderung ihres Lebensraumes wird abgeschlossen durch Darstellung der heutigen kulturellen Organisationsformen des dortigen Deutschtums und der wichtigsten, das Deutschtum berührenden Bestrebungen im heutigen Brasilien. Hier wird den Deutschen das Bild eines ihrer stärksten und zukunftreichsten überseeischen Siedlungsböden vorgehalten. Mögen möglichst viele es sich einprägen. Harald Krasser

Rudolf Hartmann-Franz Riedl. Deutsches Bauernleben in Ungarn. 1938. Volk und Reich Verlag. Berlin. — In Wort, Bild und Ausstattung eine vorbildliche Darstellung einer auslanddeutschen Volksgruppe. Auf 20 knappen Seiten wird die geschichtliche Entwicklung und soziale Struktur des ungarländischen Deutschtums und dann, auf das Bauerntum beschränkt, Dorf-, Haus- und Hofanlage, Tracht, Brauchtum und dörflicher Lebensstil sachlich geschildert und dann auf 54 Abbildungsseiten voller wundervoller photographischer Aufnahmen das Gesagte anschaulich gemacht. Daß Kartenbilder die geographische Lage der Siedlungen und den deutschen Bevölkerungsanteil, schematische Zeichnungen Dorf- und Hofanlagen verdeutlichen, erhöht den Wert des Buches. Seinesgleichen wünschen wir allen, besonders den unbekannteren auslanddeutschen Siedlungsgruppen. Harald Krasser

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Dieses Heft unserer Zeitschrift erinnert an jenen unbekannten Captivus Septemcastrensis, der, mit dem Karmeliter Veit Hündler, am Beginn unserer Schrifttumsgeschichte steht. Die Grenzdaten seines Lebens sind unbekannt; in diesen Sommer aber fällt der fünfhundertste Jahrestag jenes Ereignisses, von dem sein ungewöhnliches Schicksal — und „die erste weltgültige literarische Leistung seines Stammes" den Ausgang nimmt. Über die Wiedergabe seiner Vorrede haben wir die durch Georg Daniel Teutschs Sachsengeschichte klassisch gewordene Überschrift gesetzt. Die deutsche Fassung des Textes ist nicht — wie bei G. D. Teutsch — eine freie neue Übertragung aus dem Latein des Originals, sondern das dem heutigen Sprach- und Schriftgebrauch leicht angenäherte Lutherdeutsch der ersten deutschen Ausgabe.

Dr. Karl Hoch leitet mit dem Aufsatz „Wirkungsgemeinschaft und Seelengemeinschaft" eine Reihe von drei Aufsätzen ein, die abgesondert für sich verstanden werden wollen; gleichzeitig aber sind die beiden ersten grundlegend für den dritten, der das gegenwärtig vielfach erörterte Thema der Betrachtung des Habsburgerreiches vom deutschen nationalen Standpunkt behandeln wird. Diese Aufsätze stehen auch anstelle jeder Fortführung der von Karl Hoch im vorigen Jahrgang unserer Zeitschrift hervorgerufenen Aussprache über „unser Österreichertum" — die auch ihr Anreger dem Bereich persönlicher Polemik entzogen haben möchte.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Cisnădie-Heltau 92 bei Sibiu-Hermannstadt
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt durch die Krafft & Drotleff A. G.

Der neue amtliche Anzeigentarif der Zeitungen

„Durchführungsverordnung für die Anwendung des Preistarifes für Anzeigen von Privaten und Privatgesellschaften in der Presse"

Artikel 1. Entsprechend dem Preistarif für private Anzeigen, festgelegt von der Zwischenkommission, auf Grund des hohen königlichen Dekretes Nr. 1698, der Durchführungsverordnung und auf Grund der Entscheidung, getroffen in der Sitzung vom 29. Juni unter dem Präsidium des Erstpräsidenten des Appellgerichtshofes Bukarest, werden fünf Kategorien von Preistarifen zur Anwendung für kommerzielle und staatliche Veröffentlichungen festgelegt.

Kategorie I: „Curentul", „Capitala" und „Seara", „Neamul Romanesc", „Le Moment", „Romania", „Timpul", „Universul.

Kategorie II: „Argus", „Dreptatea", „Lumea Romaneasca", „Prezentul", „Tempo", „Vittorul".

Kategorie III: „Semnalul", „Ordinea", „Porunca Vremii", „Frontul", „L'Indepenence Romaine".

Kategorie IV: Die übrigen täglich erscheinenden rumänischen Zeitungen der Hauptstadt und der Provinz sowie alle Minderheitenblätter.

Kategorie V: Die Wochenblätter und alle anderen Veröffentlichungen.

Artikel 2. Der Tarif für Lizitationskundmachungen wird von der Anzeigendirektion des Unterstaatssekretariates für Propaganda festgelegt, die betraut ist, die Texte entsprechend dem Umfang und dem Wert des Objektes zu redigieren und für diesen Zweck die Preise festzusetzen.

Artikel 3. Damit die bestehenden Anzeigenagenturen ihre Tätigkeit fortsetzen können, müssen sie seitens der Direktion für Propaganda und Anzeigendienst eine Arbeitsautorisation erhalten, die ihnen im Einvernehmen mit der Interimarkommission unter dem Präsidium des Erstpräsidenten des Appellgerichtshofes, die hiefür eine dreigliederige Kommission aufstellt, auf befristete Zeit gegeben wird.

Artikel 4. Alle Privatanzeigen, die den Zeitungen im Wege der Anzeigenagenturen zukommen, müssen einen Sichtvermerk der Anzeigendirektion des Unterstaatssekretariates für Propaganda haben, die in Sonderfällen Zuweisungen vornimmt, durch die den höheren Interessen des Staates Rechnung getragen wird, indem sie gewisse Veröffentlichungen verbietet. Dieser Sichtvermerk kann durch den Vertreter oder Delegierten des Unterstaatssekretariates für Propaganda bei der betreffenden Agentur erteilt werden.

Artikel 5. Die Anzeigendirektion des Unterstaatssekretariates für Propaganda kann die Agenturen von der Einholung eines Sichtvermerkes befreien, wenn der Auftrag 10 Anzeigen nicht übersteigt und diese in nicht mehr als 15 Tagen erscheinen.

Artikel 6. Die Direktion für Anzeigen des Staatssekretariates für Propaganda kann im Einvernehmen mit der Zwischenkommission unter dem Präsidium des Erstpräsidenten des Appellgerichtshofes 5 bis 10 v. H. von der 25prozentigen Provisionsquote für die technischen Dienste bewil-

ligen, die die Agenturen für Programme, die sie den Kunden liefern, erhalten.

Artikel 7. Der neue Tarif und die gegenwärtige Durchführungsverordnung tritt am 1. August 1938 in Kraft, beginnend von diesem Datum müssen die Blätter aus den genannten Kategorien ständig an gut sichtbarer Stelle die Tarife veröffentlichen.

Laufende Verträge müssen bis zum 15. September 1938 erledigt werden.

Anmerkung. Die Zeitungen in der Provinz müssen die neuen Tarife ab 15. August 1938 anwenden.

Der amtliche Tarif

Die amtlich festgesetzten, verpflichtenden Preise, die von sämtlichen Zeitungen streng eingehalten werden müssen, sind die nachfolgenden:

Als Berechnungsgrundlage gilt das Einheitsmaß von einer Linie corp. 5, d. i. 1.9 mm Höhe und 55 mm Breite.

Alle Zeitungen, die eine andere Spaltenbreite haben, müssen je nachdem ob ihre Spalten breiter oder schmäler sind, dem Einheitstarif entsprechend erhöht oder vermindert werden.

(Das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt" z. B., dessen Spaltenbreite 45 mm beträgt, hat also die im nachfolgenden Tarif für seine Kategorie (IV.) angegebenen Preise im Verhältnis 45:55, das sind 81.82 v. H. der Ziffern unter Kategorie IV zu bemessen.)

	Cat. I.	II.	III.	IV.	V.
		Linie	Corpus	V.	
Von 1 bis 1000 Linien	20	15	12	**9**	7
Schlüsse von über 1000 Linien	18	13	10	**7.50**	6
Anzeigen von Lotteriekollekturen	25	20	15	**10**	8
Bilanzen, Einladungen, Kundmachungen usw.	60	50	40	**30**	15
Kunst-, Gerichts- und Schulnachrichten	40	30	20	**15**	10
Handelsnachrichten, Mindestmaß 5 Linien	50	40	25	**17.50**	12
Finanznachrichten, Mindestmaß 5 Linien	50	40	25	**17.50**	12
Nachrichten der Staatslotterie	100	75	50	**25**	10
Nachrichten der Lotteriekollekturen	50	40	30	**20**	10
Anzeigen von Wahlversammlungen	30	25	20	**15**	10
Kommerzielle Rechenschaftsberichte usw. im Innern des Blattes	75	50	30	**25**	20
Todesanzeigen maximum (80 Linien)	1000	1000	1000	**1000**	1000
Todesanzeigen minimum (30 Linien)	250	250	250	**250**	250
Anzeigen jeder Art im Textteil					
Handels- und Finanzanzeigen	40	30	25	**20**	10
Beileids-, Danksagungen und Seelenmessen je Anzeige maximum	300	300	300	**300**	300
Seelenmessen, die in einer Anzeige 3 Namen enthalten, je Anzeige maximum	500	500	500	**500**	500
Verlobungs-, Vermählungs- und Taufanzeigen im Ausmaß von höchstens 15 Linien	400	300	200	**150**	100
Verlobungs-, Vermählungs- und Taufanzeigen von höchstens 10 Linien, im Nachrichtenteil	600	500	400	**300**	200

	Cat. I.	II.	III.	IV.	V.
		Linie Corpus V.			
Ernennungen, Versetzungen, Uebersiedlungen, Auszeichnungen, höchstens 10 Linien, Nachrichtenteil	600	500	400	**300**	200
Juridische Akten, Urteile, Entscheidungen, Naturalisierungsgesuche usw. im Anzeigenteil	25	20	15	**10**	8
Dankschreiben	25	20	15	**10**	8
Dankschreiben, im Nachrichtenteil	50	40	30	**20**	10
Briefkasten (Eingesendet) neben dem Textteil	50	40	30	**20**	10
Einfache Auszüge aus der Ehescheidungsmatrikel	400	400	400	**400**	400

Anzeigen von Verlegern und Buchhandlung werden nach einem Spezialtarif berechnet.

Namenänderungen, 3 Anzeigen	1.200	1.000	800	600	400
Industrielle Anzeigen, 1 ganze Seite	80.000	60.000	40.000	**25.000**	15.000
Kaufmännische Anzeigen, 1 ganze Seite	60.000	45.000	35.000	**25.000**	15.000
Finanz- und Versicherungsunternehmen, Amtsstellen usw. eine ganze Seite	70.000	50.000	40.000	**30.000**	20.000
Kaufmännische Anzeigen, 1/2 Seite	33.000				
Finanz-, Versicherungsunternehmen, Amtsstellen usw., 1/2 Seite	38.000				
Kaufmännische Anzeigen, 1/4 Seite	17.000				
Finanz- und Versicherungsunternehmen, Amtsstellen usw., 1/4 Seite	28.000				

Auf der rechten Seite 10 v. H. Zuschlag.

Bei Linienabschlüssen (nur über 1000 Linien) wird für den Verbrauch des Schlusses ein Zeitraum festgesetzt, der unter keinen Umständen größer als 3 Monate sein darf. Die in den Schluß fallenden Anzeigen erscheinen an Sonntagen und gesetzlichen Feiertagen nur wenn es möglich ist, ohne jede Verpflichtung.

Anzeigen, die mehr als 4 Spalten breit sind, werden als Sonderanzeigen wie folgt taxiert:

Die ersten 4 Spalten werden zum zuständigen Tarif berechnet, jede weitere Spalte ist doppelt zu bezahlen.

Die Reklamen für Zeitungen, Bücher, Zeitschriften, Broschüren werden mit doppeltem Tarif taxiert.

Jede Anzeige, deren Erscheinen ausdrücklich für den Sonntag oder einen gesetzlichen Feiertag verlangt wird, erhält 25 v. H. Preiszuschlag. Ebenso die für den „Kleinen Anzeiger" vorgeschriebenen.

Jede Anzeige mit Sondervorschriften für ihr Erscheinen (Sonderplazierung) wird nach Sondertarif berechnet.

Kleiner Anzeiger (wenigstens 10 Wörter)

Stellensuche 1 Leu je Wort. — Stellenvergebung 2 Lei je Wort. — Verkäufe von Immobilien, Wirtschaften, Waldungen, Verpachtungen von Grundstücken, Vermietungen von Wohnungen und Zimmern, Kostgänger

(Pension), verschiedene gewerbliche und geschäftliche Anzeigen je 3 Lei das Wort. — Unterricht und Nachhilfestunden 2 Lei je Wort. — Verlust- und Abgängigkeitsanzeigen sowie Anzeigen der Kurorte und Bäder 1 Leu je Wort. — Heiratsanzeigen 5 Lei je Wort.

Alle kleinen Anzeigen, für die eine andere als die zuständige Rubrik vorgeschrieben werden, ebenso diejenigen, für die eine Umrahmung verlangt wird, werden doppelt berechnet. Kleine Anzeigen mit Klischees werden nach Sondertarif berechnet.

Tarif für Feilbietungen (Vergebungen usw.)

Feilbietungs-Ausschreiben bis zum Wert von 50.000 Lei (nur für Lokalblätter) je Wort				**2.50**	1
Von 50.000 bis 200.000	15	12	10	**2.50**	1.50
Von 200.000 bis 500.000	18	15	12	**3**	2
Von 500.000 bis 1,000.000	20	18	15	**3**	2
Von 1,000.000 aufwärts	25	20	17	**4**	3
Lizitationskundmachungen der autonomen Regien der Staatsmonopole und Verkaufsorganisationen	25	20	15	—	—
Gerichtliche Kundmachungen für die Konsolidierung von Petroleumterrains (Linie Corp. 5)	35	25	18	15	10
Mobiliarlizitation, Löschung von Vereinbarungen und Verträgen, je Anzeige . .	500	400	300	**250**	150
Alle anderen Kundmachungen dieser Art (Linie Corp. 5)	25	20	15	**10**	8

Alle Anzeigen, Reklamen jeder Art, Informationen, Artikel usw. werden mit dem Linienmaß corp. 5 gemessen.

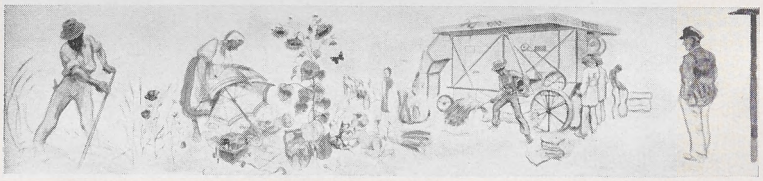
Alle Anzeigen werden von 5 zu 5 Linien gemessen. Die kleinste Anzeige wird mit 10 Linien berechnet.

Die Bezahlung hat für alle Anzeigen und Abschlüsse im vorhinein zu erfolgen.

In der nächsten Folge dieser Zeitschrift erscheint der auf Grund dieser amtlichen Vorschriften auf die Spaltenbreite des „Klingsor" umgerechnete Anzeigentarif.







Wandgemälde von Dolf Hienz

im Speiseraum der Arbeiterschaft der And. Riegerschen Maschinenfabrik

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
Eingetragen beim Tribunal Sibiu unter Zahl 3/1 vom 21. Juni 1938
15. JAHR September HEFT 9

Einem Böhmerwäldler Bauernsohn

Tauch an und pflüge, bis die Pflugschar glüht:
Es lebt ein Volk, solang das Korn ihm blüht;
tauch an und ackre, daß der Acker staubt:
Es lebt ein Volk nur, wenn es an sich glaubt!
Und säe weit und breit ins Land hinaus
den goldnen Samen deutscher Eintracht aus:
Es wachse über Grenze, Pfahl und Stein
ein Volk vom Böhmerwald bis an den Rhein!

Karl Franz Leppa

Zwei Gesänge

von Heinrich Zillich

Am Grabe Stephan Ludwig Roths

Unten liegen ist gut.
Auf der Zunge aus Staub Erde und Staub,
von der Ewigkeit Schritt zertreten die Schwerthand
und die Brunnen der Augen trocken wie Schächte.
Die führen hinab in das Bergwerk des Schweigens,
wo in dem Dunkel nichts weht,
weder Klang noch Brausen der Fahnen.

Doch wenn du lebst, Geist eines Namens voll Ruhm,
aufstehst da unten, nachts an den Höfen spähst,
fernher rollende Augen spiegelst im Fensterglas,
ach, was mag dich bedrängen,
so du die Enkel erblickst und ihren schimpflichen Zwist?

Beginnen zu rasseln die Lungen in der durchschossenen Brust?
Reckst du wie einst das Haupt auf vor den Läufen der Schergen,
nochmals zu sterben um dieses Volk,
für das so viele gefallen wie du, tausende todesbereit
schritten durch Schlachten, größer als jeder Vergangenheit Maß?

Aber da solche Männer noch werken, laufen die Söhne zusammen
über die Anger des Friedens, und nie von Kugeln umpfiffen
schwätzen sie stolz vom Heldentume des Schwätzens,
deinen Namen im Mund, treulos auch dir, der von den Ahnen ist
und Männer an Werken erkennt!

Ja, es ist uns bestimmt,
daß nach den starken Geschlechtern des Opfers
Söhne, des Ruhmes begierig, stumpfe Klingen klirrend am Flitterband,
schreiend folgen dem Heer wie der Troß,
schreiend den Weibeln, den rundlichen, kurzen, den lauten im Saale,
Kipper und Wipper der großen Gezeiten,
zu aller Bewährung zu spät,
zu jedem Feste zu früh!

Du Langer, Schlanker im Mantel der heiligen Erde,
spürst die Qualen der Krieger nicht mehr, die solches betrachten,
fühlst den Acker nicht mehr, der uns entglitten,
doch der Weiden Grün, das fremde Rinder ernährt,
und der Kirchen vergebliches Glocken ruft dich nicht auf,
denn die Toten wissen das Ende.
Väterruhm und der Söhne Verwirrung rieseln wie Sand durch die knöchernen [Finger.
Unten liegen ist gut!
Wir aber, das Ende verhüllt,
im Ohr noch die Trommel der Schlacht
und im Herzen das Opferbild einstiger Jugend,
ach, wir sehen und hören zu viel,
was zu vernehmen ist Schmach.

Warum fällte uns nicht
im Aufflug das Blei
wie dich!

(1936)

Beschwörung des Auslanddeutschen

Auf die Wiege, da dich die Wehmutter hüllte,
blickte dein Volk, rief dir zu: sei getreu!

Väter und Väter haben die Äcker gerodet,
gepflügt und gesät und die Scheunen errichtet,
mancheiner reich des Hauses Giebel geschmückt.
Doch nichts hat Bestand als die Treu!
Über Nacht kommt das Feuer,
über Nacht siegt der Feind,
aber von Morgen zu Morgen hebt dich die Treue!

Wenn du dem Tage dienst und dem Herrn des Landes,
wenn du das bessere Korn drischst aus den besseren Ähren,
wenn du dein Haus umdeichst gegen gierige Hände,
Gott gibst die Ehr und die Schurken verachtest:
es hilft dir noch nicht und dein Blut vertrocknet
im Schoße der Töchter, im Zwiesinn der Söhne,
so du nicht trinkst aus den Brunnen des Volkes!

Des großen Volks, das sich dehnte vom Rheine
hinaus in den Osten, kämpfend und bauend,
Meere durchkielend suchte und träumte;
und doch nach dem Schrein seiner Heiligtümer
wie oft griff gierig der feige Verrat!

Lockung der Flöten fremder Gesänge,
klirrender Beutel und ach, dunkler, endloser Not —
wer da knechtisch gesinnt, schleicht vom Rande des Brunnens,
wo unser Volk der Gezeiten Sinn und Sendung ereimert,
schleicht sich hinweg und versinkt, von den Ahnen getrennt,
verflucht und entseelt.
Du aber halte den Sterz an den Grenzen des Volkes,
ob sie dich sehen vom Rheine, ob sie dir winken, ob nicht!
Die in den Märkten der Heimat sind oftmals dem Markte verfallen,
lange vergaßen sie dein und der Deutschen Größe auf Erden.
Aber sie standen dann auf und heilig brauste der Adler
über die Welt empor in die Flamme der Frühe.
Lauschend hobst du das Haupt,
fühltest in Tränen erlöst,
daß vom Feuer auch dir sich die Stirne bekränzte.

Trage Stolz dein Geschick: zu schlafen im fremden Lande,
aber auf eigenem Grund,
zeugend im fremden Lande,
aber dein eigen Kind,
bauend im fremden Lande,
aber auf solche Art,
daß jeder Stein, den du fügst,
künde dein Volk!

Gott ließ dich einstens befrachten Schiffe und Wagen,
wandern und Höfe baun rund auf der Erde.
Gott vertraute den Samen des Geistes
deinen körnervermehrenden Händen,
daß du ihn säest aus in die Brache der Länder und Zukunft.
Schreite drum aus und säe!
Und tragen die Saaten auch Jammer und Leid,
vielerlei Ernten sind dir verheißen.
Getrost, bald führst du die Garben des Rechts
von deinen Feldern singend heim! (1937)

Aristavi

Ein Märchen

Von Heinrich Erk

Personen:
Tamasuni, ein Greis
Aristavi, sein Sohn
Zahira, seine Tochter

Zahira: Komm, Aristavi, hier fliegt er!

Aristavi (kommt mit Pfeil und Bogen): Wo?

Zahira: Sieh, dort auf dem Zweig. Oh, sein Gefieder leuchtet wie von blankem Gold. Und der Ast biegt sich kaum unter seinem Gewicht.

Aristavi (hebt den Bogen und legt an).

Zahira: Schieß nicht!

Aristavi: Mir aus dem Weg! (Stößt Zahira weg, legt an und schießt rasch ab, springt ins Gebüsch und bringt den Vogel, der von einem Pfeil durchbohrt ist.) So, jetzt kannst du ihn aus der Nähe besehen.

Zahira (wendet sich weg): Ich mag ihn nicht mehr sehen.

Aristavi: Sieh, wie er glänzt. Als badeten in seinen Flügeln tausend Sonnenstrahlen. Doch was ist das? (Er besieht seine Hände.) Er wird schwarz und sein Gefieder verliert seinen Glanz, doch meine Hände funkeln von Gold.

Zahira (wendet sich jäh um, betrachtet seine Hände): Oh, sie sind nicht mehr braun wie früher. Wenn du mir einst durch das Haar strichest, so sank alles um mich, und Ruhe und Nacht deckte meine Augen. Doch jetzt schreckt mich ihr Funkeln. Komm, ich wasche sie dir. (Geht mit ihm zur Quelle und wäscht seine Hände, trocknet sie mit ihrem Haar.) Sieh, jetzt sind sie wieder wie früher. (Küßt seine Hände.)

Aristavi: Warum wuschest du sie? Sie glänzten so herrlich, so ganz anders als die Hände anderer Menschen.

Zahira (versonnen): Möchtest du gerne nicht so sein, wie andere Menschen?

Aristavi: Seltsam sprichst du.

Zahira: Ich möchte es.

Aristavi: Darum bist du wie sie.

Zahira: Möchtest du nicht anders sein?

Aristavi: Ich möchte am liebsten sein wie Tulan der Bettler, der an der Straßenecke steht. Er streckt seine Hand aus und dankt dir für die Münze, die du ihm hineinwirfst. Und wirfst du ihm nichts hinein, so dankt er dir auch. Aber ich nehme jedem das Beste, das er hat, und ich danke ihm nicht, denn wenn er mir das Beste gab, so gehe ich an ihm vorbei, und er dankt mir, daß er es mir geben durfte. Sahst du den Blick des Vogels, als er starb?

Zahira: Ob der Vogel wohl gewußt hat, daß er stirbt?

Aristavi: Nur einer, der zu leben wußte, weiß, daß er stirbt. Der Vogel wußte, daß er lebt, denn er sah in jeder Quelle sein goldenes Gefieder, und sein Gefieder lichtete die Nacht um ihn. Und als er sein Gefieder verlor, starb er auch. Denn jedes Ding lebt nur, weil das Schönste an ihm lebt. Tulan der Bettler weiß nicht, daß er lebt, und er weiß nicht, daß er tot ist, denn er hatte nie etwas Schönes.

Zahira: Aristavi, glaubst du, daß ich lebe?

Aristavi: Du lebst, weil du schön bist und weil ich dich liebe. (Küßt sie.) Das Schönste an dir ist, daß man dich liebt. Und wenn diese Liebe aufhört, dann stirbst du. Denn Schönheit und Lieben ist Leben, aber Häßlichkeit und Nichtlieben ist Tod.

Zahira: Sprich nicht mehr vom Tod, Aristavi. Sprich mir vom Leben. Wie lebt man am besten?

Aristavi: Am besten lebt man so, daß man nur seiner Schönheit und seinem Besten lebt.

Zahira: Und was ist dein Bestes?

Aristavi: Das weiß ich nicht, und darum lebe ich noch nicht. Von dem Augenblick an werde ich leben, wo ich weiß, was mein Bestes ist.

Zahira: Und wenn der Augenblick nie kommt?

Aristavi: Er kommt, ich weiß es, daß er kommt.

Zahira: Vielleicht ist das dein Bestes, daß du von jedem das Beste nimmst.

Aristavi: Nein, Zahira. Das ist nur ein Strahl aus der Sonne meines Besten.

Zahira: Aristavi, du sprachest zuvor, du lebst nicht. Ich weiß sogar, wie lange du schon lebst.

Aristavi: Nun?

Zahira: Heute sind es achtzehn Jahre, daß du anfingest.

Aristavi: Achtzehn Jahre? Ein Augenblick, und eine Ewigkeit. Ein Augenblick, gemessen an der Zeit, die ich leben werde, und eine Ewigkeit, die ich tot war.

Zahira: Ich möchte auch gerne achtzehn Jahre alt sein. Man ist dann mit einem Schlag erwachsen.

Aristavi: Man ist nicht mit einem Schlag erwachsen. Man ist erwachsen, wenn das große Ereignis ins Leben eintritt, wenn man sein Bestes erkannt hat und sein ganzes Leben darnach einrichtet. Du bist erwachsen gewesen, als ich dir zum erstenmal sagte, daß ich dich liebe.

Zahira: O Aristavi, sage mir noch einmal, daß du mich liebst. Du sagst es so schön.

Aristavi: Ich sage es nicht.

Zahira: Auch nicht, wenn ich dich bitte?

Aristavi: Nein. Du weißt es, und das genügt. Sagte ich es dir zu oft, so verfälschte ich dein Bestes, denn dein Bestes ist, geliebt zu werden, nicht aber wiederzulieben.

Zahira: Und Wiederlieben gehört nicht zu meinem Besten?

Aristavi: Nein. Denn Lieben verpflichtet zu vielem, Geliebtwerden aber nur dazu, schön zu sein.

Zahira: So willst du nicht, daß ich dich liebe?

Aristavi: Nein.

Zahira: Weshalb nicht?

Aristavi: Weil du mich nicht lieben kannst.

Zahira: O Aristavi, häßlich sprichst du von mir.

Aristavi: Niemand kann Schöneres von dir sagen.

Tamasuni (kommt durch den Garten, strahlend gekleidet, ein kostbares Schwert in der Hand).

Aristavi: Weh mir! (Birgt sich hinter Zahira.)

Tamasuni: Warum verbirgst du dich vor mir?

Aristavi (tritt mit geschlossenen Augen vor, bleibt vor Tamasuni stehen). Sieh, ich stehe vor dir.

Tamasuni: Weißt du, weshalb ich kam?

Aristavi: Nein.

Tamasuni: Warum schrickst du vor mir?

Aristavi: Ich weiß es nicht.

Tamasuni: Nimm dieses Schwert.

Aristavi (nimmt das Schwert in die Hände, reckt sich, wird höher, seine Augen öffnen sich und sehen Tamasuni stark an). Jetzt weiß ich, weshalb du kamst.

Tamasuni: Wie weißt du es jetzt?

Aristavi: Mir sagte es in meiner Kindheit ein Traum, doch ich konnte mich seiner nicht mehr erinnern. Jetzt weiß ich ihn wieder, weil ich das Schwert halte.

Tamasuni: Du weißt, daß ich nicht dein Vater bin?

Aristavi: Ich weiß es. Ich weiß, daß ich der Sohn des Fürsten bin, der dir vor seinem Tod in der Einsamkeit sein Schwert und seinen Sohn übergab. Ich weiß, daß ich mit diesem Schwert mein Reich gewinnen soll.

Tamasuni: Fürchtest du dich vor dieser Aufgabe?

Aristavi: Nein.

Zahira: Warum nicht?

Aristavi: Weil ich jetzt mein Bestes gefunden habe.

Zahira: Und das ist?

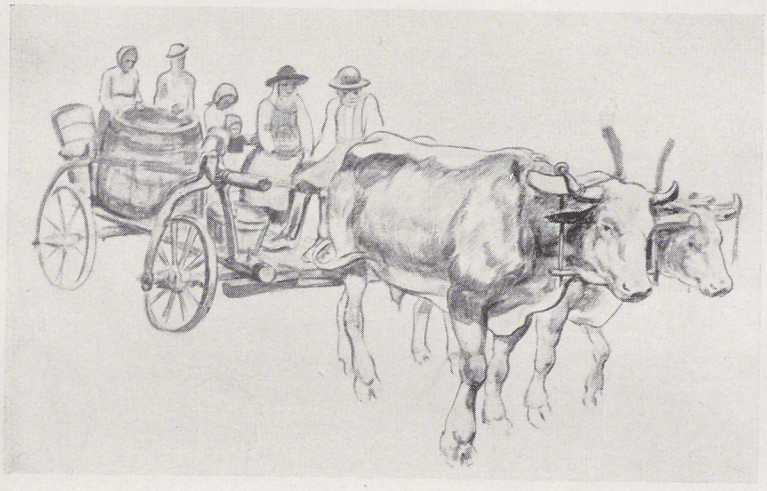
Aristavi: Mein Schwert. Oder meine Seele. Denn beide sind eins.

Tamasuni: Fürchtest du nicht, daß ich dich belogen habe, und daß du doch mein Sohn bist?

Aristavi: Nein. Selbst wenn du mich belogen hättest und ich dein Sohn wäre, so bin ich doch von dem Augenblick an, wo du mir das Schwert gabst, der Sohn des Fürsten.

Zahira: Wirst du noch an mich denken?

Aristavi: Nein. Denn nun habe ich mein Schwert. Oder meine Seele. Und beide sind eins.





Aus dem „Sommer"- und dem „Herbst"-Bild von Dolf Hienz

in der Riegerschen Maschinenfabrik

Formfragen bei lyrischen Übersetzungen

Von Bernhard Capesius

Der Leiter dieser Zeitschrift hat vor kurzem[1] auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die sich einer „Überführung lyrischer Formen und Gehalte in einen fremden Sprachleib" entgegenstellen. Er bezog sich dabei hauptsächlich auf die aus innerer, seelischer Verschiedenheit entspringende Ungleichheit der Sprache verschiedener Völker, die bei der engen Bindung eines lyrischen Gebildes „auf eine ausschließliche und unauswechselbare Weise an seinen einmaligen Sprachleib" eine restlose treue Wiedergabe in einer fremden Sprache unmöglich macht. Im Folgenden seien einige Anmerkungen hinzugefügt, die die äußeren Formfragen betreffen, wie sie sich beim aufmerksamen Lesen neuerer Übersetzungen aus dem Deutschen ins Rumänische[2] ergeben haben.

Für jedes Sprachkunstwerk in gebundener Form sind neben den magischen Kräften, die vom Sinngehalt und lautlichen Klang der Worte und Sätze ausgehen, gewisse Gesetze für Rhythmus und Reim bestimmend, und sollten sie auch nur die Freiheit von dieser Bindung beinhalten. Es gibt eine Reihe von üblichen Formen, die früher in einer ausführlichen „Metrik" jedem höheren Schüler gelehrt wurden, heute dagegen „unbewußt" und doch vielleicht noch strenger jedes schöpferische Dichten bestimmen. Die Frage ist nun, ob und in wie weit sich der Übersetzer an diese Formelemente seiner „Vorlage" zu halten verpflichtet ist.

Wenn wir zunächst den Rhythmus betrachten, so gibt es da drei Möglichkeiten: die antiken Versmaße mit ihrer strengen Forderung nach genauer Silben- oder wenigstens Versfußzählung in Zeile und Strophe, sogenannte „freie Rhythmen" und die modernen — zugleich meist gereimten — Verszeilen und Strophen, die eine größere Freiheit und Abwechselung in der Zahl der Silben, seien sie nun betont

---

[1] „Klingsor" 1938, S. 60.

[2] „Goethe, Versuri în româneşte", Bukarest 1932 (Auswahl von Übersetzungen verschiedener Verfasser, herausgegeben zum Goethe-Jubiläum von St. Neniţescu). Nunmehr auch in „Biblioteca pentru toţi", Bukarest, Alcalay Nr. 1286; Sân-Giorgiu, „Lirica lui Goethe", Bukarest, o. J. (1935); Jon Pillat, „Din Poezia germană", Literaria Czernowitz, o. J. (1937).

oder unbetont, gestatten. Sehen wir uns einige neue Übersetzungen deutscher Gedichte, die „antiker Form sich nähern", durch rumänische Übersetzer (Sân-Giorgiu: Goethes „Römische Elegien", Pillat: Oden von Hölty und Hölderlin) an, so stellen wir fest, daß das antike Versmaß keineswegs streng beachtet wird. Insbesondere scheint der Unterschied zwischen Hexameter und Pentameter in den Elegien den rumänischen Übersetzern entweder zu schwierig oder nicht beachtenswert zu sein. In den 245 Distichen, welche die von Sân-Giorgiu vollständig übersetzten „Römischen Elegien" enthalten, kommen bei ihm nur 36 richtige Pentameter vor, dafür stehen aber 21 ganze oder halbe Pentameter an Stellen, wo Hexameter gefordert werden. Pillat, von dem nur die „Siebente Elegie" in Übersetzung vorliegt, hat mehrfach Auftakt im Hexameter, manchmal auch nur 5 Hebungen und zweimal falsche Pentameter. Nur die kurzen Proben von Nenitescu (Erstes Venetianisches Epigramm, Elfte Römische Elegie) zeigen eine einwandfreie Wiedergabe dieser gebräuchlichsten antiken Form.

Es besteht kein Zweifel, daß hier ein schwerer Verstoß gegen die Forderung der formgetreuen Übersetzung vorliegt. Hexameter und Pentameter sind auch der deutschen Sprache ursprünglich fremde Versmaße. Erst in zäher Arbeit sind sie vor 150—200 Jahren für sie erobert worden und zwar im Kampf gegen die von Frankreich ausgehende Versklavung durch den Alexandriner. Mit dieser äußeren Form ging Hand in Hand auch die Verschmelzung antiker und deutscher Kunst- und Geisteswerte, wie sie sich am stärksten in Goethe offenbart. Denkmäler dieser Verschmelzung aber verlangen auch vom Übersetzer eine Beachtung der darin vollzogenen sprachlichen Leistung, der daraus ersichtlichen geistigen und künstlerischen Zucht. Es ist nun freilich für den Rumänen, der keine bedeutenden Originaldichtungen im Hexameter, dessen Schulmetrik aber den Pentameter überhaupt nicht kennt, sicher nicht ganz einfach, sich diesem Gesetz zu beugen. Ja, er scheint es noch gar nicht zu kennen, denn in den sehr gründlichen kritischen Bemerkungen, die Jon Gherghel[1] an allen bisher bekannten Goetheübersetzungen macht, hat er diesen Mangel nirgend gerügt.

Ebenso streng müssen wir die Übertragungen von Klopstocks, Höl-

[1] „Revista germaniştilor Români", III, 2—3; IV, 3; V 2.

tys und Hölderlins antiken Strophen beurteilen, die Pillat vorlegt. Auch in diesen Oden hat sich ein Ausgleich nach tausendjähriger Auseinandersetzung zwischen antikem und deutschem Geist vollzogen, der unsere deutsche Dichtung erst zum Rang einer Weltliteratur erhob. Wie lebendig auch heute noch dieser „klassizistische" Geist ist, zeigen deutlich Weinhebers „Variationen über eine Hölderlinsche Ode", wo er in halb spielerischer, aber dann doch auch zuchtvoller (man könnte sagen „sportlicher") Weise eine gegebene Gedanken- und Wortmasse metrisch verschieden nachformt. Auch hier muß der Übersetzer dem, was der Dichter mit der bestimmten Form gewollt und erreicht hat, Rechnung tragen.

Anders steht die Sache natürlich bei den freien Rhythmen, in denen einige der bedeutendsten Gedichte Goethes geformt sind. Hier ist genaue Befolgung von Silben- und Zeilenzahl nicht Bedingung einer wesensgetreuen Wiedergabe. Denn hier läßt sich der deutsche Dichter vom Schwung und Tonfall der deutschen Sprache frei tragen — und dasselbe muß der Übersetzer tun. Bindung an den Zufall des deutschen Rhythmus würde statt dem gewollten Eindruck der Freiheit den des Zwanges hervorrufen. Diese Abweichung vom Original darf freilich nicht so weit gehen, daß etwa der „Prometheus" (von P. Cerna) aus seinem stoßweise wechselnden Rhythmus in einen fast ausschließlich jambischen übertragen und dabei sogar an vielen Stellen der Endreim eingeführt wird. Es ist verwunderlich, daß in die Jubiläumsauswahl der Goethe-Übersetzungen gerade diese metrisch verunglückte Fassung aufgenommen wurde, obwohl Sân-Giorgiu eine rhythmisch viel bessere zur Verfügung stellte.

Anderen Fragen sieht sich der Übersetzer gegenüber, wenn er moderne Dichtung wesensgetreu wiedergeben will. Denn hier tritt zum Rhythmus fast immer auch der Reim als bestimmendes Merkmal. Dabei handelt es sich einmal um die den Rhythmus stark mitbeeinflußende Unterscheidung von männlichem (stumpfem) und weiblichem (klingendem) Reim und dann um die Bindung der Zeilen durch den Reim (Reimpaare, gekreuzte, umfassende Reime usw.). Wichtig ist natürlich auch die Beachtung der Zahl der Versfüße in den einzelnen Zeilen, die freilich im allgemeinen am leichtesten durchzuführen ist. Bei dem durch alle diese Umstände auferlegten Formzwang wird der Übersetzer öfters schwanken, ob er mehr der Gestalt oder mehr dem

Gehalt Rechnung tragen soll. Der beste wird freilich der sein, dem beides am besten gelingt.

So muß etwa ein Vergleich zwischen Sân-Giorgius und Nenițescus „Fischer" von vorneherein zugunsten des letzteren ausfallen, weil er dem Original entsprechend lauter stumpfe Reime, also einen durchaus steigenden Rhythmus verwendet, während jener umgekehrt ausschließlich klingende Versendungen hat. Und doch verlangt der Inhalt dieses Gedichtes mit seiner Beschwörung der Gewalt des steigenden Wassers ausdrücklich den Rhythmus des Originals. Auch ein anderes Beispiel verdeutlicht diese Schwierigkeit. Gretchens Lied „Meine Ruh ist hin" verdankt seine starke Wirkung zum großen Teil dem häufigen, aber unregelmäßigen Wechsel zwischen klingenden ungereimten und nur stumpf gereimten kurzen Verszeilen. Sân-Giorgiu bringt auch hier mehrmals klingende Reime und verändert dadurch den Rhythmus merklich.

Ein Umstand gibt hier freilich zu denken. Obwohl die rumänische Sprache anscheinend viel mehr endbetonte Wörter hat als die stammbetonende deutsche, finden sich doch unter sämtlichen in Frage kommenden Zeilenpaaren der Goethe-Übersetzung Sân-Giorgius nur 144 stumpfe Betonungen und 253 klingende, während von denselben Zeilenpaaren im Original 176 stumpf und nur 221 klingende sind. Nur 44 v. H. der deutschen stumpfen Endungen, dagegen 71 v. H. der klingenden sind also beibehalten worden. Sollte dem rumänischen Sprachgefühl der klingende Reim eher entsprechen? Ein Vergleich mit den Gedichten der Goethe-Jubiläumsausgabe liefert dafür keinen Beweis, da sich hier die Abweichungen in bescheidenen Grenzen halten und nach beiden Richtungen gleich stark vertreten sind. So ist die obenerwähnte Tatsache wohl nur auf die Eigenart des einen Übersetzers zurückzuführen.

Ist nun aber der Reim des Originals an sich für den Übersetzer zwingend — oder darf er um der sinngetreueren Wiedergabe willen sich davon auch gelegentlich freimachen? Gelegentlich wohl ja, grundsätzlich und in bestimmten Fällen keineswegs! Auch der Endreim ist nicht ursprüngliches Kunstmittel der deutschen Sprache, er ist übernommen und erworben worden nach romanischem Vorbild. Aber er bildet heute den kostbarsten Ausdruck gerade höchster Sprachkultur. Und nun sollte eine Sprache, deren Reichtum an Vokalen und Nasalen weit über den der deutschen hinausgeht, nicht überall ein Reimwort

finden, wo es das deutsche Gedicht hat? Wir sind ehrlich erstaunt darüber, daß Jon Pillat, der große Meister romanischer Dichtungsformen, ausgerechnet die Gedichte des heute romanischesten deutschen Dichters, Stefan George, reimlos übersetzt hat. Zweifellos ist nicht mangelnde Fähigkeit die Ursache davon, weit eher vielleicht die aus dem Bewußtsein persönlicher und muttersprachlicher Kraft und Fülle fließende Vernachlässigung eines für uns Deutsche so schwer errungenen Könnens. Daß die Forderung nach Beachtung des Reimes dem Rumänen ferner liegt als uns, zeigt sich auch in der Beurteilung verschiedener Eminescu-Übersetzer durch Virgil Tempeanu,[1] der — selbst ein begabter und erfahrener Übersetzer — nicht zögert, N. N. Botez für seine „Luceafărul"-Übersetzung zu loben, obwohl dieser entgegen dem Original die 1. und 3. Zeile jeder Strophe reimlos enden läßt — was die deutschsprachigen Übersetzer nicht tun und auch nicht wagen würden.

Es bleibt also die Forderung bestehen, daß dort, wo der Reim zum wesentlichen Bestandteil des Kunstwerkes gehört, auch der Übersetzer daran gebunden ist, und dort, wo es der Rhythmus erfordert, auch an seine stumpfe und klingende Form.

Selbstverständlich muß auch die Reimbindung beibehalten werden, wo es die strenge Strofenform (Sonett, Stanze, Terzine) vorschreibt oder wo ihr eine besondere künstlerische Absicht oder Wirkung innewohnt. Es wird z. B. gleichgültig sein, ob im „Zauberlehrling" die ersten vier Zeilen paarweise oder gekreuzt gereimt oder in „Erster Verlust" statt der ganz unregelmäßigen Reimfolge des Originals eine andere, ebenfalls unregelmäßige gewählt wird. Nicht ganz so eindeutig läßt sich diese Frage in „Wanderers Nachtlied" beantworten. Es liegen uns vier rumänische Fassungen vor, von denen drei die Reimbindung streng beachten und uns doch die vierte (von Jon Pillat) ohne Reim in den letzten vier Zeilen den Duft des Goetheschen Gedichtes am meisten eingefangen zu haben scheint. Hier hat offenbar die getreue Wiedergabe des Rhythmus mehr vermocht als die der Reime. Und in diesem Falle scheint die an sich so viel klangvollere rumänische Sprache auch nicht auf den Gleichklang des Zeilenendes angewiesen zu sein, um die dem Deutschen entsprechende musikalische Wirkung hervorzubringen.

[1] „Revista germaniştilor Români", VII, 1.

Im Zusammenhang mit dem größeren Vokalreichtum und der klangreicheren Form der Biegungssilben des Rumänischen steht nebenbei bemerkt auch die Tatsache, daß gerade das erwähnte Gedicht Eminescus, „Luceafărul", noch keine entsprechende Verdeutschung erfahren hat. Weder ist das „grobe Netz" und die „Unzulänglichkeit" der deutschen Sprache daran schuld, wie ein gewisser Robinson wahr hat haben wollen,[1] noch aber der von Tempeanu[2] dagegen vorgebrachte Grund, daß die in Rumänien lebenden Deutschen mit der verfeinerten Entwicklung, die ihre Muttersprache im Reich erfahren habe, nicht Schritt gehalten hätten. Solcher Unterschätzung gegenüber genügt heute ein Hinweis auf die Sprachkunst Meschendörfers, Zillichs und Wittstocks. Tatsache ist vielmehr, daß Eminescus großes Gedicht auf eine eigentümliche Sprachmelodie aufgebaut ist, der das Deutsche durch gleiche Klangmittel nur schwer beikommen kann. Hier würde nur eine völlige sprachliche Neuschöpfung durch einen kongenialen Dichter aus der Andersartigkeit — nicht „Unzulässigkeit"! — der deutschen Sprache heraus jene wesenstreue Wiedergabe ermöglichen, die man bei diesem Gedicht bisher mit Recht vermißt. Ein Gegenbeispiel dafür ist Eminescus „La steaua", das ein Gedicht Gottfried Kellers ganz neu gestaltet hat, eben deshalb aber nicht — wie es immer wieder geschieht — ins Deutsche „rückübersetzt" werden sollte.

Und damit kommen wir am Schluß unserer Bemerkungen zur Feststellung, daß noch so genaue Beachtung dieser äußeren Formübereinstimmung, so notwendig und selbstverständlich sie auch sein mag, nicht ausschlaggebend sein kann für den Wert einer Übersetzung. Denn daß auch der Rhythmus tiefer als in Silbenzahl und -betonung in den magischen Bezirken der Sprache wurzelt, zeigt mit fast erschreckender Deutlichkeit folgende Sache. Der Germanist der Czernowitzer Universität Professor Victor Morariu führt als Beispiel für die „Einfachheit des volkstümlichen Vierzeilers", wie sie sich in „Rhythmus und Strofe des Schnadahüpfls" zeigen, folgende Verse aus Goethes Türmerlied — die er übrigens irrtümlicherweise Eichendorff zuschreibt — an:

---

[1] „Revista germaniştilor" VII, S. 33.

[2] Ebenda.

„Ich blick' in die Ferne,
Ist seh' in der Näh'
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.

So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.

Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn —
Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön."[1]

Kein Deutscher, der auch nur halbwegs in der Lage ist, den Sinn dieser Worte nachzuerleben, wäre jemals auf die äußere Gleichheit mit dem „Schnadahüpfel" verfallen, was dem Fremden vielleicht auch nur deshalb zustoßen konnte, weil diese Form in seiner muttersprachlichen Dichtung ungewohnt ist.

Die psychologischen Ursachen für lyrische Übersetzungen sind mehrfach mit einander verschlungen. Teils möchte der Übersetzer sein Ich steigern, indem er sich mit dem Gewande eines Größeren bekleidet, teils hat er den Drang nach dem Ergreifen immer neuer Gefühls- und Gedankenformen, teils will er die von ihm am Original erlebten Werte seinen Sprachgenossen zugänglich machen, teils hat er Freude an rein formalen Sprachübungen, teils wird ihm ein Auftrag von außen zu Teil. Größte und kleinste Geister haben von jeher gern übersetzt. Eins aber ist zum Gelingen notwendig: Kenntnis und Beherrschung des Handwerklichen, Klarheit und Sicherheit in allen Fragen auch der äußeren Formgebung.

[1] „Revista germaniştilor Români", VII, S. 27 f.

Objektivität und Subjektivität in der Geschichtsschreibung

Von Karl Hoch

So muß die Forderung heißen und nicht die Frage gestellt werden, ob Objektivität oder Subjektivität.

Wir Sachsen mußten im jeweiligen Gegenwartskampf nach außen unser Rüstzeug stets auch der Kenntnis der Vergangenheit entnehmen; insbesondere aber schöpften wir stets und schöpfen auch heute aus ihr innere Kraft für die Aufgaben der Gegenwart. Man „meckere" nicht über unser Betonen der „acht Jahrhunderte". Über das einfache geschichtliche Wissensinteresse hinaus ist es der geschichtliche Sinn, der uns mit ihnen verbindet, und wir benötigen ihn. Unsere Geschichtsbetrachtung war immer von diesem Gegenwart mit Vergangenheit verbindenden Sinn erfüllt. Die Kenntnis der Vergangenheit erweitert zunächst bei Entschlußfassungen für die Gegenwart unsere persönliche Lebenserfahrung, und anderseits schöpfen wir erst aus unserem Gegenwartsleben Verständnis für die seelischen Kräfte der Vergangenheit.

„Willst du dich selber erkennen, so sieh wie die Andern es treiben!
Willst du die Andern verstehn, blick in dein eigenes Herz!"

Aber nicht nur Erweiterung unserer Kenntnisse verdanken wir der Geschichte, sondern auch Stählung der Festigkeit in unseren Zielen. Die Verbundenheit mit diesen, mit unserer ganzen Ideenwelt verknüpft uns innerlich mit ihrem Werdegang. Höher schlägt unser Herz bei jedem Aufstieg der in uns selbst lebendigen Idee, banger bei ihrem zeitweiligen Niedergang. Der Geschichtsschreiber, der all diesem starken Ausdruck gibt, gestaltet die Geschichte in vollstem Maße zur lebendigen Kraft. Begeisterung und Trauer, ja Zorn und Empörung sind die notwendigen Begleiter, wenn in uns selbst etwas rege ist. Vor dem Haß bewahre uns unsere christliche Erziehung!

Was gibt überhaupt den Wissenschaften des menschlichen Seelenlebens ihren besonderen Reiz? In der Exaktheit wissenschaftlichen Erfassens müssen sie hinter den Wissenschaften des äußeren Naturlebens jedenfalls zurücktreten. Denn die Menschenseele ist in ihrer Tätigkeit etwas so Unberechenbares, daß sie sich einer restlosen Einreihung in unbedingte Gesetze entzieht. Aber der prüfende Menschengeist steht sich doch selbst am nächsten. Der Seele, die ihn zum Forschen drängt, ist die gesamte Seelentätigkeit doch das anziehendste



Tanzendes sächsisches Bauernpaar

aus dem Wandgemälde von Dolf Hienz in der Riegerschen Maschinenfabrik

Untersuchungsgebiet. Sie folgt ihm, so weit sie ihm folgen kann, und nimmt die engeren Grenzen in Kauf, die ihr im Vergleich zur Erforschung des äußeren Naturlebens gesetzt sind.

Nun wird die Sondergestaltung meines Seelenlebens mein erhöhtes Interesse für sich beanspruchen. Die Teile des gesamten Menschheitsgeschehens werden mich besonders anziehen, die das Werden meiner Seele bedingt haben. Meine Fragestellungen werden sich vor allem ihnen zuwenden. Ich werde dabei dem Gang der Entwicklung nicht gleichgültig gegenüberstehen, werde Geschichte mit Begeisterung und Zorn erleben und, wenn ich darüber schreibe, keinen Zweifel darüber lassen, wo ich in meinen Zielen und den ihnen zu Grunde liegenden bewegenden Kräften stehe. Freilich sind diese innerhalb ihrer Rangordnung mannigfaltiger Art. Zu ihnen gehört auch die Achtung vor einem seinen eigenen sittlichen Zielen folgenden Handeln des Anderen, — wenn es zu erhöhter Stärke gelangt, geradezu die Ergriffenheit von ihm, auch dann, wenn diese Ziele nicht meine eigenen sind, wenn sie sogar den meinen gegnerisch gegenüberstehen. Dagegen ist es, wenn ich auch im Endziele mit dem Anderen übereinstimme, möglich, daß ich den von ihm gewählten Weg für verfehlt halte. Geschieht dies bei geschichtlichen Betrachtungen von der Kenntnis der späteren Entwicklung aus, die dem Anderen nicht zugänglich war, so werde ich vernünftigerweise sein Handeln nicht schelten können. Doch werde ich mir gegebenenfalls sagen, daß ich auch ohne die mir heute zugängliche Kenntnis, wenn ich damals gelebt hätte, eine abweichende Stellung eingenommen hätte. Ich bin jedenfalls eher als der Zeitgenosse in der Lage, beide politischen Gegner zu würdigen, insbesondere auch den Gegner meiner Ideen. Die in mir auch heute lebende Idee bestimmt freilich auch meine Stellung zur Vergangenheit.

Sie verleiht meinem Vergangenheitsbild Farbe. Sie stellt die Fragen, auf die ich Antwort suche. Daneben ist aber auch der reine Wissenstrieb in mir rege, das unstillbare Wahrheitsstreben, das selbst durch die Erkenntnis der Erreichbarkeitsgrenzen nicht beengt wird. Überdies will ich — wie schon erwähnt — gerade um der Verwirklichung meiner Ideenwelt willen klar und ungetrübt sehen.

Zu beiden Zwecken muß mein Erkenntnistrieb stark sein und sich auch die Herrschaft über das Gefühlsleben wahren. Demgegenüber

wird freilich darauf hingewiesen, daß wichtiger als alles Wissen starke Willenstriebe seien. Das soll nicht in Abrede gestellt werden; wenn ich aber vor Auffassungen, die sich aus meinem Denken notwendig ergeben, die Augen verschließe, damit sie nicht etwa erhaltenswerte Willenstriebe ins Wanken brächten, so stelle ich zunächst diesen ein sehr bedenkliches Armutszeugnis aus. Solche Scheu vor Auffassungen, die sich als Denknotwendigkeiten aufdrängen, erscheint mir nicht eben als eine Äußerung innerer Tapferkeit. Sie stellt sich allerdings meist unbewußt ein; aber mancher lehnt auf jener Grundlage bestimmte Auffassungen bewußt ab und fühlt sich dabei als starker Gegner eines übelbeleumdeten Intellektualismus und Rationalismus. Auch mir scheint es naturwidrig, rationalistisch gedacht, die Wurzel für Willenstriebe Verstandesauffassungen zu entnehmen. Aber jene erwähnte Scheu will eine mangelhafte Subjektivität durch ein Beschneiden der Objektivität wett machen — also eine Schwäche durch die andere. Ich meine, die Subjektivität soll durch ihre Eigenkräfte gestählt werden, damit sie eine starke Objektivität vertragen könne. Zu diesen Eigenkräften gehört der geschichtliche Sinn. Aber zu meinen als tiefst sittlich empfundenen Willenstrieben gehört auch mein reiner Wissenstrieb. Seine Unterbindung ist eine Unterbindung meiner Wahrhaftigkeit und bedeutet damit ein Schwächen meiner inneren sittlichen Festigkeit in bedenklichster Art, die sich in der Folge auch zu Lasten der anderen sittlichen Triebe geltend machen muß. Bei den Antworten, die ich mir auf die gestellten Fragen gebe, darf ich an diesem Gesichtspunkt nicht vorbeigehen.

Die Geschichte besteht aus der Auseinandersetzung der Willenstriebe von Einzelmenschen und Völkern. Das Befassen mit ihr ruht zunächst auf der Ermittlung des äußeren Geschehens. Schon hier sind für bestimmte Auffassungsbildungen über die Vergangenheit bestimmte praktische Ziele der Gegenwart nicht wirkungslos. Das geht an dem Grundsatz, daß aus dem Versenken in die Vergangenheit Kraft für die Gegenwart geschöpft werde, jedenfalls vorbei. Jeder Geschichtsforscher wird es ablehnen, daß solche äußere Tatsachenfeststellung von seinen rein subjektiven oder von Volksgenossen mit ihm geteilten praktischen Lebenszielen bestimmt werde. (Er wird vielleicht an die Zuverlässigkeit des von ihm objektiv Vorgeführten ehrlich glauben. Was aber unbewußt in ihm vorgeht, ist eine andere Frage.)

Größer noch ist die Gefahr einer unsachlichen Rolle der eigenen Werte bei dem Rückführen der äußeren Geschehnisse auf die seelischen Triebkräfte der Handelnden. Hier geht es ohne ein Schöpfen aus den eigenen seelischen Triebkräften nicht. Ein Unmusikalischer kann keine Musikkritiken schreiben. Wer nichts Heldisches in der eigenen Seele hat, kann nicht über Helden urteilen. Wer die Kraft religiösen Erlebens nicht kennt, hat kein Urteil über Glaubensauseinandersetzungen. Es gibt keine andere Brücke zu fremdem Seelenleben, als das eigene. Aber wir ersehen schon im täglichen Leben aus dem Tun des Anderen, daß dessen Seelenleben anders gestaltet sein muß, als das meine, daß die in mir regen Lebenskräfte bei ihm eine andere Zusammensetzung haben müssen als bei mir. Das Bild, das ich mir vom Seelenleben des Anderen mache, baut sich auf aus den Elementen, die ich meinem eigenen entnehme, und aus seinem äußeren Tun. Es ist jedenfalls ein vages, zumal wenn es sich auf Personen bezieht, die durch Zeit und Raum von mir getrennt sind. Aber ich kann mir kein anderes bilden. Nur darauf muß ich achten, daß ich alles mir zur Verfügung Stehende zum Ausmalen dieses Bildes nutze und dabei aus der Kunde über ihr äußeres Tun meine Rückschlüsse auf die Triebkräfte den natürlichsten Schlußfolgerungsgang gehen lasse, ein Getriebe von Triebkräften annehme, das nebeneinander bestehen kann. Ob ich dabei dann das Richtige finde, ist eine Sache für sich. Dabei sind die Urteile, die ich über Triebe und Werte des Anderen fälle, für mich selbst Sachurteile und müssen nach den Gesichtspunkten von Sachurteilen gefällt werden. Hier hat demnach wiederum das vorläufige Zurückstellen meiner eigenen Werte zum Erzielen möglichst richtiger Sachurteile einzusetzen.

Zu diesem Zwecke müssen wir uns das Folgende vergegenwärtigen: Wie jeder seiner täglichen Erfahrung entnehmen kann, sind sogar zwischen Menschen der gleichen Zeit, des gleichen Volkes und Gesellschaftskreises die sittlichen Werte nicht völlig die gleichen. Wenigstens zeigt sich in ihrer Rangordnung oft ein wesentlicher Unterschied. Bei den verschiedenen Gesellschaftsständen auch des gleichen Volkes zeigt sich solche Gabelung standesmäßig. Um wieviel größer ist sie bei den verschiedenen Völkern und gar in verschiedenen Zeiten! Dabei pflegen wir alle nicht jederzeit nur unseren sittlichen Regungen zu folgen. Wer die Weltgeschichte nur durch Ideen, also sittliche Zielsetzungen bewegt sieht, geht irre; aber irre geht auch,

wer deren Bewegungskraft, d. i. die reale Bedeutung des Idealismus leugnet, wer glaubt, ein ganz gewiegter Realpolitiker zu sein, wenn er über die idealen Kräfte der Menschheit einfach zur Tagesordnung übergeht. Wer mit Marx sagt, daß die englischen Tories Königtum und Alt-England gesagt, aber Grundrente gemeint hätten, daß die preußischen Junker den König dann absolut sein ließen, wenn er ihren Willen tat, und sämtliche Alt-Liberalen von Freiheit nur gesprochen und nichts anderes als schrankenlose wirtschaftliche Ausbeutung erstrebt hätten, sieht die bewegenden Kräfte der Weltgeschichte ganz einseitig an. Der hauptsächlichste Grund des Mißverständnisses besteht darin, daß man willkürlich das Leben nach einer der gesamten Menschheit gemeinsamen Ideenwelt versteht und dieser dann in naiver Weise den Inhalt eben der eigenen Ideenwelt gibt. Grundsätzlich fühlt man sich dabei allerdings verpflichtet, seine eigene Ideenwelt so zu gestalten, daß sie eine allgemein menschheitsverbindliche sein könne. Dabei sind aber die natürlichen Kräfte, die auch mein Sittlichkeitsleben gestalten, stärker, als der erwähnte gutgemeinte Grundsatz. Es war die Zeit, wo der rein dichterische und denkerische Deutsche bei der Teilung der Erde zu kurz kam, als er sich allzusehr jenem Grundsatz unterordnete. Bismarck hat den Deutschen zuerst gelehrt, daß es die erste sittliche Pflicht des das Staatsleben bestimmenden Mannes ist, die Belange seines eigenen Staates und Volkes zu wahren. Mit dieser Feststellung entfällt die Gegenüberstellung von Ideenpolitik und von staatlicher, wie völkischer Interessenpolitik. Wenn man sie aufrecht erhält, so verflüchtigt sich der Begriff der Ideenpolitik eben in das Jagen nach einer nur im Wolkenkuckucksheim erreichbaren einheitlichen, allgemeinen Menschheitsidee. Wie gesagt, war es vor allem Bismarck, der die sittliche Pflicht des politischen Menschen anders auffaßte. Hitler geht zum Unterschied von den Zwischenpolitikern von 1890—1933 den gleichen Weg.

Der Geschichtsbeurteiler aber hat die weitere Folgerung daraus zu ziehen, daß er die gleiche Denkungsweise bei Politikern des anderen Staates und des anderen Volkes auch als natürlich ansieht und sich nicht sittlich über sie entrüstet. Er wird anstehen, den Engländer einfach als eine Krämerseele anzusehen, wenn er bei allen politischen Erwägungen sein eigenes Staats- und Volksinteresse voranstellt. (Man kann insbesondere heute daran zweifeln, ob dieses wirk-

lich immer in richtiger Weise gewahrt wird.) Dagegen, daß es für ihn das erste Wort spricht, ist kein Wort zu reden. Bismarck war vom Krim-Krieg bis zu seiner Entlassung England gegenüber zum mindesten allezeit zurückhaltend, oft geradezu gegnerisch gesinnt. Aber in seiner Wertung stand der Engländer sehr hoch. Er wünschte, daß der Deutsche von ihm die unbedingte Voranstellung des eigenen Staats- und Volksinteresses lerne.

Dieses Denken der Geschichtslenker müssen sich auch die Geschichtsbetrachter zu eigen machen. Sie müssen berücksichtigen, daß die Ideengestaltungen der Menschheit in mannigfaltigster Weise auseinandergehen, daß dabei die Handlungen der Menschen allerdings auch vielfach von Triebkräften getragen werden, die bei den Handelnden selbst nicht die Sittlichkeitsmarke tragen, daß aber der ganze Zusammenhang der Triebkräfte — ob von den Handelnden selbst als sittlich empfunden oder nicht — sich mit meiner eigenen Ideenwelt vielfach kreuzt. So geht es auch mit den ganze Menschengruppen zusammenfassenden Bestrebungen und Strömungen. Das Forschungsziel des Geschichtsbetrachters ist es, den inneren Zusammenhang der Triebkräfte der einzelnen, der Zeitströmungen, wie ganzer Völker — soweit er es vermag — richtig zu ermitteln. Er wird fehlgehen, wenn er Leute, Strömungen und Völker einfach in die Kategorien gut und böse einreiht. Denn das sind ja Kategorien, die nur der eigenen, von Volks- und Zeitgenossen vielleicht geteilten Subjektivität entstammen, aber auf anderer Grundlage erwachsen sind, als das innere Gepräge der zu Betrachtenden. Die Anwendung des Bibelwortes: „Es ist kein guter Baum, der faule Früchte trage, und kein fauler Baum, der gute Früchte trage" ist hier nicht am Platz. Es ist auch nicht festzustellen, daß ein guter Kern bedingungslos einen guten Baum und ein schlechter einen schlechten hervorbringen müsse.

Ich nehme an, daß diese Ausführungen den meisten einleuchten werden, daß mancher sie sogar als überflüssig empfinden wird. Nur halte ich es bei vielen selbstverständlichen Dingen für notwendig, daß man sich ihrer gelegentlich auch bewußt werde. Wir müssen unsere natürliche Gefühlswelt oft meistern, um bei Menschen und Bestrebungen, die uns in ihrer Gesamtheit lieb sind, treibende Kräfte anzunehmen, die wir ablehnen, und umgekehrt bei Leuten und Be-

strebungen, die uns unlieb sind, solche, die wir auch selbst als berechtigt ansehen, vielleicht geradezu hochschätzen.

Das müssen wir tun, wenn wir zu richtigen Sachurteilen auch über die Wertewelt der Anderen gelangen wollen. Das heißt aber nicht, daß wir uns unserer eigenen Wertewelt entschlagen sollen. Denn wichtiger als alle Verstandeserkenntnis ist das Festhalten der sittlichen Werte, und ihrer Stählung, nicht ihrer Gefährdung soll das Befassen mit Geschichte im Schlußergebnis dienen. Die Geschichtswissenschaft, die bei der Feststellung der einfachen Ereignisse ansetzt und dann zur Ermittelung der hinter ihnen liegenden Kräfte übergeht, hat sich jedenfalls an das für jeden Wissenschaftler aufrechtstehende sittliche Gebot nach unbedingtem Wahrheitsstreben zu halten, das vor einem unliebsamen Forschungsergebnis nicht zurückschreckt. Aber das Endziel der Geschichtsbetrachtung, der Geschichtsschreibung und insbesondere des Geschichtsunterrichtes ist nicht ausschließlich, nicht einmal vornehmlich wissenschaftliche Erkenntnis. Sie sollen, wie es unser sächsisches Befassen mit der völkischen Vergangenheit immer war, sich unter die Mittel eingliedern, die sittlichen Kräfte für das Wirken in der Gegenwart zu stärken. Es würde aber das Gegenteil erwirkt, wenn sie den Wahrhaftigkeitssinn in uns schwächen würden.

Unser Archivwesen

Von Gustav Gündisch

Es ist in dieser Zeitschrift kürzlich auf den — gegenüber den Zuwendungen der letzten Jahre — zu erwartenden Mehrwert hingewiesen worden, den die Liquidierung des sächsischen Universitätsvermögens für unsere Kulturbelange abwerfen wird (Dr. Wilhelm Klein im Aprilheft 1937). Es ist auch hervorgehoben worden, welche unwägbaren ideellen Werte in der Erhaltung der Mediascher Ackerbauschule, des traditionsgeheiligten Komeshauses und des Universitätsarchivs „mit seinen großen Beständen einer großen Vergangenheit" beschlossen liegen. Unter den angeführten Objekten kommt dem Sächsischen Nationalarchiv als einer Schatzkammer unserer vielhundertjährigen Überlieferung eine besonders eigentümliche Bedeutung zu. Im folgenden soll die neue Lage gekennzeichnet

werden, wie sie nach der endgültigen Sicherstellung dieses Archivs heute gegeben ist. Aus der Betrachtung dieser neugeschaffenen Lage ergeben sich dann einige Folgerungen, die Fragen unseres gesamten sächsischen Archivwesens zur Erörterung stellen, denen hier ebenfalls Raum gegeben werden soll. Denn wir halten dafür, daß eine Behandlung dieser Fragen in diesem Zusammenhang in sich begründet ist.

Da darf nun zunächst die Feststellung gemacht werden, daß die Übernahme des Sächsischen Nationalarchivs in den Besitz unserer evangelischen Volkskirche für diese Anstalt von besonders ins Auge fallenden segensreichen Folgen begleitet ist. Der unsichere, schwankende und jede Entwicklungsmöglichkeit hemmende Zustand früherer Jahre ist einer einwandfreien Rechtslage gewichen: Wir haben endlich wieder ein „Nationalarchiv" in des Wortes vollster Bedeutung. Wir haben eines der reichhaltigsten und modernst eingerichteten Archive Rumäniens wieder zu vollem Eigen, das vielleicht nur von dem eben fertiggestellten Bau und den Sammlungen der Rumänischen Akademie übertroffen wird. Wir haben damit auch die Stelle wieder, die es sich nun zur vornehmsten Aufgabe machen muß, das wertvolle Schriftgut des sächsischen Volkes zu sammeln und für die Forschung bereitzustellen.

Der archivarischen Sammeltätigkeit werden die Grenzen zumeist durch den Raum gezogen. Es konnte bei uns deshalb in der Vergangenheit schwer eine umfassende Archivalienfürsorge zustande kommen. Jetzt aber bieten die prachtvollen, weiträumigen und noch lange nicht voll ausgenützten Depots des Hermannstädter Archivbaues die Möglichkeit — und darauf soll hier eindringlich hingewiesen werden — das Problem unseres sächsischen Archivwesens einmal in seiner Gesamtheit anzupacken. Die Aufgabe steht fest: Der Reichtum an völkischen Werten in unserem überaus zerstreuten und teilweise so wenig gepflegten Archivgut macht es zur Pflicht, dieser Zerstreuung nach Tunlichkeit zu begegnen. Daher wird es ein besonderes Anliegen des Nationalarchivs sein müssen, ältere Archivalien, bei denen sachgemäße Aufbewahrung nicht gewährleistet ist, sei es als Depositum, sei es zu vollem Eigen, an sich zu ziehen. Darüber hinaus kann durch Übernahme der archivreifen Aktenbestände aus den Registraturen unserer führenden Körperschaften auch die Pflege dieses wichtigen Teilgebietes unseres neueren Schriftgutes einer glücklichen Lösung zugeführt werden.

Das Archivwesen unserer politischen Körperschaften

Unsere Geschichte als die einer Volksgruppe, die in fremdem Staat zu vertraglich gesicherten Bedingungen angesiedelt wurde, ist von jeher auf weite Strecken nichts anderes als die Geschichte eines Kampfes um das verbriefte Recht. (Wobei der Sinn unserer Volksgeschichte natürlich auf einer anderen Ebene zu suchen ist.) Betrachtet man den „goldenen Freibrief" und die Entwicklungsgeschichte dieser Magna Charta unseres verfassungsmäßigen Eigenlebens bis 1876 oder die auf den Beschlüssen von Karlsburg gegründete Mediascher Anschlußerklärung von 1919 und die Entwicklung seither — immer handelt es sich im Grunde um dasselbe: ein Rechtskampf, in welchem eine privilegierte Gemeinschaft immer aufs neue vorgetragenen Angriffen auf seine Vertragsrechte begegnen muß. Da ist es denn klar, warum in unserem Volk den Privilegien eine so vorzügliche Aufmerksamkeit geschenkt wurde. In diesem Sinn hat schon Petrus Haller, der große und noch lange nicht genug gewürdigte Hermannstädter Bürgermeister und spätere Sachsengraf des Reformationsjahrhunderts, die Bedeutung der Urkunden erkannt, „der in seiner Sorge um das Gemeinwohl den Urkundenschatz sammeln und in schützender Hülle hinterlegen ließ ... zu abermaligem Gebrauch wie es die Zeitumstände erfordern." (Aus der lateinischen Vorrede zu dem von dem Humanisten Christian Pomarius angelegten Urkundenrepertorium.) Auf diese Weise ist frühzeitig ein geregeltes Archivwesen ausgebildet worden, dem wir die Erhaltung so zahlreicher Dokumente unserer Vergangenheit verdanken.

In den sieben Jahrhunderten sächsischen Eigenlebens auf freiem Königsboden hat das Archiv der Haupt-Hermannstadt selbstverständlich eine besonders bemerkenswerte Stellung eingenommen. Doch gelangten auch die Archive der Provinzialverbände von Bistritz und Kronstadt dank der hervorragenden Stellung ihrer Vororte zu ansehnlicher Bedeutung. Schließlich ist auch in den Stuhlsarchiven auf dem Gebiet der Sieben und Zwei Stühle reiches archivalisches Material zusammengekommen. Leider enthielt der Gesetzartikel III/1876, der die Zerschlagung unseres eigenständigen Verfassungskörpers brachte, keine spezielle Regelung der Archivangelegenheiten. So wurden diese Archive einfach von den neuen Verwal-



Tanzendes rumänisches Bauernpaar

aus dem Wandgemälde von Dolf Hienz in der Riegerschen Maschinenfabrik

tungen als dem Rechtsnachfolger übernommen und waren zum Teil sofort jeder Einflußnahme unsererseits entzogen.

In diese Zeit fällt mit der Anstellung Franz Zimmermanns der Ausbau des (als solches erhalten gebliebenen) Universitätsarchivs (gleichzeitigen Hermannstädter Stadtarchivs) zu einer wissenschaftlichen Anstalt, deren Funktion durch Amtsunterweisung vom 25. Januar 1876 und durch das „Übereinkommen" von 1890 geregelt wurde. Überall sonst blieb es bei der alten Übung, daß ein Verwaltungsbeamter der neuen Ära, der die Registratur besorgte, auch das alte Archiv in seine Obhut übernahm. Im Jahre 1886 wurde das für die Geschichte von Stadt und Distrikt Bistritz unersetzliche, so überaus reiche Bistritzer Archiv in das Komitatsarchiv überführt, von wo es mit der Verlegung des Komitatsvorortes in unseren Tagen in einer dem archivalischen Herkunftsgrundsatz völlig zuwiderlaufenden Weise nach Naßod gekommen ist; die örtlichen Gegebenheiten haben es dann mit sich gebracht, daß dieses alte sächsische Bistritzer Stadt- und Distriktsarchiv heute in dem Archiv des ehemaligen zweiten rumänischen Grenzerregiments untergebracht ist! Einige Stuhlsarchive, so Leschkirch und Reußmarkt, sind nach Auflösung der sächsischen Eigenverwaltungen über Anordnung der ungarischen Regierung ebenfalls in die zugehörigen Komitatsarchive hinterlegt worden, andere verblieben in ihren früheren Vororten. Seit dem Umsturz wird — zum Teil mit Erfolg — daran gearbeitet, diese, wenn man so sagen darf, herrenlosen Archive für das neugegründete Regionalstaatsarchiv in Klausenburg zu gewinnen. Schon im Jahre 1921 hat sich Dr. Georg E. Müller in einer Eingabe an den Volksrat diesem Vorhaben entgegengestellt, und es sind Fälle bekannt, wo diese Absichten — dank u. a. der Intervention von Prof. N. Jorga — erfolgreich abgewehrt werden konnten. Das Problem dieser Archive besteht indes weiter und kann unseres Erachtens, wie auch Georg E. Müller in seiner Abhandlung über die „Nationsuniversität" ausgeführt hat, nur im Zusammenhang mit dem Sächsischen Nationalarchiv seine organische Lösung finden. — Von sämtlichen altsächsischen Archiven hat sich außer dem Universitätsarchiv allein das Kronstädter Archiv eine Tradition zu schaffen gewußt. Es ist seit etwa einem Jahrzehnt unter rumänischer Führung endgültig auch als wissenschaftliche Anstalt aufgebaut und befindet sich, wie es scheint, in erfreulicher Aufwärtsentwicklung.

Nach der Zerschlagung des Königsbodens als der politischen Organisationsform des sächsischen Volkes wurde die nationale Einheit auf völkischer Grundlage in der „Sächsischen Volkspartei" aufgebaut, die nun auch die zahlreichen, einst untertänigen Volksgenossen auf Adelsboden umfaßte. Die Vollzugsgewalt oblag dem Zentralausschuß der „Partei". Der Übergang in den neuen Staat brachte uns die neue Volksorganisation in dem „Deutsch-sächsischen Volksrat für Siebenbürgen" und den ihm unterstellten Kreisausschüssen, die in letzter Zeit wieder den neuen Bedürfnissen entsprechend umgeformt worden ist. Die Betrauung des Nationalarchivs mit der Verwaltung des archivreifen Schriftgutes dieser Körperschaften wird beiden Teilen zu Nutzen sein; die damit eingeleitete Wechselwirkung von Archiv und Volksbehörde wird die Behörde von einem oft als lästig empfundenen Ballast befreien, und sie wird gleichzeitig der Archivarbeit eine durchaus wünschenswerte verlebendigende, zeitnahe Note geben.

Die Übernahme der Archivalien unserer Volksorganisation in das Archiv der ehrwürdigen, nun endgültig liquidierten „Sächsischen Nationsuniversität" schafft aber zugleich eine Kontinuität der geschichtlichen Überlieferung, an der beiden Teilen nur gelegen sein kann.

Das kirchliche Archivwesen

Die in unserem Siedlerrecht wie in den eigentümlichen religiösen Verhältnissen Siebenbürgens wurzelnde historische Autonomie der evangelischen Landeskirche schuf von vornherein günstige Voraussetzungen für eine einigermaßen geordnete kirchliche Archivverwaltung. Der kirchliche Archivalienschutz läßt sich in der Tat bis weit zurück in die Vergangenheit verfolgen. Der Geschichtsschreiber unserer Kirche verzeichnet bereits für das 17. Jahrhundert Bestimmungen aus unseren Landkapiteln, die auf Ordnung und Inventarisierung der Pfarrarchive abzielen. Auch die Synode beschäftigte sich zu mehreren Malen mit dieser Frage, verpflichtete u. a. die Dechanten Inventare der Kapitelsarchive anzulegen und hielt die Pfarrer zur peinlichen Besorgung ihrer Archive an. 1710 erörterte die Synode über Anregung des gelehrten Bischofs Andreas Scharsius sogar den durchaus modern anmutenden Gedanken, die vielfach so gefährdeten und zerstreuten Privilegien von besonderer Wichtigkeit in einem Gesamtarchiv zu Birthälm (ad generalem totius universita-

tis archivum) zu sammeln, unter ausdrücklichem Hinweis auf Verluste, die das Unterwälder und das Repser Kapitel jüngst an ihrem Privilegienschatz erlitten. — Tatsächlich ist blutwenig geleistet worden.

Diese Maßnahmen sind vorwiegend von Rücksichten rechtswahrerischer Natur geleitet gewesen. Es ist dann Georg Daniel Teutsch gewesen, der von der Ebene der kirchenrechtlichen Auseinandersetzungen in den Fünfziger- und Sechzigerjahren aus die Bedeutung der kirchlichen Archive für die Wissenschaft vornehmlich erkannte. Am 25. März 1872 gab das Landeskonsistorium unter Zahl 820 die erste landeskirchliche Archivordnung heraus, wohl von Teutsch selbst formulierte Anweisungen und Ratschläge — durchaus geeignet eine geordnete kirchliche Archivpflege auf dem Gebiete unserer Landeskirche ins Leben zu rufen. Die wundervollen, so ganz aus dem Geist einer lebendigen, wirklichkeitsnahen „Ecclesia Dei nationis Saxonicae" getränkten Generalkirchenvisitationsberichte des großen Bischofs lassen erkennen, wie er auf seinen Visitationsreisen (die ihn mit der einzigen Ausnahme von Kleinlasseln in jedes sächsische Dorf geführt haben) die Beachtung dieser Archivordnung immer im Auge behalten hat. Ihre Auswirkungen sind in der Tat bis heute überall spürbar. 1874 forderte Teutsch außerdem von jeder Kirchengemeinde ein genaues Verzeichnis der Pfarr- und Presbyterialarchivbestände. Eine Abschrift ließ er in dem zugehörigen Bezirkskonsistorialarchiv hinterlegen. Es hat mehrerer Jahre und zahlreicher Mahnungen bedurft, bis alle Berichte über die Durchführung dieser Anordnungen eingelaufen waren.

Auch den Archiven unserer Landkapitel, diesen Fundgruben zu Geschichte und Recht der sächsischen Kirche, hat Teutsch volle Aufmerksamkeit geschenkt. Mit Bezugnahme auf ältere Erlässe aus 1831 und 1834 verfügte er bald nach seinem Amtsantritt die unverzügliche Ordnung, Repertorisierung und Indizierung der Kapitulararchive. Auch in diesem Falle wurde die Angelegenheit mit seltener Zähigkeit verfolgt; nach einigen Jahren lagen von den meisten Kapiteln die Inventare vor. 1910 hat Friedrich Teutsch die Frage der Kapitelsarchive wieder aufgerollt, und das Landeskonsistorium forderte die Kapitel auf, ihre Archivbestände in das Depositum des landeskirchlichen Archivs zu geben. Die Anregung dazu war von einigen Kapiteln ausgegangen und die Sache fand bald Zuspruch.

Nun kam das Landeskonsistorium in Verlegenheit. Die zu gewärtigenden neuen Aufgaben traten jetzt deutlich hervor und man beschloß schließlich, dem Brukenthalischen Museum die Übernahme dieser Kapitelsarchive gegen eine jährliche Zuwendung von 500 Kronen anzutragen, mit der Verpflichtung, ihre Ordnung und wissenschaftliche Bereitstellung innerhalb der Handschriftenabteilung des Museums durchzuführen. Auf diese Weise sind die Kapitelsarchive von Bogeschdorf, Bulkesch, Hermannstadt, Kosd-Reps, Kosd-Schenk, Lasseln, Leschkirch, Mediasch, Sächsisch-Reen, Schelk, Schenk und Tekendorf in die Verwahrung einer wissenschaftlichen Anstalt gekommen. Das hat beispielgebend gewirkt. Seit dem Jahr 1908 beginnen auch unsere Kirchengemeinden ihre älteren Urkunden in das Depositt einer geeigneten Zentralstelle zu hinterlegen. Es ist nur natürlich, daß hiefür das Brukenthalische Museum als Kirchenstiftung, die das Volk im besonderen Maße als unser aller Eigen empfindet, in erster Linie in Anspruch genommen wurde. So sind hier die Urkundenschätze zahlreicher Gemeinden zusammengekommen wie: Alzen, Botsch, Deutsch-Kreuz, Draas, Fogarasch, Frauendorf, Felldorf, Galt, Hahnbach, Heltau, Kaisd, Probstdorf, Scharosch, Senndorf, Stolzenburg und Treppen. Das Nationalarchiv hat die Burgberger und Marpoder Urkunden übernommen sowie Teile der Stolzenburger Kirchenlade. Schließlich hat das Bulkescher Presbyterium seine Urkunden dem landeskirchlichen Archiv übergeben.

Die Tatsache, daß schon bisher viele Kirchengemeinden ihre älteren Schriften unter voller Wahrung des Eigentumsrechtes in das Gewahrsam einer öffentlichen Anstalt gegeben haben, läßt die Frage geboten erscheinen, ob es jetzt nicht an der Zeit ist, die Sammlung des kirchlichen Archivgutes allgemein durchzuführen? Die Möglichkeit, ortsgeschichtliche Quellen an Ort und Stelle zu benützen, bietet gewiß manchen Vorteil und in der Vergangenheit ist unsere Heimatforschung von hier aus in erster Linie befruchtet worden. Die Fülle kleinerer und gewichtiger Ortsmonographien zeugt dafür in beredter Weise. Heute ist die Sachlage indeß wesentlich anders. Der Kreis derer, die noch in der Lage sind, ältere Schriftdenkmale zu lesen und für die mittlerweile den Kinderschuhen entwachsene geschichtliche Heimatforschung auszuwerten, ist überaus dürftig. Für die volkstümliche Verwertung des in den Urkunden gebotenen Tatsachenstoffes in Gemeindeabenden wer-

den aber die von den ins Auge gefaßten Sammelstellen zu bietenden Übernahmsbescheinigungen mit eingehenden Inhaltsangeben vollkommen ausreichen. In besonderen Fällen wird man außerdem Abschriften zur Verfügung stellen oder durch befristetes Entleihen der Originale höheren Ansprüchen gerecht werden. Ausschlaggebend muß doch der Wunsch nach Erhaltung dieser Schriftdenkmale sein. Wie aber die Arbeiten am Urkundenbuch je und je erweisen, hat sich unser Urkundenbestand auf dem Lande in besorgniserregendem Maße gemindert. Neben Feuer und Witterungseinflüssen sind die Urkunden hier vor allem wegen mangelnder Obsorge bedroht, aus den Kirchenarchiven des südlichen Siebenbürgens sind auch im letzten Krieg zahlreiche Urkunden verkommen.

Es wird nicht zuletzt auch für unsere wissenschaftliche Arbeit von unabsehbarem Gewinn sein, wenn das so stark verstreute Quellenmaterial endlich beisammen ist und damit erst einer einheitlichen Auswertung zugeführt werden kann. Man bedenke nur, daß etwa der Quellenstoff für das „Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen" heute noch sich u. a. auf beiläufig 100 Dorfsarchive verteilt! Die mit der Übernahme dieser Urkundenbestände verbundenen Inventarisierungsarbeiten müßten auf kürzestem Weg zwangsläufig auch zu einer so wünschenswerten allgemeinen Bestandesaufnahme unserer Dorfsurkunden führen (soweit sie sich in den kirchlichen Archiven befinden), die auch der Ortsforschung bei uns neue Antriebe geben könnte. — Die Schaffung kirchlicher Gesamtarchive wird heute auch im Reich als „Ideallösung" angesehen (Archivalische Zeitschrift, 44. Jahrg. 1936, S. 166), bei uns ist sie, mit Verlaub zu sagen, das Gebot der Stunde.

*

Es war unsere Absicht, darauf hinzuweisen, daß der Übergang des Sächsischen Nationalarchivs in kirchlichen Besitz unserem Volk weitgehend Gelegenheit gibt, sein wertvolles Schriftgut sicherzustellen. Damit sollte aber in keiner Weise einer in ihren Auswirkungen vielleicht schädlichen Vereinheitlichung das Wort geredet werden. Es wäre im Gegenteil durchaus zu begrüßen, wenn etwa das „Burzenländer Sächsische Museum", das kürzlich gleichfalls der Kirche übergeben worden ist, sich zu einer solchen Zentralstelle für das Schriftgut des eine geschlossene Einheit bildenden Burzenländer Raums entwickelt.

In dem Sächsischen Nationalarchiv konnten in den letzten Monaten schon richtungweisende Verwirklichungen getätigt werden. Es ist mit der Leitung des Baron Brukenthalischen Museums, die diesen Gedanken großes Entgegenkommen darbrachte, vereinbart worden, daß die Handschriftensammlung des Museums in Zukunft nur mehr als familiengeschichtliches Archiv ausgebaut werden soll. Als Folge dieser Abmachung sind im Laufe dieses Sommers die seinerzeit in das Depositum des Museums übergegangenen Urkunden-, Akten- und Handschriftenbestände sächsischer Landkapitel in das Nationalarchiv übernommen worden. Gleichzeitig sind dem Archiv auch die bisher im Museum hinterlegten Akten einiger politischen Körperschaften überwiesen worden. Eine besonders schmerzlich Wunde unseres Archivwesens ist durch die Übernahme der Archive der kirchlichen Zentralbehörde in glücklichster Weise geschlossen worden. Auch diese Archivkörper, das Archiv der bis 1867 in Birthälm amtierenden Superintendentur und die archivreifen Bestände des Landeskonsistorialarchivs, konnten im Laufe des Frühjahres und Sommers dem Nationalarchiv einverleibt werden. Dabei wurde die Beziehung vom Archiv zur lebendigen Registratur in der Weise festgelegt, daß als „Archivgrenze" das Jahr 1900 bestimmt wurde und in der Folge immer nach Abrundung eines Jahrzehnts weitere zehn Aktenjahrgänge in das Archiv abgeschoben werden.

In welcher Richtung weiter vorzustoßen ist, um zu einem durchgegliederten und in allem wohlgeordneten Archivwesen zu gelangen, das haben diese Zeilen darzutun sich bemüht. Gelingt es auch weiter, diesen Anspruch in die Tat umzusetzen, dann werden wir besser denn irgendwie das verwirklichen können, was Friedrich Teutsch für uns alle als Aufgabe und Verpflichtung hingestellt hat: „die wissenschaftliche Erkenntnis zu fördern und dem Leben zu dienen".

Die deutsche Vorgeschichtsforschung in Siebenbürgen

Von Kurt Horedt

Wenn hier von Vorgeschichte gesprochen wird, so sind damit umfassend und nicht ganz zutreffend auch römische archäologische Forschungen gemeint. Wie im Westen des Reiches ist auch in anderen Gebieten, wo Kultureinflüsse und die unmittelbaren Auswirkungen

der römischen Herrschaft sich geltend machten, eine genaue begriffliche Trennung schwer durchzuführen. Die deutsche Vorgeschichtsforschung in Siebenbürgen wurde ausschließlich von Volksdeutschen bestritten, im Gegensatz zu anderen Landschaften des heutigen Rumänien, deren vorgeschichtliche Erschließung zu einem Teil auch der reichsdeutschen Wissenschaft zu danken ist. (Z. B. die Grabungen bei Cernavoda, Cotfeni, Cucuteni, Monteoru.) Es ist anziehend zu betrachten, wie auf einem wissenschaftlichen Teilgebiet die Zielsetzungen und Richtungen der deutschen Wissenschaft für das geistige Auslandsdeutschtum gültig sind, und dadurch auch hier die unbedingte Abhängigkeit des volksdeutschen Daseins vom Mutterland zum Ausdruck gebracht wird.

Der Beginn einer modernen, verwendbaren Forschung setzt in Siebenbürgen mit den Arbeiten von Johann Michael Ackner (1782—1862) ein. Es ist dieselbe Zeit, in der im Reich der Genius Mommsens die gesamte Altertumsforschung zu überschatten beginnt und die Vorarbeiten zum Corpus der römischen Inschriften geleistet werden, wobei Mommsen Siebenbürgen selbst besuchte. Damit rückte übertrieben und beinahe ausschließlich die klassische Altertumswissenschaft zum Nachteil der Vorgeschichte in den Gesichtskreis der Forschung. Bei Ackner füllt die Beschäftigung mit römischen Fragen neben Veröffentlichungen naturwissenschaftlichen Inhaltes den Hauptteil seines Werkes. Daneben wies er aber schon als erster auf die Bedeutung der Burgenforschung in Siebenbürgen hin. Noch klarer läßt sich die Doppelschichtigkeit der vorgeschichtlichen Forschung bei Fr. Müller und später bei K. Gooß verfolgen.

Friedrich Müller (1828—1915) beendete die von Ackner begonnene Inschriftensammlung und behandelte gleichfalls römische Fragen. Zur gleichen Zeit grub er aber auch das Gräberfeld von Kastenholz in der Nähe von Hermannstadt aus und stieß in seinen archäologischen Skizzen aus Schäßburg schon zu einer zusammenfassenden, monographischen Betrachtungsweise vor, indem er vorgeschichtliche Funde, römische Reste und mittelalterliche Bauten der Schäßburger Landschaft übersichtlich und eingehend behandelte.

Karl Gooß (1844—1881) besaß die umfassendste Kenntnis des römischen Dazien und veröffentlichte eine Reihe von wertvollen und noch heute verwendbaren Abhandlungen. Immer mehr wandte er sich der Vorgeschichte zu und gab eine einheitliche Zusammenstellung

der prähistorischen, römischen und frühgeschichtlichen Funde Siebenbürgens. Auch räumlich erweiterte er sein Blickfeld von Siebenbürgen aus auf den gesamten Südosten.

Um die Jahrhundertwende machte sich der Rückschlag gegen die ausschließliche Betonung der Altertumswissenschaft bemerkbar und immer klarer trat in Umfang, Methode und Inhalt die Vorgeschichte mit repräsentativen Vertretern als neue Wissenschaft hervor. G. Kossinna, C. Schuchardt und die Wiener Schule bezeichnen gemeinsam mit ihrem Lebenswerk die Geburtsstunde einer neuen wissenschaftlichen Disziplin. Es ist eigentümlich, daß die wenigen Vertreter der neuen Wissenschaft in Siebenbürgen, M. v. Kimakovics in Hermannstadt, C. Seraphin in Schäßburg und J. Teutsch in Kronstadt, die Verbindung zu allen angedeuteten Richtungen aufnahmen und in ihren Arbeiten zur Geltung brachten.

Bereits als zweiter Band der von Kossinna herausgegebenen Mannusbibliothek erschien die Veröffentlichung von Moritz v. Kimakovics (1850—1921) über die vorgeschichtlichen Spinn- und Webewerkzeuge, die vor kurzem auch eine zweite Auflage erlebte. Carl Seraphin (geb. 1861) unternahm großzügige und umfangreiche Grabungen auf dem Wietenberg bei Schäßburg, von denen auch C. Schuchardt und H. Schmidt Kenntnis erhielten. Einige widrige Umstände, hauptsächlich der Ausbruch des Weltkrieges, verhinderte die Drucklegung des im Manuskript vorliegenden Grabungsberichtes. Julius Teutsch (1867—1936) fand die Verbindung zur Wiener Schule, und in österreichischen Schriftenreihen erschienen seine grundlegenden Mitteilungen über die Vorgeschichte des Burzenlandes und die dortigen bemalkeramischen Fundstellen.

Der Anschluß Siebenbürgens an das Altreich Rumäniens brachte nach dem Weltkrieg auch eine Ausweitung der vorgeschichtlichen Erkenntnisse, die vor allem Vasile Pârvan und seiner zielsetzenden Tätigkeit zu danken ist. An der wissenschaftlichen Feststellung und Verwertung dieser neuen Blickpunkte sind Siebenbürger Sachsen in beträchtlichem Ausmaß mitbeteiligt. Eine intensivere Kleinarbeit aber, die von sächsischen Museen getragen worden wäre, fehlte. In dieser Hinsicht sind bloß die Nachgrabungen des Burzenländer Museums und die Erforschung der vorgeschichtlichen Umgebung Schäßburgs durch das Schäßburger Museum zu erwähnen.

Die Bedeutung dieser kleinen Unternehmungen ist nicht zu unter-

schätzen. Sie dienen alle der vorgeschichtlichen Aufhellung der siebenbürgischen Landschaft, die eine besondere Beachtung von seiten der deutschen Vorgeschichte verdient. An der Grenze Europas und am Schnittpunkt mehrerer Kulturkreise gelegen, ist Siebenbürgen seit jeher Durchzugsland und durch seinen Gold- und Salzreichtum Anziehungspunkt für Völker und Kulturen gewesen. Die ältesten Hakenkreuzzeichnungen in Europa stammen aus dem siebenbürgischen Raum und am Ausgang der Steinzeit schon sind hier nordisch beeinflußte Kulturen nachzuweisen. In der Bronzezeit lieferten in erster Reihe die Bergwerke Siebenbürgens das Rohmaterial für die prachtvollen nordischen Metallarbeiten und im frühen Mittelalter ist das Karpathenbecken ein Kristallisationskern von bedeutenden germanischen Staatenbildungen. Für die Zeit der Ansiedlung der Siebenbürger Sachsen schließlich kann die Spatenforschung durch grabungsmäßige Untersuchung von Dorf- und Kirchenburgen bedeutsame Aufschlüsse beisteuern.

Rundschau

Carl Uhlig zum Gedächtnis. — Der am 12. September nach langem Krankenlager in Tübingen verstorbene Geograph Professor Dr. Carl Uhlig war seit Jahrzehnten in vielfacher Hinsicht mit der Arbeit für das Deutschtum im Ausland verknüpft. Als junger Wissenschaftler hatte er sich im Dienste deutscher Auslandsarbeit die ersten Sporen verdient, denn er verbrachte die Jahre 1900 bis 1906 als Meteorologe und geographischer Forscher in Deutsch-Ostafrika. Kein Wunder daher, daß er 1910 zum Professor der Geographie an der Universität Tübingen ernannt, sich immer wieder mit Fragen der Erforschung der deutschen Kolonien befaßte und vor allem, seit 1919, für das Festhalten am kolonialen Gedanken einsetzte.

Aus dieser überseeischen und kolonialen Betätigung erwuchs dann für Uhlig die enge Verbindung mit der auslandsdeutschen Arbeit. Sie erfüllte seit der im Jahre 1917 erfolgten Gründung des Deutschen Ausland-Instituts in Stuttgart, dessen Vorstand und Wissenschaftlichem Beirat Uhlig von Anfang an angehörte, die beiden letzten Jahrzehnte seines Lebens so gut wie ausschließlich. Dadurch ist Uhligs Name in allen Kreisen der Deutschtumsarbeit im Reich wie auch im Südosten Europas bekannt geworden.

Uhligs Tätigkeit für das Deutschtum im Ausland läßt sich in dreifacher Hinsicht gliedern: seine organisatorische und betreuende Arbeit, sein Wirken als akademischer Lehrer und seine eigene wissenschaftliche Forschungsarbeit.

Aus jedem dieser drei Bereiche mag ein Beispiel den Umfang und die Bedeutung des von ihm Geleisteten beleuchten.

Seine unermüdliche Fürsorge für die jungen volksdeutschen Studenten aus dem Südosten fand ihre Krönung in der Gründung und der jahrelang in seinen Händen liegenden Leitung der Stiftung Deutsche Burse in Tübingen. Uhlig war jedem einzelnen Bursenkameraden nicht nur der Hausvorstand, sondern der wahre väterliche Freund und Berater.

Als akademischer Lehrer hat Uhlig zahlreiche binnendeutsche Studierende auf die außendeutschen Fragen hingelenkt. Wie ungemein gründlich er, wie alles im Leben, auch diese Aufgabe anpackte, geht daraus hervor, daß er als erster und wohl einziger Universitätsgeograph eine vierstündige Hauptvorlesung über die „Geographie des Auslands-Deutschtums" (1929/30) gehalten hat. Eine große Zahl der aus seinem geographischen Institut hervorgegangenen Doktorarbeiten befaßte sich mit der Untersuchung volksdeutscher Siedlungsgebiete, besonders im Südosten; auch die jüngst erschienene erste systematische Untersuchung eines deutschen Siedlungsgebietes in Südbrasilien wurde von ihm angeregt.

Seit etwa 1922 hatte sich Uhlig als geographischer Forscher dem Südosten, vom mittleren Donauraum bis zum Schwarzen Meer, zugewandt. Drei Reisen führten ihn nach Ungarn und Rumänien, insbesondere nach Bessarabien. Damit schaltete er sich selbst in die von ihm auf dem Breslauer Geographentag (1925) umrissene und von seinen Schülern in Angriff genommene geographische Erforschung des Südostdeutschtums ein. Er hat darüber außer mehreren Aufsätzen in der Zeitschrift „Der Auslandsdeutsche" eine größere geopolitische Studie zur bessarabischen Frage veröffentlicht. Zu einer Darstellung des Deutschtums in Bessarabien hoffte er endlich nach seiner erst vor einem Jahre erfolgten Emeritierung Zeit und Ruhe finden zu können.

Diese Hoffnung, die Uhlig selbst und mit ihm alle Freunde deutscher Volksforschung hegten, ist nun leider nicht mehr erfüllt worden. Der Tod hat dem Leben des 66jährigen ein Ziel gesetzt. Es ist aber zu hoffen, daß aus dem handschriftlichen Nachlaß Carl Uhligs noch mancher wertvolle Beitrag zur Kunde des bessarabischen Deutschtums gewonnen werden kann. Dadurch wird man am besten sein Andenken ehren und dem Deutschtum des Südostens, dem der größte Teil seiner Arbeitskraft galt, nützen können.

H. R.

Die Wandgemälde von Dolf Hienz. — Die Abbildungen dieses Heftes machen die Leser unserer Zeitschrift mit einem in mehr als einer Hin-

sicht erfreulichen und vorbildlichen Werk bekannt. Die Leitung der Andreas Rieger'schen Maschinenfabrik in Hermannstadt hat in gleicher Weise nachahmenswerte soziale Gesinnung wie Kunstverständnis bewiesen, als sie die Wände des ihrer Arbeiterschaft zur Verfügung gestellten Speisesaales von einem Hermannstädter Künstler mit einem Fries großfiguriger Wandmalerei schmücken ließ.

Dolf Hienz ist einer der wenigen unter unseren Malern, die in großen Formaten zu denken und zu gestalten verstehen und die Technik der Wandmalerei beherrschen. Sein Vorwurf sind die vier Jahreszeiten, von denen zwei, Sommer und Herbst, an der Längstwand — fertiggestellt sind. Dazwischen ist — durch einen eigenartigen, Tiefenwirkungen vermeidenden Stilunterschied hervorgehoben — ein Bild dörflicher Geselligkeit gesetzt: die tanzenden sächsischen und rumänischen Bauern, von Zechern und charakteristisch dort von Blas-, hier von Zigeunermusik umrahmt. Das Ganze im sicheren Schwung des Zeichnerischen, in der bunten Fülle anekdotischer Einfälle, in seiner belebten und doch diskreten Farbigkeit eine überaus schöne Lösung, — mehrfach erfreulich, weil sie nicht nur in einer jedermann zugänglichen und doch hohen künstlerischen Anforderungen genügenden Form ihren Zweck erfüllt, sondern auch endlich einmal die große, bisher meist in Arbeiten leichteren Gewichtes erprobte und verborgene Begabung Dolf Hienz an einer großen Aufgabe bestätigt. Ihm sind noch mehr ähnliche Aufträge zu wünschen. Harald Krasser

Neue Bücher und Schriften

Zwei Goethebücher

Ion San-Giorgiu, Goethe. Verlag der „Literatur- und Kunststiftung König Karl II.", Bukarest 1938. — **Hans Brandenburg. Goethe und wir.** Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 1907. — Der Zufall hat uns aus der auch heute noch ständig anschwellenden Goethe-Literatur gleichzeitig zwei Erscheinungen auf den Tisch gelegt, die gerade um ihrer äußersten Verschiedenheit willen für eine bestimmte geistige Lage von heute sehr bezeichnend sind.

Sân-Giorgius Buch ist der erste Band von dreien einer sehr groß angelegten Goethe-Monographie — übrigens der ersten in rumänischer Sprache. Sie ist das Werk eines sehr belesenen, in deutscher philologischer Schulung aufgewachsenen, dabei aber nach selbständiger Gestaltung des Stoffes strebenden Germanisten. Sehr sympathisch berührt von vorneherein die begeisterte Hingabe des Verfassers an seinen Gegenstand, den er als „die dynamischeste Seele und den umfassendsten Geist in der Geschichte der menschlichen Kultur" bezeichnet. Sân-Giorgiu steht auch, wie wir aus seinen Goethe-Übersetzungen wissen, die Kenntnis des Deutschen und ein entsprechendes dichterisches Einfühlungsvermögen zur Verfügung, um tatsächlich auch „aus erster Hand" über Goethe zu schreiben.

Eine ganz selbständige und auch für die allgemeine Goethe-Philologie wertvolle Leistung ist die dem Werk vorausgesetzte Studie „Das Bild Goethes in der Weltliteratur", worin er die Beurteilung, die Goethe von Mit- und Nachwelt, insbesondere von Dichtern erfahren hat, untersucht, dann eine Geschichte der Goethe-Philologie gibt und schließlich Goethes Widerspiegelung in 16 europäischen und der nordamerikanischen Literaturgeschichtsschreibung zusammenfaßt. Besonders durch die zahlreichen Anmerkungen wird dieser Abschnitt auch zu einem brauchbaren Nachschlagewerk.

In der Darstellung von Goethes Leben und Werken, die in diesem ersten Band bis zur Übersiedlung nach Weimar und dem Urfaust reicht, hat der Verfasser einen Mittelweg zwischen der biographisch-historischen und der die „Gestalt" suchenden Methode eingeschlagen — man kann sagen, mit gutem Erfolg. Freilich würde man in den lebensgeschichtlichen Teilen manchmal mehr Ausführlichkeit, in den anderen aber manche Kürzungen und Vermeidung von Wiederholungen wünschen, aber schließlich ist bei dem ungeheuren Stoff die Verteilung des Schwergewichtes ein freies Recht des Verfassers.

Besondere Beachtung verdient die grundsätzliche Einstellung, die Sân-Giorgiu der Gesamterscheinung „Goethe" gegenüber eingenommen hat. Er wendet sich gegen die einseitige Auffassung als „Olympier" von klassischer Abgeklärtheit, wie sie bis zum Weltkrieg die Goethephilologie beherrscht habe, aber auch gegen jene, die an ihm nur die „Schatten" sehe. Er findet die Einheit in der Vielgestaltigkeit und Wandelbarkeit Goetheschen Wesens in dem „Chamäleonismus" seiner „endlosen Untergänge und Auferstehungen". Mit diesem Ausdruck werden an verschiedenen Stellen des Werkes die seelischen Krisen des Dichters auch im einzelnen bezeichnet. Dabei werde Goethe „menschlicher" und ohne jene „ethische und ästhetische" Einheitlichkeit erscheinen, die in der Mehrzahl der Fälle dem Dichter beigelegt worden sei. Es ist natürlich gegen diesen Versuch, Goethe aus einem Punkte zu erklären, nichts einzuwenden, wenn er nicht zu einer vollständigen Verneinung von leitenden Kräften sittlicher Art in Goethes Leben führt — was in dem bisher vorliegenden Teil nicht der Fall ist. Man wird aber nicht umhin können, auch hierin nur eine aus dem eigenen Wesen des Verfassers entsprungene subjektive Konzeption zu sehen, wie er diese seinerseits der Gundolfschen „Gestalt" glaubt zuschreiben zu dürfen.

Sân-Giorgius Buch zeigt uns, welche noch unerschöpften Wirkungsmöglichkeiten aller der Werte, die der Begriff „Goethe" für die Menschheit umschließt, bestehen. Besonders dem rumänischen Gebildeten, der ja infolge des heutigen Lehrplanes viel weniger in der Lage sein wird, Goethe im Original zu lesen, aber auch den jungen Germanisten unseres Landes muß diese wirklich umfassende und zusammenfassende Darstellung mit der ausführlichen Bibliographie bald ein unentbehrliches Hilfsmittel sein, um sich mit dem fruchtbarsten Geist der neueren europäischen Kultur vertraut zu machen.

Eigentümlich berührt dagegen die scharfe Formulierung, die Hans Brandenburg gleich am Anfang in seiner wenig umfangreichen Schrift findet, indem er sagt, das Jahr 1932 habe die Bezeichnung Goethejahr „am wenigsten verdient". Höchstens insofern, „daß 1932 erst Goethes eigentliches Todesjahr gewesen wäre". Und zu einem Sinnbild wurde das Gedenkjahr seines Todes vollends, da es das letzte Jahr vor einer geschichtlichen deutschen Wende war, die nicht in seinem Zeichen steht, nicht in ihm stehen kann und darf."

Diese Behauptung will er damit stützen, daß es heute nicht mehr denkbar wäre, „daß eine Jugend mit dem Faust im Tornister ins Feld zöge wie die von 1914". Er fährt dann fort: „Schon dieser Kriegsjugend begannen allmählich nachgoethesche Gestirne aufzugehen und Goethe zu verdrängen: Hölderlin, Kleist, Stifter." (Dieser letztere Name mutet — nebenbei gesagt — in diesem Zusammenhang deswegen etwas merkwürdig an, weil der Verfasser gleich darauf meint, daß Goethe vor allem folgende Werte verkörpert habe: „Humanität und Humanismus, Bildung, Bürgertum, Besitz, Kultur, Persönlichkeit", die aber infolge des Krieges „in den Hintergrund getreten seien." Ja, sind dies denn nicht gerade alle die Werte des ausgesprochenen Goethe-Nachfolgers Stifter?)

Weiter heißt es aber dann: „Und es ist sogar wünschenswert, daß ein Großer stirbt. Nur was stirbt kann auferstehen ... (S. 6), ferner „Mit den Feiern des Goethejahres ist nur endlich der Philister ganz Herr über Goethe geworden" (S. 8), und gegen Ende der Schrift: „Goethe lebt in seinem Werk vor allem durch dreierlei: durch sein Menschentum, seine Sprache, seine Deutschheit. Aber gerade dieses Dreierlei ist uns in seiner Art am meisten entfremdet. Und wir können Goethe ganz wiederfinden, wenn wir nicht mehr im Kampf um Menschentum, Sprache, wirkliche Deutschheit stehen, wenn wir uns diese drei nicht mehr neu zu erringen brauchen, sondern sie als ruhigen Besitz und natürliches Sein wiedergefunden haben." (S. 42.)

Hält man sich diese Sätze vor Augen und sieht dann, wie der Verfasser als Antwort auf die Fragen „Was bedeutet Goethe für uns?" und „was kann, was sollte von Goethe wirklich noch in uns allen leben?" aus tiefer Vertraulichkeit mit dem Stoff in teilweise eigenwilliger, aber stets wesentlicher und meisterhafter Prägung uns fast alles von Goethes Schaffen in seinem unvergänglichen Werte darstellt und zu Äußerungen gelangt wie dieser: „Als Lyriker lebt Goethe noch unbedingt in uns, ja da ist er ein Gradmesser, ob wir noch leben, denn nur solange Lyrik, und vor allem die seinige in uns lebt, werden wir noch Menschen und Deutsche, werden wir deutsche Menschen sein" — so erkennt man, daß hier nicht aus unserer Zeit gegen Goethe, sondern mit tiefer Besorgnis für Goethe in unserer Zeit Stellung genommen werden wollte. So verstanden, erlangen die oft ohne Zusammenhang mit dem Thema scheinenden kurzen Inhaltsangaben und Deutungen von Goethes Hauptwerken einen tieferen Sinn.

Sollte diese unsere Auffassung aber nicht zutreffen, so kann man nur einen unaufgehobenen Zwiespalt in einer Arbeit feststellen, deren Zweck man bei aller Anerkennung von Einzelheiten nicht recht einzusehen vermag.

Bernhard Capesius

Geschichte

Friedrich Stieve. Geschichte des deutschen Volkes. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin, 1936. — Stieve bietet nicht ein trockenes Aufreihen des einschlägigen Wissens. Er versucht aus der Fülle der bekannten Tatsachen das Wesentliche herauszuschälen und die großen Linien der Entwicklung zu zeigen, um seinen Teil dazu beizutragen, die innere Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart neu zu beleben. Im Mittelpunkt steht das Volk in seinen politischen und geistigen Lebensformen, die Nation als Einheit, deren Wesen das eigene Werden bestimmt. In fünf großen Abschnitten (1. Volk und Heimat. 2. Der Weg zum Reich. 3. Führung des Abendlandes. 4. Durch Zersplitterung zur Ohnmacht. 5. Das Werden der Einheit), gestaltet Stieve seine Auffassung in geistvollen und interessanten Ausführungen. Es gibt selbstverständlich Einzelheiten, die man auch anders sehen kann; zu bedauern ist, daß Stieve an manchen Stellen zu sehr vom kleindeutschen Standpunkt ausgeht und sichtet.

Günther Krasser

Josef Pfitzner. Kaiser Karl IV. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam. — Der Verlag hat sich mit der Herausgabe der Buchreihe „Deutsche Könige und Kaiser" eine dankbare Aufgabe gestellt, die längst fällig war. Als verheißungsvoller Auftakt ist nun das Werk des durch seine Arbeiten über sudetendeutsche Geschichte bekannt gewordenen Prager deutschen Historikers über Karl IV. erschienen. Auf Grund einer eingehenden Quellenkenntnis — unter gewissenhafter Benützung auch der tschechischen Quellen — zeichnet Pfitzner ein scharfumrissenes, lebendiges und geschlossenes Bild von Persönlichkeit und Werk dieses Herrschers zwischen den Völkern und Zeiten, das sich zu einem eindringlichen Bild seiner ganzen Epoche, des gärenden, problematischen Spätmittelalters, weitet.

Günther Krasser

Lytton Strachey. Macht und Frömmigkeit. S. Fischer Verlag, Berlin 1937. „Zwei Bildnisse aus der viktorianischen Zeit: Florence Nightingale und Kardinal Manning." — Wer an guten Geschichtsbildern Freude hat, der greife nach diesem Buch. Das England der Mitte des 19. Jahrhunderts wird in staunenswerter Weise vor dem Leser lebendig. Aus diesem Hintergrund heben sich zwei besonders interessante Gestalten des damaligen englischen Kulturlebens ab, deren gemeinsame Eigenart sehr treffend durch den Titel des Buches gekennzeichnet ist. Florence Nightingale, diese mit unheimlicher Energie ausgestattete Frau, die entgegen der strengen gesellschaftlichen Überlieferung und entgegen der kleinlichen englischen Mili-

tärbürokratie die in der ganzen Welt Aufsehen erregende Reform des Sanitätsdienstes im Krimkrieg durchsetzt und dann durch viele Jahre die soziale Arbeit in England entscheidend beherrscht. — Kardinal Manning, der als anglikanischer Geistlicher über die in Oxford aufgebrochene Glaubensbewegung jener Jahre hinweg allmählich in den Katholizismus hinübergleitet und hier die Führung für England erringt, um dann auf dem vatikanischen Konzil 1870 in bedeutsamer Weise bei der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes mitzuwirken. — Beide Gestalten bergen eigenartig Höhen und Tiefen in sich. Im Lichte ihres Lebens treten noch eine Fülle anderer Menschen jener Zeit sehr lebendig in den Gesichtskreis. Überall ist das Menschliche meisterhaft geschildert.

Konrad Möckel

Asien

Wenn ein Blatt sich bewegt, kann auch der Ast erzittern. Gedanken chinesischer Weiser. Mit Wiedergaben alter chinesischer Drucke. Verlag W. Scheuermann, Wien, 1938. — Ein neues der hübschen, von uns hier schon einmal gewürdigten Tieck-Bücher, deren Ausstattung sie so recht dafür bestimmt, versenkt zu werden. Chinesische Weisheitssprüche aus langen Jahrhunderten sind darin gesammelt. Sie werden jeden Leser nachdenklich stimmen. Oft wecken sie Erinnerungen an Sprüche unseres eigenen Kulturkreises.

Heinrich Zillich

Walter Boßhard. Kühles Grasland Mongolei. Zauber und Schönheit der Steppe. Mit 71 Aufnahmen des Verfassers und 2 Karten. Im Deutschen Verlag, Berlin, 1938. — In lockerer Form sammelt das Buch Erlebnis- und Reiseberichte eines Deutschen, der mehrmals die Mongolei besuchte, dies wenig bekannte Gebiet, von dem wir uns meist ganz falsche Vorstellungen machen. Hier lebt noch echtes Nomadentum mit einer eigenwüchsigen Kultur, die selbst auf Europäer so anziehend wirken kann, daß manche sich auf der grünen Steppe niederließen und mit den Mongolen zusammenleben. Boßhard, der selbst zwischen ihnen hauste und dabei ihre oft merkwürdigen Sitten, Feste und Jagden ebenso unmittelbar beobachten konnte, wie er ihre Sorgen und Nöte erfuhr, gibt uns eine Schilderung des Landes, der Natur und ihres Menschentums, dann aber auch Aufklärung über die Probleme, in die das mongolische Gebiet heute hineingedrängt wird. Die große Auseinandersetzung um den bestimmenden Einfluß im Fernen Osten zwischen Japanern und Russen und den Chinesen, die völkerrechtlich noch Oberherren der Mongolei sind, entscheidet sich ja daran, wer dieses Gebiet in die Hand bekommen wird. Die Nachfahren Dschingis-Khans indessen beginnen sich auf ihre eigene Kraft zu besinnen und suchen sich zu Meistern ihres Schicksals zu machen, ein Bestreben, dessen Erfolg noch völlig ungewiß ist. Die dem Buch beigegebenen Lichtbilder des Verfassers sind außergewöhnlich schön.

Heinrich Zillich

Rustam Khan Urf. Tagebuch eines Sklaven. Paul List Verlag, Leipzig, 1938. — Daß es heutzutage noch Sklaverei gibt, erfährt man mitunter aus den Zeitungen. Ein junger Inder gibt über Sklavenraub und Sklavenhandel aus eigenem Erleben in dem vorliegenden einfach und knapp geschriebenen Bericht Aufschluß. Er erzählt, was ihm selbst zugestoßen ist. Er war Sohn eines indischen Khans, verarmte und geriet als Teppichhändler in die Gefangenschaft eines Sklavenhändlers, mit dem er durch große Teile Zentralasiens an den Persischen Golf, ans Rote Meer und bis Dschibuti zog, immer wieder Zeuge furchtbarer Verbrechen und rohester Sitten. In Dschibuti fand er, nachdem sein Herr tödlich verunglückte, die Freiheit wieder. Das Buch wird vielen Lesern erwünscht sein. Bemerkenswert sind auch jene Teile, die die Zustände im russischen Gebiet jener Landschaften schildern, und mancher Vergleich, den der Verfasser zwischen europäischen und asiatischen Verhältnissen zieht. Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Das Gedicht des deutschböhmischen Dichters Karl Franz Leppa stehe an der Spitze dieses Heftes zum Gedächtnis der Tage, da unsere Herzen und Gedanken unausgesetzt bei unsern sudetendeutschen Volksbrüdern waren und bei dem gewaltigen Geschehen, das sie heimführt ins Reich. Das Gedicht wurde Heinz Kindermanns Sammlung „Rufe über die Grenzen" entnommen.

Die zweite Hälfte des Heftes wirft Fragen unserer Geschichtswissenschaft auf. Wir verweisen besonders auf die beiden Aufsätze zweier Historiker der jüngeren Generation: Der Leiter unseres Nationsarchivs Gustav Gündisch erhebt gewichtige die Ausgestaltung unseres Archivwesens betreffende Forderungen, während der junge Vorgeschichtler Kurt Horedt über ein Wissenschaftsgebiet berichtet, auf dem wir anerkannte Forscher wie Hans Reinerth und den eben mit dem Kossina-Preis ausgezeichneten Hermann Schroller an das Reich abgegeben haben.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Cisnădie-Heltau 92 bei Sibiu-Hermannstadt
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt durch die Krafft & Drotleff A. G.



Die Hochzeit zu Kana

Gemälde von
Hans Eder

Im Besitz Sr. Hw.
des Herrn Bischofs
D. Dr. V. Glondys

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
Eingetragen beim Tribunal Sibiu unter Zahl 3/1 vom 21. Juni 1938
15. JAHR Oktober HEFT 10

Der Fluß

Von Heinrich Zillich

Mückentanz und Blätterstille —
nur der Fluß rauscht breit und laut,
wiegt sich fort und wiegt die Zille
hin und her am Uferkraut.

Sonne fließt mit jeder Welle.
Wolken schaukeln sich darin.
Mit der Wasser Mittagshelle
strömt ein ganzer Himmel hin.

Übertausend Lichter klingen
immer neu und immer blau —
golden aus den Strudelringen
taucht beperlt die Nixenfrau.

Deine Augen sinken nieder,
doch die Goldne scheuchst du nicht.
Eingebrannt in deine Lider
glüht ihr wartendes Gesicht.

Wenn des Abends rote Schatten
über Fluß und Ufer wehn,
wird das Naß zu grünen Matten
jedem, der die Nix gesehn.

Wird der Strudel jäh sich hellen
und aus gläsern fahlem Schacht
wird dein Jubelschrei ergellen —
auf den Fluß stürzt Nacht.

Der sanftmütige Obrist

(Aus der Mappe meines Urgroßvaters)

Von Adalbert Stifter

Wenn mein Vater gesagt hätte: „Bube, jetzt werde ich eine Welt erschaffen", so hätte ich weiter nichts getan, als die Bitte, er möge mich zusehen lassen, innerlich jubelnd, wie prächtig er das machen werde — der Gedanke, ob er's könne, wäre mir kaum zu Sinne gekommen. So ein Vertrauen ist bloß eines. Aber wenn der andere Vater etwas tut, was uns entsetzliches Unheil deucht, so schreien wir, es sei gänzlich vom Argen, und rechnen es ihm als pures Unding an, statt daß wir sagen: wie groß muß Ziel und Zweck der Allheit sein, daß dies mein grenzenlos Unglück bloß ein Schrittlein der großen Reise ist, und ach — vielleicht nur ein unbedeutendes! Vor Gottes Augen macht es einen geringen Unterschied, ob du bist oder nicht — das merke dir wohl Augustinus, und denke an den Obrist.

Die Sache mit dem Obrist aber war so: Als ich von der Krankenschule zu Prag fortging, ein wohlgestaltig Diplom in dem Ränzlein tragend, und als ich mich ad praxin niedergelassen hatte — da war ich ein blutjunger, wildherziger Doktor — ein spottschlechter Doktor war ich, aber ein auserlesener Liebhaber; allein beides wußte ich nicht, und hielt mich aller Dinge stark und mächtig, auch der unmöglichen. Ein Augenblick machte, daß ich ein besserer Doktor wurde, und in der Liebe des Frauengeschlechtes einiges Einsehen bekam. Auch lernte ich das wilde Roß, mein Herz, etwas bändigen und leiten. Ich will die Begebenheit zu ewigem Gedächtnis notieren.

An einem sehr schönen Maitage nämlich — es war der vierundzwanzigste — stand ich sinnend vor einer alten Birke mit zartjungen Blättern und Zweigen, des festen Willens, mich daran zu erhängen. — Ein Weib, ein schönes, schnödes, fürchterlich geliebtes Weib, hatte mich dermaßen rasend gemacht, daß ich vermeinte, jetzt könne ich nicht mehr weiterleben, um es nur recht zu strafen das falsche, das harte Herz. Als ich alle Kraft der Rede verschwendet und gesagt hatte, was nur zwischen Himmel und Erde zu sagen möglich war, und sie unerschüttert blieb, lief ich ungesäumt in den Wald zu einer wohlbekannten Birkenstelle, — aber da ich dort war, — — ach es ist ein unbeschreiblicher Augenblick, da man eines solchen Entschlusses ist, und um so mehr, je ernster er gemeint ist. Es war ein ganz

heiterer warmer Nachmittag; der Wald, damals noch viel größer als heute, so still, so ganz totenstill und harrend, daß die vielen Birken, alt und jung umherstanden, und alle mich ansahen; — dem grünen Rasenplatze gegenüber viele Klafter hoch, standen taube graue Felsen, eine stumme, glänzende Lichtflut prallte von ihnen zurück — auf ihr wird meine Tat durch den Himmel schwimmen — von dem Firmamente hing die tiefblaue Frühlingsluft, so erdwärts, daß man meinte, die Gipfel der Bäume seien in ihre Farbe getaucht. — Einen Moment wartete ich noch — vor einigen Augenblicken zirpte ein wenig abwärts eine Heuschrecke, — es war mir, als wäre mir leichter, wenn ich sie noch einmal gehört hätte, aber sie schwieg, — ich wartete noch — sie schwieg — zufällig sah ich aufwärts, die Himmelsbläue drängte sich noch dichter zwischen die Baumzweige, und es war, als rührte sie sich, und wallte unhörbar — es kam mir fast eine Gespensterangst an, ich konnte durchaus nicht umblicken, ja ich zauderte noch, die Zweige der Birke zu fassen, weil es mir zuwider deuchte, wenn sie rauschten, indem ich sie entweihe — und weil mir war, als müßten jetzt und jetzt, bei der ersten Bewegung, die ich machte, seltsame Stimmen in dem grabesstillen Walde ertönen — daher fuhr ich auch wie ein entsetztes Wild empor, als ich in diesem Augenblick auf meiner Schulter den Griff einer Hand empfand — ich war eines Satzes an der Gegenseite der Birke, warf mich herum und starrte rückwärts auf meinen vorigen Stand, um das fürchterliche Wesen zu sehen, das mich ergreifen wollte. Ein schöner alter Mann stand mir gegenüber, zwei nachtschwarze Augen auf mich heftend, auf der Oberlippe den Bart des Kriegers, aber jetzt friedlich weiß, so wie auch das Haupt umwallt von einer ungewöhnlichen Fülle schneeweißer Haare.

„In der Tat, Doktor", redete er mich freundlich an, „Ihr müßt in tiefe Studien versunken sein, daß Euch der Gruß eines Freundes so erschrecken konnte."

„Studien", rief ich mit schwebender Stimme, „Studien — wie meint Ihr das?"

„Nun wahrhaftig ganz einfach; man sah Euch heraufgehen, und meinte, Ihr würdet heroben lesen, wie gewöhnlich, und da ich mit Euch gar Wichtiges zu reden habe, so ging ich nach, — dem Zufalle folgend, ob ich Euch fände — oder vielmehr ich weiß, daß Ihr gern diese Birken besucht."

„Wißt Ihr? — Ei, einst wußte es noch jemand gar wohl — doch zur Sache — was beliebt Euch von mir, mein Herr Obrist?"

„Um eine Unterredung wollte ich Euch bitten, und so es Euch gefällig, mögt Ihr mir Zeit und Ort bestimmen."

„Redet gleich", erwiderte ich, „redet, solange Ihr wollt, Obrist, ich will Euch geduldig zuhören, und Euch um der Vergangenheit und Eurer weißen Haare willen nicht erzürnen, — doch wenn Ihr fertig seid, dann geht allein von hinnen, denn ich habe noch ein Geschäft in dem Walde."

„Gut", sagte der Mann gelassen, „haltet das, wie Ihr wollt, aber das, was ich Euch zu sagen habe, dürfte leicht bis in die Nacht hinein dauern, und es wird sogar immer mehr, je länger ich Euch da so vor mir ansehe. Darum nur die Frage: Habt Ihr von Margarita heute früh ein Schreiben empfangen?" — „Ja!"

„So muß ich Euch sagen, daß selbes ohne meinen Einfluß geschah; denn ich erfuhr es erst beim Mittagessen, und ritt sogleich zu Euch herüber, um in dieser Sache endlich mit Euch zu reden, obgleich Ihr sie mir immer verbarget; — werdet nicht zornig, ich wußte, daß es so der Brauch der Jugend ist, und schalt Euch nicht in meinem Herzen. Tut nun Euer Geschäft, ich will kein Hindernis sein, aber wenn Ihr nach Hause geht, so schlagt den Weg über den Reutbühel ein durch die dunkelgrünen, bereits wogenden Kornfelder, von wo aus Ihr mein weißes Haus herüberschimmern sehen könnt — dann denkt, in dies Haus bin ich oft hinein- und aus ihm herausgegangen — und man sah mich gerne; — denkt dies, und betretet morgen oder übermorgen, oder wann Ihr wollt, dieses Haus wieder, wenn Ihr eine Stunde Zeit habt, mich freundlich anzuhören. So, und nun gehabt Euch wohl, ich gehe, und es wird mich sehr freuen, wenn ich abends zu den Fenstern heraussehe, und Eure Gestalt so langsam und stattlich durch die Saaten schreiten sehe, denn ich will Euch wohl!"

Er lüftete bei diesen Worten, die er mit einem durchdringenden Blicke begleitete, sein Barett und ging. Seine Gestalt verschwand hinter den Stämmen, und ich war wieder allein. — Was liegt denn in dem Klange der Menschenstimme?! Fünf Minuten sind es, seit er mich unterbrochen hatte, — und mir war jetzt, als läge ein Jahr dazwischen. Ich rang, mich meines Zustandes zu entsinnen — dort stehen schöne Bäume, deren Blätter sich unmerklich regen, dort die Felsenwand mit tausend eingelegten Glimmerflittern, die weißen Birkenstämme schreiten in die Waldestiefe, ihnen entgegen strömt

die Flut der tiefen Nachmittagssonne, und wirft grünes Gold durch alle Zweige, weißes Mattsilber auf die Stämme, und unzählige Demantenfunken auf die Felsen.

War das nicht vor wenigen Augenblicken auch so?

Wie Schuppen fiel es von meinen Augen, und in meiner Seele stieg es auf, wie Freude eines Geretteten, — ich stand noch an derselben Stelle — die Wildnis schwieg um mich, nur glomm sie unversehens immer mehr von Abendfeuer an und streckte lange Schatten längs des Rasens — und wie die Natur sich immer mehr und mehr zum Abendgebete rüstete, in diesem Augenblicke: — hell und klar wie ein Glöcklein ertönte die Grillenstimme neben mir — ich war erschüttert — du schuldlos Tier, wer lehrte dich den Moment, mit diesem Silberstabe an mein wogend Herz zu klopfen — du verachtet, unbeflecktes Wesen, wie niedrig bin ich neben dir! Ich nahm ein großes, farbiges Tuch aus der Tasche und schleuderte es weit von mir — und wie ich mich zum Gehen wandte, und zwischen den Stämmen schritt, siehe, da klang auch wiederholt das Abendlied der Ammer — wie einen zitternden Goldfaden zog sie es neben mir von Zweig zu Zweig — und wie der Wald sich lichtete, indem ich den Feldern entgegenschritt, so loderte er immer mehr in Purpurflammen, Lichtbäche gossen herein, seine Stämme standen wie glühende Säulen, und in den brennenden Wipfeln schmetterten Finken. Endlich trat ich hinaus, und weithin lag vor mir das ruhige Grün der Saaten, die Spitzen mit einem schwachen Goldhauch gestreift, und weit draußen im Westen, ein warmes Glutauge bildend, ging eben die Sonne hinter einem Rest von Wolken unter, und wie eine glühende Kohle zwischen dem Eichengehänge schimmerte das Haus des Obristen.

*

Wer in den letzten dreißig Jahren (man bemerke, daß mein Urgroßvater von 1730 spricht) einmal sich etwas länger in dem Pfarrdorfe Grünberg aufhielt, der würde an Sonn- und Feiertagen neben dem Taufsteine auf bevorrechtetem Platze gegenüber dem Predigtstuhle regelmäßig ein seltsames Paar haben sitzen sehen, und andächtig der Messe und Predigt beiwohnen. Die vornehmere der beiden Figuren war ein Mann in bedeutend vorgerückten Jahren, — ein grimmiger weißer Schnurrbart saß auf der Oberlippe, die Haupt-

haare fielen ebenfalls so weiß von dem Scheitel nieder, daß man sie von dem Schulterkragen nicht unterscheiden konnte, zwei verwitterte Augenbrauen hingen wie Wetterdächer über die Augen — diese aber sahen so freundlich, daß man an alle Bärte nicht glaubte, und auch in jedem der tausend kleinen Gesichtsfältchen, schien es, wohnte ein Schalk und eine Güte. Die übrigens stattliche Gestalt war regelmäßig in schwarzen Samt gekleidet, davon eine Kette, die ihm einst der Kaiser umgehangen, desto blitzendere Goldfunken warf.

Ihm zur Seite — doch wozu davon reden! — ich will nimmermehr an sie denken! Kurz, der Mann ist eben der Obrist, kein Mensch weiß, wie er eigentlich heißt. Vor einem Jahre kam er in unsere Gegend, kaufte sich das nette Haus ob dem Eichenbestande unweit Grünberg, umringte es mit starken Planken, ließ die Zimmer täfeln und ausmalen, stellte unzählige Bücher und schöne Bilder hinein, fing da zu leben an, tat aller Welt Gutes, liebte alle Welt, und begann zu lesen, zu schreiben, herumzugehen, und den Wald zu zivilisieren. Er war ein Muster der Sanftmut und des schönsten Herzens.

Dieser Mann war es, zu dem ich drei Tage nach jener Unterredung, die ich im Walde mit ihm hatte, ging, um seine Bitte zu erfüllen, trotzdem, daß vor wenig Tagen etwas Ungeheures zwischen unsere Freundschaft getreten war, die noch einen Tag vorher unauflöslich geschienen. Beklommen stieg ich den Hügel hinan, von dem herab die wohnlichen Fenster glänzten, und die zwei freudigen Wolfshunde sprangen, weil sie mich schon drei Tage nicht gesehen hatten.

Unter dem Tore empfing mich harrend der Obrist und führte mich in sein Schlafzimmer. Hier, in der Dämmerung grüner Fenstervorhänge, setzten wir uns nieder. Der Mann hatte etwas Feierliches an sich, etwas Vorbereitendes und Ausholendes, daß die Spannung und Schwüle immer höher stieg, die ohnehin zwischen zerfallene Freunde sich in breiter, zentnerschwerer Unbeholfenheit hineinlagert — von den anderen Gefühlen gar nicht zu reden, die erst das eigentliche Fegefeuer dieser Tage waren.

„Vorerst", begann er, „dank' ich Euch, daß Ihr gekommen seid, und sodann habt einige Geduld mit einem alten Manne, der in seinen Reden gern weitläufig ist."

Ich gab einige verlegene Entschuldigungstöne — und es trat schon jetzt in dem Gespräche eine Pause ein, ehe es noch begonnen. Plötz-

lich tat er die Frage: „Hörtet Ihr nie von einem Grafen Scharnast?"

„Meint Ihr den berüchtigten Julius Scharnast?"

„Dieser berüchtigte Graf Julius Scharnast bin ich —"

„Ihr?" sagte ich aufspringend. — Er drückte mich sanft in die Kissen nieder und fragte: „Warum erstaunt Ihr so?"

„Weil", erwiderte ich, „von jenem Grafen, da ich noch in Prag war, die unheimlichsten Gerüchte herumgingen, Ihr aber der stillste, gütigste, edelste Mann seid, des ich zeitlebens ansichtig wurde."

Seine Augen funkelten trübselig und freudenreich bei diesen Worten, und unter dem weißen Barte zuckte zweimal die Unterlippe, wie von bekämpfter Rührung.

„Ihr seid der zweite Mensch auf dieser Erde", sprach er, „der mir dieses sagte — meine Tochter rechne ich nicht — von dem andern werde ich Euch gleich erzählen. Ja, ich bin jener Scharnast, den Euch der Ruf nannte — als Spieler, Verschwender, Duellant, — — jetzt bin ich, was Ihr seht. Manches war ich im bessern Sinne, als es die Leute wußten — das Schlimme wußten sie zu genau, das Gute fast wie ein Schlimmes — das Beste gar nicht — und gerade dies bin ich durch Unglück geworden. Als mein Vater starb, war ich sechzehn, mein Bruder zwanzig Jahre alt. Er war Erbe, ich mit Ausnahme einer Kleinigkeit enterbt — warum, weiß ich heute noch nicht. Der Bruder trug mir an, sobald er großjährig würde, sein Vermögen mit mir zu teilen, ich aber hieß ihn einen Schurken (er war allein in den letzten Tagen des Vaters zugegen), einen Schelm hieß ich ihn und ging in die weite Welt. Es schien mir damals ein Leichtes, General zu werden, und ein großer Feldhauptmann, wie der Wallenstein, von dem mir der Großvater erzählte. Dem Brandenburger trug ich meine Dienste an, dem Kurfürsten von Bayern, dem Pfalzgrafen: aber überall wollten sie mich vorerst in eine Soldatenschule tun. Das litt ich nicht. Eines Tages — jede seiner Wellen blitzte und glänzte Sonnenschein — ging ich über den Rhein. Da stand ich nun im Frankenlande und gedachte meinen hoffnungsreichen Degen König Ludwig zu Füßen zu legen. Ich wandelte durch das seltsam schnatternde Land viele Tage und Nächte, und eines Abends, da dichter und leiser Regen von dem grauen Himmel fiel, trat ich durch die Linien der alten finstern Stadt Paris ein. Kannte ich gleich keinen Menschen in der ungeheuren Stadt, war ich gleich der Sprache fast soviel als gar nicht mächtig, so ließ ich mir doch nicht das Geringste

anhaben; denn eines Gutes hatte ich einen unermeßlichen Schatz erhalten, der Hoffnung, und von diesem Gute zehrte ich, den ersten, den zweiten, den vierzehnten, den zwanzigsten Tag, und die immer wieder und wieder folgenden, obgleich ich von dem Könige, dem ich mich in einer öffentlichen Audienz vorgestellt und ihm Offiziersdienste angetragen hatte, trotz des gütigen Lächelns immer und immer keine Antwort erhielt. Dafür ging ein anderes Gut endlich zur Neige, das Geld. So geschah es, daß ich einmal spät abends durch eine der langen, schön erleuchteten Gassen ging, das letzte Goldstück von der väterlichen Erbschaft in der Tasche tragend, — auch jenes obbenannte geistige Gut wollte bei dieser Sachlage fast zu Ende gehen, — da fuhr ein glänzender Wagen quer vor mir vorüber in ein Haus, mich mit dem Kote der Straße bespritzend — ich sah den Wagen und das Haus an, aus ersterem stieg ein wohlgekleideter Herr, und ein Diener trug ihm ein schweres glänzendes Kästchen nach — ich kannte Kästchen und Haus gar wohl, — wie ein leuchtender Blitz ging es durch meinen Kopf; mit andern Männern ging ich die breite Treppe hinan und trat in einen Saal, aus dem mir eintönige Worte, als würde gezählt, entgegentönten, und das Klirren der Goldstücke. Ich stellte mich zu einem der grünen Tische und sah zu — dieselben fürchterlichen eintönigen Worte wurden immer gesagt, Karten rechts und links gelegt, Gold in Massen gewonnen und verloren. Ich bebte fast vor Angst — eine Stimme lag mir unaufhörlich in den Ohren: „Wag's." Als der Mann am oberen Tafelende, vor dem das Goldkästchen stand, wieder die bunten Blätter zu neuem Herablegen durcheinandermischte, griff ich nach einem der Blätter, die auf dem Tische lagen, wie ich es die Umstehenden tun sah, und legte mein Goldstück darauf, ohne das Geringste von dem Spiele zu verstehen. Nach mehreren Sekunden, da wieder die eintönigen Worte, wie der Schlag eines Perpendikels, erklangen, wurden mir von dem Manne des Kästchens und andern mehr denn eine Handvoll solcher Goldstücke hingeschoben. Jetzt nach sechzig Jahren ist das Gefühl jenes Augenblickes noch lebendig in mir — mein guter Engel hatte zu mir geredet, denn wie auch die Goldstücke lachten, so war mir's doch in dem Augenblicke, da man sie mir kaltblütig zurollte, als wallte der gebohnte Fußboden unter mir, und als schwankten die Kerzen vor meinen Augen hin und her. Aber doch setzte ich mit Lüsternheit wieder auf verschiedene Blätter, gewann beträchtlich, verlor unbedeutend, und als

der Mann sein Kästchen endlich zusammenpackte, und ich schwindelnd und betäubt nach Hause eilte, trug ich über die hundert Goldstücke in der Tasche. Meint Ihr, ich war zufrieden? Nein, ich lechzte nach dem nächsten Abend. Der erste stand ich an dem grünen Tische, wieder gewann ich, wieder ging ich in das Haus, ich wurde dreister, lernte das Spiel kennen, bis ich auffiel, bis ich bekannt wurde, bis man auf mich wettete, und bis ich an die vielen tausend Goldgulden gewonnen hatte. Ich ging in schönen Kleidern und Federbarett durch die Straßen, das schönste Pferd war mein, und drei standen noch in meinem Stalle, ich warf den Mantel wie ein Herzog, und der Stoßdegen mußte klirren, als hätt' er fünfzehn Schlachten geschlagen. Manches schöne Auge sah mir nach, wenn ich die Straße entlang ritt, schmucke Gesellen, meine Freunde, führten mich zu den Leuten, die in den großen Palästen wohnten, die ich sonst nur von außen ansehen durfte — man ehrte den deutschen Grafen, man zog mich hervor, und der damals gar stattlichen Gestalt flogen fast die Mädchenherzen entgegen, ich spielte indes fort, und das Glück, blind und überschüttend, heftete sich an meine Fersen. Wie das alles weiter endete? —

Seht, Doktor, ganz Paris wußte meine Schmach, mein ungezügeltes Glück war Tagesfabel geworden — etwas anderes wußte ganz Paris nicht. Eines Tages ging ich zu Herrn Armand Pelton, dem derzeitigen Vorsteher des Pariser Armenwesens, und übergab ihm an Gold und Schmuck und Kleidern, wie auch an Pferden und Reitgeräten alles, was ich hatte, mit Ausnahme von hundert Goldstücken und einem grauen Klepper. Hier, Doktor, sind die gerichtlichen Bescheinigungen davon."

Mit diesen Worten legte er mir besagte Papiere vor, und als ich sie gelesen, und auf dem Tische schweigend von mir geschoben hatte, fuhr er fort:

„Desselben Tages noch erstach ich beinahe einen jungen Mann im Zweikampfe, weil er vor zwei Tagen zu mir gesagt hatte, ich sei doch nur ein Spieler, der vom Pariser Strolchengeld lebe. Vor die brechenden Augen hielt ich ihm diese Papiere, spießte dann ein anderes, was mir einen der untersten Posten in dem Frankenheere zuwies, auf meinen Degen, und des folgenden Morgens ritt ich schon weit von Paris im schlechten Lederkleide, die hundert Goldgulden im Ränzlein, auf dem grauen Klepper sitzend, dem lieben deutschen

Rheine zu. Stolzer und lustiger und reicher war ich, als in den schimmerndsten und brausendsten Tagen zu Paris. Dort und überall, wo man von meinem Gelde wußte, sprach man von meiner sinnlosen Verschwendung, durch die ich so verkommen sein müsse.

Junger Mann, von allem, was ich später besiegt und verwunden habe, ist jene Bändigung des Spiellasters das Schwerste gewesen, — aber ich habe nie mehr eines jener bunten Blätter berührt. Darum verdiente ich damals den Namen Verschwender nicht, wohl aber, da ich schon längst im deutschen Heere gegen eben jene Franken stand, — damals verdiente ich ihn. Gerade wie Ihr, Doktor, so weitschwärmend und mildherzig, mit einer Seele, als müßt' ich alle Sterne an sie herabziehen und den Weltball auf diesem meinem Finger tragen, ausschweifend in Haß und Freundesliebe, ebenso edel und einseitig, aber auch so strebend und weichherzig wie Ihr — verliebte ich mich — ich bitte Euch, fahrt nicht auf und hört weiter — mit weit geöffnetem Herzen ließ ich das neue Gefühl eingehen, mit dem Gewimmel von Seligkeiten und Himmeln, die es gewöhnlich bringt. Ehe ich noch zur Besinnung kam, war ich betrogen. Mein bester Freund und Vertrauter führte sie zum Altare. Da siegte ich zum zweiten Male — ich erstach ihn nicht, wie mir die Wut zuschrie, aber im ersten Gedränge meinte ich nicht mehr leben zu können, und wollte mich töten — ein schlichter Mann meines Regiments hielt mich ab. — Ich erbte damals ein Beträchtliches von einem Oheim, dies fing ich nun an, mit wüsten Genossen zu verprassen, ich warf ihnen das ererbte Geld mit vollen Händen zu, und verachtete sie. So ging endlich alles hin, und ich war darob nicht gar sehr betrübt.

Damals fing ich auch an, für mein Heil ein seltsam Mittel zu gebrauchen. Ein alter Krieger riet es einst lachend in meiner Gegenwart einer Jungfrau an — und wie oft segnete ich ihn seitdem dafür — es heilte an mir der Gebrechen unzählige, und bestand darin, daß ich alle meine Gedanken, Empfindungen und Geschicke für die Gegenwart aufschrieb, und mein Petschaft daraufdrückte mit dem Schwure, es erst in drei Jahren zu lesen. Von halb zu halb Jahr nur wurde geschrieben. So wuchsen die Pakete an, und da das erste geöffnet wurde (ich lag eben verwundet darnieder, von allem Nötigen entblößt, keinen Freund und Teilnehmer an der Seite), und da ich es nun so las, lachte und weinte ich fast, denn alles war anders geworden, als ich dachte, und in ein neues Paket wurden sogleich neue

Gefühle und Entwürfe gelegt. So ging es fort. Lieber Freund, was ich bin und ward, das bin und ward ich durch diese Pakete. Ich sah Schlachten, ich sah das kostbare Blut der Menschen wie Wasser verschleudert, ich selbst half dazu und zeichnete mich aus, wie sie sagten — aber ein Paket erzählte mir spät nachher meine dermaligen Gefühle. O wie ganz anders waren die, als die Auszeichnung, um wieviel mehr wert als sie. Manches Paket segnete, manches verurteilte mich, und in Krieg und Brand ward ich ein sanfterer Mensch. Diese Kette um den Nacken gab mir mein Kaiser, nicht weil ich so trefflich schlug (dafür war ich Obrist), sondern weil ich einmal mit Tollkühnheit das Leben von tausend gefangenen Feinden rettete. — Dies war mehr, als hätt' ich tausend erschlagen, dafür mir auch jener König Ludwig, dessen Patent ich einst auf den Degen spießte, einen kostbaren Waffenschmuck sandte, den ich mit Vergunst des Kaisers annahm, und dessen Juwelen mein jetziges Vermögen sind; denn mein Bruder ließ mir Almosen und Ermahnungen zufließen, die ich beide zurückstieß, bis sie beide ausblieben. Jenes Testament war sein Werk gewesen, ich hatte die Beweise längst in den Händen. Nicht um die Güter schmerzte es mich so sehr, aber um den Bruder, den ich verlor."

Nach diesen Worten schwieg der Obrist ein wenig, ja er stand sogar auf und ging im Zimmer auf und ab, wie einer, der sich sammelt. Die Vormittagssonne goß einen grünen Schimmer durch das Gemach, und heftete sich auf das ernste Antlitz des Grafen, es war fast gespenstig bleichend. Ich, der ich eigentlich den ganzen Hergang des heutigen Tages nicht begriff, schwieg ebenfalls.

„Ich komme nun eigentlich zu dem wichtigsten Vorgange meines Lebens", fuhr er gesammelt weiter, „den ich, als er geschah, bloß mit Gefühlen sah, ihn mir unzählige Male mit Gefühlen erzählte, aber vor keines Menschen Ohr in Worte faßte; ich will nun versuchen, ob man das kann.

Ich wurde wieder verwundet, man gab mir einen ehrenvollen Abschied, und einen fast zu reichlichen Ruhegehalt. Es war ein schöner Wohnsitz in dem Gebirgstale, wo ich mich niederließ, und dort fing ich auch an, diese Bücher zu sammeln, insonderheit diese still-schönen Griechen, deren Sprache man mich schon in der Kindheit lehrte, weil mein Vater mich zum Priesterstande bestimmt hatte; ferner diese Bilder, die ich zuerst in Niederland betrachten und jetzt lieben lernte; — in dem Tale wurden auch meine Pakete immer gleichmäßiger und

mit Gottes und ihrer Hilfe wurde ich ein besserer, weit sanfterer Mensch; denn Sanftmut und das Gold der Vernunft ist es, wodurch wir über die Erde herrschen und herrschen sollen. Dort war es auch, wo mir der erste Mensch, wie Ihr heute der zweite, sagte, ich habe ein gutes Herz — es war ein Weib — mein Weib war es — ich weiß nicht — vielleicht war sie nicht besser und nicht schlechter als tausende sind — aber einen Vorzug hatte sie vor allen, die auf dieser Erde leben, und dieser Vorzug war: ich liebte sie. — Darum war es mir, als sei ihr Leib meiner, ihr Herz und ihr Blut meines, und als sei sie mir statt aller Menschen auf der Erde. Vom Rheine herüber, aus der Mitte harter Verwandten, unter denen sie sonst gar nichts war als bloß hilflos und schuldlos, holte ich sie — und wie sie dastand als zitternde, zagende Braut, halb liebend, halb fürchtend, in manchen Augenblicken von seitwärts schüchtern mein damals noch kriegsstrenges Auge forschend, als ob sie drinnen Treuherzigkeit suchte, — und als ich sie endlich in mein Haus führte, auf ihren Mund den Gattenkuß drückte, den sie aus Ehrfurcht fast nicht zu erwidern wagte, und wie ich die schöne Gestalt ansah, auf lebenslang dahingegeben meiner Güte oder Härte: da gelobte ich mir innerlich, sie zu lieben, zu ehren und zu schonen, wie es nur immer ein Herz des Menschen vermag. Ich tat ihrer anfänglichen Bangigkeit nicht mit Liebkosungen Gewalt an — wie ein freundlicher Bruder lebte ich um sie und ließ sie vorerst in der Wirtlichkeit und Arbeit gewähren, — entwerfen, versuchen, — gab und holte Rat, und da sie heimischer geworden, und selbst nicht mehr erwarten konnte, bis sie mich gefragt, wie dies und jenes stehe, wie sie es machen solle, und als sie „du" sagend nicht mehr errötete, das Kleinste ohne meine Meinung nicht mehr tat: siehe, da öffnete sich die Blume des Vertrauens, und daneben zitterte schon die zartere der Liebe, sie glühte auf bei meinen Liebkosungen, und wenn ihr Herz ihr sagte, wie sehr ich eben fühle, so glänzte der schönste Lohn in ihren Augen; sie gab ihre Seele hin, und täglich süßer, bewußtloser, sichtlicher wuchs ihr Herz an mich, bis sie losgetrennt von der ganzen übrigen Welt an meiner Brust lag, mich umschlingend in fast ausgelassener Liebe und Freude, und ich sie. O junger Freund, ein Weib, ein verachtet Weib war es nur, welches zu mir die Worte sagte: „Wie dank ich Gott, daß du so gut, so gar gut bist" — aber kein Königslob und Siegeslied drang je so belohnungsreich und ehrengebend in mein Herz, als diese Worte des armen Weibes.

Und als schon Jahre vergangen, als ihr schon Mut und Vertrauen gewachsen waren, sie in meiner sichern Gattenliebe und Ehrbezeigung ruhen mochte, war sie doch noch demütig, wie eine Braut, und aufmerksam, wie eine Magd — es war eben ihr Wesen so — und dies mochte auch Ursache sein, daß etwas geschah, was ich ewig, ewig nicht vergessen werde."

Es trat wieder eine kleine Pause ein, während er den Schrank auftat und darauf ein versiegeltes Paket auf den Tisch legte. Dann fuhr er fort: „Seht, junger Mann, — glänzende Schneekuppen und sonnenblaue Bergeshäupter sahen durch die Fenster unseres Hauses, hinter ihm rauschten Bergesgewässer und wehten die Wälder der Einsamkeit. All dies zu genießen und zu durchforschen, lockte mich die Lust, und eines Tages tat ich die Bitte, sie möge mich manchmal in die Berge begleiten, wenn ich seltene Alpenblumen suchte, oder etwa einen Baum, ein Wasser, einen Felsen zeichnete, wie es damals häufig meine Gewohnheit war. Bereitwillig, nach ihrer Art, sagte sie es zu, und nun — zwischen turmhohen Tannen oder an brausenden Bächen oder neben harten Felsen ging mit mir die zarte Gestalt, noch schöner, noch blühender neben dem rauhen Antlitze der Bergesnatur. Oft, wenn ich zeichnete, saß sie hinter mir, schlug Nüsse auf, oder ordnete die gesammelten Waldblumen zu einem Strauße, oder plauderte mit ihrem Hündchen, das ebenfalls unser steter Begleiter war, und von ihr an schwierigen Stellen sogar getragen wurde, oder sie legte aus meinem Wandersacke unser Nachmittagsbrot zurecht. Und so geschah es, daß, was anfangs wohl nur Gefälligkeit gegen mich war, ihr nun bald Lust und Freude wurde; denn die Sonne des Waldes, so wie Beeren, Blumen, Nüsse und Waldfrüchte, reifte auch ihre Lippen und Wangen, daß sie wie an einem Kinde glühten, und die Alpenluft, hart und gesund, und elastisch wie flüssiger Stahl, goß Kraft in ihre Glieder, daß sie mir auf die höchsten Alpenkuppen folgen konnte, und oft neben mir am Rande des Eises saß, die Blicke und das Herz ergehend in der unermeßlichen Fernsicht. Ich hatte töricht meine Freude daran, — es mußte wohl so sein, damit sich das Geschick erfülle, wie es wohl seit Ewigkeiten hier vorgezeichnet war!

Kennt Ihr das, was man im Hochgebirge eine Holzriese nennt? Es sind Rinnen, aus Bäumen gezimmert, in denen man das geschlagene Holz gegen die Täler abgleiten läßt. Oft sind sie über

Gebirgsspalten geleitet, und ziehen dann zuweilen hoch über den Gründen geraume Strecken hinweg. Es war ein schöner Septembernachmittag — wir waren so hoch gewesen, daß sie mir einige Stämmchen Edelweiß an meinen Hut heften konnte — aber auf dem Rückwege durch Ähnlichkeiten der Wände und Spalten des Berges getäuscht, verirrten wir uns dergestalt, daß ich, und um so mehr auch sie, schon die Orientierung der Weltgegend verloren hatte, und daß wir, uns dem Zufalle überlassend, in dem Bette eines Gerölles niederstiegen, jeden Augenblick gewärtig, ob es nicht an einer jähen Wand abbreche. Und so geschah es auch; denn um einen Felsen wendend, sahen wir es plötzlich wie luftig vor unseren Augen blauen, und gegenüber glänzte matt rötlich eine Wand, von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet — aber auch wie eine lockende Brücke schwindlig anzusehen, ging eine solche Holzriese über den Abgrund. Ich erblaßte und sah nach meiner Begleiterin um, aber ihre Mienen sprachen eher Freude als Bestürzung aus, und ich hütete mich wohl, ihre Phantasie zu wecken; denn, wenn wir hinübergehen mußten, so lag ihre Sicherheit nur in ihrer Zuversicht. Auch hatten wir ähnliche Wege und Stege schon öfter durchaus schwindelfrei zurückgelegt, und mein erster Anflug von Angst war daher sogleich vorüber. Die Frage war jetzt nur, ob die Riese in einem solchen Zustande wäre, daß sie zwei Menschen zu tragen vermöchte. Daß sie erst kürzlich gebraucht worden war, zeigten bei ihrem Anfange die Spuren erst neulich geschlagenen und abgeleiteten Holzes; denn ihre Höhlung war frisch wund aufgerieben, auch lagen noch die Blöcke und Stangen umher, womit man die Stämme zuzuwälzen gewohnt ist, und die frischen Fußtritte und andere Spuren, die uns eigentlich in dem Bette des Gerölles abwärts gelockt hatten, schienen von demselben Akte herzurühren. Die Not, daß ein Entschluß gefaßt werde, wurde immer größer; denn immer röter, aber immer höher glomm das Licht auf der Gegenwand, und durch die Schlucht zogen schon die feuchten und kalten Schatten des Abends.

In diesem Augenblicke des Überlegens hörten wir es seitwärts aus einem Graben heraus, dessen Dasein wir früher gar nicht einmal bemerkten, knistern und brechen, als ob es Fußtritte wären — — wirklich trat auch nach einigen Sekunden ein Mann heraus, den der erste Anblick sogleich für einen jener Holzarbeiter erkennen ließ, wie sie im Gebirge ihr kühnes und mühseliges Geschäft treiben. Er

trug einen ledernen Ranzen und ein Bündel Steigeisen auf dem Rücken, seitwärts hatte er eine eiserne Kochschüssel umhängen, und in der Hand hielt er den langschäftigen Gebirgsstock mit Eisenspitze und Widerhaken. Er war sichtlich erstaunt, hier Menschen zu treffen, und starrte uns betroffen an. Mir fiel eine Zentnerlast vom Herzen, und ich fragte ihn sogleich, ob die Riese als Steg dienen könne. — „Ja freilich", antwortete er, „vor kaum einer Stunde sind alle meine Kameraden, fünf an der Zahl, hinübergegangen, und ich mußte nur umkehren, weil ich die Schüssel an unserem Feuerplatze vergessen hatte. Ihr werdet gleich sehen, daß die anderen nicht weit sind, wir haben hier ein Zeichen verabredet." — Nach diesen Worten erhob er jenes hohe Gebirgsjauchzen, daß es klingend durch alle Wände und Schluchten rollte — und einige Sekunden darauf hörten wir ein ähnliches hinter der Gegenwand gedämpft herüberklingen. Ich sprach den Wunsch aus, mit ihm zugleich über die Riese zu gehen, was er bereitwillig einging. Und so traten wir nun die gefährliche Brücke an, die so bedeutungsvoll, so ahnungsschwer vor uns lag, wie eine zarte Linie, wie ein gespanntes Seil in die undeutliche Abendluft schwindet. Ich ging vor, er hinter meinem Weibe, weil er sich für geeigneter hielt, ihr beizuspringen, falls ihr etwas zustieße. Den Alpenstock trugen wir so, daß ich das eine, er das andere Ende hielt, um durch dieses Phantom eines Geländers ihre Phantasie zu beruhigen; das Hündchen ließ sie sich nicht nehmen zu tragen. So zwischen Himmel und Erde schwebend schritten wir hinüber; das Ziel und Ende unserer Wanderschaft, die ersehnte Gegenwand, schimmerte freundlich purpurrot herüber, die Luft des Abends war totenstill, daß in ihr unsere leisen taktgemäßen Schritte hörbar wurden — furchtbar war es mir, daß ich nur seine Tritte mit den schwer beschlagenen Schuhen hörte, nicht ihre, und wie ich mir meine Gattin, das geliebte, schutzlose, hierher gelockte Wesen, hinter mir gehend dachte, so war mir, wenn ich nur ein einziges Mal umschauen könnte, so wäre alles gut; aber ich wagte es nicht, um den Stock nicht zu rücken, und den Takt des Fortschreitens nicht zu stören. — Plötzlich, kaum drei Schritte vor dem Ende der Riese, hörte ich unseren Begleiter rufen: „Sitzt nieder!" — — im Momente sah ich um — — aber ich sah nur meinen Begleiter, meine Gattin nicht — — blitzschnell, schrecklich flog es durch mein Gehirn — aber mein Herz sträubte sich wild, es zu begreifen — wie Höllenblendwerk

kam es mir vor, daß ich nur ihn, nur ihn, nur ihn sah, und daß alles so totenstill sei — — nur eine Sekunde des Bewußtseins war da, — dann fingen die Felswände an, sich zu rühren, zu drehen und kopfüber zu neigen, die Tannen wogten wie Kerzen eines Lüsters auf und nieder, und wie rotes höllisches Pechfeuer brannte der Widerschein der untergehenden Sonne von dem höchsten Gipfel der heißersehnten Wand herüber." — —

Der Obrist hielt hier inne, unter dem weißen greisen Barte der Oberlippe fing wieder jenes seltsame Zucken des Mundes an, wie ich es schon einmal bemerkte, aber heftiger und fast krankhaft, bis er endlich beide Hände, die alten runzelvollen Hände, vor das Gesicht schlug, und in ein heftiges Schluchzen ausbrach, so heftig, daß fast seine Gestalt darunter erzitterte. Einen Mann sah ich vor mir, der schon an der Grenze des menschlichen Alters stand, einen sonst so heitern Mann, nun aber von Rückerinnerung bewältigt, um das Weib seiner Mannesjahre weinend, wie kaum ein Jüngling um seine Braut — es war mir so rührend und erschütternd, daß mir mein eigen Gefühl, das ich vorgestern nicht überleben zu können meinte, fast schal und kindisch dagegen vorkam. Mit übernatürlicher Kraft tat er sich Gewalt an, um des plötzlichen Überfalls seines Herzens Meister zu werden, und nach einigen Sekunden gelang es ihm auch; sich aufrichtend drückte er ein Tuch gegen die Augen und sagte dann gefaßter: „Sie lag unten zerschmettert, — still sich opfernd, wie es ihre Gewohnheit war, — ohne einen Laut, um mich nicht in Gefahr zu bringen, war sie hinabgestürzt. — Der Holzknecht nicht einmal hatte ihren Zustand erraten, bis er sah, wie sie im Aberwitze des Schwindels das Geländer ausließ und mit den Händen in der Luft zu greifen anfing — da rief er ihr zu, sie solle sich setzen, aber es war zu spät; wie ein weißes Tuch, sagte er, glitt es vor seinen Augen vorüber, und er sah nichts mehr als mich, wie ich eben umsah und auch zu schwanken begann — ich wäre ebenfalls hinabgestürzt, denn vor jähem Schreck schwindelte ich, und meine Füße waren nicht mehr imstande, den Boden unter mir zu fühlen — da gab mir unser Führer einen starken Stoß vorwärts, in dessen Folge ich die wenigen Schritte auf der Riese gerade vorwärts taumelte, und an ihrem Ende unter den Planken und Stämmen des Holzes niederstürzte, das man heute über sie hergeleitet hatte. Mir vergingen die Sinne, und in die erlöschenden Augen als letzter Eindruck brannte sich die Abendröte



August Wilhelm Striowsky „Erntefest in Siebenbürgen“

Veröffentlicht mit Genehmigung der Galerie Abels in Köln

fieberängstlich, ein breiter wallender Blutbach. — Hier in diesem Pakete, Herr, dem einzigen, das ich seit jener Zeit nicht entsiegelt habe, sind die ersten Tage meiner Schmerzen und Trauer verzeichnet — auch das Edelweiß liegt darinnen, nehmt beides, öffnet und leset es mit meiner Tochter Margarita, die ich euch rufen werde, doch zuvor hört noch das Ende. Als ich wieder meines Bewußtseins mächtig wurde, war ich an einem großen Feuer, und die Holzknechte standen alle um mich. Es war Nacht. Der erste Augenblick war ein Ringen nach Besinnung des Vergangenen, der zweite heftiges Verlangen, in den Abgrund zu steigen, wo meine Gattin lag — es gehörte Riesenkraft dazu, sich an den Gedanken zu gewöhnen: sie ist tot — das wahnsinnige Herz rief immer: wer weiß es gewiß, vielleicht liegt sie unten noch lebend, noch zuckend als verlassenes Opfer, vielleicht mit rückgekehrtem Bewußtsein, allein gelassen in der furchtbaren Einöde des Sterbens. Durch mein Flehen und durch meine Versprechungen bewogen, ließen sich die Holzknechte herbei, mit Bränden und Spänen einen Versuch nach abwärts zu wagen; der eine erinnerte sich dieses, der andere eines anderen Weges, auf dem es möglich sein müsse — aber die ganze Nacht verging in fruchtloser Bemühung, und endlich nach tausendmaligem Hinaufschauen zum unerbittlichen Himmel, erblaßten die entsetzten Sterne, und der graue Glanz des Morgens durchzog die Luft; jedoch erst, als schon die Mittagssonne in die Schlucht niederschien, gelang es uns, die Stelle zu finden, wo sie lag — — ein Häufchen weißer Kleider lag neben einem Wacholderstrauche, bergend und hüllend die toten zerschmetterten Glieder — und wunderbar, auf den Kleidern, lebend und fast unversehrt — das Hündchen. Der Engel von einem Weibe hatte wahrscheinlich in bewußtloser Güte das arme Tier während des Falles emporgehalten und es so gerettet — es hatte treulich die Nacht und den Tag an diesem ungewohnten Lager seiner Herrin gewacht, und leckte, als wollte es dieselbe wecken, von Zeit zu Zeit die tote Wange — in diesem Augenblicke war mir, als liebte ich auf der ganzen Erde kein Wesen so, wie dieses Hündchen, ich suchte es an mich zu locken; allein, wie sehr es mich sonst geliebt, es folgte nicht, sondern rollte die entzündeten vorgequollenen Augen wie im Wahnsinne der Wut gegen uns, und fuhr wie rasend gegen jeden, der Miene machte, die Kleider zu berühren. Hielten wir uns still, so saß es auch still, aber wie verwirrt, mit namenloser Todesangst

umherblickend. Ein Knecht wollte es erschlagen; allein ich ließ es nicht zu, sondern erst nach vergeblichen, stundenlangen gütigen Versuchen, es an mich zu locken, erschoß ich es mit einer Taschenpistole, den Liebling der Toten, mit abgewandtem Auge und schwerem Herzen. — —

Herr, Ihr könnt nicht ermessen den betörenden zermalmenden Wahnsinn, der unser Herz ergreift, wenn der Leib, der warm atmend, lebend, dessen jedes Glied, jede Fiber Eigentum unserer Liebe war, dessen Mund Worte der Güte und Unschuld sagte, als müßten wir sie noch klingen hören, wenn ihn dieselben wohlbekannten Kleider noch decken, die wir selber an einem freudigen Morgen anziehen sahen, teils darreichten, teils befestigten — — und nun — — und nun!! ein armselig Häufchen zerquetschter Glieder, Euch gegeben, darauf harrend, daß Ihr sie freundlich begrabet. — —

Und so geschah es auch; — mit einer Sorgfalt und Zärtlichkeit, als empfände sie noch und könnte mir wie sonst mit ihren schönen Blicken danken, ließ ich die Reste des geliebten Körpers aus dem Talgrunde emporschaffen, und geleitete ihn nach Hause. Dort — wohlmeinende Freunde und Nachbarn wollten mich entfernen und durch eine Reise zerstreuen — aber mir kam es vor wie Treubruch gegen die Verlassene, wenn ich früher mein Auge und meine Hand von ihr ablöste, als in dem Augenblicke, wo der Sarg vernagelt wird, und die rohen Hammerschläge ihr sichtbares Bild gleichsam auf ewig hinunterschlagen aus dem Bildersaale der Augen. Nur da sie von den Frauen angekleidet wurde, wich ich von ihr, dann aber, in ihrem letzten engen Bettlein, faltete ich ihr selbst die Hände, gab ihr das Kreuz in dieselben, legte von ihren eigenen Blumen um das milde ruhige Haupt, und schmückte sie mit Dingen, die ihr lieb waren. Ich blieb bei ihr, als bedürfe sie meiner; damals fiel mir oft das alte Volk der Ägypter ein, das seine Toten balsamierte, einigemale sogar; wenn eben niemand zugegen war, rückte ich ihr das Kissen, als läge sie hart. Weder düstere Vorhänge noch den gelben Wachslichterqualm ließ ich in das Totenzimmer kommen, sondern ich öffnete die Fenster, und der blaue Himmel und die milde Herbstsonne blickten freundlich auf sie herein, und wenn es Abend geworden, und die tausend Lämmerwolken im Westen anbrannten, so warfen sie ein durchsichtig Purpurrot auf ihr Antlitz — eine holde Lüge von Wangenrot und Gesundheit. Nachts zündete ich über ihr die große

Hängelampe von mattem Glase an, und ließ die Fülle der Lilien und weißen Rosen aus luftigem Silber auf sie niederfallen, und da saß ich dabei und schaute sie an. Endlich kam der Morgen, an dem ich sie nun auf ewig von meinem Herzen an ein anderes legen mußte, an das des allmächtigen Gottes, der sie abgefordert; denn solange man noch das, wenn auch schweigende Antlitz sieht, solange man den Sarg noch hat, ja noch einen Zipfel des Sargtuches sehen kann, solange hat man sie noch nicht verloren, aber es gibt zwei Momente und zwei Schalle, die dem Menschenherzen furchtbar sind: das Schnurren des Totenseiles, und das Kollern der ersten Schollen auf dem Sargdeckel — das ist der Moment, wo das Tor zwischen Diesseits und Jenseits unrettbar zugeschlagen wird — jetzt erst ist der Tote tot — hättest du ein Meer von Liebe und Vergeltung, er ist unerreichbar, der vor einer Sekunde noch dein war, unerreichbar, das erstickte Herz wird es mit einemmal inne, und darum ist dies der Augenblick, wo selbst dem Ungebildetsten der gebändigte Schmerz vorbricht; denn all das bisher mühsam zurückgehaltene Tränenwasser gießt sich siedend in die verzweifelnden Augen.

Ich stand dabei, als man sie am Kirchhofe einsegnete, als man das Gebet sprach, sie einsenkte, und die kalten, feuchten Schollen auf ihrem schönen Herzen zusammenschüttete. Ich bohrte die glühenden Blicke in die Grube, und hielt mich an einem Kreuze. Um mich stand eine teils teilnehmende, teils fühllose Menge.

Als ich endlich zu gehen dachte und die Augen wieder hob, da standen die Berge und Wälder, aber sie waren fremd — eine andere Sonne schien darauf, und eine leere, fremde Luft spannte sich über sie. — Zu Hause standen noch die Sessel in derselben Ordnung, wie sie den Sarg getragen hatten, aber die Stelle war leer. Bei der Türe ging sie nicht mehr herein, an ihrem Tischchen saß sie nicht mehr, im Garten, in der Küche war alles totenstill — die Wohnung war mir furchtbar groß. Wie viele Millionen Afterdinge, dachte ich, wird fortan noch die Welt dem unermeßlichen Reichtume deiner Augen aufladen — nur die eine, die liebe, lang gewohnte, labende Gestalt, die statt aller wäre, nie, nie, nie mehr!!

In diesem Augenblicke brachte man mir die kleine dreijährige Margarita, die ich zu einem entfernten Freunde hatte bringen lassen, daß ihr Kinderherz nicht die herben Totenszenen mit unter die Juwelenschätze ihrer ersten Eindrücke lege — die runden großen

Augen der toten Mutter sahen mich aus dem Kinderköpfchen an, und der Mund, die Knospe der eben begrabenen Rose, tat sich sogleich zur Frage auf: wo ist Mutter? Ich sagte ihr, die Mutter sei heute früh zu ihrem lieben Vater gegangen, von wo sie lange, sehr lange nicht kommen werde, und als ich sah, wie ihr diese Nachricht fast das kleine Herz abdrücken wollte, und in die weichen Blumenzüge des Gesichtchens die schmerzlichen Linien der Kränkung und des Weinens traten, so jammerte es mich unsäglich des unschuldigen Wurmes vor mir; ich riß sie an mein Herz und ließ sie weinen, und weinte mich selber todesmüde, aber leichter. Des anderen Tages packte ich meine Sachen, bestellte der Toten ein einfach Denkmal, und zog dann mit Margarita weit weg von dem Tale meines Glückes. —

Und nun, lieber junger Freund, werdet Ihr wissen wollen, wozu ich Euch das alles erzählte, und dieses Wasser in Eure Augen lockte, wofür ich Euch herzlich danke.

Seht, der Schmerz ist ein Kleinod, ein weiser Engel ist er, an dem unsere Seele reifen kann und soll — an dem meinen solltet Ihr den Euren messen und ertragen lernen. Ihr heißt mich einen guten Mann; mag sein, daß ich es bin — das habe ich mir zugeschworen, als ich grollend brütete und grübelte, wozu denn nur der Herr des Himmels gerade das, gerade das getan, gerade das — — aber als er keine Antwort gab, und liebreich seine Sonne, seine Sterne, seinen Regen und Tau, seine goldenen Früchte alle heraufführte, da erkannte ich, wie mein Unglück in diesem unermeßlichen Haushalte eigentlich ein unbedeutend Ding sei, ein Verlust, wie der einer kleinen goldenen Mücke — ja nicht einmal ein Verlust, so wie das Senfkorn, das in lockeres Erdreich fällt, vergeht, aber nicht verloren ist — — damals schwor ich es mir zu als ein Vermächtnis der Verstorbenen, solange ich noch zu leben habe, so sanft, so gut zu sein, wie sie es war — und Gott half mir, es zu halten bis heute, wenn auch Menschen undankbar sind, und er wird es mir halten helfen bis zum Ende meines Lebens. Seht, Gott brauchte einen Engel im Himmel, und einen guten Menschen auf Erden, deshalb mußte sie sterben.

Ich wurde wieder heiter und glücklich, nachdem ich an diesem und jenem Ort der Erde gelebt habe, wie es eben die Erziehung meiner Tochter erfordert hatte, und so fandet Ihr mich auch hier, in diesem schönen einsamen Waldtale, dessen jungfräuliche Pracht mich anlockte, in ihm mein Leben zu beschließen.

Mit diesen Worten war er aufgestanden, und ich auch, ohne daß ich ein Wort erwiderte. Er war sichtlich um die Fortführung des Gespräches verlegen. An das Fenster tretend, zog er die grünseidenen Vorhänge empor, und eine schnelle, lichte Frühlingslohe schlug auf uns herein, wohltätig den heiteren Raum und seine edlen Züge beleuchtend.

„Seht, Doktor", sprach er wieder, als ich zu ihm ans Fenster getreten war, „seht dort jenen sanften Hügel, überdeckt mit dunkelgrünen Saaten — der Maitag legt Sonnengold und Waldschatten darauf — wie lieblich die Szene ist! — und über jenen Hügel sah ich Euch vor drei Tagen bei Sonnenuntergang nach Hause gehen, als wir uns vorher im Birkenwalde gesprochen hatten — und mein Herz war unsäglich erleichtert." — —

Ich sah ihn an, und reichte ihm erschüttert die Hand: „Ich dank Euch tausendmal, Obrist, für jene Worte und für jene Schonung — Ihr habt mich sicher damals erraten."

„Ich erriet Euch", antwortete er, „und ließ Euch mit Eurem guten Engel im Walde zurück — und da ich Euch nun meine Lebensgeschichte erzählte, — darf ich noch auch ein anderes Wort reden?"

„Redet", sagte ich mit erstickter Stimme.

„Ihr habt Margariten sehr lieb gewonnen, zu lieb, wie die Sachen nun stehen — — denkt an meine Gattin, sie stürzte ohne den leisesten Angstruf in den Abgrund, damit sie mich nicht schrecke — Margarita ist ihr Ebenbild, sie schlägt die Hand des geliebten Mannes, Eure Hand schlägt sie aus, nicht weil sie Euch, wie ihr wähnt, abhold ward, sondern weil sie Euch zu sehr liebt — — denkt, sie ist wie ihre Mutter, glühend und demütig, aber zurückweichend vor dem Felsen der Gewalttat. Ihr habt an demselben Tage meinen Gastfreund, weil sie liebreich gegen ihn war, zum Zweikampf geladen — und in einer Schrift um ihre Hand geworben — Ihr waret heftig, und da sie unschlüssig zaghaft war, drängtet Ihr, stürmtet Ihr — und da sie immer tiefer und tiefer in sich zurückschreckte, da hießet Ihr sie untreu, drohtet in der Raserei trotziger Leidenschaft gar mit Selbstmord, — — damals wußtet Ihr wohl nicht, daß Ihr wie ein zerstörender Geier über den reinen Tauben ihrer Gefühle hingeht — — zermalmen konntet Ihr ein Herz, aber nicht wieder zurückgewinnen. Sie weinte einen Vormittag, dann schloß sie sich ein, und nach einer Stunde kam sie ruhig und mit leuchtenden Augen aus ihrem Zim-

mer, das Blatt in der Hand haltend, das Euch in den Birkenwald jagte." — —

„Und nun, Doktor, — mein Leben habe ich Euch erzählt, ein wehrlos wunderbarer Greis stehe ich vor Euch — habt Ihr das Herz — nun so verwundet mich, — ich werde Euch Margarita senden, redet mit ihr gut und sanft, dringt ihr nicht mehr die vergangenen Tage auf, sondern leſt zusammen dieses Paket, denn sie weiß noch nicht die Todesart ihrer Mutter, dann teilt das innen liegende Edelweiß — — und dann scheidet ohne Groll von der armen Gebeugten. Gehabt Euch wohl."

Somit ging er zur Tür hinaus. Mir war alles, alles klar, — herrlicher als je stand ihr verlorenes Bild vor meiner Seele, und eine Unmutsträne stieg in meine Augen. — Nein — — Der Geier ist ein königlicher Adler, kein falsches Tröpflein Blut in seinen Adern — — da ging die Tür auf, und ach so schön, wie sie immer war, trat Margarita herein, einfach rein, wie ihre Namensschwester[1] — mein ganzes Herz erzitterte. Sie war blaß und schlug befremdend ihr großes dunkelblaues Auge gegen mich auf.

„Euer Vater", sagte ich ruhig, „wünscht, daß wir zusammen diese Papiere lesen."

„So leſt", antwortete sie kaum hörbar.

Ich setzte ihr einen Stuhl hin, öffnete das Paket und las es ihr vor. — —

Als ich geendet, saß sie schneebleich da mit starren Tränen — ich teilte das Edelweiß — dann stand ich auf — ein Gebirge lag auf meiner Brust. — Ich faßte ihre Hand, die sie mir gütig ließ. — —

„Margarita", sagte ich, „müssen wir scheiden?"

Sie stand auf und einen großen sonderbaren Blick auf mich werfend, fast so liebend wie in den schönen Tagen der Vergangenheit, sagte sie, mich noch einmal scheu ansehend mit kaum hörbarer Stimme: „Wir müssen."

„Nun, so sei's", rief ich.

Ich hatte noch ihre Hand, und zog sie sanft gegen mich, sie widerstand nicht, sondern neigte so warm und sittsam, wie immer, ihre Lippen gegen meinen Mund, dann fast hastig tauschte sie die noch auf dem Tische liegenden Teile des Edelweiß um, und reichte mir ihren Teil als den meinen — noch einen Blick in das Wasser ihrer

[1] Margarita, Perle.

Augen, — und sie war zur Tür hinaus. Ich steckte das Edelweiß in mein Taschenbuch zu ihrem Absagebrief, ging noch zu dem Obrist, umarmte ihn stürmisch, und in derselben Minute noch lief ich den Hügel hinunter, von den fröhlichen Wolfshunden begleitet.

„Jetzt, Doktor", dacht' ich, „werd' ein Mann, und ein tüchtiger Arzt, und wenn dich Widerstand und Unglück rasend machen wollen, so setze dich hin, und denk an den alten, sanftmütigen Obrist und seine standhafte Tochter. Vor Gottes Augen macht es einen geringen Unterschied, ob du bist oder nicht — das merke dir, Augustinus, und sei ein Mann!"

Was will der geschichtliche Roman?

Von Otto Gmelin

Es ist nicht verwunderlich, wenn es immer noch viele Zeitgenossen gibt und sogar immer geben wird, die nur mit einer gewissen Scheu zu einem Roman greifen, von dem es heißt, er sei ein „geschichtlicher". Das hat seinen Grund natürlich zunächst darin, daß man erwartet, daß diese Roman-Spielart gewisse geschichtliche Kenntnisse voraussetzt, die man wenigstens nicht ohne weiteres gegenwärtig hat. Und es hat seinen zweiten Grund, und zwar den tieferen und wirksameren, darin, daß man fürchtet, von der Gegenwart weggeführt, also in eine Welt geführt zu werden, die nichts von der gegenwärtigen Problematik und vom gegenwärtigen uns alle so bis ins äußerste beanspruchenden Leben enthält, die uns also sozusagen nichts angeht.

Der erstere Grund wird natürlich teilweise mit Recht bestehen, und es wird daher wohl niemals ein „geschichtlicher" Roman dieselben schnellen Siegeszüge feiern können, wie einer, der stofflich und inhaltlich die unmittelbare Gegenwart betrifft, in der wir leben. Aber es wird natürlich dagegen zu betonen sein, daß für den Laien, gerade für ihn, die Geschichte auf keine andere Weise lebendiger werden kann als eben in ihrer dichterischen Gestaltung. Selbst wenn der Dichter sich nicht in allen Punkten wesentlich an die geschichtlichen Tatsachen gehalten haben sollte, weil ihm ja immer ein anderer Zweck als nur die rein geschichtliche Wiedergabe vorschwebt, so wird irgendwie etwas Gewesenes darin sein, die Stimmung oder

die Hauptbeziehungen oder die Problematik oder mindestens gewisse äußere, kulturgeschichtliche Tatsachen und geschichtliche Personen.

Aber die Wiedergabe der Geschichte selbst als objektive Tatsache ist Sache des Geschichtsschreibers, — wobei freilich immer nur eine Objektivität nach bestem Wissen und Gewissen, in bezug auf Deutung und Charaktere, aber eine von der Persönlichkeit des Geschichtsschreibers abgängige Objektivität erwartet werden kann. Der Dichter wird in der Geschichte immer etwas anderes als nur die Geschichte, also als das Früher-einmal-Gewesene suchen. Es ist wahr, was „früher einmal" war, geht uns wirklich nichts an, gar nichts. Insofern hat also der recht, der sich vor der Historie „fürchtet"; aber er wird erfahren können, daß die Gegenwart auf verschiedenste Art Vergangenheit heranholen und vergegenwärtigen kann, ja, daß sie dies fortwährend tut, ob sie will oder nicht. Der Dichter schreibt seinen Roman doch deshalb, weil ihn eine Zeit oder eine Persönlichkeit oder ein bestimmtes Geschehnis interessiert; es interessiert ihn aber nur, weil er darin etwas mit sich oder mit Zeitgenossen oder mit seiner ganzen gegenwärtigen Zeit Verwandtes zu sehen glaubt, weil er tatsächlich ein Erlebnis hat. Dieses, sein Erlebnis, gehört zur Gegenwart, nur erlebt er diese Gegenwart am geschichtlichen Stoff. Es kann sein, daß der Gelehrte nachher kommt und ihm sagt, er habe, da er nicht genau genug alle Quellen studiert habe, doch etwas in jener Persönlichkeit oder in jener Zeit erlebt, das wohl nicht dagewesen sei, das er gewissermaßen nur hineingedeutet habe. Nun, wenn dem wirklich dann und wann so sein sollte, so wird der Dichter darüber nicht sehr betroffen sein, denn ihm waren die historischen Geschehnisse wirkliche Erlebnisse, und er hat sie so erlebt, wie sie eben ein gegenwärtiger Mensch erlebt, er hat sie unbewußt in seine Zeit „übersetzt". Das muß er sogar, denn sonst könnte er nie davon begeistert und ergriffen werden und auch niemals einen Zeitgenossen damit ergreifen. Er will ja kein Museum schreiben, auch wenn er sich vielleicht zum Ziel setzt, sogar die Einzelheiten und Kleinigkeiten, die Kleider, die Wohnstätten, das alltägliche Leben usw. möglichst so wiederzugeben, wie man sie erforscht hat oder wie sie in den Museen zu finden sind; aber all dies bedeutet doch nicht, daß er ein Museum in seinem Werk gewissermaßen schriftlich machen will. Das, worauf es ihm ankommt, sind ja die lebendigen Menschen, ist ja die wirkliche Zeit,

das gar nicht mehr deutlich Ausdrückbare. Das andere ist alles nur Kleid. Es kann in gewissen Fällen vielleicht zu seinem Zweck notwendig sein, daß er das Zeitmilieu auch in äußeren Dingen möglichst historisch getreu wiedergibt, er kann gerade dadurch nämlich diese Menschen „echt", d. h. lebendig in ihrer Zeit vorführen, wie wir es in unserer Zeit sind. Aber es kann in anderen Fällen auch geschehen, daß er sich nur ungefähr und in großen Linien an die historischen Milieuschilderungen hält, weil er vielleicht auf ganz andere Dinge wie z. B. die seelischen Verhältnisse Gewicht legt. Denn worauf kommt es ihm an: Er will ja in keinem Fall irgendwie belehren. Er will ja nur das Erlebnis, das er bei dieser oder jener historischen Persönlichkeit hatte, die Bewegung, die er bei der Betrachtung einer gewissen Zeit in sich selbst empfand, übertragen und sie auch anderen zugänglich machen.

Man kann z. B. eine große deutsche Gestalt der Vergangenheit, uns Heutigen verwandt in der Geisteshaltung und doch über alles Gegenwärtige hervorragend, plötzlich so schauen, daß sie fast wie zu einer mythischen und doch gegenwärtigen Figur wird. Oder man kann auch in einer Gestalt eines anderen Volkes, von deren innerer Beschaffenheit die Geschichte gar nichts weiß, Züge, Gedanken, Regungen vermuten, die man selbst zwar nicht hat, aber doch als Möglichkeiten spürt, und man kann dann dies in die Gestalt hineinlegen und die historisch bekannten Geschehnisse um diese Person nun benützen, um eine Welt symbolisch, gleichnishaft zu gestalten, die in uns liegt. Dann ist die Historie nur ein Bild. Und endlich kann man eine ganze andere Zeit gleichsam nacherleben, den Geist dieser Zeit, weil er so, wie man ihn schaut, der eigenen Zeit ähnlich ist. So ging es mir mit der Zeit der über die griechisch-römische Welt hereinbrechenden Völkerwanderung, in der eine alte Welt stürzte, ohne daß gleich schon die neue entstand, denn die geschichtlichen Entwicklungen dauern ja nicht wenige Jahre oder Jahrzehnte. So überfiel mich im Jahre 1928 die Verwandtschaft des Beginnes der Völkerwanderung mit unserer Zeit, und ich konnte nicht anders, als jene Zeit der unseren in vielem ähnlich zu schauen und zu schildern. Natürlich sah ich auch die Unterschiede, aber diese mußte ich zurückstellen gegenüber der Ähnlichkeit, und es entstand so „Das Neue Reich".

Nur in solchen und ähnlichen Beziehungen der Geschichte zur Gegenwart kann der Sinn historischer Romane liegen. Was man da

auch ergreift, es wird bei unseren großen Dichtern immer diese Beziehung in irgendeiner Form da sein: So vor allem in Kolbenheyers „Paracelsus" und in den großen historischen Darstellungen Felusichs, um nur diese zu nennen aus einer heute schon ungeheuer anschwellenden und mit vielen guten und ausgezeichneten Werken versehenen Literatur der geschichtlichen Romane.

Gedichte

Von Wilhelm Scheidt-Bukarest

Kurzer Besuch

Habe heut' Besuch gemacht
einem jungen Menschenkind;
was auch immer sei, ich sind
alles leichter, weil es lacht.

Sorge, fern dir, stille hält,
noch kein dunkler Schatten bricht
in dein junges Angesicht.
Lächle überm Weh der Welt!

Reinstes Licht ich mit mir nahm,
Ferne, die mich stumm gegrüßt —
Hab der Mutter Hand geküßt,
ging dann stiller als ich kam.

Sind im Wandel...

Sind im Wandel alle Dinge,
da mein Auge sie gesehn?
Wenn auch alles nun verginge,
Herz, dies Glück, es wird bestehn.

Gehst du nicht seit jenem Tage
nur noch wie im Traum einher
in das Wunder ohne Frage,
Herz, und kennst dich selbst nicht mehr?

Sind im Wandel alle Dinge,
da mein Auge sie gesehn!
Wenn ich dir die Liebste bringe,
Herz, dann ist's um dich geschehn.

Die Neuerer

Sie hatten geredet die zündendsten Worte,
sie hämmerten laut an der morschen Pforte,
sie taten's mit Fug und mit Recht.
Sie sprachen Worte voll ätzender Lauge
und wurden sich einig, daß alles nichts tauge,
daß alles verderblich und schlecht.

Sie sahen die brennenden Nöte zu Bergen
sich häufen, sie sahen das Tote in Särgen,
es drückte sie nieder so schwer.
Sie malten die Schatten und Laster und Schwären
und alles, was sonst noch am Jetzt schien zu zehren,
sie fanden der Übel ein Meer.

Sie sprachen Reformen mit leuchtendem Blicke
und sagten: Nun wenden wir die Geschicke!
Sie zeichneten klar auf die Bahn.
Nur eines vergaßen die Reformatoren,
die Neues zum Segen der Menschheit erkoren:
Sie fingen bei sich selbst nicht an!

Deutscher Tag

(Zum 12. März 1938)

Er hob dich über alle stolzen Tage,
dich deutscheften von allen, die die Sonne sah!
Dich, Ehrenmal auf langem Irrsalsweg,
grüßt jubelnd ein befreites Volk in freiem Raum
als ewigen Ruf zur Einheit seiner Glieder.
Im Schicksalsglück der Herzen steigt die alte Kraft
der deutschen Seele.
Dem Weg zur Größe sind die Wege aufgetan,
und aller Sehnsucht Schmerz wird herrliche Erfüllung.

Du Tag bist großer Zeiten Anbeginn.
Noch stehn die Ränder nicht in vollem Licht,
noch mangelt unserm Tag die letzte Klärung,
das letzte Wissen um die Macht des Volks.
Der Glaube, der bis her auf starken Schwingen trug,
führe uns weiter zu der deutschen Sendung.

Du bist ein heller Schwur hinauf ins Firmament:
Ein Volk, ein Reich in allen Zeiten,
und einer ist des Grales Hüter,
und einer schritt und schreitet uns voran.

Deutsche Büchereien im Ausland

Von Rudolf Mirbt

Während in der Zeit vor dem Kriege die deutschen Volksbüchereien im Auslande ein ähnliches Bild gaben wie die Volksbüchereien im damaligen Reich, hat sich dieses Bild im Laufe des Krieges und in der Nachkriegszeit zum Teil entscheidend geändert. Die deutschen Volksgruppen waren infolge des Krieges weithin gezwungen, ihre Büchereien ganz neu aufzubauen, weil der Krieg direkt oder indirekt die Büchereien vernichtet oder durch die lange Trennung vom Mutterland durch Veraltung entwertet hatte. Während im Reich das Büchereiwesen einen starken Aufschwung nahm, begann der Aufbau außerhalb der Reichsgrenzen nur zögernd. Dies hatte verschiedene Gründe. Unter anderem war es die Notlage, die es manchen Gruppen unmöglich machte, dem Büchereiwesen die Bedeutung zuzuerkennen, die ihm als einem entscheidenden Kulturfaktor gebührt. Darüber hinaus dauerte es lange, bis die Volksbüchereibewegung im Reiche das deutsche Büchereiwesen im Auslande auch von sich aus erfaßte.

Während im Reich die Volksbücherei auf eine allgemeine Schulbildung ihrer Leser aufbauen kann, ist dies im Deutschtum außerhalb des Reiches nur bedingt möglich. Im übrigen ist die Mannigfaltigkeit der deutschen Volksgruppen in Übersee oder in Mitteleuropa bei weitem größer als die Mannigfaltigkeit etwa der deutschen Stämme innerhalb der Grenzen des Reiches. Die Büchereien der Volksdeutschen müssen im Gegensatz zum Reich vielfach das nach-

holen, was der unvollkommene Schulunterricht den Volksgenossen versagt hat. Von den deutschen Klassikern erfährt der Deutsche im Ausland vielfach erst durch die Volksbücherei. Der deutschen Geschichte begegnet der Volksdeutsche oft erst durch die Volksbücherei. Die Fülle des deutschen Kulturgutes, die sich in unserem Schrifttum bezeugt, wird den Deutschen jenseits der Grenze vielfach erst durch die Volksbücherei spürbar. Aus diesen Gründen sieht eine Volksbücherei draußen grundsätzlich zumeist anders aus als eine Volksbücherei innerhalb der Grenzen. Denn die Leiter dieser Büchereien machen den Versuch, mit ihren oft sehr geringen Mitteln mit Hilfe der Bücherei eine Gesamtschau zu geben, wie dies im Reich nur von ganz großen Volksbüchereien unternommen wird.

Überall dort, wo dem Büchereiwesen tüchtige Mitarbeiter zur Verfügung standen und stehen, hat das deutsche Büchereiwesen im Auslande entscheidende Fortschritte gemacht und Leistungen unter Beweis gestellt. Ein paar Beispiele: In Polnisch-Oberschlesien ist durch die intensive Aufbauarbeit eines einzelnen ein Büchereiwesen erstanden, das gerade im Vergleich mit den erheblichen Schwierigkeiten von außen her starke Beachtung verdient. Das deutsche Büchereiwesen in Nordschleswig steht mit an der Spitze des gesamten deutschen Büchereiwesens auch innerhalb der Reichsgrenzen. Die Leistungen, die heute das deutsche Büchereiwesen in Rumänien unter siebenbürgischer Führung aufzuweisen hat, sind mustergültig. Was von einzelnen Deutschen in Brasilien büchereimäßig geleistet worden ist, verträgt zum Teil einen direkten Vergleich mit reichsdeutschen Verhältnissen.

Das Jahr 1933 hat auch büchereimäßig alle deutschen Volksgruppen vor neue Aufgaben gestellt. Einmal ist in vielen Deutschen da draußen das Bewußtsein der Volksgenossenschaft, das sie schon nicht mehr hatten, wieder wach geworden. Darüber hinaus ist es vielen da draußen klar geworden, daß ein Büchereiwesen ohne Erziehungsabsichten nie zustande kommen kann. Im Laufe vieler Jahre waren Hunderttausende von Büchern aus dem Reich zu den Volksgruppen gelangt, die diese Bücher heilig hielten, obwohl sie, vom Reich aus gesehen, Ausschuß waren. Für die „armen Auslanddeutschen" waren die alten Lesebücher und Romane des vorigen Jahrhunderts, alte Zeitschriftenbände und sonstiges überaltertes Schrifttum immer noch gut genug. Ein Beispiel: In einer kleinen Stadt in Rumänien be-

sitzt eine deutsche Gemeinde seit Vorkriegszeiten etwa 5000 solcher Bücher und glaubt noch immer, damit eine deutsche Bücherei zu besitzen, anstatt mit volksdeutschem Selbstbewußtsein sich zu sagen: für uns gilt der gleiche Wertmaßstab wie für die Reichsdeutschen; was sie nicht mehr brauchen können, wollen auch wir vernichten.

Es gilt für alle Volksgruppen: überall, wo das Bewußtsein wach geworden ist, daß jeder Deutsche in der Welt gleichberechtigter Volksgenosse ist, hat auch das Büchereiwesen eine radikale Wandlung durchgemacht. Überall, wo die Bedeutung der Persönlichkeit im kleinen wie im großen erkannt worden ist, haben sich Männer und auch Frauen gefunden, die sich des Büchereiwesens mit Eifer annehmen, weil sie wissen, daß sich im deutschen Schrifttum ein Stück deutschen Wesens ausdrückt. In Lehrgängen und Zeitschriften, in Reisen und Beratungen, in Beratungsstellen und eigenen Einfällen, die entsprechend der Mannigfaltigkeit der Umgebungen verschieden sind, zeigt sich unwiderlegbar, daß sich allmählich auch das deutsche Volksbüchereiwesen jene Stellung innerhalb der Volksgruppen erkämpft, die es braucht, um seinen Beitrag im Rahmen der gesamtdeutschen Kulturentwicklung zu geben. Wie fruchtbar der Büchereigedanke mancherorts aufgerissen worden ist, zeigt ein einzelnes, fast rührendes Beispiel aus Südosteuropa: da hat ein deutscher Lehrer, dem das Geld für Beschaffungen fehlt, einen kleinen Acker gepachtet; den bebaut er jedes Jahr mit seinen Schulkindern. Und für das Erträgnis der Ernte werden deutsche Bücher für die Schulbücherei gekauft. Wo dem deutschen Buch eine solche Liebe entgegengebracht wird, kann man beruhigt sein über die Entwicklung der deutschen Büchereien im Auslande.

Jon Petrovici über Kant

Von Walter Biemel

Es gibt für einen Philosophen kaum eine so dankbare und zugleich undankbare Aufgabe, als ein Buch über Kant zu schreiben. Sie ist dankbar, weil er hier seine geistigen Fähigkeiten spielen lassen kann, weil er sich nicht darin erschöpfen muß, Kants Lehre in eine klarere, verständlichere Sprache umzuformen (was an und für sich schon Lob verdient), sondern weil er Brücken schlagen kann von einem Gipfel der Kantischen Philosophie zum anderen, weil er Widersprüche

aufdecken, sie zu lösen versuchen kann, weil er einerseits versucht ist an dem granitenen Fundament zu rütteln, oder andererseits auf es aufzubauen. Er kann einen Ueberblick geben über die Entwicklung des Philosophen, kann sein Werk den vorangegangenen gegenüberstellen und so die Neuheit, die Originalität und Größe der Ideen vor uns klar werden lassen. Und er kann untersuchen, was seine Ideen uns heute bedeuten, ob seine Probleme noch gestellt werden, eine überaus dankbare Arbeit gerade bei Kant. Er kann die Systeme, die nach Kant entstanden, überprüfen, inwieweit sie von ihm abweichen, und manches andere. Gewiß eine dankbare Aufgabe für einen Philosophen, besonders da sich in den Angeln der Kantischen Philosophie das ganze philosophische Weltgebäude drehte und auch heute noch keinen anderen Stützpunkt gefunden hat, der so solide ist. Aber gewiß keine leichte Aufgabe; es wird sich an ihr nicht jeder versuchen.

Wenn ich sie eine undankbare nannte, so dachte ich an den Widerhall, den heute ein Buch über Kant findet. Er ist nicht groß: eine kleine Schicht Fachgelehrter, die gewöhnt ist zu kritisieren, die Jugend der Hochschulen und von der geistigen Schicht des Volkes ein sehr kleiner Teil. Der Grund dafür? Man hat — wie Albert Schweitzer richtig feststellte — das Vertrauen in die Philosophie verloren, weil sie den Untergang der Kultur nicht aufhalten konnte, weil sie nicht auf ihn aufmerksam machte und den Kontakt mit der breiteren Intelligenzschicht des Volkes verlor. Beschäftigung mit der Philosophie wird aber erst wieder Allgemeingut werden wie in der Zeit der Aufklärung, sobald die Notwendigkeit des Wiederaufbaues der Kultur auf einer optimistisch-ethischen Weltanschauung erkannt wird.

Das Buch des Bukarester Philosophen Jon Petrovici[1] ist ein Werk, das sich nicht durch obskure Ausdrücke und stilistische Schwerfälligkeiten denjenigen verschließt, die mit idealistischer Begeisterung an es herantreten, sondern im Gegenteil sich an alle wendet, die das Bedürfnis nach den Ergebnissen der Philosophie in ihrem vielleicht größten Vertreter in sich tragen. Was der Arbeit Petrovicis den charakteristischen Stempel aufdrückt, ist die Klarheit und zugleich die Bildhaftigkeit, die Anschaulichkeit seiner Ausführungen. Die philosophischen Fachausdrücke sind Symbole, die dem Nichteingeweihten verschlossen bleiben, wenn er sich nicht die Mühe nimmt, das Werk des Philosophen gründlich zu studieren. Petrovici hat die be-

[1] Jon Petrovici: „Viaţa şi opera lui Kant".

sondere, ich möchte beinahe sagen künstlerische Fähigkeit, den Sinn der Symbole in geradezu dichterischer Bildhaftigkeit aufzudecken. Durch die Art, wie er es tut, wird uns bewußt, daß wir einen der geistreichsten rumänischen Redner vor uns haben (das Buch besteht aus 12 Vorlesungen) und zugleich einen der repräsentativsten Vertreter der rumänischen philosophischen Bewegung. Petrovici hat einen besonderen, bei philosophischen Büchern seltenen Stil, der ihn kennzeichnet. Es gelingt ihm die Zuhörer bzw. Leser damit zu packen und über die steilsten Klippen der Kantischen Philosophie zu führen.

Einiges über den Aufbau des Werkes. Original ist der Rahmen, in den es gestellt ist. Petrovici zieht gleichsam verengende Kreise: ausgehend von der Charakteristik des deutschen Volkes, seinen philosophischen Fähigkeiten, seiner seelischen Veranlagung, gelangt er zu dem leuchtenden Stern der Kantischen Philosophie. Es ist ein Beweis für den weiten Horizont des Verfassers und für die Neuheit seiner Ideen, daß es ihm nicht genügt, sich nur mit der Kantischen Philosophie abzugeben, sondern, daß er weitergeht zu dem Volke, dem Kant angehört, es in knappen Worten schildernd zu dem Schluß kommt, daß die Philosophie Kants der reinste, vollkommenste Ausdruck der Denkungsart des deutschen Volkes ist. Petrovici hat den Mut, die drei Völker, die die europäische Philosophie schufen, einander gegenüberzustellen und kurz zu charakterisieren: er kommt zu dem Schluß „mutiger als alle anderen zeigt sich im allgemeinen die deutsche Philosophie, beseelt von dem Drange nach vollkommenen Synthesen und vollendeten Zusammenfassungen" (Seite 16). Oder an einer anderen Stelle: „Wir müssen uns darüber im Klaren sein, daß die deutsche Philosophie im allgemeinen mutiger und aufbauender ist, als die der Franzosen und Engländer" (Seite 15).

Die Charakteristik des deutschen Volkes faßt Petrovici in folgende drei Punkte zusammen: 1. Das deutsche Volk treibt in besonderem Maße den Kult der Philosophie. 2. Aus seinem Herzen entsprangen philosophische Systeme von außerordentlichem Wert. 3. Trotz allen intellektuellen Einflüssen und dem Ideenaustausch zwischen den kultivierten Völkern zeigt die deutsche Philosophie eine Reihe eigener Aspekte, die nur durch den völkischen Charakter zu erklären sind.

Wir brauchen nichts mehr hinzuzufügen, um die Stellung Petrovicis dem deutschen Volke, der deutschen Philosophie gegenüber zu beleuchten. Er fällt hier Urteile, die mehr zur gegenseitigen Achtung

der Völker beizutragen imstande sind, als manche politischen Verhandlungen und Verträge.

Um die Bedeutung, die Kant heute hat, zu beleuchten, zitiert Petrovici französische Philosophen, deren aufrichtiges Urteil uns zu denken geben sollte. Dann faßt er die Bedeutung Kants in 6 großen Punkten zusammen. Die Berechtigung ihrer Formulierung erfahren wir im Rest des Buches, in dem der Verfasser zuerst die grundlegendsten Ideen der „Kritik der reinen Vernunft", der „Kritik der praktischen Vernunft" und der „Kritik der Urteilskraft" klar herausmeißelt. Es geht uns manche Aussicht auf ein verlockendes Seitental im Gefilde der Kantischen Philosophie verloren, weil der Verfasser, gezwungen durch die Kürze der Ausführungen, manchmal nur die Spitzen hervorleuchten läßt, dadurch aber konnte er das Buch leicht verständlich gestalten. Er vermeidet absichtlich zu viele Diskussionen über einzelne Punkte, was ihn jedoch nicht hindert, bei wichtigen Stellen gegenteiligen Ansichten kurz zusammenfassend eine einheitliche Darstellung zu geben. Letzten Endes ist es die Kritik, die der Verfasser selbst an seinem Werke vornimmt (siehe Nachwort). Sein Wert ist, daß es die großen Zusammenhänge klar herausarbeitet und den Leser geradezu herausfordert, das Werk Kants selbst zu lesen, zu studieren, sich mit ihm auseinanderzusetzen.

Unsere inhaltliche Kritik beschränkt sich auf wenige Bemerkungen: Zunächst auf die Auffassung, daß die Formen a priori angeboren seien. (Seite 85). Wie Boutroux (La Philosophie de Kant) feststellt, hat Kant niemals den Raum und die Zeit als angeboren angesehen, die sich ohne Tätigkeit des Geistes gebildet haben. „Kant ist ein erklärter Gegner des Angeborenseins (innéisme)". Er zitiert „uterque procul dubio acquisitus" aus der Dissertation 1770, und Kant bleibt auf diesem Standpunkt auch in der „Kritik der reinen Vernunft", nur daß diese Errungenschaft nicht durch den Einfluß äußerer Dinge gewonnen wird, sondern durch eine innere Arbeit des Geistes.

Eine andere Bemerkung bezüglich der transzendentalen Ästhetik. Die Idealität des Raumes als einer Anschauungsform a priori soll nach Petrovicis Ansicht zur Erklärung von Phänomenen, wie z. B. der Anziehungskraft der Planeten, der Gravitation der Himmelskörper, ja sogar der Telepathie, der Gedankenübertragung beitragen. Wenn der Raum nur eine Form a priori

ist, dann vermindert sich die Schwierigkeit der Erklärung dieser Phänomene (S. 98). Eine ähnliche Behauptung macht Petrovici bezüglich der Zeit. Wenn die Zeit eine ideale Form a priori ist, kann man viel leichter einige merkwürdige Phänomene erklären wie z. B. Vorahnungen, das In-die-Zukunft-sehen, Voraussagen. Wenn die Dinge an sich nicht zeitlich folgen, sind sie irgendwo realisiert, und folglich ist es möglich sie zu sehen, selbstverständlich nur in außerordentlichen seelischen Momenten. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind nicht absolute Hindernisse, sondern Unterschiede, die von unserem Bewußtsein geschaffen werden. (S. 111).

Um auf die Anziehungskraft der Planeten, die Gravitation der Himmelskörper zurückzukommen, so können wir sie nicht durch die Idealität des Raumes erklären. Wenn wir in der Astronomie bzw. der Physik ununterbrochen mit dem Raum, als tatsächlich existierend arbeiten, können wir nicht wegen der Erklärung dieser Phänomene plötzlich den Raum als nicht vorhanden ansehen. Wir können weder behaupten, daß die Entfernungen zwischen den Gestirnen tatsächlich größer sind oder kleiner als nach unserer gewöhnlichen Raumanschauung, wir können das sinnliche Material nicht entbehren, und die Kategorien ohne Material, das sie ordnen, sind unfruchtbar. Gerade der Raum und die Zeit verbürgen die Objektivität der Phänomene, ohne sie bleibt der Einfluß der Umwelt nur Schein.

Was die Vorahnungen anbetrifft können wir sie auch nicht durch die Idealität der Zeit erklären. Wir können nach Kant nicht über die sinnlichen Anschauungsformen springen. Und wenn es wirklich solche Menschen geben würde, die es könnten, warum machen sie sonst keine Aussagen über die Welt des Dinges an sich? Weil wir eben nichts über diese Welt aussagen können. Der strittige Punkt im Beweis Petrovicis ist folgender: „Wenn die Dinge an sich nicht zeitlich folgen, sind sie irgendwo realisiert, und folglich ist es möglich, sie zu sehen." Dies ist nach Kant unmöglich, denn um sie zu sehen, müssen sie durch die sinnlichen Formen Raum und Zeit gehen, und dann sie eben nicht mehr „an sich".

Bevor wir schließen, wollen wir noch einen originalen Standpunkt Petrovicis erwähnen, gegenüber den Gottesbeweisen. Petrovici genügt es nicht Gott mit Hilfe der praktischen Vernunft zu beweisen, er will es auch mit Hilfe der reinen theoretischen Vernunft tun. Er behauptet, daß Kant nicht ganz recht habe, man könne wohl

Gott nicht mit mathematischer Genauigkeit beweisen, aber der kosmologische Gottesbeweis sei nicht widerlegt, sondern schließe auf Gott mit Wahrscheinlichkeit.

Dadurch, daß er das Fundament der Wissenschaft und der Moral untersuchte und festigte, war Kant zum Schluß gekommen, daß die Kultur möglich ist. Da erkannte er aber gegen Ende seines Lebens, daß sie nur möglich ist, wenn Frieden herrscht. Und so schrieb er im Alter von 71 Jahren „Zum ewigen Frieden". Gerade in der heutigen Zeit sollte diese Schrift den Völkern und Staatslenkern zu denken geben, denn der Krieg fordert nicht nur furchtbare Menschen- und materielle Opfer, sondern er bedeutet den Untergang der Kultur.

Abschließend müssen wir sagen, daß es Petrovici gelungen ist ein fruchtbares Buch über Kant zu schreiben, in dem Kants System in farbigen Strichen — manche Teile bis ins Einzelne ausgeführt, andere wieder mehr stilisiert — dargestellt ist. Ein Buch, das wie wenig andere dazu geeignet ist, zum Studium des größten deutschen Philosophen anzuspornen. Wir haben Anlaß, froh zu sein, daß die rumänische philosophische Literatur um ein so wertvolles Buch bereichert wurde, und sind überzeugt davon, daß es ein Grundstein ist zur Verständigung, nicht nur mit der deutschen Philosophie, sondern auch mit dem deutschen Volk.

Rundschau

Hermann Schroller, Träger des Kossinnapreises. — Auf der V. Reichstagung für deutsche Vorgeschichte in Hannover wurde dem Kronstädter Dr. Hermann Schroller, der als Museumsleiter und Landesleiter für Hannover im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte im Reiche lebt, der Kossinna-Preis des Reichsbundes verliehen. Schrollers entscheidendes Verdienst besteht in seiner mit den modernsten Methoden der Vorgeschichtsforschung vorgenommene Ausgrabung der mittelalterlichen Kaiserpfalz Werla an der Oder. Die Festsitzung, in der der Preis überreicht wurde, war dem Gedächtnis des Begründers der völkischen Vorgeschichtsforschung Prof. Gustav Kossinna, anläßlich seines achtzigsten Geburtstages, gewidmet. In einem großangelegten Vortrag zeichnete Reichsamtsleiter Prof. Dr. Hans Reinerth — übrigens auch ein Siebenbürger Sachse — Werk und Wirkung des größten Erforschers deutscher Vorgeschichte, dem wir das heutige Geschichtsbild des Germanentums verdanken.

Karl von Möller erhielt den Westmarkpreis. — Während der Saarpfälzischen Gaukulturwoche 1938 wurde dem Erzähler Karl von Möller der Westmarkpreis für Schrifttum (Kurt Faber-Preis) überreicht. Damit fiel diese im Urheimatsgebiet der Donauschwaben verliehene Auszeichnung an jenen Mann, der als Darsteller donauschwäbischen Schicksals das Erbe Adam Müller-Gutienbrunns anzutreten sich anschickt. Möller ist nicht gebürtiger Banater Schwabe. Er kam in Wien als Sohn eines ungarländischen Deutschen — dessen Ahnen übrigens aus niederdeutschen Bereichen stammen — zur Welt. Als Generalstabschef der Banater Division (34. Infanteriedivision) während des Weltkrieges und nachher als Politiker in der Wahlheimat seiner Nachkriegszeit, in Temeschburg, verwuchs er mit dem Banater Schwabentum, dessen Schicksale der spät erst zur Literatur gekommene nun in seinen Romanen zu gestalten unternahm. „Die Werschetzer Tat" — die Erzählung von der tapferen Verteidigung Werschetz's gegen den letzten Türkeneinfall von 1788 durch den Grobschmied Johann Jakob Hennemann — „Grenzen wandern" — Banater Volksschicksal während des letzten Menschenalters in breiter, mehrere Sippen umspannender Darstellung — „Die Salpeterer", ein Roman aus der Einwanderungszeit der Donauschwaben, und schließlich eine Dramatisierung der „Werschetzer Tat", deren Uraufführung unser Landestheater angekündigt hat, — das sind die Leistungen, auf die sich die mit dem Westmarkpreis auf das schönste bestätigte Geltung des Namens Karl von Möller gründet.

Harald Krasser

Neue Bücher und Schriften

Geschichtliche Erzählung

Hubert Mumelter. Oswalt und Sabina. Zwei ohne Gnade. 1938. Im Insel-Verlag zu Leipzig. — „Zwei ohne Gnade", der Liebesroman des großen Tiroler Minnesängers Oswalt von Wolkenstein, hatte vor acht Jahren den Ruhm des Tiroler Dichters Hubert Mumelter begründet und Hoffnungen erweckt, die Mumelter bis heute noch nicht eingelöst hat. Der Inselverlag bringt den geschichtlichen Roman unter dem schlichteren Titel „Oswalt und Sabina" neu heraus und verdient unseren Dank dafür: er ist eine erstaunlich reife Leistung. Wie lebendig und vielgestaltig ersteht das verworrene und widerspruchsvolle Zeitalter Kaiser Sigismunds vor uns, das Konstanzer Konzil, das „alte" adlige Tirol und ihm gegenüber die mit dem Landesfürsten verbündete aufsteigende Stadtbürgerwelt im verwirrend abwechselungsreichen Kampf um die Vorherrschaft. Mitten in diesem Getriebe, in seine wildesten Wirbel hineingezogen und doch durch einen höheren Grad erzählerischer Intensität daraus herausgehoben, so daß der zeitgeschichtliche Rahmen nie überwuchert, sondern wie ein wild-

bewegtes Fries im Hintergrund bleibt, — die gnadenlose, durch alle Wirrnisse von Trotz und Schuld und Haß gejagte und doch unverbrüchliche Liebe des Wolkensteiners und der Sabina-Jägerin, nicht psychologisierend zerfasert, sondern in ihrem Da- und Sosein auf eine so bezwingende Art gestaltet, daß dieses Buch auch heute noch die höchsten Ansprüche an seinen Verfasser rechtfertigt. Harald Krasser

Hans Friedrich Blunck. Wolter von Plettenberg. Deutschordensmeister in Livland. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 1938. — Den beiden bedeutenden geschichtlichen Romanen Blunckes — „Die große Fahrt" und „König Geiserich" — hat sich nun ein drittes Buch des Dichters zugesellt, das den Kampf des großen Deutschordensmeisters Wolter von Plettenberg gegen den Zaren Iwan den Dritten von Rußland schildert. In den zahllosen Abwehrkriegen, in denen Deutsche den Erdteil vor den Anstürmen des Ostens gerettet haben, war der erste Vorstoß der Russen ins Baltenland einer der furchtbarsten. In wechselvollen langen Kämpfen, bei denen das Ordensland entsetzlich litt und selbst die Burg des Deutschmeisters, nachdem sich die tapfere Besatzung, um nicht gefangen zu werden, selbst in die Luft gesprengt hatte, Iwan unterlag, verteidigte Plettenberg, der sich als nordöstlichsten Pfeiler des Reichs empfand, mit schwachen Kräften Europa gegen eine ungeheuere Übermacht und siegte schließlich bei Pleskau vernichtend über den Zaren, dem sonst jede Eroberung gelang. Blunck schildert Plettenbergs Zeit und Leistung in einer knappen Sprache voll Bildkraft und Lebendigkeit und beschwört die ganze Vielfältigkeit einer Vergangenheit, die dem Bewußtsein des deutschen Volkes nicht entschwinden sollte. Heinrich Zillich

Gertrud von le Fort. Die Magdeburgische Hochzeit. 1938. Im Insel-Verlag zu Leipzig. — Die Bezeichnung, mit der der Volksmund die fürchterliche Zerstörung Magdeburgs durch Tilly im Jahre 1630 in grausigem Humor benannte, setzt Gertrud von le Fort nicht nur als Titel über das Buch, in dessen Mittelpunkt das geschichtliche Ereignis steht, sondern nimmt sie als erzählerisches, mehrfach abgewandeltes Motiv in die Erzählung. Hochzeitsaufgebot, Trennung, Wiederfinden und Eheschließung zweier Magdeburger Patrizier im Dom der zerstörten Vaterstadt verschlingt sich mit dem Schicksal dieser Vaterstadt vom Werben des Schwedenkönigs und des kaiserlichen Feldherrn um sie bis zu ihrem grauenvollen Untergang. Die große Problematik Glauben und Reich, abgewandelt in den seelischen Konflikten der verschiedenen Personen der Handlung, deren Willen sich dem ehernen Gesetz des Krieges beugen muß, gibt dem Geschichtsbild Tiefe und Gewicht. Es ist ein Kunstwerk von einer großartigen Dichtigkeit und Geschlossenheit des inneren und äußeren Aufbaues, von einer geradezu kontrapunktisch strengen und reichen Form entstanden, das über alle schriftstellerischen Anliegen eines historischen Romans in hohe dichterische Bezirke hinaufreicht. Es gibt heute wenige, die der le Fort darin ebenbürtig sind. Harald Krasser

Germanentum

Walter Baetke. Art und Glaube der Germanen. Hanseatische Verlagsanstalt. 1934. — Das 80 Seiten starke Büchlein bringt eine klare und übersichtliche Herausarbeitung der Grundgedanken der germanischen Religion, im wesentlichen der üblichen religionswissenschaftlichen Methode folgend. Als Grundanliegen des Verfassers muß wohl der Versuch angesehen werden, eine personhaft-willensmäßige Gottesvorstellung als Grundlage der germanischen Religion nachzuweisen und den zahlreichen naturmystischen Deutungen der letzten Zeit entgegenzustellen. Ebenso neu ist wohl auch der Versuch, den Schicksalsglauben und den Götterglauben als eine ursprüngliche Einheit anzusehen, aus der dann der spätere, seines personhaften Inhaltes entleerte Schicksalsglaube entstanden sein soll, den der Verfasser unter Hinweis auf die religiöse Krise der Gegenwart als Religionsersatz bezeichnet.

Das Buch ist um der Klarheit der Gedankenführung, um zahlreicher anregender Einzelgedanken und nicht zuletzt auch darum wertvoll, weil es einen ernsten Versuch darstellt, die germanische Religion von der christlichen Offenbarung her innerlich zu verstehen und verständlich zu machen. Sein Wert als Beitrag zur germanischen Religionsgeschichte wird jedoch geschmälert durch allzu einseitige Berücksichtigung der literarischen Quellen, besonders der Isländersagas, ja durch bewußte Außerachtlassung der Ergebnisse der archäologischen und der volkskundlichen Forschung.

Martin Nink. Götter- und Jenseitsglauben der Germanen. Diederichs Verlag Jena 1937. — In einer Zeit des allgemeinen Interesses an der germanischen Religion bringt dieses Buch eine ausführliche und geordnete Darstellung der religiösen Gedankenwelt des Germanentums, wie sie in den literarischen Quellen überliefert ist. Als Quellen liegen der Darstellung vor Allem die Götterlieder der Edda zugrunde, doch werden in zahlreichen Fällen auch die Isländersagas und die römischen Berichte herangezogen.

Nach einer gedrängten Darstellung der Naturgeister und Seelenwesen werden die einzelnen Göttergestalten der germanischen Mythen in überaus lebendig geschriebenen Einzeldarstellungen behandelt, ohne daß die große Fülle des erarbeiteten Quellenmaterials die Geschlossenheit der einzelnen Abschnitte beeinträchtigen würde. Es sei besonders hingewiesen auf den Abschnitt über Odin, der als die dem Germanentume eigentümlichste Göttergestalt mit großer Sorgfalt gezeichnet wird.

Das Buch will eine gründliche Kenntnis der altgermanischen Mythen vermitteln und zur selbständigen Beschäftigung mit den Denkmälern des germanischen Glaubens anregen. Eine religionswissenschaftliche Bearbeitung des Stoffes lag nicht in der Absicht des Verfassers. So bleibt z. B. die Tatsache unberücksichtigt, daß die durchwegs um die Zeit der Germanenbekehrung niedergeschriebenen Quellen wohl einen lebendigen Querschnitt durch die germanische Mythenwelt geben, daß aber dahinter eine mehr als tausendjährige Entwicklung liegt, deren Spuren sich auch in den spä-

testen Quellen noch erkennen lassen. Aber die vielen ungeklärten Fragen in der germanischen Religionswissenschaft mögen den Verzicht auf eine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung rechtfertigen. Die Kenntnis der Mythen muß jeder wissenschaftlichen Beschäftigung mit ihnen vorausgehen, und diese vermittelt das vorliegende Buch auch dem weniger geschulten Leser.

Karl Helm. Altgermanische Religionsgeschichte. Bd. II. Die nachrömische Zeit. 1. Die Ostgermanen. Heidelberg 1937. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. — In der „Religionswissenschaftlichen Bibliothek" erscheint dieses, als wissenschaftlichen Nachschlagewerk gedachte Buch. In überaus klarer und sachlicher Darstellung wird in dem vorliegenden Halbbändchen das gesamte in den bisher verarbeiteten Quellen vorhandene Material zusammengetragen, geordnet und beurteilt. In einer Zeit, in der weltanschauliche und ideologische Vorurteile die Beurteilung der germanischen Religion so weitgehend beeinflussen, hält sich der Verfasser streng an die Quellen und vermag auf diese Art viel zur Klärung umstrittener Fragen auch der nord- und westgermanischen Religionsgeschichte beizutragen. Für uns ist das Werk insofern besonders bedeutsam, als im Volksbrauch des siebenbürgischen Rumänentums und der Szekler zahlreiche Anklänge an ostgermanische Kultformen nachweisbar sind. Die sauberen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen des Werkes bilden wohl den wertvollsten Beitrag des Verfassers zur germanischen Religionswissenschaft.

Hermann Güntert. Altgermanischer Glaube nach Wesen und Grundlage. Heidelberg 1937. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. — Ausgehend von einer eingehenden Untersuchung der Felszeichnungen im südschwedischen Grabmal von Kivik, versucht der Verfasser eine gedrängte Gesamtdarstellung seiner Gesamtschau der altgermanischen Weltanschauung zu geben. Er stützt sich dabei auf eine umfassende Kenntnis der Ergebnisse und der Methoden aller Wissenschaftszweige, die an der Erforschung der germanischen Religion Anteil haben.

In enger Anlehnung an H. F. K. Günthers „Herkunft und Rassengeschichte der Germanen" versucht der Verfasser zunächst auf Grund der Untersuchungen über die Felszeichnungen des Kivikgrabes nachzuweisen, daß den beiden altgermanischen Bestattungsformen des Sippengrabes und des Einzelgrabes zwei verschiedene Jenseitsvorstellungen entsprechen, die auf zwei verschiedene Rassen zurückgehen, nämlich auf die fählischen Megalithkeramiker, die das Sippengrab bevorzugen, und die nordischen Schnurkeramiker, die nur die Bestattungsform des Einzelgrabes kennen. Aus fählischem Bauerntum und dem nordischen Kriegertum der „Streitaxtleute" der Einzelgräber ist dann aber das eigentlich germanische Bauernkriegertum entstanden, als das uns das Germanentum in der Geschichte begegnet. Es erklärt sich daraus aber auch der spannungsreiche Charakter dieser neuen Rasse- und Religionsgemeinschaft.

In einem zweiten darstellenden Teil versucht Güntert eine systemati-

sche Darstellung des germanischen Glaubens auf engstem Raum zu geben, die in einer durchaus neuen Deutung des umstrittenen Schichtenproblems der germanischen Mythologie gipfelt, wie es besonders in der Beurteilung des Vanenkrieges zum Ausdruck kommt. Von seinem Ansatz her vermag Güntert nun mühelos die rassische Bedingtheit der bekannten Schichtung nachzuweisen und sieht nun gerade im eddischen Mythos vom Krieg der Asen gegen die Vanen die Auseinandersetzung der nordisch-kriegerischen mit den fählisch-bäuerlichen Charakterwerten verkörpert.

Ein letzter „Sein und Werden" überschriebener Teil versucht dann eine eingehendere und gegenwartsbezogene Gesamtdarstellung der germanischen Welt- und Lebensanschauung zu geben. In Auseinandersetzung mit der christlichen sowie der rationalistisch-philosophischen Gedankenwelt, deren Aussagen oft recht einseitig dargestellt werden, kennzeichnet der Verfasser das Wesen der germanischen Weltanschauung als „dynamisch-dualistischen Monismus" und kommt damit der Grundanschauung Rosenbergs sehr nahe.

Erfreulich und neu ist an dem Buche, der Versuch, die Wirklichkeits- und Lebensnähe der germanischen Mythen herauszuarbeiten und auf ideologisch-rationale Deutungsversuche zu verzichten. Daß aber andererseits gerade im Christentum jener wirklichkeitsfremde und rationalisierende Gegenglaube gesehen wird, folgt aus einem gebrochenen Verhältnis des Verfassers zum christlichen Glauben, das dann notwendig auch zu einer durchaus anfechtbaren Beurteilung der Germanenbekehrung führt. Da aber solche Folgerungen nicht aus dem Grundansatz Günterts folgen, können sie übergangen werden.

Das aus großer Sachkenntnis und unter besonders eingehender Berücksichtigung sprachwissenschaftlicher, frühgeschichtlicher und volkskundlicher Forschungsergebnisse geschriebene Werk ist ein sehr wertvoller Beitrag zur Kenntnis der altgermanischen Religionsgeschichte.

Albert Klein

Mitteilungen der Schriftleitung

Unser Heft nimmt mit seinen Beiträgen teil an den Feiern des Deutschen Buches. Absichtlich steht in seinem Mittelpunkt die Erzählung des größten Dichters des Sudetenlandes. Sie mahne uns an das große Erbe deutschen Schrifttums.

Die Gedichte von Wilhelm Scheidt machen uns — gründlicher als eine Probe im Januarheft dieses Jahrganges — mit einem in Bukarest lebenden reichsdeutschen Lyriker bekannt.

Die Bildbeilage des Heftes gibt ein Gemälde August Wilhelm Striowskys wieder, eines Danziger Malers Düsseldorfer Schulung aus dem vorigen Jahrhundert (geb. 1834). Wie weit freilich das Inhaltliche des sehr frischen und bewegten Bildes einer wirklichen Kenntnis unseres Landes und Volkes, wie weit nur einer Phantasievorstellung zu verdanken ist, wird jeder siebenbürgische Betrachter selbst feststellen können.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Cisnădie-Heltau 92 bei Sibiu-Hermannstadt
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt durch die Krafft & Drotleff A. G.



Waldemar Schachl, Sachsen (Öl)

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
Eingetragen beim Tribunal Sibiu unter Zahl 3/1 vom 21. Juni 1938
15. JAHR November-Dezember HEFT 11/12

Sendung

Von Heinrich Erk

Ist mir ein Hafen? Nein, mir ist die Bahn.
Mich trägt ein Boot in unbekannte Weiten.
Der große Wille bringt und treibt es an.

Wie alle mählich in das Dunkel gleiten!
War dort ein Baum? Ihn schluckt die schwarze Nacht.
Ging dort ein Mann? Er schwindet im Entschreiten.

Bin ich denn ewig? Alles ist vollbracht,
was hinten liegt. Kein Traum erschreckt die Wogen,
und jedes Ende bleibt mir ungedacht.

Was schiert mich solches? Wölbt sich nicht der Bogen
der Sterne über mir? Doch schon die Kreise
der Wasser sind dem strengen Blick entzogen.

Mir ist kein Licht voran auf meiner Reise.
Was tuts? Ich habe nie ein Fehl getan.
Doch deine Sendung zeigt mir helle Gleise.
Mich führt dein Wille, Herr. Ich bin der Kahn.

Ein Schulaufsatz

(Für Prof. Gustav Kisch †)

Von Hans Wühr

Sehr geehrter Herr Professor! Dies wird ein langer Brief werden, aber es ist nicht wichtig, daß Sie ihn lesen, es ist nur nötig, daß ich ihn schreibe. Dennoch bitte ich Sie herzlich, ihn gelegentlich einmal durchzusehen und solcherart mir den Vorzug zu gewähren, wieder Ihr Schüler zu sein. Als Ihr Schüler fand ich zum erstenmal den Mut, mich dem Wort anzuvertrauen und dem Worte die ungeheure Last aufzubürden, die sich in mir anhäufte, weil ich jung war. Jetzt, aus der Entfernung von mehr als fünfundzwanzig Jahren, wird mir die Schulklasse, in der Sie mein Lehrer waren, zu einem paradiesischen Garten, der — wie alle Paradiese — den erschütternden Nachteil hat, verloren zu sein. Gleichviel! Wir haben in uns unterirdische Gänge und Schleichwege, auf denen wir uns zu den Verlorenen die zu uns selbst zurücktasten und eine innerliche Zeit finden, so erstmalig und inbrünstig wie am ersten Schöpfungstage. So sitze ich, während ich dies schreibe, wieder in der Septima, und Sie, verehrter Herr Professor, geben uns — aus irgend einer Laune heraus, deren Hintergründe wir Schüler nicht durchschauen können — für einen Aufsatz das Thema auf: „Fünfundzwanzig Jahre später! Ein Rückblick." Es ist eine Phantasieaufgabe, sie setzt den Vorzugsschüler in Verlegenheit und begeistert den Ungenügenden. Und was sind schon die paar Jahre in der Perspektive eines Lebensalters, in welchem die noch ungeschehene Zeit wie Wachs in Knabenhänden ist und nur den Kitzel der bunten Bilderbogen vom Jahrmarkt bereitet, die auf einer doppelten Freitreppe den Auf- und Abstieg der Lebensalter darstellen. Wir sollen uns also einbilden, erläutern Sie, daß wir auf dem bunten Bilderbogen einige Stufen höher stünden und nun, gleichsam mit umgekehrten Augen, auf unsere Septima zurückschauten und auf den Weg, der von der Septima einige Stufen weiter geführt hat. Was für ein verführerisches Thema für die Insassen eines Traumzimmers, die mehr noch als in den Pausen in den Unterrichtsstunden von Taten träumen, die Jahrhunderte erschüttern sollen. Und was für ein Verführer dieser Lehrer, was für ein Versucher, da er mit einer kleinen sokratischen Geste die Wände dieser

Schulklasse wie leichte Kulissen auseinander schiebt und uns ermuntert, mit Rafael zu wetteifern und die bunten Bilderbogen draußen mit den Gesichten und Trophäen unserer heimlichsten Stunden und Hoffnungen auszumalen. Ich habe den Aufsatz geschrieben, hier ist er, verzeihen Sie, lieber Herr Professor, daß ich ihn so verspätet abgebe, ich war ja immer ein säumiger Schüler, und ich kann nichts zu meiner Entschuldigung anführen als die undurchsichtige Ausrede, daß die Faulheit des Schülers oft nur der Vorwand ist für das süße quälende und ausfüllende Wachstum im Menschen. Ein Baum, der wächst, ist auch nicht träge, wenn es auch so aussieht, aber er hat soviel mehr Zeit als ein Gärtner, der kurzsichtig ihn nur an seinen Früchten zu erkennen vermag. Doch ein anderer Umstand könnte mir Ihren Tadel zuziehen: daß der Sinn des Themas in meinen Händen sich langsam und unmerklich verkehrt hat und daß inzwischen die Wirklichkeit zur Phantasie hinzugekommen ist wie der Berg zu Mohammed. Bestürzendes Spiel aus Schein und Sein, aus glühenden Bildern und unfaßbarem Wirklichen! Sitze ich vielleicht doch noch in der Septima? Hat etwa die gefährliche Phantasie des Schülers den Koloß der Zeit wirklich in das Klassenzimmer hereingeschleppt, unverrückbar, so daß man nun die Schule rings um den Koloß abbrechen muß? Oder — noch furchtbarer zu denken — bin ich wirklich soviele Jahre später? Hab ich die ganze Schule rings um mich aufgetürmt, nur um wieder einmal einen Schulaufsatz schreiben zu können? Fünfundzwanzig Jahre zwischen Einst und Jetzt sind keine Kleinigkeit, und was einmal wie Wachs in Knabenhänden war, ist von hier aus härter als Stein. Gleichviel! Ob einst, ob jetzt, irgendwann fallen Einst und Jetzt wieder auf dasselbe Datum, irgendwo, vielleicht am Jüngsten Tag, sicher aber in unserer Wesensmitte, dort ist ewig der Erste Tag und der Jüngste Tag zugleich. Aus einer größeren Perspektive also wird mein Fehler, den Sinn des Themas allzuwörtlich vom Jetzt zum Einst verrückt zu haben, winzig, und ich bin sicher, daß Sie ihn nicht sehr tadeln werden. Solche Fehler sind nicht zu vermeiden in einer Klasse, in der wir uns ein Leben lang befinden und aus der wir am Ende auf jeden Fall versetzt werden, gleichviel ob wir gut oder schlecht gelernt haben. In der nächsten Klasse, drüben, in der wir angeblich praktischen Unterricht in Uranographie bekommen, werden wir vielleicht klüger sein, möglicherweise.

In unserer Septima habe ich in einer Ihrer Unterrichtsstunden ein aufrührerisches Erlebnis. Sie verteilen eben die Hefte mit den korrigierten Aufsätzen und hängen jedem Aufsatz wie einem liederlichen Frauenzimmer noch mündlich eine böse Nachrede an, gewissermaßen eine letzte rote Blütenlese aus dem hortus deliciorum der Septima. Der deutsche Aufsatz ist ja neben der klassischen Bildung das ausschweifendste Laster der deutschen Erziehung, und der Aufsatz eines Septimaners enthält schülerhaft all jenen blauen Dunst, den die rote Korrektur erst meisterhaft auszudrücken weiß. Ich bin auf das Schlimmste gefaßt. Aus irgend einem Grunde habe ich den Aufsatz allein machen müssen, eine böse Geschichte. Und nun kommt das Unerwartete. Sie nehmen mein Heft und sagen nichts als: das ist nicht schlecht! — Mir ist plötzlich als säße ich auf der Spitze des Himalaja und pflückte mit den bloßen Händen ein paar blaue Luftballons, die dicht um mich herum hängen. So etwas war mir noch nie passiert. All die vielen Schuljahre vorher hatte ich mich mit Schwindeln und solchen Sachen durchgebracht, meine Klassenlehrer überzeugten mich eindringlich, daß ich nichts könne, und nötigten mich solcherart, all die Subsidien des schlechten Schülers in Anspruch zu nehmen, die ausfindig zu machen eine hohe Kunst war und mehr Umsicht, Verwegenheit und Phantasie erforderte, als bloß ein guter Schüler zu sein. Natürlich ist mein Aufsatz ganz belanglos, wie könnte es auch anders sein in einem Lebensalter, in welchem das Wort noch am Anfang steht, in einer paradiesischen Grammatik und Unordnung, und gleich allzujungen Vögeln aus dem Nest fällt, wenn es fliegen möchte. Sie aber sind ein besserer Lehrer! Sie durchschauen den Schüler und wissen, wie man ihm helfen könnte. Manche Ihrer Kollegen sind weniger gute Kenner, sie gleichen Gärtnern, die nur das Gemüse des Vorzugsschülers lobenswert finden und in der üppigen Verwahrlosung des schlechten Schülers nur Unkraut wittern. Und nun denken Sie, wie Ihr Lob in meine Verwahrlosung einbrach und Wege und Möglichkeiten frei machte, die zu sehen durch dauernden Tadel mir verwehrt war. O, Sie wundervoller Einbrecher in die wuchernden Gärten meiner jungen Jahreszeit, wie könnte ich je diese aufrührerische Schulstunde vergessen und aufhören, Sie immer als meinen besten Lehrer zu lieben.

Muttergedichte

Von Michael Wolf-Windau

I.

Mit Ehrfurcht seh ich oft zu dir empor,
seit Gott der Herr zur Mutter dich erkor.

Und oftmals greif ich scheu nach deiner Hand,
die des Gefährten Weg sich treu verband.

Mein Blick umfaßt dich manchmal warm und lind,
du lächelst froh, du trägst von ihm ein Kind.

Ich weiß es wohl, ich hab kein Teil daran,
als daß ichs manchmal sehn und lieben kann.

Ich fühls wie du, daß dieses junge Reis,
Gott selber pflanzt in unsern Lebenskreis.

II.

So gehn die Tage unmerklich und still,
und zwischen uns ein Kind, das werden will.

Unirdisch noch, vielleicht nie recht erkannt,
gewiß ein Stück aus Gottes ewger Hand.

Und deiner selbst und dessen den du liebst,
ist dieses Kind, das sorglich du umgibst.

Ich danke dir für diese stille Kraft,
gesegnet bleibe deine Mutterschaft.

III.

Es ist gepflanzt in deinen Lebensgarten,
du darfst es hüten und du darfst es warten.

Du darfst ihm sinnend in die Augen schauen,
und wie ein Dach dich über ihm erbauen.

Du darfst die Hände liebend um es legen
und sorgend wachen über seinen Wegen.

Du durftest froh es unterm Herzen tragen,
eh es die Augen zu dir aufgeschlagen.

Du nimmst es hin aus Gottes ewgen Händen,
und darfst dein Lieben reich an es verschwenden.

Es ist der Wunder größtes hier auf Erden,
um seinetwillen darfst du Mutter werden.

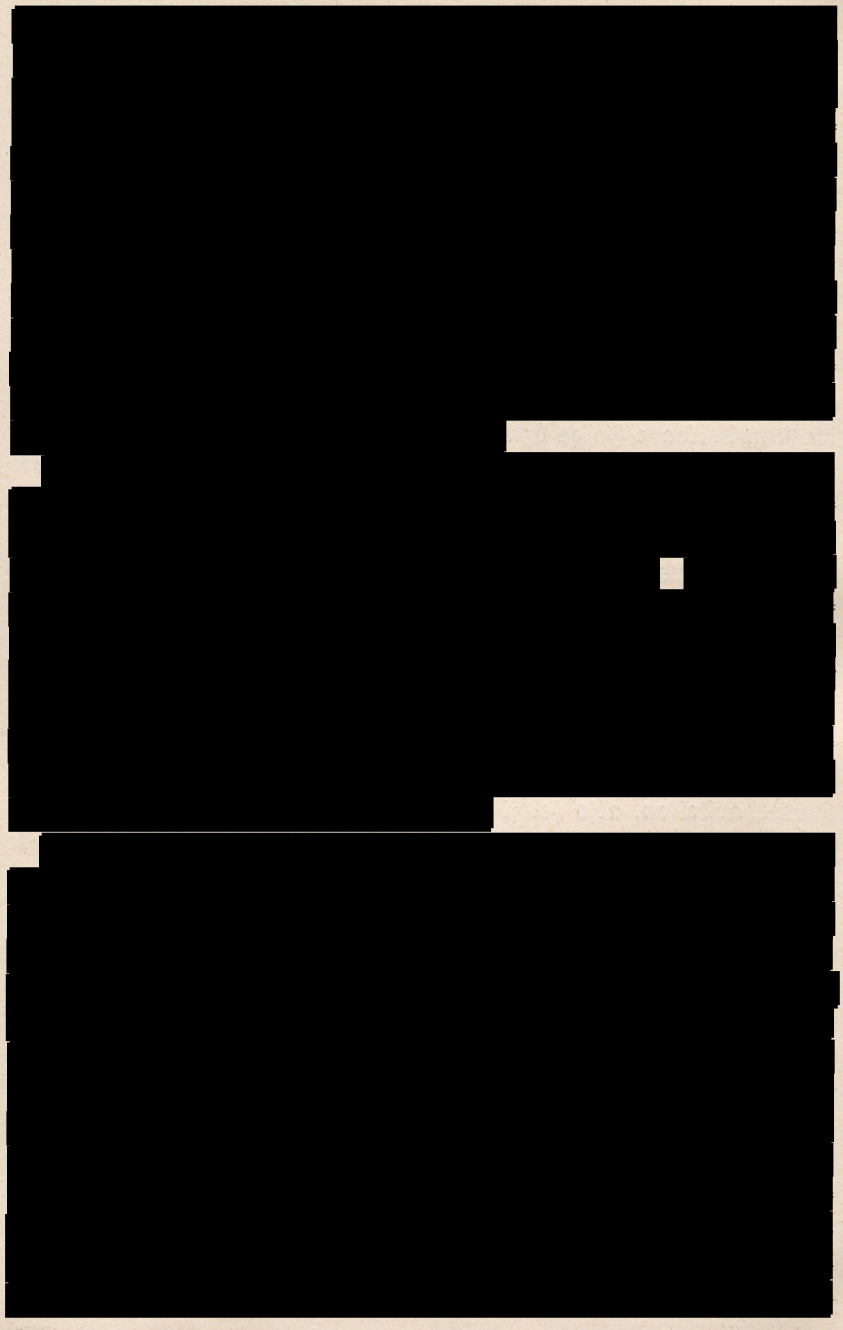
Wertgefühl und Werturteil

Eine kulturpsychologische Betrachtung

Von Gustav Barthmes

[redacted]

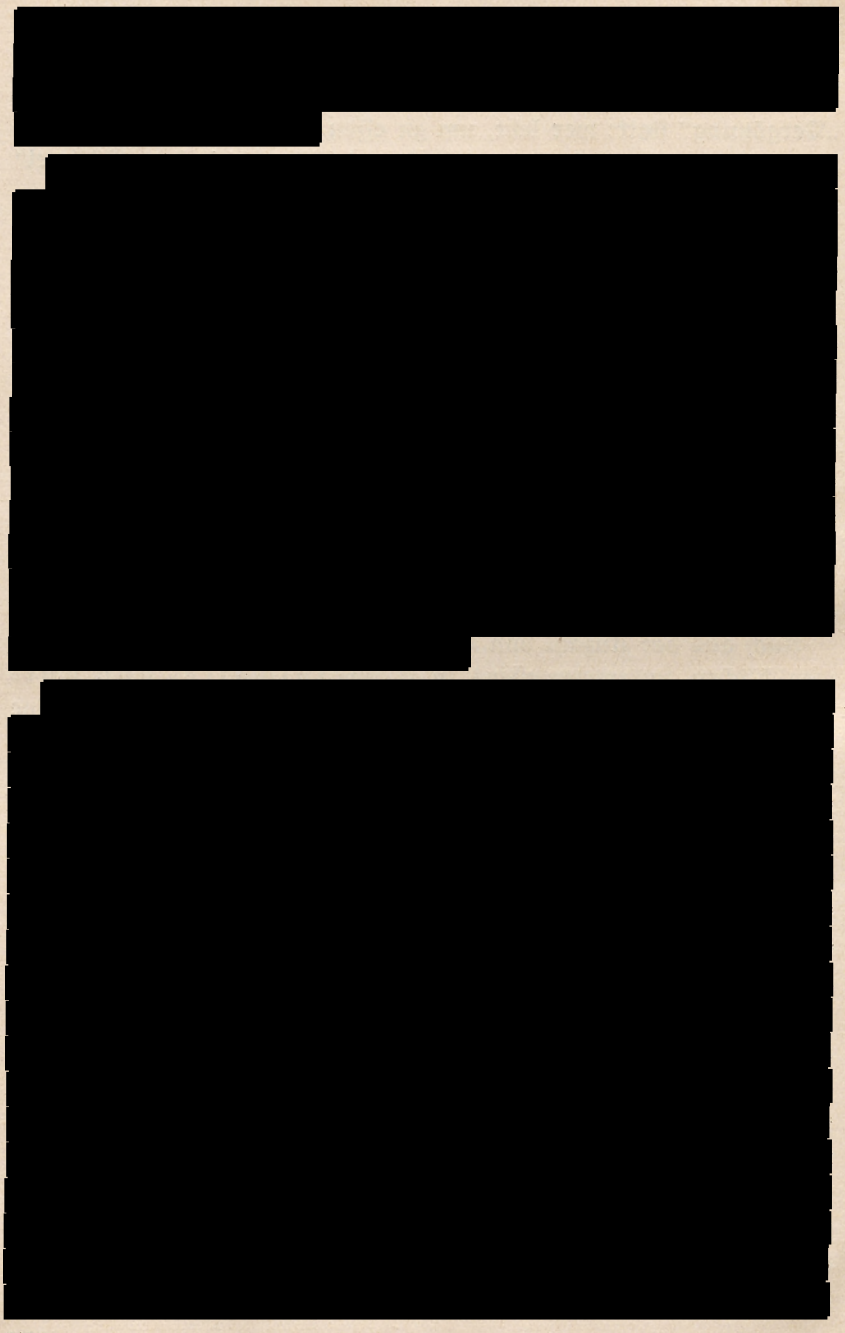


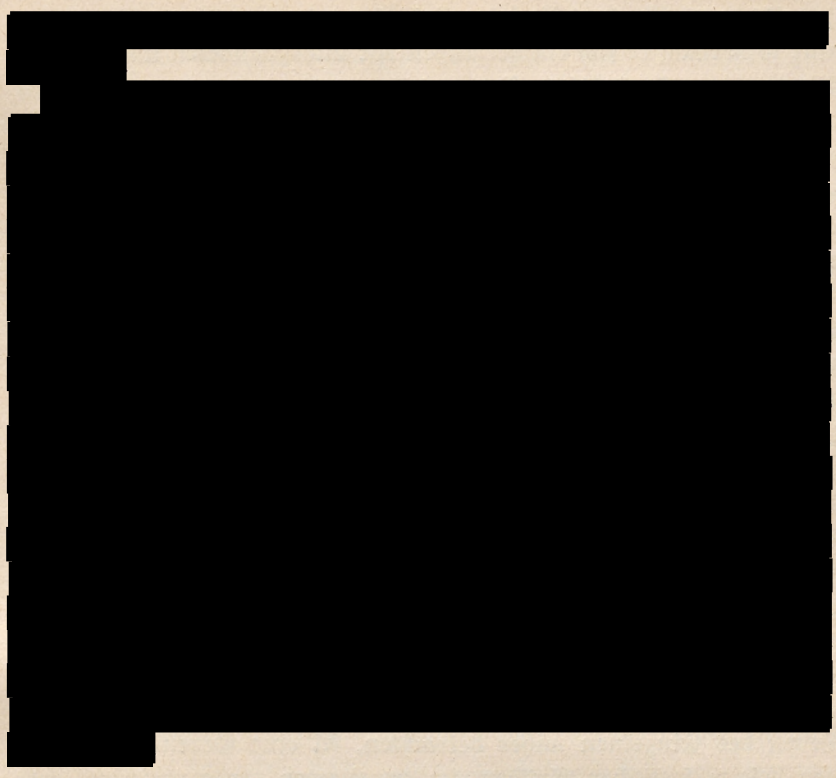


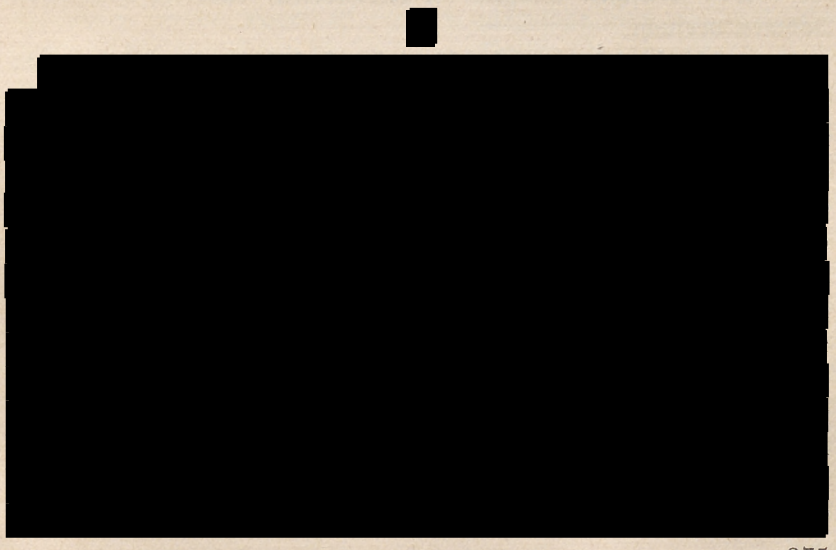


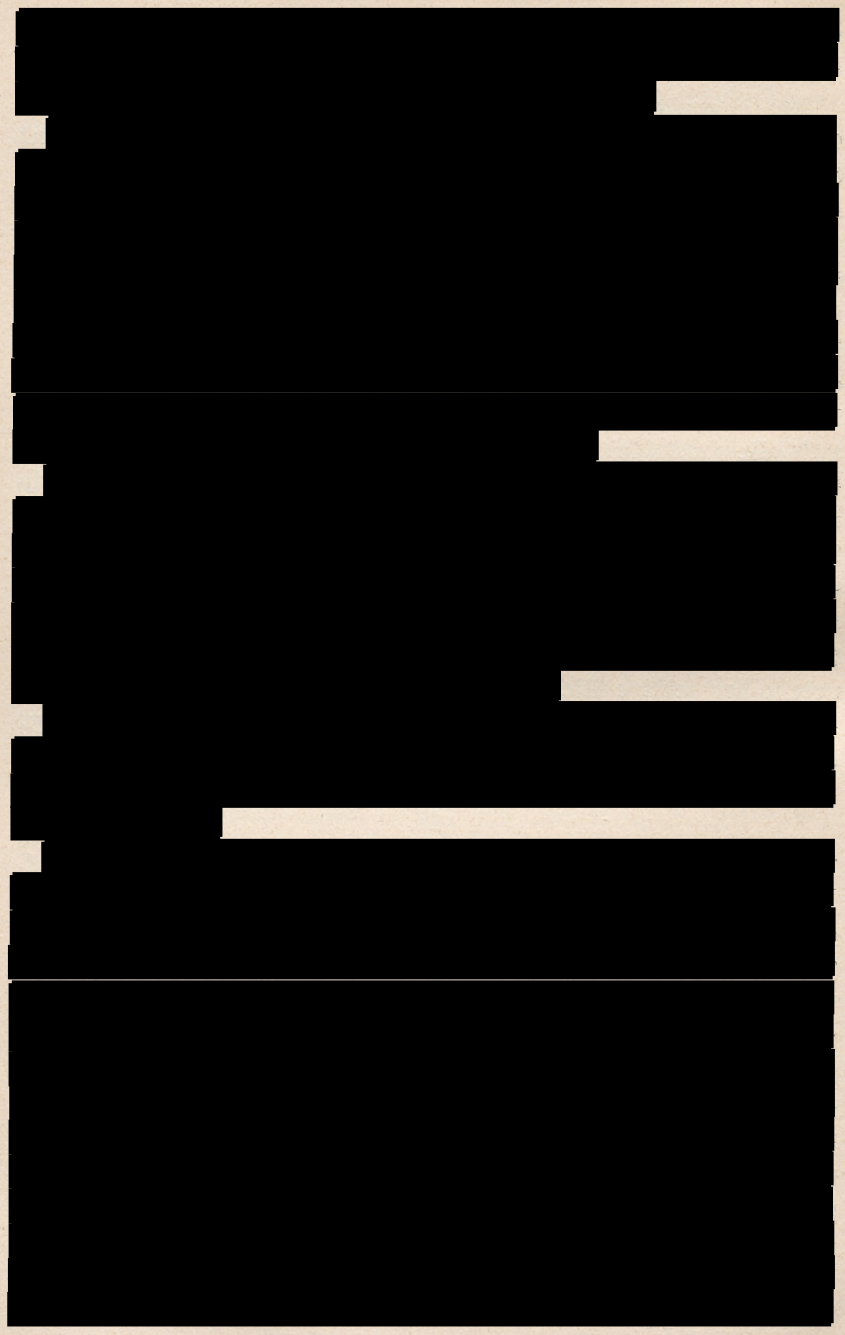
J. W. Strobach, In der Kirche

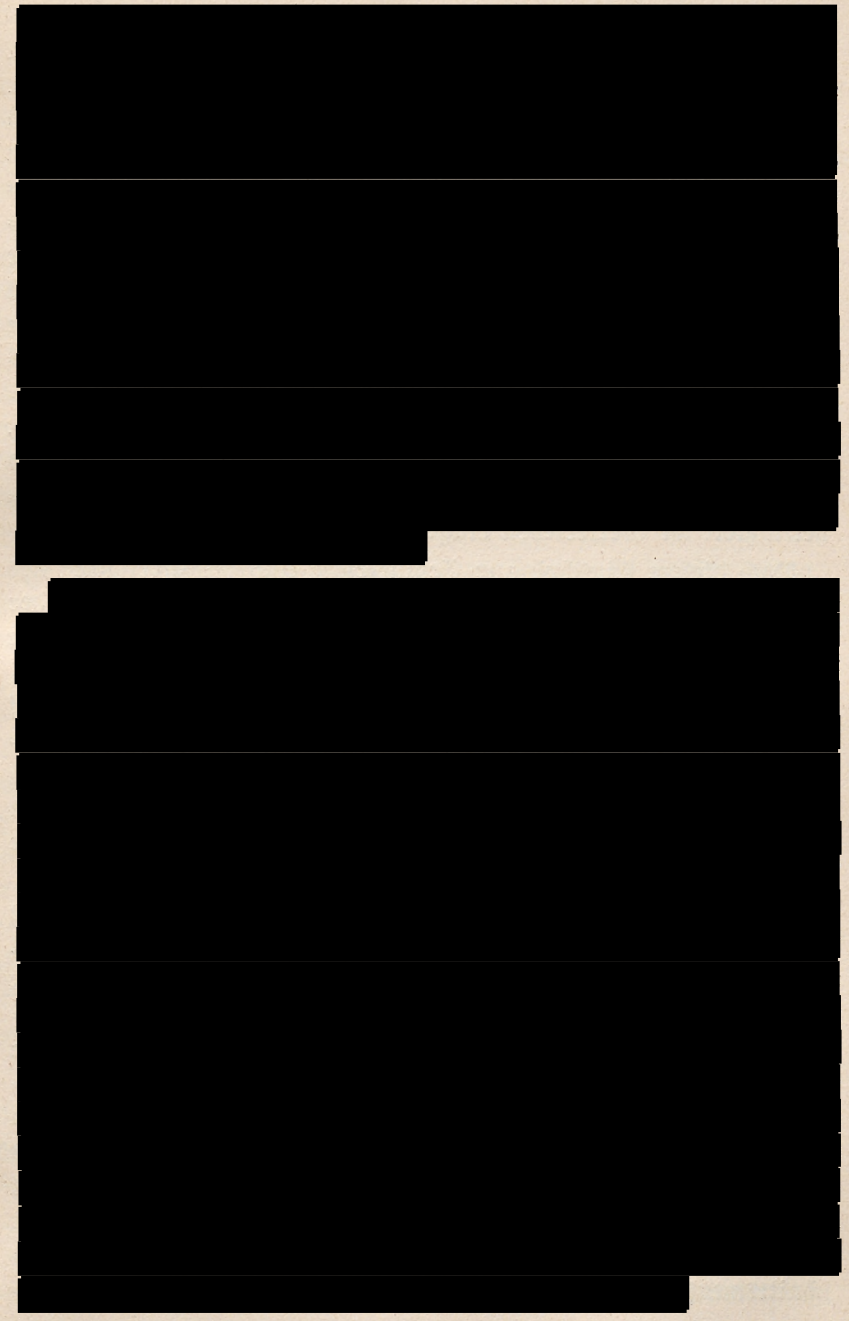


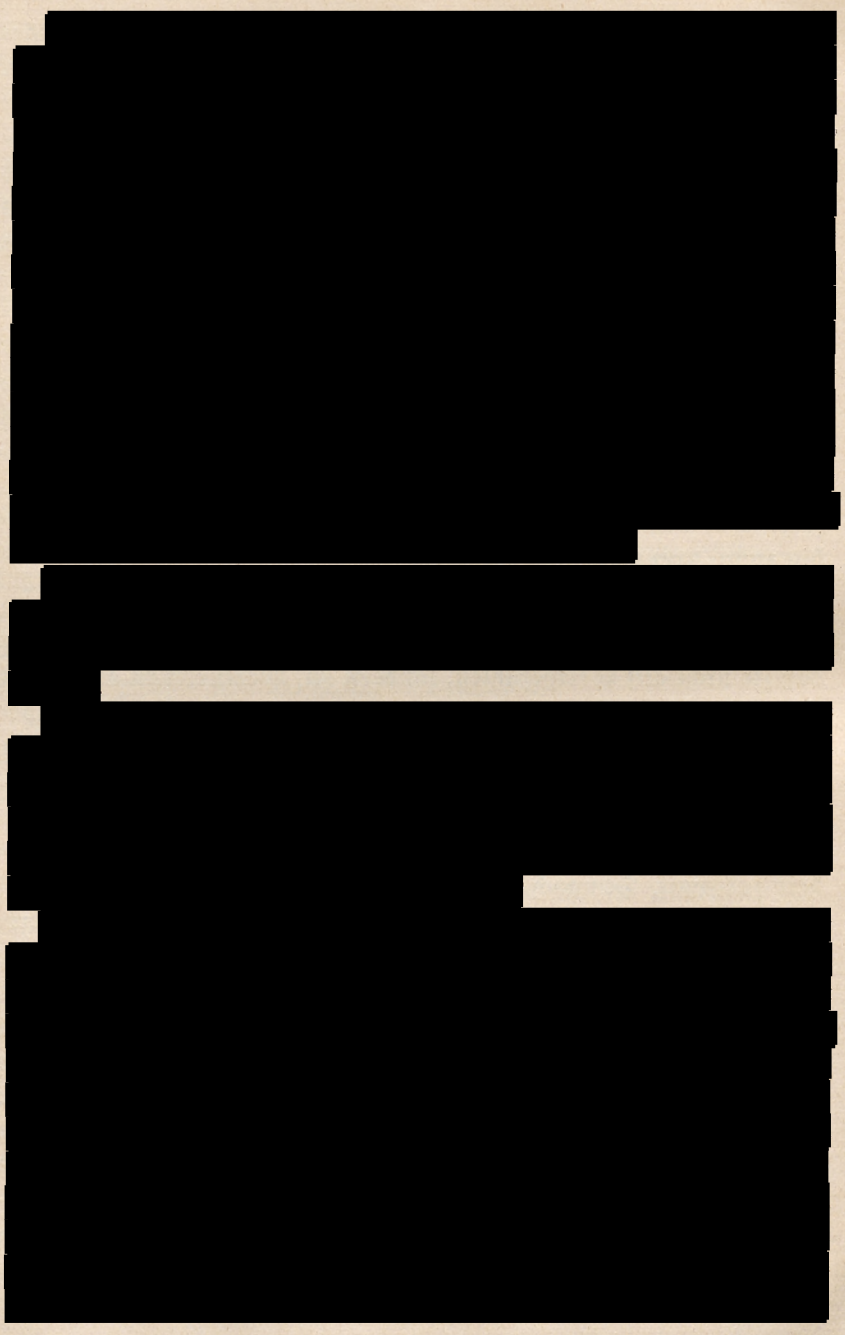


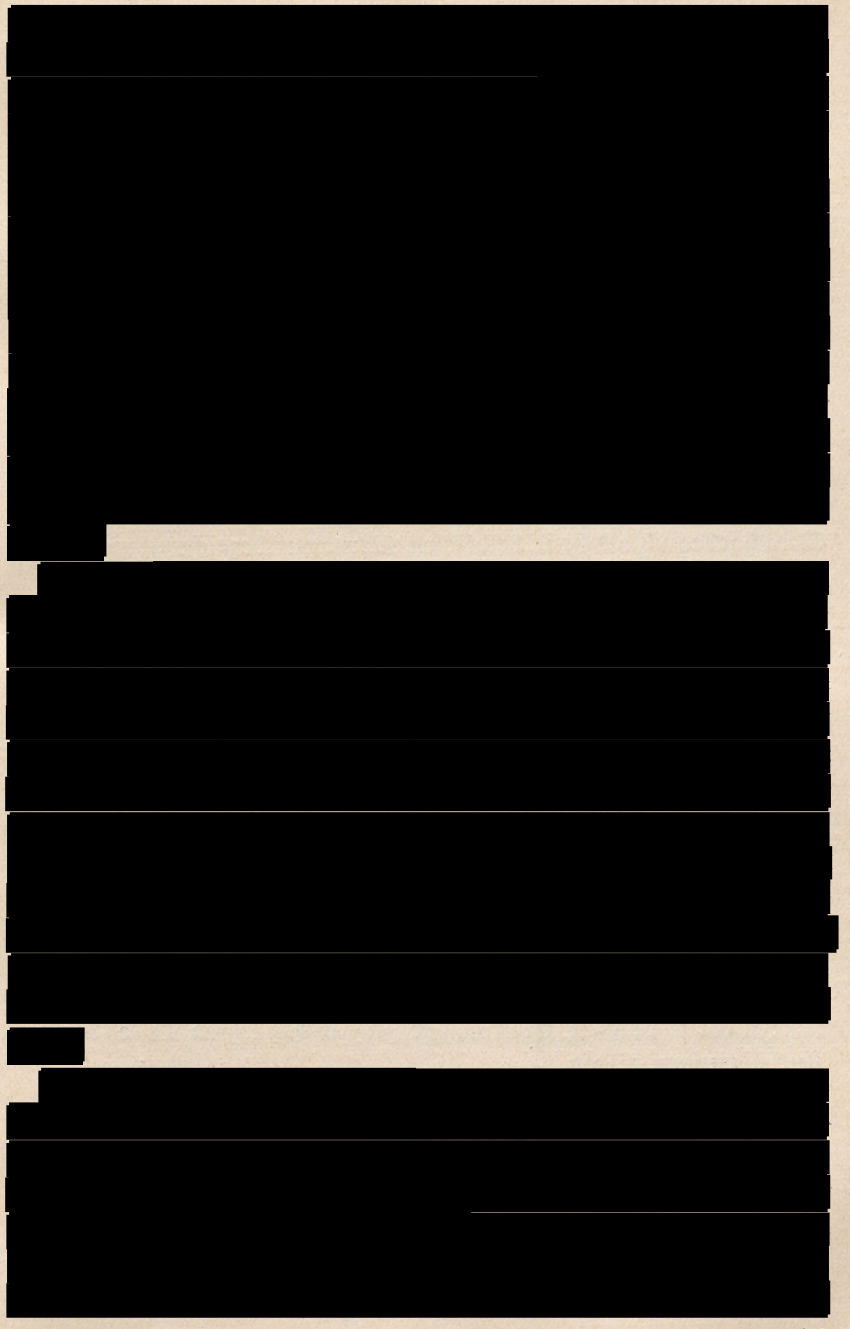


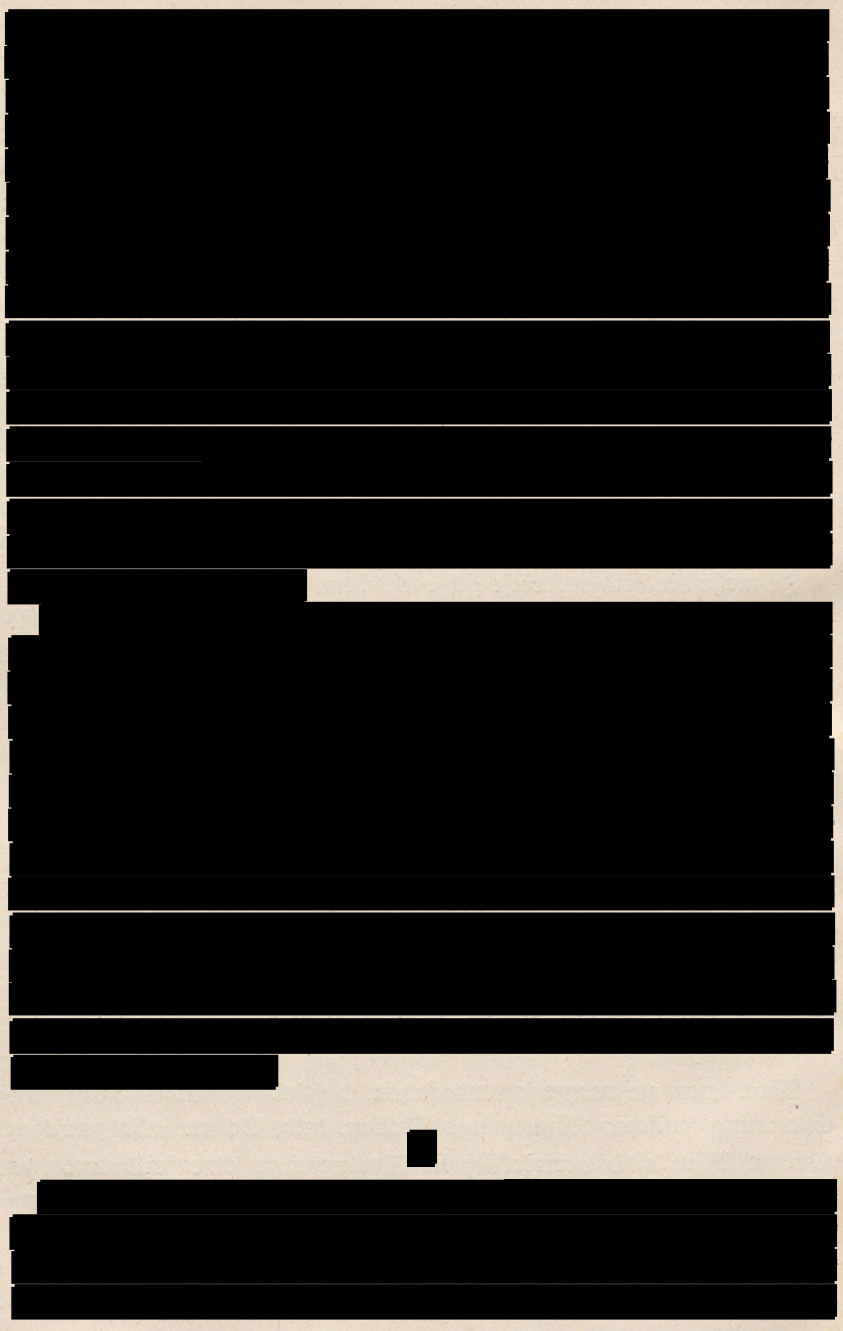






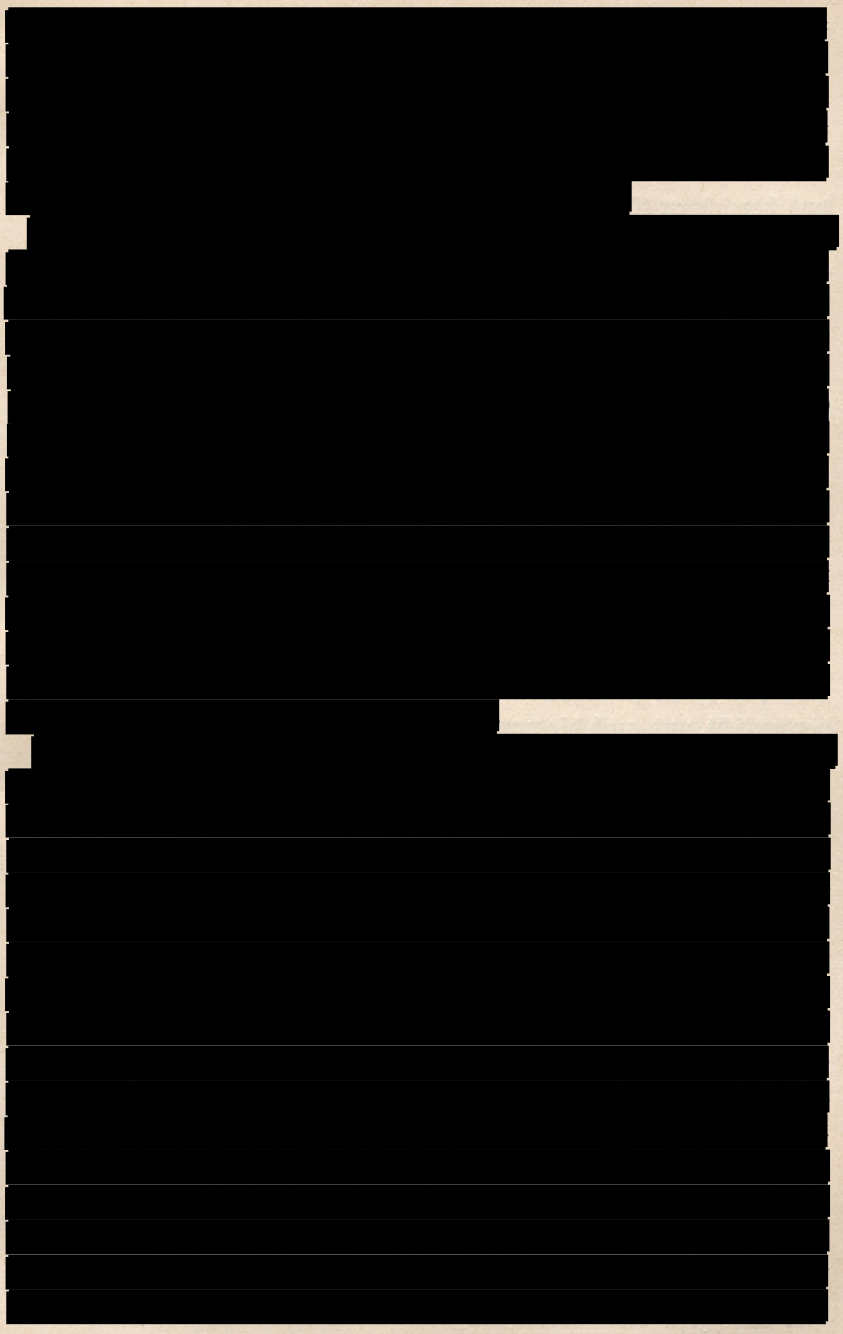


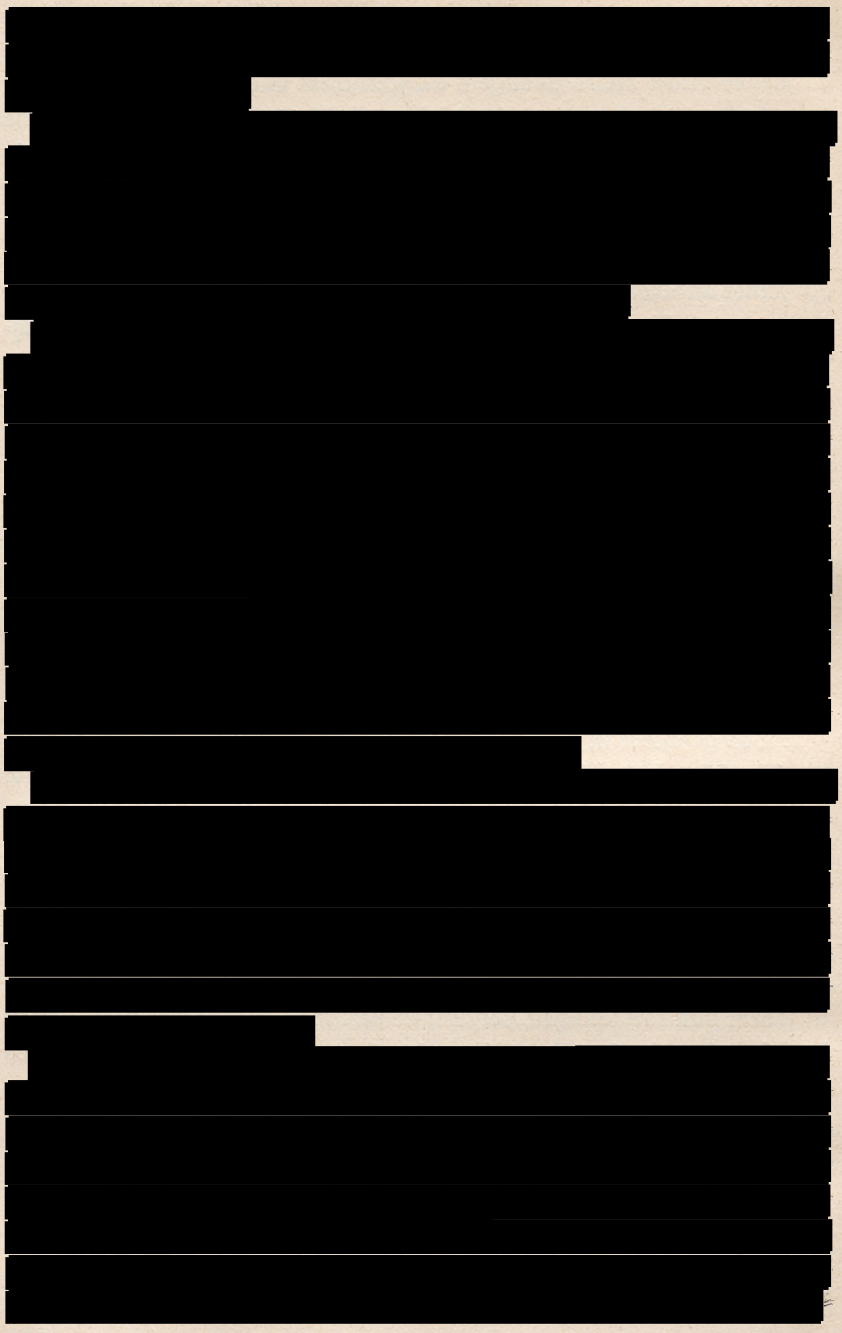




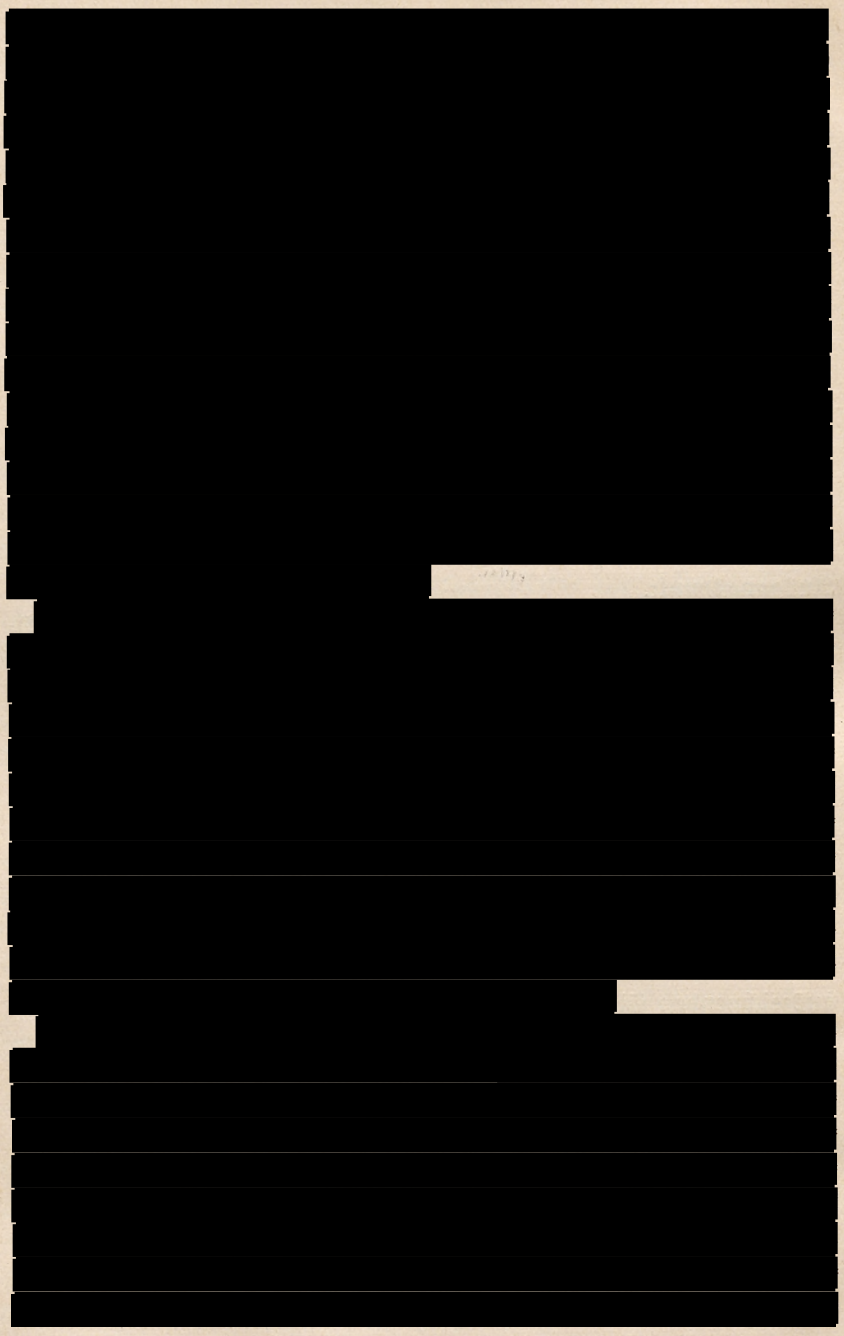


Waldemar Schachl, Siebenbürgische Sächsin (Öl)

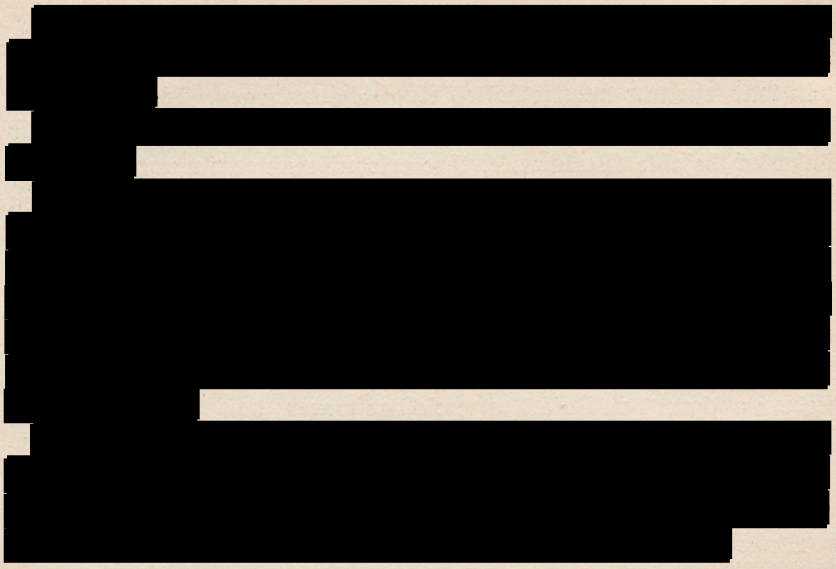




[redacted]







Luxemburg

Von Kurt Horedt

Es gibt kaum einen um seine Herkunft wissenden Siebenbürger Sachsen, bei dem die Nennung Luxemburgs nicht etwas Letztes der völkischen Selbstbestimmung anklingt, dem das Wort von der „Urheimat" nur dem äußeren Umfang nach Ausdruck verleiht. Das Rückblicken auf ein Ursprungsland, das von keiner Überlieferung mehr mitgeteilt wird und dem erst die Forschung der letzten Jahrzehnte neue Wirklichkeit gab, umfaßt schlechthin die Frage nach dem Daseinssinn und der eigenen Lebensaufgabe. Wenn hier Luxemburg als Staat in seiner Problemstellung umrissen wird, so geschieht es nicht, um Herkunftsthesen zu vertreten, sondern um die Schicksalsverwandtschaft des geschichtlichen Entwicklungsganges und der völkischen Lage vom Blickpunkt Siebenbürgens aus anzudeuten. Aus dem Antlitz der Landschaft und der Menschen wird dann bei äußerer Gleichheit die verschiedenartige Antwort deutlich, die beide Stämme über ihren völkischen Standort geben.

Die Landschaft ist nicht einheitlich und durch Flußtäler gespalten und gegliedert, deren jedes seinen eigenen Reiz und Zauber hat.

Das Flußnetz ist mit einer Ausnahme nach der Mosel hin ausgerichtet, keine seiner Wasseradern gehört aber Luxemburg ganz, Ursprung oder Mündung liegen im Ausland und trennen und teilen mehr als sie verbinden und zusammenschließen. Der Norden mit seinen einsamen Wäldern und gelben Ginsterwiesen geht in die Ardennen und das rheinische Schiefergebirge über, die fruchtbare und mit Baumgruppen durchsetzte anmutige Hügellandschaft im Süden ist eine Fortsetzung des lothringischen Stufenlandes. Der Anteil an zwei verschieden gestalteten Räumen unterstreicht noch stärker die Zwischen- und Mittlerstellung der Landschaft.

Die Geschichte des Landes ist ein Spiegelbild seiner geopolitischen Lage. Nach einer noch vorindogermanischen Bevölkerungsschichte nahmen die Kelten das Land in Besitz und gaben es an das römische Imperium ab, als Caesar an den Rhein vorstieß. In der Völkerwanderungszeit besetzten es im Vordringen nach Westen die Franken, und bei der Aufteilung des karolingischen Weltreiches empfängt Luxemburg Schicksal und Sendung. Es wird ein Teil des lotharingischen Zwischenstaates und nachher westliches Grenzgebiet des Deutschen Reiches. Aus der luxemburgischen Grafschaft gehen 5 deutsche Kaiser hervor, und der aus dem westlichen Grenzland kommende Karl IV. versucht Böhmen zu sichern und von Prag als Mittelpunkt aus die Geschicke des Reiches zu gestalten. In buntem und wirrem Wechsel lösen sich in den nächsten Jahrhunderten Burgund, die spanischen und österreichischen Habsburger und Frankreich in der Herrschaft ab, wobei der Besitz der zur stärksten Landfestung Europas ausgebauten Stadt Luxemburg hart umstritten ist. Wie im Märchen liegt auch heute gleichsam nur geträumt die Befestigung an den Felsenufern der Alzig, und Goethe gibt, als er 1792 Herzog Karl August hier begleitete, ergriffen eine eingehende Schilderung: „Wer Luxemburg nicht gesehen hat, wird sich keine Vorstellung von diesem an- und übereinandergefügten Kriegsgebäude machen.“.... Es entstand „eine Verkettung unübersehbarer Bastionen, Redouten, halber Monde und solches Zangen- und Krakelwerk, als nur die Verteidigungskunst im seltsamsten Falle zu leisten vermochte. Nichts kann deshalb einen wunderlicheren Anblick gewähren, als das mitten durch dies alles am Flusse sich hinabziehende enge Tal, dessen wenige Flächen, dessen sanft oder steil aufsteigende Höhen zu Gärten angelegt, in Terassen abgestuft und mit Lusthäusern belebt sind, von wo aus man auf die

steilsten Felsen, auf hochgetürmte Mauern rechts und links hinaufschaut". Gegenwärtig lebt Luxemburg im Wirtschaftsanschluß an Belgien und fristet sein Dasein als neutraler Staat zwischen Mächten und Völkern.

Die Grundlage der Lebenshaltung ist eine bäuerliche, und erst in den letzten Jahrzehnten hat die starke Industrialisierung in zunehmendem Maße dem Lande vor allem im Süden hren Stempel aufgedrückt. Noch mehr als anderswo ist der Bauer durch eine ungebrochene und urwüchsige Zähigkeit ausgezeichnet, die als Ergebnis seiner geschichtlichen Erfahrung im Bewahren des Bodens und der Sprache Ausdruck findet. Die Möglichkeit der Aufbereitung der Minetteerze brachte eine stärkere Sozialisierung der Bevölkerung, und heute steht Luxemburg an sechster Stelle in der Stahlerzeugung der Welt. Es ist kennzeichnend, daß das baulich ansprechendste Gebäude von Luxemburg-Stadt der Palast eines Industriekonzerns ist.

Die von einer starken Währung gestützte Wohlhabenheit und durch Neutralitätserklärungen gesicherte Lage überdeckt nur schwer die innere Ziellosigkeit und völkische Unsicherheit, die der Fluch der Dreisprachigkeit des Landes noch vergrößert. Der Bauer und Kleinbürger lebt noch heute in seiner Muttersprache, dem Luxemburgischen, das als allgemeine Umgangssprache in Verwendung steht. Dem siebenbürgisch-sächsisch Sprechenden gelingt mühelos die Verständigung, wobei die lautliche Verwandtschaft des Luxemburgischen mit dem Dialekt des Nösner Nordgaues größer ist, als mit der Mundart der südlichen Teile des Königsbodens. In manchen Fällen geht diese Übereinstimmung so weit, daß der Siebenbürger Sachse seiner Sprache nach als Luxemburger angesehen wird. Für seine geistigen Belange benützt der Luxemburger das Hochdeutsche, der Wortlaut des Vaterunser und der meisten Zeitungen und Zeitschriften ist deutsch. Das Französische ist die Sprache der Verwaltung und politischen Vertretung, und seine weitere Verbreitung wird durch eine geschickte Kulturpropaganda von seiten Frankreichs noch wesentlich gefördert. Diese sprachliche Doppel- oder Dreischichtigkeit, falls man das Luxemburgische als selbständiges Sprachwesen betrachten will, ist ein Ausdruck und mit der Grund für den Zwiespalt der völkischen Einstellung. Noch 1848 nahmen die Vertreter Luxemburgs im Parlament der Frankfurter Paulskirche an der Wahl des deutschen Kaisers teil, und erst die kleindeutsche Lösung der deutschen Frage be-



J. W. Strobach, Moşii

wirkte die Loslösung vom Reich und den Anfang der inneren Abwendung. Das Liedgut auf den Dörfern z. B. zeigt dieses deutlich. „Sah' ein Knab' ein Röslein stehn", „Am Brunnen vor dem Tore" sind noch allgemeiner geläufig, unbekannt dagegen sind die Lieder der Jugendbewegung und des großen Krieges und die Kampfgesänge des Dritten Reiches.

In der Zeit der beginnenden inneren Erstarrung entstand auch die frühere Nationalhymne Luxemburgs, deren erste Zeile „Mir welle bleiwe, wat mer sinn" lautet und die als Sinnspruch der heutigen Haltung das Denkmal ihres Dichters auf dem „Place des armes" in Luxemburg-Stadt und die Stirnseite des „Hotel de ville" (Bürgermeisteramt) in Esch schmückt. Es wäre anziehend zu untersuchen, ob der Gleichlaut der ersten Zeile bei der Hymne und dem bekannten siebenbürgisch-sächsischen Lied auf mehr als einer zufälligen, äußeren Übereinstimmung beruht. Die Einstellung, die das Gelöbnis des „Mir welle bleiwe, wat mer sinn" abgibt, ist aber in beiden Fällen eine verschiedene. In Siebenbürgen bedeutet sie die Versicherung zum Ausharren im aufreibenden und opfervollen Kampf um das eigene Deutschtum, in Luxemburg spricht sie den selbstgewollten Verzicht auf Bindungen des Blutes und der Geschichte aus und das Selbstgenügen in einem sorgenfreieren, aber geschichts- und kampflosen Dasein.

Das Habsburgerreich in deutschem Lichte

Von Dr. Karl Hoch, Schäßburg

Es sind volksbewußte Österreicher, die heute mit Freuden die Rückkehr der alten Ostmark nach Deutschland begrüßen, und sich doch dessen bewußt sind, daß Deutsch-Österreich der vornehmlichste Träger des habsburgischen Machtgebildes war. Ihr Herzensbedürfnis ist natürlich, sich und andere der deutschen Arbeit zu erinnern, die dieses Machtgebilde trotz allem geleistet hat. Der von 1740 bis 1866 andauernde Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland hatte es mit sich gebracht, daß gewisse Fragen auch in der Geschichtsschreibung noch über 1866 hinaus auf beiden Seiten mit einer Voreingenommenheit behandelt wurden, die ihren Grund darin hatte, daß die einen sich mehr mit dem alten Österreich, die anderen mit Preußen

verbunden fühlten. Wir Sachsen haben Verbundenheiten nach beiden Seiten, die sich etwa die Waage halten. Das erleichtert ein unparteiisches Urteil — soweit es ein solches überhaupt gibt.

Es soll versucht werden zu zeigen, wie die alte Habsburgermacht vom Standpunkt des großen deutschen Gesamtvolkes, sowie von dem seines kleinen, in den Karpathengürtel versprengten Zweiges erscheint.

Um zu einem klaren Bild zu gelangen, muß zunächst die grundsätzliche Frage gestellt werden: Was ist dem volksbewußten Menschen wertvoll? Der Volksbewußte ist jedenfalls stolz darauf, wenn sein Volk eine starke Weltgeltung hat. Wenn es einen großen Staat bestimmt, und dieser in der großen Staatengesellschaft ein starker Machtfaktor ist. Aber auch kulturell: Wenn die Äußerungen des eigenen Volkes bei den anderen Völkern kulturell werbende Kraft haben. Er wird es mit besonderer Befriedigung sehen, wenn auch die politische Macht, über die sein Volk verfügt, sich in den Dienst der Kulturwerbung stellt. Er wird aber erkennen müssen, daß die erste Bedingung für all dies, soll es Dauer haben, die innere Festigkeit des Staates sein muß, wenn sein Volk eine Staatsmacht in der Hand hat, auf jeden Fall aber die Festigung und Unversehrtheit, die Kernhaftigkeit des inneren Volkswesens.

I. Die habsburgische Macht und das Deutsche Reich

Um den Rahmen für die folgenden Ausführungen herauszuarbeiten, sei von Feststellungen ausgegangen, die heute wohl Gemeingut sind, die aber, um zu den weiteren Schlußfolgerungen hinzuführen, hier eingefügt werden müssen.

Karl der Große war der Schöpfer des Mittelalters, der erste praktische Gestalter seiner Ideenwelt. Diese aber war die Synthese mediteranen und nordischen Geistes, das Hineinstellen der nordischen Macht in die große abendländische Kulturwelt, die sich selbst als die Nachfolgerin der politischen und Kulturwelt des Altertums fühlte. Wesentlich bestimmt war die Weltanschauung des Mittelalters durch die Lehre Augustins von den beiden Gewalten, von Kreuz und Schwert. Das Germanentum nahm das Schwert für sich in Anspruch. Darauf gründete sich der Anspruch der „deutschen Nation" auf die Beherrschung des „Römischen Reiches". Nachdem die römische Kaiser-

würde unter Otto dem Großen auf die Beherrscher des aus dem Ostfrankenreich erwachsenen Deutschland übergegangen war, wurde der Kampf Heinrich IV. mit Gregor VII. vom gleichen Rechtsanspruch erfüllt, der dann mit größerem Erfolg von seinem Sohne Heinrich V. erhoben wurde. Dem Herzen des deutschen Volkes steht der Kampf der Hohenstaufen am nächsten. Und doch erscheint bekanntlich die Auseinandersetzug Friedrich Barbarossas mit Heinrich dem Löwen heute in anderem Lichte, als vordem. Man sagt sich, daß doch ungemein viel deutsche Kraft in den Zügen über die Alpen und schließlich zum heiligen Grabe nutzlos vergeudet und damit wesentlich zur Lockerung des politischen Verbandes Deutschlands beigetragen wurde. Das trotz des Feudalismus über die Gewalt der Stammesherzöge hinweg zu einer gewissen Einheitlichkeit erwachsene politische Gefüge, das durch die Erhebung seines Herrschers zum römischen Kaiser an die Spitze eines über die Staatsgrenzen reichenden Machtgebildes gestellt worden war, löste sich selbst zum lockeren Begriffe des Reiches auf. Die Wandlung des deutschen Königs zum Kaiser — wie er allmählich auch in seinem Verhältnis zum politischen Deutschland hieß — war tatsächlich ein Verblassen seiner Herrschermacht, und nicht nur der Schwächling Otto III., sondern auch der geniale Friedrich II., hörten überhaupt auf, Deutsche zu sein. Dagegen war Heinrich der Löwe über die Elbe gegangen und hatte die Arbeit begonnen, die weiter nach Osten der Deutsche Ritterorden fortzusetzen und die Hohenzollern zu vollenden berufen waren.

Der Begriff des „Römischen Reiches Deutscher Nation" hatte eine Inhaltsverschiebung erfahren. Wir haben das Wort „Nation" hier nach dem im Mittelalter gebräuchlichen politischen Sinn zu verstehen. Die „deutsche Nation" war demnach das nach den Begriffen des Feudalsystems noch immer eine feste politische Einheit darstellende Deutschland, an dessen Spitze der deutsche König stand mit den Stammesherzögen als einfachen Vasallen. Diese politische Einheit stand nun an der Spitze der überstaatlichen, wenn auch vielfach nur ideellen Rechtsordnung der abendländischen Christenheit als „Römisches Reich". Der deutsche König wurde „Römischer Kaiser". Die praktische Folge des Bestrebens, dem ideellen Anspruch Realität zu geben, war die Lockerung der an der Spitze stehenden Einheit, so daß diese schließlich selbst nur zu einem „Reich" wurde und die Vasallen immer mehr zu selbständigen, nur noch ganz locker reichsverbun-

denen Landesherren. Die Bezeichnung Reich im bisherigen Sinn war lediglich dekorativ und hatte praktische Bedeutung nur für die Ansprüche nach Italien hin. Im übrigen aber war der Reichsbegriff vollständig auf Deutschland und der Kaiserbegriff auf den deutschen König übergegangen.

Rudolf von Habsburg verschmähte zwar die Kaiserwürde und hieß nur deutscher König, seine Nachfolger aber nahmen sie wieder in Anspruch und nun ergab sich im Grunde das gleiche Verhältnis, wie es früher zwischen dem deutschen König und dem römischen Kaiser und später zwischen dem preußischen König und dem deutschen Kaiser bestand, zwischen dem Herzog der Ostmark und dem römisch-deutschen Kaiser.

Und doch hielten auch die Habsburger am Anspruch des „Römisch-deutschen Reiches" wenigstens Italien gegenüber fest. 1848 und 1852 nahmen die deutsch-national gesinnten Verfechter des habsburgischen Interesses den Anlaß wahr, die Behauptung der kaiserlichen Macht in Italien in die Linie der ghibellinischen Bestrebungen zu stellen. Geändert hatte sich nur die politische Stellung des Papstes — mit Ausnahme der, in der Linie des Neu-Guelfentums des Staatsphilosophen Gioberti liegenden Regierungsanfängen Pius IX. Die lombardischen Städte waren in ihrem Kampf gegen Friedrich Barbarossa die mittelalterlichen Träger des nationalitalienischen Gedankens, dabei überhaupt die ersten Träger wirtschafts- und staatspolitisch neuzeitlichen Geistes, fanden aber über die weltanschaulichen Schranken hinüber die politische Bundesgenossenschaft des Papstes. Im 19. Jahrhundert aber war der Papst mit Ausnahme jener kurzen Unterbrechung „ghibellinisch" geworden. Das ergab sich ebenso, wie seinerzeit das Gegenteil, aus der augenblicklichen politischen Lage. Auch dem Hause Habsburg gegenüber war der Papst im Kampfe Karls V. gegen Franz I. von Frankreich auf kaisergegnerischer Seite gestanden. Weltanschaulich hätte er im Mittelalter, wie in der Neuzeit — den lombardischen Städten, wie dem französischen König gegenüber — auf die kaiserliche Seite gehört. Denn Kaiser und Papst waren die grundsätzlich zusammengehörigen Häupter der mittelalterlich gedachten Weltordnung, gegen die die lombardischen Städte, als Träger des bürgerlichen, jungkapitalistischen Geistes die ersten Angriffe richteten. Eine ähnliche, von der welt-

anschaulichen Einstellung abzweigende Bundesgenossenschaft war die des Papstes mit Franz I. von Frankreich, dessen Absolutismus der erste Träger des modernen Staatssouveränitätsgedankens war; in dessen Linie bogen späterhin auch die Nationalstaatsbestrebungen des 19. und 20. Jahrhunderts, auch die italienischen, ein, die den Herrschaftsansprüchen des Papstes endgültig ein Ziel setzen sollten.

War aber der Kampf der Ghibellinen mit den Guelfen im Grunde ein Kampf des universalistischen Imperatorentums mit dem nach nationaler Selbständigkeit strebenden Italienertum, so lag es nahe, Radetzky als ghibellinischen Feldherrn und das Österreich, das in seinem Lager war, auch deutscherseits als Träger deutschen Herrschaftsanspruches zu werten. Freilich erhielt es bei den Italienern die Feindseligkeit gegen den „tedesco" wach. Andererseits wirkte für Deutschland das Neu-Ghibellinentum und verschiedenes andere, was mit der habsburgischen Herrschaft zusammenhing, in noch höherem Maße auflösend, als das alte Ghibellinentum gewirkt hatte.

Wir Südostdeutsche haben alle Ursache, uns zu freuen, daß die Nachfolger Rudolfs von Habsburg — nachdem sie die hohenstaufischen Überlieferungen wiederaufgenommen hatten — die Ausdehnung der deutschen Geltung nicht nur über die Alpen, sondern auch auf den Südosten erstreckten. Auch vom gesamtdeutschen Standpunkt aus konnte jene Ausdehnung immerhin den nationalen Stolz schwellen. Das Gebiet zwischen Mailand, Semlin, Kronstadt, Czernowitz und Lemberg kam gewissermaßen unter die Schirmherrschaft des deutschen Kaisers. Das klang schön und für den, der einfach an das Machtbereich des deutschen K a i s e r s dachte, auch imponierend. Nur für Deutschland selbst hatte es manchen übeln Haken.

Schon Rudolf von Habsburg hatte für die Behauptung der Herrschaft über das trotz seiner Ablehnung der Kaiserwürde zum Reich verblaßte Ganze die Schaffung einer Hausmacht für nötig gehalten. Das war unmittelbar nach dem Zwischenreich sicher notwendig und wäre auch rechtlich einwandfrei gewesen, wenn sich diese Hausmacht einfach in das Reichsgebiet eingegliedert hätte. Nun kehrte sich aber das Verhältnis zwischen der leitenden Macht und dem Reich um. An der Spitze des Römisch-deutschen Reiches im festzuhaltenden Sinne stand der Herzog der Ostmark. Oft hatten die Kaiser, insbesondere Friedrich II., dem Reichsgedanken ergeben, die Belange der leitenden Macht, die damals Deutschland war, dem eigentlichen „Römischen

Reich Deutscher Nation" gegenüber vollständig hintangesetzt. Die Habsburger hingegen stellten dem Reich gegenüber immer mehr den Gedanken ihrer Hausmacht voran. So war Deutschland sowohl in seiner früheren Stellung als leitende Macht, wie in seiner späteren als Reich, der leidende Teil. Und wenn die Vasallen unter fortwährender Lockerung des Reichsverbandes sich als immer selbständigere Landesherren gebärdet hatten, so befolgte jetzt der Vorgesetzte das disziplinwidrige Vorgehen der Untergebenen, indem die habsburgischen Kaiser ihre Herrschaft als Herzoge der Ostmark auch als eine vollständig selbständige behandelten, die ihr Hauptinteresse für sich in Anspruch nahm. Die weitere Wahrung der kaiserlichen Macht diente nur zur Stärkung dieser Hausmacht, die sich späterhin weit über die Grenzen des im neuen Sinne verstandenen Reiches erstreckte. Den Überlieferungen der römischen Kaiserwürde im alten Wortsinne folgend, hatten die Habsburger die Gelegenheit wahrgenommen, die Landesherrschaft über die Lombardei zu erwerben und auch die Schirmherrschaft über das weitere Italien auszuüben. Und ebenso wurde die habsburgische Macht auch dem übrigen Deutschland gegenüber einfach zu einer Schirmherrschaft. Diese Feststellungen wollen tendenzfrei und sachlich genommen werden. Nie ist der geschichtliche Entwicklungsgang ausschließlich nach den Gouvernantenweisungen der Legitimität abgelaufen. Nur pflegt man über die Gouvernante, die selbst ihre Seitensprünge macht, zu lächeln. Die Gouvernante Hofburg rümpfte die Nase, wenn Preußen die Erfordernisse seiner Zukunftsbestimmung den vergilbten alten Reichs- und Bundessatzungen voranstellte, hatte aber selbst sowohl nach Westen, als nach Osten wenig Legitimitätshemmungen.

Bis 1866 war den meisten Landesherren übrigens eine in gewissen Schranken gehaltene österreichische Schirmherrschaft gar nicht unangenehm. Sie empfanden sie immer mehr als Sicherung ihrer staatlichen Selbständigkeit, was einen Großteil deutscher Patrioten allerdings veranlaßte, das Römisch-deutsche Reich einfach als einen Hemmschuh für eine wirkliche politische Zusammenfassung Deutschlands anzusehen. Auf keinen Fall war das Preußen Friedrichs des Großen und das seiner Überlieferungen gewillt, sich dieser Schirmherrschaft zu unterwerfen.

Die Landesfürsten, deren Beispiel die Habsburger bei Entfaltung ihrer Hausmacht gefolgt waren, darunter die brandenburgisch-preußi-

schen voran, stellten ihre Landesherrschaft in die Ideenwelt des vom mittelalterlichen Reichsgedanken sich grundsätzlich abhebenden modernen staatlichen Souveränitätsgedanken französischen Ursprungs. Die Ländermasse ihrer Hausmacht suchten die Habsburger nun in ähnlicher Weise zusammenzufassen, stießen dabei aber insbesondere in Ungarn auf noch entschiedenere Gegnerschaft als beim gemäßigteren Bestreben, auch für diese Ländermasse den Reichsgedanken aufzunehmen. So beschied man sich denn für die eigene Ländermasse doch meist damit, die Reichsidee auf sie zu übertragen, und so kam es eben zur zweiten Überpflanzung des Reichsgedankens. Auch der gemeinsame Beherrscher fühlte sich schon zu der Zeit, als er noch römisch-deutscher Kaiser hieß und es ein Kaisertum Österreich rechtlich noch nicht gab, vornehmlich als Kaiser des Ostreiches.

Für die zur Entfaltung gelangte selbständige europäische Großmacht verkörperte die ihren Beherrschern bis 1806 zustehende römisch-deutsche Kaiserkrone nur einen Teil ihrer politischen Machtsphäre, der von 1815 bis 1866 in der Vormachtstellung Österreichs im Deutschen Bunde nur die Fortsetzung fand, während die selbständige europäische Großmachtstellung ungeschmälert aufrecht blieb. Der Umtausch der römisch-deutschen Kaiserkrone gegen eine neugeschaffene österreichische, die Kaiser Franz 1804 und 1806 in etwas unlogischer Reihenfolge vornahm, brachte nur den Abschluß eines äußeren Entwicklungsganges zum Ausdruck, der schon Jahrhunderte früher angesetzt hatte. Der Volksmund, der Maria Theresia als Kaiserin bezeichnete, und zwar durchaus nicht nur im Sinne der Kaisersgattin, nahm die österreichische Kaiserwürde vorweg und machte deren Schaffung im Jahre 1804 damit bloß zur offiziellen Bestätigung eines — allerdings nach zwei Richtungen illegitimen — längst schon, wenigstens als einheitlicher Machtwillen, Bestehenden. Daß dieser auf eine einheitliche höchste Macht gerichtete Wille, mit der Behauptung einer auf älterem Anspruch ruhenden und von den Herrschern durch Krönungseide fortwährend anerkannten staatlichen Selbständigkeit des ostleithanischen Teiles in fortwährender Auseinandersetzung stand, gehört nicht unmittelbar hierher. Die rechtlich wiederum nur einen Teil des alten Reiches bildenden westleithanischen deutschösterreichischen „Erblande" bildeten trotz ihres rechtlichen Verhältnisses — wie erwähnt — politisch den Kern des nach

Einheitlichkeit strebenden, Deutschland gegenüber nach Tunlichkeit nur bindenden, nicht gebundenen habsburgischen Reiches.

Und trotzdem fühlte sich sein Beherrscher auch noch immer als „Römischer Kaiser Deutscher Nation" im ursprünglichen Sinne und als Träger der glanzvollen hohenstaufischen Überlieferungen. Die Hohenzollern aber waren die Fortsetzer und Krönen der Arbeit Heinrichs des Löwen.

Rudolf von Habsburg hatte, wie der Arbeit Wilhelm Deutschs über den „Weg zum großdeutschen Reich" (Ostmark-Schriften des E. Diederichs-Verlags) zu entnehmen ist, als einfacher Graf Konradin auf dem Zuge nach Italien anfangs begleitet, dann aber die Unmöglichkeit des Unternehmens eingesehen und war, als seine Warnungen unbeachtet blieben, umgekehrt. Deutsch schließt daran die Bemerkung, daß die Zukunft dem Mann gehört habe, „der nicht teilhaben wollte an einem, wenn auch vielleicht lockenden Abenteuer, sondern sich auf das Schicksal seiner deutschen Heimat bescheiden wollte.... Zwei Tatsachen sind von Bedeutung: Rudolf wollte die deutschen Geschicke in Deutschland entscheiden, deshalb hat er nicht teilgenommen an Konradins Zug; und Rudolf wollte die deutschen Geschicke von Deutschen entschieden wissen; zweimal war er bereits vom Papste gebannt gewesen, weil er immer an der Seite des Kaisers stand und, obwohl persönlich fromm, offen gegen die Machtansprüche der Kurie gekämpft hatte." Gibt es eine klarere Begründung dafür, weshalb im späteren Streit um die Vorherrschaft in Deutschland der ganz natürliche Anspruch auf Seite Preußens stand und daß vom großen, deutsch-nationalen Standpunkt aus alles bejaht werden muß, was nötig war, ihn zur Geltung zu bringen, als solchen Hinweis auf die Notwendigkeit dieser national- und kirchenpolitischen Stellung Rudolfs und den Blick auf die schnurstracks gegenteilige Stellung seiner Nachfolger?

II. Deutsche Wertung der habsburgischen Innenpolitik

Die Habsburger taten Manches für die Ausbreitung des deutschen Sprachgebietes, Weniges für die Weckung eines deutschen Bewußtseins.

Soweit es sich wirklich um die Ausbreitung deutschen Lebensraumes handelte, wird man auch der Hofburg dankbar sein müssen.



Waldemar Schachl, Frühling am Schuler (Öl)

Vorwürfe von deutscher Seite richten sich aber gegen den Mangel an Folgerichtigkeit in der deutschen Besiedelung — dagegen, daß auch hier deutsche Kraft verpufft worden ist, daß mitgeholfen wurde, das Deutschtum zum bewußten Kulturdünger zu machen.

Im Temescher Banat hatte die österreichische Regierung bis zum Jahre 1786 volle Schaltungsfreiheit. Sie hatte sich diese nach Vertreibung der Türken durch die Waffen Prinz Eugens vorbehalten. Sie war dabei nur den Weg gegangen, den Preußen später nach der Eroberung Schleswig-Holsteins ging. Sie setzte sich über ältere Rechtsansprüche auf Grund des Rechtes des Eroberers vorerst hinweg. Nur war sie politisch nicht in der Lage, den Standpunkt festzuhalten, denn sie hatte sich mit einem stärkeren Machtfaktor auseinanderzusetzen, als es der Augustenburger samt Anhang war. Vorerst richtete sie im Banat nach der Darstellung, die uns Joseph Kallbrunner in seiner Arbeit „Deutsche Erschließung des Südostens" (Ostmark-Schriften, Diederichs) gibt, eine mustergültige merkantilistische Kameralwirtschaft ein. Der Wohlstand der Leute und die Kameraleinkünfte wuchsen. Aber es waren laute Einzelleute, die von oben entsprechend in die Arbeit eingegliedert wurden. Das ging mechanistisch fein am Schnürchen. Friedrich der Große ging zur gleichen Zeit die gleichen Wege; nur war seiner Arbeit die Schaffung eines national einheitlichen Gebietes vorangegangen, die solche mechanistische Arbeit wenigstens nach einer Richtung unschädlicher machte. Für die Heranziehung einer selbständigen Kämpfergarde wäre die Vorwegnahme steinischer Ideen notwendig gewesen. Treitschke sagt einmal, daß man sich nur auf den stützen könne, der auch Widerstand zu leisten vermag. Die Widerstandskraft, die wir den Katholisierungsbestrebungen entgegensetzten, machte uns, obwohl sie nach unserem heutigen Urteil erst recht nicht die wünschenswerte Stärke hatte, zu einer beachtenswerten Stütze der österreichischen Regierung in staatspolitischer Richtung. Eine solche Stütze kann nur eine selbständig in sich geschlossene Gruppe bilden, die nicht auf Gegängeltwerden von außen ruht und also jedem zur Verfügung steht, der das Gängelband in die Hand bekommt.

Es ist ein Irrtum anzunehmen, daß einfach materialistische Gesinnung die Banater Schwaben später der Madjarisierung zugänglich gemacht habe. Es handelt sich im Gegenteil vielfach darum, daß auch bevor eine geistige Leitung von eigenvölkischer Seite ihnen

gewaltsam vorenthalten wurde, eine solche nur von fremdnationaler Seite auf sie einwirkte. So standen denn der geistig gehobenen Schichte in der Folge Petöfy und Vörösmarty seelisch näher als Schiller und Goethe. Im Jahre 1848 erschienen die Magyaren als die Träger der großen europäischen Freiheitsbewegung, die Banater Schwaben kämpften im Bürgerkrieg in deren Reihen, und das wob ein ähnliches seelisches Band wie um die Elsaß-Lothringer ihr Mitkämpfen für die Ideen der französischen Revolution. Es rächte sich eben, daß nicht rechtzeitig für die Ausbildung einer selbständigen Intelligenzklasse Vorsorge getroffen worden war, der allmählich auch die Leitung des öffentlichen Lebens hätte überlassen werden können, der aber insbesondere die Aufgabe zugekommen wäre, reines deutsches Geistesgut zuzuführen und im Wege der Pflege des engeren Zusammengehörigkeitsgefühles das Zugehörigkeitsgefühl zum großen deutschen Kulturvolk wachzuerhalten. Ähnlich soll man in Elsaß-Lothringen, als es im Jahre 1871 an Deutschland zurückgefallen war, zunächst den vergeblichen Versuch gemacht haben, die französisch gesinnten Notabeln zu ködern, und dann wurde in preußischer Weise stramm regiert, statt aus der noch deutschen Landbevölkerung eine eigene deutschgesinnte Intelligenzklasse heranzuzüchten, die allein das seelische Band mit dem Gesamtdeutschtum knüpfen und dann auch die Leiter des öffentlichen Lebens hätte stellen können.

Über die Art, wie die Protestantenverfolgungen in Oberungarn die Zipser Deutschen in das madjarische Lager trieben, will ich nicht weiter sprechen.

Joseph Kallbrunner stellt in seinem oben erwähnten Heft fest, daß in keinem Lande der Monarchie sich die österreichische Herrschaft so deutlich ausgewirkt habe wie in der Bukowina. Demgegenüber kann ich mich des Aufsatzes eines Buchenländers im „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt" über die nationalen Verhältnisse im Buchenland in der Zeit nach der neuen Staatsgestaltung erinnern, der alles bewußte nationale Leben, das gegenwärtig dort besteht, auf jüngste nationale Arbeit zurückführt, die geleistet worden ist, seitdem die Bukowina nicht mehr einem wenigstens halbwegs deutschen Staate angehört. Kallbrunner reiht es überdies in die Fülle der tragischen Ereignisse ein, an denen die Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie so reich sei, daß die österreichische Verwaltung mit all ihren Kräften und all ihrer Überlegenheit bei den rumänischen und

ruthenischen Einwohnern nicht das erstrebte Gefühl der Zugehörigkeit zur Monarchie zu erwecken vermochte, vielmehr die Träger der immer stärker werdenden irredentistischen Bestrebungen unter ihnen hochgezüchtet und entscheidend gefördert habe. Als Ergänzung hiefür kann die Feststellung des erwähnten aus dem Buchenland stammenden Aufsatzes genommen werden, daß die österreichische Beamtenschaft gerade, wenn sie nach oben wohlgefällig sein wollte, womöglich eine größere Rücksicht auf die nichtdeutschen Elemente hatte nehmen müssen, als auf die deutschen. Da erinnert sich der Siebenbürger Sachse der Regierungszeit Josefs „des Deutschen". Und die österreichische Regierung soll nun nirgends so deutsch gewirkt haben, wie in der Bukowina! Das stellt ihrem übrigen deutschen Wirken nicht das beste Zeugnis aus.

Das Habsburgerreich hatte sich zu einem großen Machtgebilde entfaltet, zu einer großen Wirkungsgemeinschaft, die die natürliche Tendenz hatte, sich in eine Seelengemeinschaft der sie umfassenden Glieder umzusetzen. Es kann nicht gesagt werden, daß zu ihrer Entfaltung starke unzulässige Mittel verwandt wurden. Aber eine so große Wirkungsgemeinschaft hat natürliche seelische Anziehungskraft, die sie in Seelengemeinschaft umsetzt. Auf der gleichen Grundlage ist das Preußentums erwachsen. Nur hat der natürliche Entwicklungslauf es mit sich gebracht, daß preußische mit gesamtdeutscher Gesinnung zusammenwachsen konnte. Sie hat dieser einen besonderen Härtegrad gegeben und ist schließlich selbst in dieser gesamtdeutschen Gesinnung aufgegangen. Daß Friedrich der Große nur gerade Preuße und nichts anderes war, darüber ist nicht weiter zu sprechen und auch darüber nicht, daß selbst bei Bismarck, wenigstens nach politischer Richtung, auch über die achtundvierziger Junkerzeit hinüber das Preußentum die im Kern bestimmende Kraft war — auch bei der Reichsgründung. Wie es bei jedem in ähnlicher Lage der Fall ist, gab ihm der Gedanke, durch die Wahrung preußischer und hohenzollerischer Belange auch Deutschland am besten zu dienen, jedenfalls inneren Gleichklang.

Anders stand es mit der ausgesprochenen österreichischen Gesinnung. Das Habsburgerreich war nun einmal aus Deutschland herausgewachsen. Ihm aber lag eine zusammenfassende Tendenz zugrunde, die nur zwei Möglichkeiten zuließ: entweder die Beschränkung der politischen Einheit auf das außerösterreichische Deutschtum oder die völlige Zerstörung des deutschen Gepräges Deutschlands durch Aufnahme des ge-

samten habsburgischen Ländergebietes. Die letztere Lösung mußte von den politisch denkenden national Gesinnten abgelehnt werden, die erstere lehnte das Machtstreben des Habsburgerreiches ab. Und so ergab sich der notwendige Gegensatz, der nur durch Blut und Eisen gelöst werden konnte.

Bismarck lag es von seinem eigenen Denken aus ferne, den Wahrern des habsburger Machtstrebens aus diesem Wahrungsbestreben einen Vorwurf zu machen. Anders erschien die Sache den ausgesprochen nationalgesinnten Gliedern der alten Monarchie. Nach 1866 mußten sie ein ausschlaggebendes seelisches Erfaßtsein durch die große Wirkungsgemeinschaft dieser Monarchie ablehnen. Der Volksbewußte sträubt sich gegen jegliches Überschattetwerden seiner nationalen seelischen Verbundenheit. Er lehnt nicht etwa andere seelische Verbundenheiten vollständig ab, auch die mit der großen Wirkungsgemeinschaft des Staates nicht. Aber nach dem heutigen Stärkegrad nationalen Fühlens wehrt er sich gegen die Überordnung der seelischen Verbundenheit mit dem Staatswesen, selbst wenn dieses entschieden nationales Gepräge des eigenen Volkstums trägt. Nun kann nicht geleugnet werden, daß es nicht nur von Dollfuß und Schuschnigg behauptetes, besonderes seelisches Österreichertum gab. Die stärkere deutschnationale Welle hat es augenscheinlich hinweggeschwemmt. Es handelt sich dabei nicht um die besondere ostbajuvarische Note des Deutschtums. Diese ist gegenwärtig nur ihrer volleren Reinheit zugeführt worden, dabei mag sie immerhin durch die besondere österreichische Zutat ein unschädlich gewordenes, dabei verarbeitbares und die deutsche Mannigfaltigkeit erhöhendes Stück behalten haben. Es ist ein Irrtum, im Preußentum slawischen Einschlag zu bemerken. Es hat seinen besonderen Härtegrad erhalten durch den Kampf mit dem Slawentum. Der vielfach nicht nur dinarische, sondern auch ostische Deutschösterreicher war innerlich aufnahmsfähiger. Diese Aufnahmsfähigkeit ist die andere Seite seiner Anziehungskraft und erhöhte diese. So entstand insbesondere im Wege des Militärs, aber nicht nur in diesem, ein tatsächlich ganz eigenes Gepräge mit deutscher Grundlage, aber vielfach mit nichtdeutschen Zutaten, dabei auch mit vielen Trägern aus anderer Volksart. Da hatte sich dann doch eine besondere — wie wir sie später hießen — „K. u. k.-Art entwickelt, die gerade wegen ihrer deutschen Grundlage und einschmeichelnden Werbekraft auch für unsere herbere sächsische Art nicht ganz ungefährlich blieb. Ausgesprochen andersvölkischem Wesen gegen-

über sind wir allezeit widerstandsfähiger. Man kann nicht sagen, daß die Art, in der uns das Österreichertum gegenübertrat, irgendwie katholisches Gepräge an sich trug. Von katholischer Bigotterie war nichts zu verspüren, eher von der bewußten Kehrseite, die sie zutage fördert. Aber Unprotestantisches trug sie immerhin an sich. Und wir pflegen nun einmal das protestantische Wesen, von dem sehr wohl selbst religiös gläubige Katholiken erfüllt sein können, als festesten deutschen Kern anzusehen. Trotzdem nahm selbst bei einem Teil von denen, die in ihrem innersten Kern die uns zustehende Herbheit wahrten, das seelische Verbundenheitsgefühl mit der großen Wirkungsgemeinschaft, in die sie in der altösterreichischen Zeit auch im außermilitärischen Leben und in der späteren im militärischen traten, eine Stärke an, die es dem Höhepunkt seelischer Verbundenheit — um mich vorsichtig auszudrücken — zum mindesten sehr nahe brachte. Die Größe der Wirkungsgemeinschaft hatte natürliche werbende Kraft.

Dereinst war also mit vollem Sachsentum schwarz-gelbe Gesinnung fest verbunden. Wir können Schattierungen von ihr unterscheiden, die freilich, wie solche Schattierungen überhaupt, ineinander übergehen.

Die eine wertete die große Wirkungsgemeinschaft einfach von dem aus, was sie für deutsche und besondere sächsische Belange tatsächlich tat. Die Ansichten darüber, wie weit die einzelnen Maßnahmen wirklich als eine Förderung dieser Belange anzusehen und wie weit Dinge, die wir alle für uns als national unentbehrlich ansehen, darunter vor allem unser Protestantismus, gerade gefährdet wurden, mögen auch damals verschieden gewesen sein.

Diese Wertung leitete doch auch bei manchen zu einer unmittelbaren Wertung der großen Wirkungsgemeinschaft über. Man war stolz, ihr zuzugehören.

Und zum Schlusse folgte aus beiden ein Verbundenheitsgefühl mit dem Herrscherhause, das freilich durch dessen ultramontane Einstellung stark belastet war, aber trotzdem — wie wir meinen auf Gegenseitigkeit ruhend — dem alten Herrn gegenüber die volle Wärme behielt. Seinem Nachfolger und dessen unglückseliger Gattin ist es aber gelungen, das ideelle Kapital, das der alte Herr aufgespeichert hatte, auch bei uns restlos zu vergeuden.

Sehen wir von diesem traurigen Schlußkapitel ab, so waren auch dem Volksbewußten die beiden letzteren seelischen Verbundenheiten nicht fremd, wohl aber hatte er Einwendungen dagegen, daß sie eine

seelisch beherrschende Rolle spielten. Und diese Gefahr war größer bei einer politischen Kraft, die man doch halbwegs als eine deutsche ansehen konnte, als bei einer ausgesprochen fremdvölkischen.

Man wird es über die sächsischen Verhältnisse hinüber begreiflich finden, wenn für manchen das Imponierende der großen politischen Wirkungsgemeinschaft die seelisch bestimmendste Kraft wurde, daß sie insbesondere auch bei manchem gut nationalgesinnten Deutschösterreicher sich mit der rein nationalen Einstellung zum mindesten die Waage hielt. Es steht nicht fest, ob das beispielsweise nicht auch bei Grillparzer der Fall war. Jedenfalls spielte dieses Moment bei der Beurteilung der Vormachtsfrage eine sehr bestimmende Rolle. Nicht einen Augenblick will in Zweifel gezogen werden, daß die gleichlaufende Seelenregung auch auf preußischer Seite da war. Nur war sie im Schlußergebnis für die wirklichen deutschen Belange vorteilhaft.

Das Erfaßtwerden vom Stolz, einer großen Wirkungsgemeinschaft anzugehören, ist etwas menschlich Natürliches. Der Volksbewußte fordert auf jeden Fall das unbedingte Vorangehen des nationalen Gedankens, wenn er auch Verständnis dafür hat, daß die imponierende Kraft einer großen Wirkungsgemeinschaft hie und da das Übergewicht bewahrt. Das Verständnis geht ihm aber völlig ab, wenn es sich um einen letzten Rest handelt, dem alle imponierende Größe fehlt. So stand der Deutschfühlende den letzten Verfechtern der „Unabhängigkeit Österreichs" gegenüber.

Wie aber das Andenken an den Großen Kurfürsten, an Friedrich den Großen, an den greisen Kaiser nicht nur jedem Preußen, sondern jedem Deutschen, auch jedem deutschgesinnten Auslandsdeutschen teuer ist, so wird kein deutschnationales Gefühl es dem Deutschösterreicher verargen, wenn er Maria Theresia, Josef II. und die vorletzte, ehrwürdige Herrschergestalt in warmem Andenken bewahrt. Der Siebenbürger Sachse hat freilich Josef II. gegenüber seine Sonderstellung.

* *
*

III. Das Habsburgerreich und die Siebenbürger Sachsen.

Es sei dem Siebenbürger Sachsen gestattet, schließlich davon zu sprechen, wie sich die habsburgische Herrschaft im besonderen auf die sächsischen Belange ausgewirkt hat.

Schon nach der verhängnisvollen Schlacht bei Mohács, durch die das alte Ungarn im Jahre 1526 zerstört wurde, war in dem Kronstreit zwischen dem Habsburger Ferdinand und dem einheimischen Kronprätendenten Zápolya die Stellung des sächsischen Volkes zu Beginn ausschließlich auf der Seite Ferdinands. Hermannstadt hielt eine siebenjährige Belagerung zu seinen Gunsten aus. Bestimmend war auch damals schon das völkische Verbundenheitsgefühl. Schon zur Zeit der altungarischen Könige war der vorübergehend auf den ungarischen Thron gelangte Otto von Bayern mit Begeisterung als „teutscher König" begrüßt worden. Auch der Versuch des Kaisers Rudolf II., sich Siebenbürgens zu bemächtigen, fand die Sachsen trotz Bastas, im übelsten Andenken stehenden Wallonen, auf der habsburgischen Seite. Und als dann Prinz Eugen und Ludwig von Baden ihren Siegeszug nach Südosten hielten, freuten wir uns wieder zum Westen geschlagen zu werden und unter die Herrschaft des — wie wir wähnten — schlankwegs deutschen Herrscherhauses zu gelangen. Was wirklich an deutscher Kulturarbeit im Südosten geleistet worden ist, haben wir durch die nachfolgenden zwei Jahrhunderte hindurch durch Einsatz unserer eigenen Kräfte zu stützen und zu mehren gesucht und hofften überdies auf die werktätige Stützung unserer eigenen Stellung im Lande durch den stammverwandten Monarchen.

Wir Sachsen waren auch unter der neuen Herrschaft (die die Habsburger verfassungsmäßig als ungarische Könige, als Träger der Stephanskrone ausübten) neben dem ungarischen Adel und den Szeklern der dritte Landesstand. Da gab es zwischen den drei Landesständen verschiedene Auseinandersetzungen über die Geltung der drei Stände und auch solche wirtschaftlicher Natur, in die allerdings auch damals schon das nationale Moment im heutigen Wortsinn hineinspielte. Andererseits hatten sich beim allmählichen Verfall des ungarischen Königtums die drei im politischen Sinne verstandenen Nationen zu gegenseitigem Schutz zusammengeschlossen. Die Verpflichtung zu diesem Schutz wurde durch den Unionseid der Vertreter der einzelnen Nationen bekräftigt. Das gab immerhin, trotz des ausgeprägten nationalen Bewußtseins auf beiden Sieten ein der Schweizer Eidgenossenschaftsgesinnung verwandtes Zusammengehörigkeitsgefühl, das auch die Sachsen auf die Rechte des Landes achten ließ. Sie hatten auch einen eigenen Anlaß, darauf zu achten. Die Übergabe des Landes war unter den Bedingungen des vom Kaiser ausgestellten „Leopoldinischen Di-

ploms" geschehen. Dieses enthielt Sicherungen für die Selbständigkeit des Landes, aber auch Sicherungen für die konfessionelle Gleichberechtigung der vier „rezipierten Konfessionen": der beiden evangelischen der römisch-katholischen und der unitarischen. Da die Unitarier mit den Reformierten Hand in Hand gingen, gab es im siebenbürgischen Landtag drei Parteien: eine magyarisch-reformierte, eine magyarisch-katholische und die sächsische. Nun hatten die Sachsen ihre nationalen Gründe, der monarchischen Gewalt eine tatkräftige Geltung zu verschaffen. Die magyarischen Katholiken waren aus konfessionellen Gründen bis zu einem gewissen Grade auch so eingestellt und hatten am Wiener Hofe deshalb sowohl aus staatlichen, wie insbesondere aus konfessionellen Gründen eine ziemlich starke Stellung. Sie waren aber nun im Lande selbst unsere gehässigsten Gegner. In ihrer Mitte waren auch die besonderen Vertreter des Fiskus den sächsischen Interessen feindlich. Es bedurfte der besonderen Geschicklichkeit Brukenthals, die sehr starke Stellung dieser Kreise am Hofe zu paralysieren. In ihren rein katholischen Bestrebungen — besonders wegen der Zulassung des Jesuitenordens, der aus Siebenbürgen seit der Fürstenzeit verbannt war —, kamen sie denen des Hofes entgegen und fanden dessen zuverlässigste Unterstützung, im Lande besonders die der kommandierenden Generale, die eigenmächtig auf das zivile Leben übergriffen. Diese Übergriffe bekamen wir Sachsen besonders stark und die Hermannstädter in erhöhtem Maße zu spüren. (Trotzdem hat — nebenbei gesagt — in Hermannstadt durch den gesellschaftlichen Einfluß von Militär und Beamtenschaft die besondere österreichische Gesinnung ihre längste Lebensdauer gehabt.) Einfach durch Militärgewalt wurden evangelische Kirchen den Katholiken zugeführt. Die Hauptsache war aber die Bevorzugung streberischer konfessioneller Renegaten und, zur Ermöglichung dieser Bevorzugung, Eingriffe in das sächsische Eigenleben — auf diese Weise Vergiftung der Reinheit sächsischen Geistes.

Was aber auch schlechtansetzende Germanisierungsabsichten unter Umständen zeitigen konnten, dafür war der folgende, allerdings nicht durchgeführte Plan des Kommandierenden Königsegg bezeichnend. Es sollte die auf den drei ständischen Nationen ruhende Verfassung Siebenbürgens aufgehoben, das Sachsenland dem Kommandierenden unterstellt, die Rumänen aus dem Sachsenland in der damals österreichischen Kleinen Walachei angesiedelt und die auf dem Sachsenland entstandenen Lücken durch deutsche Einwanderung er-



J. W. Strobach, Masken

gänzt werden. Die zweite Hälfte des Planes klingt bestechend, aber schon die Unterstellung unter den Kommandierenden gefährlich. Vor allem zeigte sich der Pferdefuß bei der gleichzeitigen Forderung der Zulassung der Jesuiten. Und dann war es jedenfalls so gedacht, daß die Anzusiedelnden Katholiken sein mußten. Mit der Unterstellung unter den Kommandierenden wäre es ja auch auf eine Kameralwirtschaft wie im Banat herausgekommen, aber auch auf die Züchtung einer auf Gegängeltwerden angelegten Menschenart, die später wohl gleichfalls dem magyarischen oder trotz der Überpflanzung der Rumänen auch dem rumänischen Gängelbande ausgeliefert worden wäre.

Der Plan Königseggs klang ungemein deutscherobernd. Im Sinne des Deutschtums, in dessen Linie die bestimmenden Elemente der politischen Einheit standen, war er es wohl auch. Das war nun aber doch ein Deutschtum eigener Art, berufen, den Kitt des Ganzen zu bilden und auf die Bedürfnisse dieses Ganzen zugeschnitten, im wesentlichen aber nur Mittel zum Zweck. Die Entfaltung des Deutschtums, das uns am Herzen lag, mußte, wo sie nicht mehr in der Linie dieses Zweckes lag, auf alle Fälle zurücktreten. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß unter den durchführenden Organen der Hofpolitik auch rein deutschgesinnte Männer waren. Ihr Wirken aber mußte sich der allgemeinen Linie unterordnen. Immerhin waren sie bestrebt, dieser allgemeinen Linie so viel an wirklichem Deutschtum abzuringen, als sie durchsetzen konnten.

Vorwiegend wurde eine ganz besondere Art von Deutschtum gepflegt, die den Beruf hatte, für das große Ganze ein einheitlicher Kitt zu sein. Doch wurde in erster Linie nicht dem Deutschtum dieser Beruf zuerkannt, sondern in viel ausgiebigerem Maße dem Katholizismus. Man täte den einzelnen Gliedern des Herrscherhauses unrecht, wenn man annehmen wollte, daß es sich nur um einen Staatskatholizismus als Mittel zu politischen Zwecken gehandelt habe. Nein, dieser Katholizismus war religiös echt, was menschlich achtenswert war, den Interessen des Deutschtums aber nicht eben zugute kam. Man kann geradezu sagen, daß bei den Habsburgern außer Josef II. die Wertreihenfolge die folgende war: in erster Linie katholisch, in zweiter Linie habsburgisch, d. i. zum Zweck der Machtentfaltung des Hauses von der Wahrnehmung des Gesamtreichsinteresses erfüllt und auf Zusammenfassung des Reiches bedacht; in letzter Linie dann auch etwas deutsch. Diese subjektive Wertereihenfolge hätte hingehen können, wenn

trotzdem das deutsche Interesse wirklich gefördert worden wäre, was aber in der Schlußbilanz wohl nicht behauptet werden kann.

Bei Josef II. ging die Wertabstufung wohl dahin, daß er in erster Linie Aufklärer des 18. Jahrhunderts und dann, wie seine Familiengenossen, in zweiter habsburgisch-gesamtstaatlich und in dritter Linie auch deutsch war, mehr als die anderen. Übrigens war ihm trotz seiner kirchenpolitischen Stellung Rom gegenüber die religiös-katholische Haltung seines Hauses nicht fremd. Unser Chronist Michael von Heydendorff, der Michael von Heidendorf, der bei beiden Reisen des Kaisers nach Siebenbürgen sein Begleiter war, erzählt, daß der Kaiser sich beim Betreten eines Gotteshauses immer streng an die katholischen Zeremonien gehalten habe. Das hat jedenfalls auch Heydendorff achtenswert gefunden. Bemerkenswerterweise teilte aber der Erlasser des Toleranzediktes auf die sächsisch-evangelische Beschwerde hin, daß die Übertritte aus einer Kirche in die andere verschieden behandelt würden, indem dem Verlassen der katholischen Kirche seelische Mahnungen des katholischen Geistlichen voranzugehen hätten, beim Verlassen der protestantischen Kirche solche des protestantischen Geistlichen aber nicht, die Antwort, einen Vorzug müsse die Religion des Herrschers doch haben. Vollständig das Gepräge gewisser wohlgesitteter Staatsleute von heute hatte aber eine andere Antwort. Es war verboten, daß einem lutherischen Sterbenden in einer Ortschaft, wo kein lutherischer Geistlicher war, das Abendmahl von einem Geistlichen der eigenen Kirche aus einer anderen Ortschaft oder vom reformierten Geistlichen der gleichen gereicht würde. Nur der katholische Geistliche der Ortschaft war dazu befugt. Hiegegen beschwerte man sich beim toleranten Kaiser und erhielt die sonderbare Antwort: ja, wir seien doch tolerante Leute, wie könnten wir daran Anstoß nehmen, daß ein katholischer Geistlicher einem unserer Angehörigen das Abendmahl reiche. Sehr merkwürdig erscheint dem Volksbewußtsein von heute der Wunsch Josefs „des Deutschen", die verschiedenen Nationalitäten sollten durcheinander heiraten — die Zigeuner nicht ausgeschlossen —, damit eine einheitliche Nation entstünde. Das war doch etwas stark dollfuß-österreichisch gedacht. Dem Rate Brukenthals entgegen führte Josef II. durchgängig die deutsche Amtssprache ein und reizte dadurch die Magyaren. Das lag in der Linie der Zentralisation. In der gleichen Linie lag es aber, über alle bisherigen Verwaltungseinteilungen zur Tagesordnung überzugehen, auch das Sachsenland in die Komitats-

einteilung einzubeziehen und an die Spitze eines Komitates, der Sachsen in sich faßte, einen Magyaren als Untergespan gelangen zu lassen. Sonstwie lagen dem Kaiser aber die Rumänen besonders am Herzen. Als nach seinem Tode die alte Ordnung wiederhergestellt wurde, empfand man es tatsächlich auch im Sachsenland als eine Erlösung und der spätere Bischof Jakob Aurelius Müller gab eine Jubelschrift heraus: „Wir sind wieder ein Volk." Dabei erkannte man doch auch hier den schönen Kern der Bestrebungen Josefs II. an, und in der Heydendorffschen Chronik ist die Gewissenhaftigkeit, mit der sich der Kaiser über alle Einzelheiten der heimischen Verhältnisse erkundigte, und die Unverdrossenheit, mit der er sich der Schmerzen der Geringsten annahm, hervorgehoben.

Nach dem Tode Josef II. kamen erst recht wieder die Belästigungen durch katholische Konvertiten, die in der eigenen Mitte gezüchtet wurden; unter Metternich aber wurde — entgegen dem Landtagsbeschlusse aus der Fürstenzeit, daß, wer den Besuch ausländischer Universitäten verhindere, „im ewigen Leben verflucht und auf dieser Erde jeder Ehre bar" sein solle—, der Besuch deutscher Hochschulen verboten. Als in der bachischen Zeit bei durchgängig deutscher Amtssprache meist polnische Beamte (im Volksmund Galizianer genannt) ins Land kamen, die sächsische munizipale Selbständigkeit neuerdings aufgehoben wurde, wiederholte sich die eigenartige „Germanisation" Josef II. Während dem Absolutismus der 50 er Jahre, der für die Zivilisation, vor allem im Straßenbau, Verdienstvolles geleistet hat, gab es, wie es bei einer absolutistischen Bureaukratie nie zu vermeiden ist, insbesondere bei den untersten Organen des Beamtenstandes manche Überheblichkeit; doch im großen und ganzen herrschten Pünktlichkeit und volle Sauberkeit. Zur Fronleichnamfeier wurden die evangelischen Beamten zwar nicht befohlen, aber eingeladen, was — wie es in einem Privatbriefe heißt — „für ängstliche Gemüter so ziemlich dasselbe ist". Im Sinne dieser Bemerkung ist es für die Eingeladenen ehrend, daß sie der Einladung nicht Folge leisteteten. Der Jesuitenpater Klinkowström zog mit geschickten Propagandareden durch das Land, etwas katholische Propaganda wurde ja überhaupt getrieben. Das Ausmaß blieb aber hinter dem des 18. und des Beginns des 19. Jahrhunderts zurück. Daß wir eine vom Staate vollständig unabhängige Kirchenverfassung uns verschaffen konnten, und zwar unter dem Konkordats-Kultusminister Leo Thun, ist insoweit nicht auffallend, als Thun ein aufrichtiger Gegner jeder

staatlichen Einmischung in kirchliche Angelegenheiten war. Ehrend für ihn war die Antwort, die er beim Amtsantritt des sächsisch-evangelischen Referenten im Kultusministerium J. A. Zimmermann auf dessen Bemerkung, daß er durch und durch Protestant sei, gab: „Und ich bin durch und durch Katholik, ich glaube, wir werden uns auf dieser Grundlage verstehen." Die Bemerkung verliert dadurch das Gepräge der Floskel, daß Thun grundsätzlich für die Selbständigkeit der Kirchen war und gewissenhaft genug, es nicht nur zu Gunsten der katholischen, sondern auch der evangelischen zu sein. Formell hatte die Kirchenverfassung in ihrem Entstehen den Schönheitsfehler eines Regierungsoctrois. Aber im Ministerium hatte sie eben Zimmermann nach Rücksprache mit unseren leitenden Leuten, vornehmlich mit G. D. Teutsch, auf Grund der rheinisch-westfälischen Kirchenverfassung ausgearbeitet, und die im Sinne des so ausgearbeiteten Entwurfes zusammenberufene Landeskirchenversammlung nahm diesen dann an, so daß wir Nachgeborenen gar nicht das Empfinden gehabt haben, daß die Urwurzel ein Octroi war. Inhaltlich machte sie unsere Kirche nach außen vollständig unabhängig und zu dem, was sie uns heute ist. Ungezwungen nahmen wir wertvolle Anregungen der österreichischen, exner-bonitzischen Schulreform entgegen, die die Entwicklung unseres Mittelschulwesens wesentlich förderten. So haben wir bei aller Ablehnung von österreichischen Katholisierungsbestrebungen den Konkordatsminister Thun tatsächlich in besserer Erinnerung, als den Erlasser des Toleranzediktes Josef II. Das heißt aber nicht, daß wir zum österreichischen Konkordat Ja gesagt hätten. Der Kronstädter Abgeordnete Karl Maager, der durch seine die Schaffung einer gesamtstaatlichen Verfassung fordernde Rede im verstärkten österreichischen Reichsrate in Wien der Mann des Tages geworden war, hatte überdies eine energische Rede gegen das Konkordat gehalten.

Vollständig den maagerischen Wünschen entsprechend gab dann Schmerling im Februar des Jahres 1861 ein Patent heraus, das das gesamte Monarchiegebiet gleichzeitig auf gesamtstaatliche und auf konstitutionelle Grundlage stellte. Sein Regierungssystem war vollständig klerikalismusfrei und aufrichtig deutsch. Wir sind nie unter einem derart unseren Wünschen entsprechenden Regierungssystem gestanden. Es war von unseren damaligen Politikern nicht zu verlangen, daß sie seine Unhaltbarkeit so hätten durchsehen sollen, wie sie Bismarck durchsah. Der Kern der Unhaltbarkeit war allerdings, daß Schmerling

einen deutschen Gesamtstaat haben wollte, als konstitutionelles System aber den Kräften volle Entfaltungsfreiheit gab, die ihn verneinten. Die Niederlage in Italien von 1859 hatte andererseits den Absolutismus vollständig unmöglich gemacht. Aber Schmerling war auch nicht haltbar und so kam denn das System Belcredi-Esterhazy, das ausgesprochen deutschgegnerisch, slawisch, föderalistisch und klerikal war. Diesem stand nun wieder das von den Magyaren getragene dualistische entgegen, und an ihm gemessen war dem dualistischen, insbesondere vom deutschen Gesichtspunkt aus, entschieden der Vorzug zu geben.

Diese Ausführungen haben keinen anderen Zweck, als wesentlich auf Grund siebenbürgisch-sächsischer Erfahrungen sachlich festzustellen, wie sich die Herrschaft des Hauses Habsburg im deutschen Interesse ausgewirkt hat. Wie gesagt: es wird dem Haus Habsburg gegenüber nicht der Anspruch erhoben, daß es nur deutsche Wertungen hätte haben dürfen. Aber dem Deutschen sind seine Wertungen maßgebend. Von diesen aus war in geschichtlicher Betrachtung das Eine dem Anderen gegenüber zu stellen. Der geschichtliche Betrachter kann sich mit einer bloßen Gegenüberstellung begnügen, ohne wie der tätige Politiker eine Entscheidung nach einer der beiden Richtungen treffen zu müssen. Bei der Gegenüberstellung darf nicht außer Auge gelassen werden, daß bei allen Einwendungen, die gegen das Ausmaß an deutschem Wirken zu erheben sind, es doch vielfach deutsche Elemente waren, die in das Land gezogen wurden — auch nach 1867 durch die gemeinsame Armee —, daß es unter ihnen auch manche Deutschbewußte gab, wenn auch bei diesen die reine Gesamtheits- und dynastische Einstellung eine wesentliche Rolle spielte. Besonders Hermannstadt wurde das deutsche Gepräge voll erhalten. Für diese Stadt war es auch nicht ohne nationale Wichtigkeit, daß die wirtschaftliche Bestandmöglichkeit des deutschen Theaters eine volle Sicherung erhielt. Schließlich wurden wir alle besonders mit dem Kulturzentrum Wien zusammengehalten und erhielten engere Beziehungen auch zum echten Ostbajuvarentum, was unserer wesentlich anders gestalteten Art eine wertvolle Ergänzung gab und uns sehr viele Gemütswerte zuführte. Wir freuen uns nicht nur mit unseren deutschen Brüdern aus der Ostmark, daß sie den Weg in das Reich gefunden haben, sondern auch mit unseren deutschen Brüdern aus dem bisherigen Reich, besonders mit denen aus dem Norden, daß ihnen der Weg zu den gleichen Gemütswerten voll geöffnet ist.

Über den Leser

Von Heinrich Zillich

Die ärgsten Feinde der Dichtung sind Leser, die von Buch zu Buch greifen in der trägen und willenlosen Sucht, sich durch einen Ablauf erzählter Geschehnisse erregen zu lassen. Ihre nur durch das Gegenständliche reizbare Einbildungskraft entzündet sich dabei zu einer trüben Flamme, die immer das gleiche Öl verlangt, um sich zu nähren. Ein solcher Leser vermag eine Unmenge von Büchern zu verschlingen, aber die Fülle des Aufgenommenen versinkt bloß in den Brei grauer und undeutlicher Erinnerungen, die er nicht von einem, sondern von allen Büchern zusammen behält. Keine der Gestalten, die ihm aus der geformten Sprache des Buches entgegentrat, lebt hell in ihm weiter und bleibt unverwischbar sein eigen, keine große Handlung und kein gültiges Wort wurde sein Besitz. Alle glitten durch ihn keim- und samenlos hindurch. Sein schales Bestreben, sich vom Augenblick einer Neugier stets aufs neue überwältigen zu lassen, betrog ihn um die nachwirkende fruchtbare Erfüllung, die ein gutes Buch dem gewährt, der sich ihm ganz hingibt.

Es gehört zum Wesen der Hingabe, daß sie keinen Vorbehalt kennt und voll des Lauschens und der Bereitschaft ist aufzunehmen, was auf sie einströmt. Ein Buch spricht aus. Darum muß der echte Leser zunächst fähig sein, anzuhören.

Gewiß, wir vernehmen oft den Rat, kritisch und nicht gedankenlos zu lesen, aber ehe wir zum Gelesenen eine Stellung suchen, müssen wir es in seiner Eigengesetzlichkeit gelten lassen. Ein dichterisches Werk hat wie jedes Werk sein Gesetz, seine Form, seine Sprache. Dies müssen wir würdigen und uns ihm unterordnen, bevor wir beurteilen, ob es seiner Art auch wirklich genügte. Lichtenberg fragt einmal: „Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen, und es klingt hohl, ist das allemal im Buch?"

Sehr oft liegt es am Buch! Doch vielleicht noch häufiger am Kopf, der überfüttert ist und eines starken Eindrucks unfähig.

Wie groß erscheint demgegenüber Seele und Vorstellungsmacht des Bauern, von dem mir ein Puppenspieler erzählte, der das Burgenland mit seiner kleinen Bühne bereist hatte; während einer Vor-

stellung, als der böse Teufel den guten Kaspar bedrohte, schrie ein Bauer auf: „Wart' ein bisserl, Kasperl, ich lauf' heim und bring' mein Gewehr!", rannte aus dem Saal und bemerkte erst, als er auf der dunklen Dorfstraße stand im Regen und Schneegestöber, daß es Spiel gewesen was ihn zur unbedingtesten Teilnahme hingerissen hatte.

Nein, es war kein Spiel gewesen. Es war die zusammengeballte Wirklichkeit des Daseins, die den Bauern in Bann getan hatte. Und die gleiche Aufgabe ist auch der Dichtung überantwortet, daß sie verdichte und das Leben bedeutend und ausdeutend so vor uns hinstelle, daß wir es in seiner Macht und vor allem in seinem Sinn begreifen und überwältigt werden. Herz und Geist soll sie uns erschüttern und besämen.

Unzählige Bücher gehen an dieser Aufgabe vorbei. Sie sind ein Abglanz, kein Licht. Mit dem gewaltigen Vorrat tiefer Werke aber, die dem Leser, der sie sucht, in die Hände fallen, vermag jeder hundert Jahre und mehr ein fruchtbares Auskommen zu finden.

Freilich wird einen Teil des Schatzes nur der bergen, der sich die innere Bereitschaft des burgenländischen Bauern bewahrt hat: miterleben und mitfühlen zu können. Gar bald spürt er dann auch, ohne sich darum zu bemühen, jene Feinfühligkeit in sich wachsen, die den wahren Leser ausmacht, der dem Buch gegenübertritt als ein Gleichberechtigter und nicht nur anhört, sondern auch fordert, wägt und sondert. Gibt der Leser sich hin, so darf er verlangen, nicht enttäuscht zu werden. Ohne daß er in die dumme kritische Bewußtheit modischer Lesegecken, deren Urteil schneller fertig ist als das Überfliegen einer Seite dauert, verfiele, empfindet er sicherer als durch Nachdenken und Überlegen, an den Tönen des Buchs, an den Einzelheiten eines Satzes, wo sich das Falsche enthüllt oder das Echte tief und aufwühlend offenbart. Er merkt es daran, daß seine Hingabe sich verraten fühlt oder glücklich beschenkt.

Nicht alle guten Bücher sind jedem Leser gemäß. Was dem einen lieb ist, läßt andere kalt. Die Verwandtschaft von Seele zu Seele ist auch hier entscheidend für den tieferen Einklang wie überall, wo sich Urgründe des Lebens berühren. Dennoch wird sich bei dem Leser, den eine reine Leidenschaft treibt, allmählich über das eigene Vorlieben hinaus ein Wissen um die Bedeutung von Büchern entwickeln, das sich weniger durch Begriffe und Beweise bestimmen

läßt als von einem Wertgefühl, das eine sachliche Beurteilung überhaupt erst ermöglicht. Es sind neben der Mannigfaltigkeit dichterischer Äußerung und unbeschadet des Gesetzes, das sich jedes Buch selbst gibt, größere, in Worten schwer faßbare Gesetze geltend, die von allen gültigen Leistungen befolgt werden und die ein fühlender Leser meistens erspüren kann.

Solche Leser wünscht sich der Dichter; Leser, die den Rang eines Werkes empfinden, selbst dort, wo dessen Eigenart ihr Wesen nicht mitreißt. Es sind wenige, die diese Stufe erreichen, und sie werden vor dem Geheimnis, das eine Dichtung erfüllt, zögernd und staunend stehen, wohl urteilend, wohl oft angeklungen, häufig erschüttert, manchmal kühl bewundernd, aber in jener Scheu, die selbst den Dichter vor dem eigenen Werk nicht verschont, das mit Zwang, Lust und Qual ihm auferlegt ist.

Auf diesem Weg durch die Dichtung, den nicht gehen zu wollen einen Teil des menschlichen Wunders und der eigenen Lebenserfüllung mißachten hieße, gewährt sich der köstlichste Lohn in dem Hineinwachsen in eine Welt, die unsere Herkunft und Zukunft verbindet, die an den Sternen ebenso hängt wie an den Schauern der Abgründe. Weite Jahrhunderte wären uns ewig in Dunkel getaucht — wie es ja viele sind — erhellte sie uns keine Dichtung. Aus einem verschollenen Jahrhundert berührt uns oft nur ein Gedicht, eine Inschrift, die sich vom vergänglichen Papier in die Herzen eingrub und durch die Geschlechterfolgen vererbt wird, und wurde zum Sinnspruch einer ganzen Zeit und damit einer der Welten, aus denen wir leben.

Stärker als alles ist die Dichtung, denn sie bleibt, wenn die verwirrend vielen Äußerungen eines Jahrhunderts verklingen, und hebt sich, letztgültige Sinnschrift des Gewesenen, voll dauernden Lebens über Millionen Gräber.

Mensch zu sein aber in seiner Zeit wäre ein Eintagsdasein, wenn uns solche Sinnschriften nicht verbänden mit dem Gewesenen und uns auf ihrer Brücke nicht hinweghöben ins Kommende und Ewige.

Die große Einheit zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verknüpft sich einem seelenbereiten und damit auch kritischen Leser immer wieder, selbst wenn er an das nur für wenige Jahre gültige Werk stößt. Er wird es in seiner Begrenztheit würdigen, sofern es — und darauf kommt's an — echt und berufen dem Leben

dient. Uns zunächst liegt die Gegenwart. In dem Hause, darin wir wohnen, beschäftigt uns jede Einzelheit, auch Keller und Nebenräume, die kommenden Geschlechtern gleichgültig sind. Darum werden wir auch viele Bücher unserer Zeit gern und mit Nutzen lesen, die ehrlich ihren Dienst tun in den kleinen Stuben des Alltags.

Für einen Leser, dem sich aus einem wahrhaft gelesenen Buch ohne zu suchen immer der Weg zu einem anderen Werk notwendig eröffnet, kann es kaum ein Gebiet in der Welt der Schriften geben, dem er sich ungern zuwendet. Das Buch ist das Echo des Lebens und der menschlichen Bewährung ebenso wie des menschlichen Versagens. Wer aus lauterem Geist sich ihnen nähert, findet seinen eigenen Kompaß durch die Gefahren dieser Buchwelt. Und wer mit Büchern zu hausen versteht, dem bauen sie ein Haus. Er ist nicht allein, wenn er mit ihnen lebt. Er steht in der Zeit und in dem großen Fluß der Menschheitsentwicklung. Er kann königlich freiwerden. Es kommt nur auf ihn an.

Indessen ist nicht jedes Buch, das wir zur Hand nehmen, eine Dichtung. Unzählige Seiten, die wir gebunden vor uns auf den Tisch legen, wollen uns nicht in unserem Kern erschüttern wie das dichterische Wort, sie wollen uns bloß belehren, unterhalten, aufklären. Bei ihnen bestimmt der Zweck unser Lesen, und er allein entscheidet über unser Urteil, je nachdem, ob er erfüllt wurde oder nicht. Da ist es nicht in jenem abgründigen Maße wie vor einer Dichtung nötig, daß sich die Seele des Lesenden hingabefähig öffne. Er liest „mit dem Verstand", von Satz zu Satz vorschreitend wie einer, der ein Geschäft führt. Die Auswahl solcher Bücher ist leichter, denn der Leser weiß hier genau, was er fordert. Das Abenteuer, das immer gewagt werden muß, wenn man zur Dichtung greift, fehlt.

Alljährlich strömen neue Bücher auf den Markt und stauen sich besonders in den Weihnachtswochen an. Leitet einen Leser das schon früher Gelesene, so mag er ohne große Mühe durch den Strom finden. Greift er aber, durch andere beeinflußt, zu einem Werk, das ihn nicht befriedigt, so legt er es weg. Der Schatten liegt notwendig beim Licht.

Rundschau

Das erste großdeutsche Dichtertreffen. — Zur Eröffnung der „Woche des Deutschen Buches", veranstaltet vom Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, fand in **Weimar** in den letzten Oktobertagen das großdeutsche Dichtertreffen statt, das in der Stadt der deutschen Dichtung mehr als 200 deutsche Dichter mit führenden Persönlichkeiten des Reiches und Literaturwissenschaftlern zusammenführte. Der große Erfolg dieser Dichtertagung, der von allen Teilnehmern begeistert anerkannt wird, besteht nicht nur in dem geistigen Gewinn aus der Arbeitstagung, in der in vier mächtigen Vorträgen die Aufgaben des Dichters innerhalb seines Volkes umrissen wurde, sondern auch vor allem im persönlichen und kameradschaftlichen Zusammensein der Teilnehmer. Im Rahmen der Tagung sprachen **Robert Hohlbaum** und **Heinrich Zillich** über **die Dichtung und die Welt der Geschichte, Friedrich Jaksch-Bodenreuth** über **die Dichtung und die gestaltenden Kräfte der Gegenwart** und schließlich — nachdem bei einer Abendveranstaltung **Wilhelm Pleyer, Sepp Keller, Josef Oberkofler, Ina Seidel** und **Hermann Claudius** aus ihren Werken vorgelesen hatten — **Josef Weinheber** über **die Dichtung und die Wirklichkeit des Volkes.** Schließlich wurde in einem feierlichen Staatsakt von Reichsminister Dr. **Göbbels** die Großdeutsche Buchwoche eröffnet.

Dichtervorlesung Karl Götz. Der Abend des 20. November 1938, an dem **Karl Götz,** der Dichter des **„Kinderschiffes"**, auf Einladung der reichsdeutschen Ortsgruppe in Hermannstadt aus seinen Büchern vorlas, wird all den vielen Besuchern, die den Unikumsaal bis auf den letzten Platz gefüllt hatten, immer in schönster Erinnerung bleiben. Wie ließ uns der Bericht des Lehrers von der Schule des Schwabendorfes hinter dem Karmel in Palästina teilnehmen an all den mannigfachen Vorbereitungen der Kinderfahrt nach Deutschland, an dem Glück und an der Freude, die die Seereise auf der „Galiläa" bis zur Ankunft in Hamburg begleiten. Und nun liest man mit leiser Ergriffenheit weiter in dem schönen Buch: Die Schilderungen Hamburgs, Kölns, des Parkes von Wörlitz, der Rammelburg tief im Harz, der Stadt Dinkelsbühl und auch jenes Kapitel, wo der Dichter sich seiner „armen, glückschweren Jugendzeit" erinnert. Ein Vierteljahrhundert vorher hatte Johannes R. Schmied seine entzückende Kindererzählung „Carlos und Nikolas auf dem Meere" geschrieben. Aber das Buch des schwäbischen Dichters von der Schulkinderfahrt 1930 erscheint uns bei allem holden Leuchten, die es mit der Erzählung des Vorgängers verbindet, an der Erfahrung von Not und Leid schwerer Jahre gereifter, in der Lebensanschauung reiner, durch die Aufgaben des Erziehers reicher, durch Wissen und Wirken, durch Traum und Tag unter volksdeutschem Gebot gläubiger und mutiger, den ganzen deutschen Menschen in uns aufrufend und in die Pflicht und den Gehorsam stellend. Herman Roth

Dichterlesungen anläßlich der „Woche des Deutschen Buches". — Anläßlich der „Woche des Deutschen Buches" besuchten nicht weniger als vier bedeutende deutsche Dichter die deutschen Siedlungen unseres Landes. **Hans Friedrich Blunck** las in Bukarest aus seinen Werken, **Hans Christoph Kaergel** in Kronstadt, **Karl Götz** in Hermannstadt und einigen kleineren Städten Siebenbürgens und **Heinrich Eckmann** in Temeschburg. Gleichzeitig las **Heinrich Zillich** in **Athen.**

Neue Bücher und Schriften

Der große Krieg im Gedicht

Die deutschen Kriegsgedichte. Wilhelm Westecker hat zwanzig Jahre nach dem Waffenstillstand die deutschen Gedichte vom Weltkrieg in einem Buche der Echtheit gesammelt, das unter dem Titel **„Die Trommel schlug zum Streite"** bei Albert Langen/Georg Müller erschienen ist. Dort stehen sie nun alle drin, die aufrechten Zeugnisse jener Zeit von den unvergessenen, unvergänglichen Versen des Aufbruchs, dem „Soldatenabschied", Heinrich Lerschs mit der ewigen Wiederkehr seiner Endzeile (Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen), dem „Deutschen Schwur" von Rudolf Alexander Schröder, dem „Fahnenlied" Richard Dehmels, dem „Bekenntnis" Karl Brögers bis zu Josef Weinhebers gewaltiger Ode „Den Gefallenen". Und erst mit diesem Band Gedichte haben die voraufgegangenen Bücher der Erzählungen und Briefe aus dem Weltkrieg, die Sammlungen Witkops, Hoffmanns und Velmedes, ihren gültigen Abschluß gefunden. Im klargegliederten Aufbau des Buches künden diese Verse vom ewigen Tatenruhm der Toten, dem auch das um den Sinn des Krieges und des Opfers bemühte Nachwort in Ehrfurcht und stolzer Erinnerung dient. Herman Roth

Romane und Erzählungen

Arnold Ulitz. Der Gaukler von London. Das Leben des Daniel Defoe. W. G. Korn-Verlag, Breslau. Geb. RM. 6.80. — Man kennt Daniel Defoe als den phantasiereichen Dichter des Robinson Crusoe —, ein wie ungemein bewegtes, bedeutendes u. bedenkliches Leben dieser geniale Zeitgenosse Jakobs II. von England geführt hat, wird vielen erst aus dem überzeugend und packend dargestellten Lebensbild von Arnold Ulitz bekannt werden. — Ein junger, unscheinbarer Strumpf- und Tuchhändler begeistert sich für die protestantische Freiheit und wird zum Aufrührer gegen König und Katholikentum. Dabei entdeckt er seine Begabung dafür, die Massen durch das geschriebene Wort aufzuwiegeln und zu lenken. Er erweist sich als ein Meister in der aalglatten und zugleich messerscharfen Wortkunst der politischen und religiösen Flugschrift. London, ja ganz England feiert ihn oder haßt ihn darob. Und seine wunderbare Gabe der Einfühlung in fremdes Wesen und des politischen Fingerspitzengefühls gereicht ihm zum Verhängnis: er stellte die Gewalt seiner Sprache so lange in den Dienst seiner Überzeugung, bis sie zum Selbst-

zweck und zur Übermacht wurde; er suchte so lange zum Zwecke der Einigung die eine Seite gegen die andere auszuspielen, bis niemand ihm mehr traute und man ihn den „Lumpen von England" nannte. Unter der Parteien und der Fürsten Gunst und Haß, in unpuritanisch-üppigem Reichtum und im Elend der Gefangenschaft im Tower, in zartestem Familienglück und bitterstem Familienleid ist das Leben des ersten großen Zeitungsschreibers alten Stils dahingeflossen.

Drei Dinge sind es, die einem beim Lesen dieses Lebensbildes Vergnügen, Spannung und Ergriffenheit vermitteln. Einmal der sparsame, sorgfältig ausgewogene Stil, der unter Vermeidung alles Überflüssigen den Leser zum Mitdenken und zur Teilnahme zwingt. Zum zweiten das wohltuende Gleichgewicht zwischen dem fesselnd gebotenen zeitgeschichtlichen Rahmen und der damit eng verwobenen und doch keinen Augenblick vernachlässigten Hauptgestalt. Drittens endlich die besondere Fähigkeit des Verfassers, den vieldeutigen Charakter dieses „Gauklers" des Geistes glaubhaft und zugleich ansprechend zu gestalten. Man empfindet tatsächlich echte Teilnahme mit diesem unermüdlichen Kämpfer für die Idee des Guten, dessen selbstanklägerische Demut doch immer wieder durch Eitelkeit und Hoffart zerstört wird; mit diesem ehrlich Begeisterten, den doch stets kaltprüfende Selbstbeobachtung innerlich spaltet und lähmt; mit diesem liebevollen Familienvater und Gatten, der über seinen „Geschäften" nur zu leicht sein Heim vergißt. Diese unheimliche Verquickung von Echtheit und Verlogenheit, die dämonisch anmutende Besessenheit dieses rastlosen, zwiespältigen, zwischen glücklichem Hingegebensein an die eigene Kunst und verzweifelter Wehr gegen das lockende Böse und die innere Unruhe hin- und hergeworfenen Menschen — all das weiß Ulitz in seiner Größe und seinem Jammer zu beschwören. Das Buch ist eine schriftstellerische und seelenkundliche Leistung, die besondere Anerkennung verdient. Gustav Barthmes

Werner Beumelburg. Der König und die Kaiserin. Friedrich der Große und Maria Theresia. Gerhard Stalling-Verlag, Oldenburg i. O., 1938. — Wir haben alle „Bücher vom Reich" in dieser Zeitschrift gewürdigt, jene Werke, in denen Beumelburg die wichtigsten Auseinandersetzungen der deutschen Geschichte um Form und Aufgabe des Reiches aus der Vergangenheit hob und in der ihm eigenen, dichterischen, auf das Entscheidende gerichteten Knappheit und Bildkraft darstellte. In seinem letzten Buch gibt er die tragischen, aber zukunftschaffenden Kämpfe zwischen Friedrich und Maria Theresia wieder als eine Auseinandersetzung zwischen dem alten Reichsgedanken und einem neuen, dem der Preußenkönig gedient haben soll. Es ist unleugbar, daß Friedrich das Preußentum zu einer wirkenden Kraft machte, der nach einem Jahrhundert, nach blutigen Bruderkriegen und dem endgültigen Zerfall des ersten Reichs, ein neues, verkleinertes Reich entsteigen konnte, aber Friedrich diente dieser Zukunft unbewußt und konnte eine solche Auswirkung seiner Taten, die nur auf die Stärkung seiner Staatsmacht eingestellt waren, nicht vorausahnen.

In Beumelburgs Darstellung wird seine Gestalt viel weniger lebendig und menschlich klar als die, der ihres Deutschtums so bewußten Kaiserin. Besonderes Gewicht legt der Verfasser auf die ausgezeichneten Schilderungen der Schlachten, dagegen vermissen wir, daß die Folgen der friederizianischen Kriege für die Machtlage des deutschen Volkes in Osteuropa unbeachtet blieben. Friedrichs Auftreten gegen das Reich schwächt naturgemäß die deutschen Möglichkeiten in den östlichen, Wien unterstellten Räumen, deren umfassende deutsche Besiedlung damals durchführbar gewesen wäre, hätte der Fürstenstreit die Kraft des Reiches nicht gelähmt. Die Bedrohung der Kaiserin und ihr Hilferuf an die Ungarn stärkte deren Selbständigkeit und damit die Absonderungsbestrebungen dieses noch menschenarmen Gebiets. Unmittelbar nach Königgrätz, ein Jahrhundert später, wiederholte sich die gleiche Tragik; Ungarn konnte dem geschwächten Wien noch weitaus größere Vorteile abzwingen. Die langandauernde deutsche Bestimmung über den Osten war damit entscheidend getroffen. Das Jahr 1918 brachte nur die Vollstreckung dieser Entwicklung, allerdings auch die Zerstückelung Ungarns, das so viel den Preußen verdankte, aber ohne deutsche Rückendeckung wehrlos werden mußte.

Heinrich Zillich

Joseph Georg Oberkofler. Das Stierhorn. Roman. Eugen Diederichs Verlag, Jena. — Man sollte meinen, daß uns im neuen deutschen Schrifttum schon gerade genug Bauern- und Schollenromane geschenkt worden seien und jeder weitere derartige Versuch nur eine abgeschwächte Abwandlung oder gar die ermüdende Wiederholung eines ausgeschöpften Gedanken- und Erlebnisbereiches darstellen könnte. Vor allem aber ist man durch manche bittere Erfahrung belehrt worden, daß oftmals die angeschlagenen Töne nicht einem inneren dichterischen Gebot, sondern den günstigen Zeitumständen zu verdanken waren und demgemäß unecht und hohl und falsch erklangen. Daraus ist ein begreifliches Mißtrauen, gegen Neuerscheinungen auf diesem Gebiete des Schrifttums erwachsen, welche die jüngste Zeit kennzeichnen. Sie ist glücklicherweise schon vielfach wählerisch und anspruchsvoll genug, um echte Dichtung von — noch so „gekonnten" oder noch so gut gemeinten — Machwerken völkischer Begeisterung klar zu unterscheiden.

Unter solchen Umständen tritt man auch an den vorliegenden „Roman aus Tirol" und Bauernroman — soferne einem der Verfasser nicht schon bekannt ist — mit begreiflicher Zurückhaltung heran. Um so erfreulicher, daß man schon sehr bald beim Lesen zur Gewißheit kommt: hier hat ein Dichter die Darstellung eines deutschen Volksteiles und einer bestimmten Landschaft in die Hand genommen. Im Bewußtsein seiner dichterischen Kraft hat sich Oberkofler, der Tiroler Bauernsohn, bei der Stoffwahl auf die Erlebniswelt einer einzigen Geschlechterfolge eines alten Bauerngeschlechtes beschränkt und auch auf eine zeitgeschichtliche Umrahmung und Belebung der Handlung völlig verzichtet. Nichtsdestoweniger ist der umfangreiche Band von Anfang bis zu Ende von starkem äußerem Leben

und innerem Erleben durchpulst. In ausgeprägten, wuchtigen, wirklich erdhaften Gestalten, deren seelische Kraft und Unerbittlichkeit in störrischem Aufbegehren und dennoch in gläubiger Demut um ihr hartes Schicksal ringt, hat der Dichter die hiefür glaubwürdige Voraussetzung geschaffen. Diese Menschen sind ihrem Gehalt und ihrem Gebaren nach eigentlich überlebensgroße Erscheinungen. Wieder einmal macht sich die mythenbildende Kraft unserer Zeit geltend. In einer Sprache und Formgebung, die nicht selten an die herbe Strenge und an die gezügelte, sparsame Wucht der Edda erinnern, ist hier wohl nicht d e r, aber doch ein Mythus des Tiroler Bauernadels geschaffen, ist vor allem die unlösbare Verquickung des germanischen Geisteserbes mit dem christlichen Geist überzeugend zum Ausdruck gekommen. Es spricht sehr für den Dichter, daß er diese Gestalten in ihrer Größe und Großartigkeit zu meistern vermocht hat, ohne sich zu überschreien. Gelegentlich freilich wird die Gesamtschau, die das Werk vermittelt, dadurch gestört, daß sich der herben Verhaltenheit leise eine nicht artgemäße Sentimentalität beimischt und daß manchmal diese bäuerischen Menschen in allzu wohlgesetzter, klügelnddder Rede allzu bewußt und überlegt ihre Gedanken äußern. Doch über derlei Stilunreinheiten wie auch über kleine Nachlässigkeiten in der Sprache hilft der Eindruck des Ganzen in seiner kämpferischen Lebendigkeit und Überzeugungskraft unschwer hinweg. Gustav B a r t h m e s

Joachim von der Goltz. Der Steinbruch. Roman. Albert Langen/Georg Müller, München, 1938. — Der Verfasser des großen Kriegsromans „Der Baum von Cléry" schenkt uns mit diesem Buch ein reines, schönes Werk, eine Bauerngeschichte von seltener Tiefe und Hintergründigkeit. Es ist die Erzählung von einer jungen Bauersfrau, die an der Schuld ihres Mannes tapfer mitträgt, ihre Liebe zu ihm auch trotz den schweren Enttäuschungen, die sie an ihm erlebt, bewahrt und ihm den seelischen Weg zu einem geläuterten Leben erkämpft. Wie hier das Schicksal in seinem Walten unaufdringlich und überzeugend gezeichnet wird, erkennen wir auch im Erleben aller Nebengestalten des Buches. So ergibt sich ein volles Daseinsbild einer Gemeinschaft im Bergland rund um die bewegende Mitte der jungen Frau, an der sich Unrecht und Schuld entsühnen und das Rechte kräftig in die Zukunft heben. Ein meisterliches Werk, das sich neben den ersten Roman des Dichters ebenbürtig stellen läßt. Heinrich Zillich

Dorothea Hollatz. Kilian und die Winde. Roman. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart. — Echte Dichterkraft hat dieses Buch geschaffen, in welchem uns ohne Zergliederung, in edler, gepflegter und doch einfacher Sprache die Seelenereignisse unmittelbar durch das Tun und Lassen der gezeichneten Gestalten, vor allem des Schiffers Kilian, vorgeführt werden. Die Dichterin steht über ihrem Werk, über dem Leben, und so wird das Schicksal Kilians, dieses Ruhelosen, Verschlossenen, aber nicht Abgeschlossenen, dieses trotz starken menschlichen Mitfühlens und -leidens mit den anderen doch einsam Gebliebenen, zum Sinnbild

eines allgemeinmenschlichen Schicksals: des Schicksals der Menschen, die hinhorchen müssen auf die Winde, auf die Stimmen aus der Ewigkeit; die ihrer Seeleneinsamkeit treu bleiben müssen und deren innerer Brand nicht gelöscht werden kann durch die gemeinhin erlösende Kraft von Heimat, Liebe und Ehe. Er ist kein großer Held, dieser wortkarge Schiffer, und dennoch strömt eine starke und geheimnisvolle Kraft von ihm aus, von der alle berührt werden, die in seine Nähe kommen. Und wenn seine Natur ihn auch aus der Gemeinschaft hinausstellt, wenn er auch nicht im breiten Strom des Lebens mitschwimmt, so zieht er sich doch nicht aus Verachtung und Selbstliebe von den Menschen zurück, sondern darum, weil er ein tiefes, unerklärliches Leid im Herzen trägt, das ihm niemand abnehmen kann. Aber dies Herz ist trotz aller bitteren Leiden und bösen Erfahrungen gläubig, einfältig und stark geblieben. — Das Buch hinterläßt einen nachhaltigen Eindruck, weil es dichterisch und voller Lebenswirklichkeit ist. Emma Barthmes

Hermann Hoster. Genesung in Graubünden. Roman eines Kurortes. Paul List Verlag-Leipzig. — Ein Arzt erzählt aus vielseitiger Erfahrung heraus diesen Roman aus der Nachkriegszeit. Ein Arzt und Wissenschaftler, dem es um ein neues Heilmittel zur Bekämpfung der Tuberkulose geht, steht im Mittelpunkt der Handlung, eine ideale Forschergestalt mit einer rührenden Weltfremdheit und Hilflosigkeit gegenüber den materiellen Forderungen des Lebens und seinen persönlichsten Interessen. Der Gegenspieler ist in seinem Stiefbruder verkörpert, einem skrupellosen, geschäftstüchtigen Hotelmann, der den Kurort zu einem modernen Wintersportplatz umwandeln möchte. Die Bevölkerung des Ortes, ganz auf Verdienst durch den Fremdenverkehr eingestellt, unterstützt die Bestrebungen des Hotelmannes, solange die Nachkriegskonjunktur anhält, und bringt dadurch eine Reihe von Sanatoriumsbetrieben zu Fall. Mit der Inflationszeit hört aber der Zustrom der Sportleute allmählich auf, und das Interesse der Bevölkerung wendet sich von selbst wieder dem heilungsuchenden Kranken zu, die aus aller Welt herbeikommen. Wenn schon die Schilderung dieses Widerstreites der Interessen und die Streiflichter, die dabei auf die Einstellung des Schweizervolkes fallen, recht fesselnd sind, so noch viel mehr das bunte Bild einer internationalen Gesellschaft, die der Zufall, oder vielmehr der überall ähnliche Geschick einer Erkrankung, in dem Kurort zusammenführt. Überaus fein beobachtet und schildert der Arzt und Psychologe die seelische Verfassung der Kranken in den verschiedenen Stadien ihres Leidens. Auch Ärzte und Schwestern sowie Leben und Treiben in verschiedenartig geleiteten Sanatorien werden mit Freimut kritisch beleuchtet. Das Buch bereichert unser Wissen um Krankheit und Leiden sehr, ist aber auch im Aufbau der romanhaften Verknüpfung von Einzelschicksalen zu einem abgerundeten Ganzen eine starke künstlerische Leistung. Gerda Mieß

Fritz Schmitt. „Der Berg ist Trumpf". Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart. — Das ist ein kerngesundes, herzerfrischendes Buch. Das

Leben eines berühmten Tiroler Bergführers aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zieht in einer Reihe von lebendig geschauten und gestalteten Bildern an uns vorüber. Es ist ein „Tatsachenroman", aber die Darstellungsweise ist voll dichterischer Freiheit und von einer urwüchsigen Sprache. Wir kennen zwar bei uns keine Dreitausender und noch kaum den Reiz der Klettererei und Erstbesteigungen, aber wessen Herz an den Graten, Zacken und Spitzen, an dem Wechselspiel von brennender Sonne, eisigem Sturm, Hagelschauer und Gewitter hängt, der findet sein Erleben hier vielfach wiedergegeben und gesteigert. So ist es für unsere Bergsportler eine willkommene Ergänzung ihrer Bücherei. Bernhard Capesius

Ludwig Thoma. Josef Filsers gesammelter Briefwexel. Zwei Bände in einem. Mit dreißig Zeichnungen von Eduard Thöny. Albert Langen, Georg Müller Verlag, München, 1938. — Die köstlichen Briefe des „kenigl. bayr. Barlamendahriers", des „Ögonohmen" Filser, die Thoma vor dem Kriege zum Schrecken der schwarzen Herren Bayerns schrieb, sind, nun in diesem Band gesammelt, frisch wie am ersten Tag. Wenn sich die witzige, unvergleichliche Satire auch bloß auf Zustände bezieht, die längst dahin sind, die dichterische Kraft, aus der sie entstand, gibt ihr Lebenskraft für die Zukunft. Die bäuerliche Schlauheit und in Phrasen gewickelte Eigensucht, die hier von Thoma treffend und scharf gegeißelt werden, sind in allen Zeiten zu finden! Wie unnachahmlich sind die Atmosphäre und die Gedankenwelt gezeichnet, in der sich die politische Ichgier bewegt! Wie groß und vorurteilslos zeigt sich das Menschentum des Dichters, das sich hinter dem satirischen Werk aufrichtet. Indessen, so ernst die Leidenschaft ist, mit der er gegen Verfall und Schwäche zu Felde zieht, sein Witz und der Überreichtum seiner humoristischen Einfälle reißen uns von Zeile zu Zeile in ein neues Lachen hinein. Wir nehmen den gesammelten Briefwechsel Filsers hin als eine der größten Satiren, die uns jemals ein Dichter schenkte. Heinrich Zillich

Georg Britting. Das gerettete Bild, Erzählungen. Verlag Albert Langen / Georg Müller, München, 1938. — Ich kann vor diesem neuen Band Erzählungen des unvergleichlichen Britting nur wiederholen, was ich an dieser Stelle schon einmal geschrieben habe: er ist ein großer Erzähler; Wort, Handlung, Gedanken, Empfindung bilden bei ihm eine eherne Einheit. Die Sprache ist männlich, voll Zucht, aber voll einer Zucht, die einen überquellenden Reichtum in völlig eigenartiger Weise bändigt und die Urtiefen des Daseins erschütternd durchschimmern läßt, mag der Vorwurf auch scheinbar belanglos sein. Wie Britting ihn anfaßt, wie er in das Ereignis hineinleuchtet — ach, es ist unheimlich und überwältigend. Er ist ein Dichter, aus dessen Wort sich die Geheimnisse des Daseins fast erschreckend enthüllen. Heinrich Zillich

Wilfrid Bade. Jadran, eine Novelle. Essener Verlagsanstalt. Preis RM 1.80. — Die Ankündigung des Verlages sagt zu wenig und trifft

nicht das Wesentliche der Novelle, wenn sie feststellt: an der Ostküste der Adria und auf ihren verträumten kleinen Inseln sei etwas vorhanden, was wie hinterheidnisches Lebensgefühl wirke. In dieser Welt werde dem Deutschen Brakebusch das Mädchen Jadran zum Sinnbild des herrlichen, ewig jungen und lebendigen Meeres. Aber es gelinge ihm nicht, ganz in diese Welt einzudringen, die sie ihm zauberhaft zu erschließen versuche. Die Novelle will mehr sagen, als nur dies oben Angedeutete. Das Mädchen Jadran ist nicht bloß Sinnbild des Meeres, sondern dessen, was dahinter steht: der ganzen Gott-Natur. Das Mädchen sagt darüber: „Die Menschen alle haben es erfahren. Griechen, Römer, Germanen, Slawen. Aber viele hängen an einem Glauben, den man ihnen sagt, und sie sehen mich nicht." Der Glaube, den man den Menschen vorsagt, über dem sie den Blick für die Gott-Natur verloren haben, ist das Christentum. Darüber sagt Jadran an einer anderen Stelle: „Aber was fürchten die Christen nicht alles, — die Natur, sich selbst, sogar Gott fürchten sie. Sie haben aus der Furcht eine Herrschaft gemacht, ein Geschäft. Sie halten die Menschen in Furcht und Angst. Sie machen die Menschen damit schlecht und feige. Kann man Gott erkennen, wenn man ihn fürchtet? Kannst du mich lieben, wenn du Furcht vor mir hast?" Brakebusch, der deutsche Jüngling, zu dem diese Worte gesprochen werden, findet in einem alten Palast, der fast verlassen ist, ein Bild, das Jadran wiedergibt. Es ist ihm so wertvoll, daß er darüber fast seine lebendige Geliebte vergißt, — jedenfalls sie vernachlässigt. Darüber stirbt Jadran, — aber das Bild verdirbt, ist schmutzig geworden, zerschlissene Leinwand, der zerbrechende Rahmen dürres, wurmstichiges Holz. Ist die lebende Jadran ein Sinnbild für den lebendigen Naturgottglauben, so ist das gefundene Gemälde ein Sinnbild des Christentums ... Bade bringt in der Form einer schönen, fein geschriebenen, stimmungsvollen Novelle den Sinn der „Götter Griechenlands" von Schiller. Hans Lienert

Wilhelm Pleyer. Der Kampf um Böhmisch-Ruft. Zwei Erzählungen. Albert Langen / Georg Müller-Verlag, München, 1938. — Die beiden Erzählungen führen mitten in den sudetendeutschen Kampf der Nachkriegszeit hinein. Die erste behandelt die entscheidungsreiche Zeit unmittelbar nach dem Ende des Weltkrieges, als noch manche Deutsche des Grenzlandes auf einen Anschluß ans Reich hofften. In drei Gestalten, einem drängenden Jüngling, einem jungen Bauern und einem Offizier, tritt Hoffen und Besinnung jener Landschaft lebendig vor uns. Es siegt der Verzicht auf den Anschluß, um die den Fremden ausgelieferten Gebiete möglichst stark in die Notjahre hineintreten zu lassen, ohne Schwächung durch das Abbröckeln einzelner kleiner Striche. Während sich also hier nach mancherlei Erwägungen der nur das Allgemeine ins Auge fassende wahrhaft edle volksdeutsche Gedanke sieghaft zeigt, wirkt er in der zweiten, der Titelerzählung, einer bäuerlichen Chronik, mit zäher und harter Selbstverständlichkeit im Kampfe um die Deutscherhaltung eines kleinen Dorfes. Besonders diese Erzählung eignet sich zum Vorlesen in allen Sied-

lungsgruppen des Ostens, denn ihr Inhalt wird viele ähnliche Erlebnisse anklingen. Darum möge das billige Bändchen auch den siebenbürgischen Lesern in Stadt und Land ein treuer Begleiter im kämpferischen Tag werden.

Heinrich Zillich

Johann Pilz. Von der Grenze. Sudetendeutsche Novellen. Verlag Friedrich Scheibl, Wien 1938. — So verwandt der Sudetendeutschen politisches Schicksal mit seinen Kämpfen um Volkstum, Glauben und Lebensraum trotz aller Unterschiedlichkeiten dem unseren gewesen sein mag — so verschieden entwickelte sich in den beiden Volksgruppen das Schrifttum. Darin hatten es die Sudetendeutschen leichter als wir. Sie waren vom gesamtdeutschen Lebensraum nur durch Grenzpfähle getrennt und besaßen über Wien und das hochentwickelte österreichische Schrifttum jederzeit die unmittelbare Fühlung mit dem Mutterlande. Aus diesem Grunde sehen wir Siebenbürger Sachsen das sudetendeutsche Schrifttum mit anderen Augen an, als es vielleicht draußen im Reich geschieht; wir erwarten mehr von ihm und wissen, daß es auch mehr zu geben vermag, als z. B. gerade in den oben genannten vier Novellen. Immerhin mögen dieselben in ihrer Anspruchslosigkeit den sudetendeutschen Menschen in seinem Denken und Fühlen gut und richtig veranschaulichen. Es handelt sich, wie der Verfasser im Vorwort bekanntgibt, um die Wiedergabe sagenhafter Gestalten und Begebenheiten aus grenznahen, dörflichen Bezirken, wie sie im Volksmund leben, und in der letzten, zugleich reifsten und schönsten Novelle: „Jan Pomuks Tugend" um die „Umdeutung" der Tugend des böhmischen Brückenheiligen, dessen Standbild sich auch auf unseren Großen Ring in Hermannstadt verirrt hat. Die schlichten Novellen sind gut erzählt und werden ihren Leserkreis finden.

Gerda Mieß

Erzähler aus Nordeuropa

Unto Seppänen. Markku und sein Geschlecht. Roman. Albert Langen / Georg Müller, München, 1938. — Der Verfasser ist ein Finne, der die Geschichte eines Bauerngeschlechtes seiner Heimat erzählt, das durch den Bau einer Eisenbahnlinie um die Jahrhundertwende wirtschaftlichen Auftrieb bekommt, sich in verschiedene geldbringende Unternehmungen stürzt und reich wird, dann aber durch den Tod und das Versagen der Söhne in innere und äußere Bedrängnis gerät und erst nach Überwindung der Bolschewistennot wieder unter der Hand der Jüngsten auflebt. Es geschieht in diesem Buch außerordentlich viel. Aus der Fülle der Ereignisse läßt sich ein Wesensbild finnischer Menschen und Zustände wohl abziehen, aber so lebenswahr auch alles anmutet, die Vertiefung und Auslotung der Geschehnisse und Menschen fehlt. Wir sehen fast immer nur die Oberfläche. Pausenlos jagt die Handlung weiter und verhindert, daß wir innerlich gepackt und erschüttert werden, obschon die Umrisse der Gestalten klar gezeichnet sind. Es fehlt dem Buch das eigentlich Dichterische.

Heinrich Zillich

Helga Bangsted. Rennkalb. Franck'sche Verlagshandlung, Stuttgart. In Leinen gebunden RM. 3.80. — Ein Buch voll Wärme und herber Schönheit, wie jedes gute Tierbuch. Von der Urgewalt der Natur, vom Hunger, Liebe und den entfesselten Elementen, von dem im grausamen Knall der Schüsse sich entladenden Blutdurst des Menschen wird das Dasein des Wildes geprägt. In unbewußtem Drange sucht es den Gefahren der Wildnis zu begegnen, durch den Trieb der Instinkte, die scharf, sicher und den menschlichen Sinnen weit überlegen, nichts gemein haben mit menschlichem Denken. Gerade das kennzeichnet die gute Tiergeschichte, daß sie nicht versucht, den Geschöpfen der Wildnis systematisches Denken und seelische Vorgänge anzudichten, die garnicht vorhanden sind, sondern sie so darstellt, wie sie wirklich sind, ein Spielball ihrer dunkeln Triebe und der urgewaltigen Offenbarungen der Natur.

Welch feine Einfühlungs- und Beobachtungsgabe die Tiergeschichte erfordert, erweisen die wenigen Stellen des Buches, die unseren Widerspruch erregen. Man lese z. B. den kurzen Abschnitt nach: „...beide hatten die größte Lust, den Kampf abzubrechen. Aber das wäre das Zeichen der Unterwerfung gewesen. Also blieben sie stehen, ohne sich zu rühren. Der Hals wurde ihnen müde. Er schmerzte. Plötzlich wurde es ihnen bewußt, daß sie sich nie wieder würden trennen können. Die Zacken der Geweihe hatten sich dermaßen ineinander verkrallt, daß sie für immer aneinander gefesselt waren..." Es will mir scheinen, als ob der Verfasser da doch einmal in den erwähnten Fehler der Tiergeschichte verfallen wäre. Ein Tier hält nicht den Kampf aufrecht in der rein gedanklichen Absicht, das Unterliegen nicht einzugestehen. Ist die Wut des Kampfes und der Eifersucht einmal verrauscht, dann geht es in tollen Fluchten vor dem sich wild gebärdenden Siegers ab. Ebenso wird es den beiden Renn-„bullen" nicht plötzlich, scheinbar ohne äußeren Anlaß, bewußt, daß sie unlöslich aneinander gefesselt sind. Wer jemals die Spuren dieses gottlob seltenen Ereignisses im Brunstkampfe unserer Edelhirsche betrachten konnte, weiß, daß es da keine stillhaltende Erkenntnis, sondern nur jähes Entsetzen, wahnwitzige Furcht vor einer unfaßbaren Gewalt und wildesten Drang zur Flucht gibt. Erst nach langem, entsetzlichem Gezerre sinken die Tiere, von furchtbarster Schwäche überwältigt, zu Boden. Stunden-, tagelang wiederholt sich das grausige Schauspiel, bis der erlösende Bruch eines Geweihendes die Freiheit bringt — oder der Ansprung eines Raubtieres oder der Hunger die Tragödie beenden.

Der Däne Helge Bangsted läßt vor uns in prachtvollen Farben das Leben Rennkalbs in der kanadischen Tundra erstehen. Wir sind überrascht von der Vielfalt des Tierlebens und dem machtvollen Leben jener verlorenen Landschaft, von dem bunten Wechsel der Jahreszeiten in dem Ödland, das ebenso wie unsere Berge und Niederungen ihr brausendes, von langer Wintersnot erlösendes Frühlingserwachen hat. Man legt das Buch beiseite mit dem Gefühle wirklichen Erlebens. Oskar Paulini

Jugendbücher

Paul Alverdes. Das Schlaftürlein. Bilder von Beatrice Braun Fock. Albert Langen/Georg Müller, München, 1938. — Wenn dies Kinderbuch mit den schwungvollen, einfallsreichen Bildern als Untertitel die Worte führt „Vor dem Einschlafen zu lesen", so bedeutet es gewiß nicht, daß die Geschichte langweilig ist. Es müssen in erster Linie natürlich Kinder, denen sie zugedacht ist, über sie urteilen, und da brauche ich nur das Echo wiederzugeben, das das Buch bei diesen fand, um meine eigene Freude an dem Märchen bestätigt zu finden. Wie „Das Männlein Mittenzwei", das Alverdes vor einiger Zeit in ähnlicher Ausstattung veröffentlichte, ist das neue Kinderbuch eine köstliche kleine Dichtung, über die man das Schönste damit sagen kann, daß ihre Gestalten in Kinderherzen und -Gedanken sofort dauernde Wurzeln fassen. Das Männlein Mittenzwei gehört ebenso wie das Schlaftürlein in der Kinderstube, in die ich hineingucken kann, zu den Dingen der Welt, wichtig wie der böse Wolf und Rübezahl, seitdem Buben und Mädel, mit dem Finger unter die Zeile, die beiden Märchen lasen und immer wieder darnach greifen. Heinrich Zillich

Alfred Zacharias. Der Bauernzorn, eine Erzählung aus dem großen Bauernkrieg, mit 37 Holzschnitten des Verfassers. Verlag Wilhelm Heyne in Dresden (in der Sammlung „Bücherei der Jugend", herausgegeben von Fritz Steuben). — **Alfred Zacharias, Kornett in Siebenbürgen,** eine Erzählung vom Ende des 18. Jahrhunderts, mit Holzschnitten des Verfassers. Im Wiking-Verlag, Berlin. (160 Seiten. Leinen RM 2.80.) — Ein freundlicher Zufall legte mir diese beiden Bücher des jungen Münchner Schriftstellers und Holzschnitzers Alfred Zacharias in die Hand. Es geschah mit der Bitte, ein empfehlendes Wort darüber zu sprechen. Solche Bitten sind selten angenehm. Um so lieber kann ich sie zu meiner Freude in diesem Fall erfüllen. Denn daß der Verfasser Maler und Holzschnitzer ist, macht nicht nur den Buchschmuck wertvoll, sondern es ist von bester Wirkung auch auf die Art und den Stil des Wortes, in dem wir vom Verfasser angesprochen werden. So wie die Holzschnitte gerade, scharf, klar, männlich sind und wirken, so schreiten auch die Sätze und Gedanken daher, man spürt in allem den „Bauernzorn" der Reformationszeit, sieht auf der unerbittlichen Waage des Schicksals das Recht und das Unrecht der Bauern, und bleibt versöhnt in dem Bewußtsein, dem der Schlußsatz des Buches Ausdruck gibt: „die alte Bauernkraft hat das Dorf wieder aufgerichtet, allein und ohne Hilfe. Spürten die harte Faust über sich, vor dem Krieg und nach dem Krieg, aber das Dorf blieb, die Burg ist zerfallen." Für die Jugend unserer Zeit, aber auch für jeden anderen, der das große Werden und Werten unserer Tage mit jungen Augen sehn kann, ein treffliches Buch.

Und ein besonders freundliches Wort über den „Kornett in Siebenbürgen". Zacharias kennt unsere Heimat. Er liebt Siebenbürgen und sein Bauerntum. Darum schreibt er nicht, wie Fremde uns zu sehen

und über uns zu schreiben pflegen, — wir erkennen uns echt und wahr in jeder Zeile wieder. Das Büchlein ist eine große, reine Freude. Lest es, freut euch mit, und ihr werdet es weiterempfehlen. Hans Lienert

Buchreihen

Reihe Südost. Der Wiener **Adolf-Luser-Verlag,** der eine immer gewichtigere Rolle im geistigen Leben der Ostmark zu erringen sich anschickt, läßt diese Buchreihe erscheinen, die von dem verdienten Schriftleiter der schönen Verlagszeitschrift „Der getreue Eckart", **Walter Pollak,** herausgegeben wird. Ihr Ziel ist es, die alte Aufgabe des Deutschtums als kultureller Mittler im Südostraum zu erfüllen, und in zwei Folgen will sie ihm gerecht werden: die Darstellungen der ersten Folge: „Werdendes Volk" wollen aus der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung die Fragen des Südostens aufzeigen, die zweite: „Stimmen der Lebenden", die Dichtung des eigenen wie des fremden Volkstums zu uns sprechen lassen. Die Anfänge der Reihe sind recht verheißungsvoll: Zwei Darstellungen Wiens — **Christoph Meyer: „Wien, Sinnesart und Antlitz der Stadt"** und **Karl Maria Grimme: „Wien in der Gotik"** — ergänzen auf interessante Weise Bruno Brehms schon vielverbreitete Wesensdeutung der Stadt in den Ostmarkschriften des Diederichs-Verlags. Eine **Grillparzer-Lese** (von Robert Hohlbaum) und eine **Lenau-Lese** (von Hermann Graedener besorgt) werben für das richtige Bild dieser beiden großen und vielverkannten Dichter des österreichischen nachklassischen Lebensraumes. **Graedener** steuert auch eine Lenau-Darstellung bei und **Magda von Hattingberg** ein Bändchen **„Franz Liszts deutsche Sendung",** beides schon kleine Biographien der beiden großen, aus dem ungarländischen Deutschtum hervorgegangenen Männer. Schließlich gibt ein Bändchen von **Alfons Hayduk: „Török orczag,** (!) Leid und Ruhm der schwäbischen Türkei", einen unterhaltlichen Bericht von einer Baranya-Fahrt. (Warum übrigens über die Schilderung einer Landschaft mit deutschem Namen, die von einer volksdeutschen Gruppe bewohnt wird, als Titel eine ungarische Bezeichnung, dazu noch in falscher Rechtschreibung, gesetzt werden muß, die kein des Madjarischen Unkundiger richtig aussprechen kann, bleibt unerfindlich.) — Die „Stimmen der Lebenden" enthalten bisnoch nur österreichische Dichter, bekannte Namen wie **Franz Nabl („Die Weihnachten des Dominik Brackel",** Erzählungen) und **Marie Grengg („Die Tulipan",** Erzählung) und solche der jüngeren Generation wie **Friedrich Sacher („Die Ernte",** Erzählungen) und die Lyriker **Hans Giebisch („Waldviertler Sonette")** und **Rudolf J. Puffler („Das tönende Herz").** Alles in allem eine wertvolle Sammlung, die besonders auch unsere, der Südostdeutschen, Aufmerksamkeit verdient.

Harald Krasser

Die Insel-Bücherei greift mit ihren neuen Bändchen weit aus in das klassische Bildungsgut aller Zeiten: Da ist in **Rudolf G. Bindings**

sprachgewaltiger Verdeutschung und in einer sehr würdigen Ausstattung die unsterbliche **Rede des Perikles für die Gefallenen.** Da eine vom bewährten Übersetzer lateinischer Lyrik Karl Preisendanz zusammengestellte Auslese **„Lateinische Gärten"**, die die besten Übertragungen römischer Gedichte von Heinse und Novalis, über Mörike und Geibel bis zu Birt, Bernus und Preisendanz enthält, da will ein ungemein überzeugendes **„Luther-Brevier"**, von F. Schulze-Maizier zusammengestellt, „der noch immer erstaunlich großen Luther-Unkenntnis unserer Tage entgegenwirken" und eine Auswahl Otto Clemens **„Hutten, den Deutschen"** beschwören. Katharina Kippenberg läßt ihrer eigenwilligen Anthologie deutscher Lyrik nun eine ebenso interessante Auslese von **Schillers Gedichten** folgen. Die **Briefe Gottfried Kellers** geben ein sehr volles und ergötzliches Bild von des Dichters urwüchsiger Menschlichkeit. Mit **F. E. Sillanpääs** Erzählungen **„Die kleine Tellervo"** wird das Eintreten des Verlags für den finnischen Dichter fortgesetzt. Auch zwei der nicht genug zu lobenden Bildbände der Insel-Bücherei liegen vor: **„Die Bildwerke des Bamberger Doms"**, das würdige Gegenstück zum Naumburg-Bändchen, und **Hans Holbein des Jüngeren Bildnisse**, das uns geradezu eine Gipfelleistung unter den Insel-Bildbändchen zu sein scheint. Reproduktionstechnisch ist die Wiedergabe dieser wundervollen Silberstift-, Feder- und Kreidezeichnungen kaum zu übertreffen.

Harald Krasser

Neue Bände der „Kleinen Bücherei". Die schon in Millionen verbreitete „Kleine Bücherei" des Albert Langen/Georg Müller Verlags in München gliedert sich bekanntlich in zwei Folgen, in eine Sammlung von Dichtungen der Gegenwart und in eine Reihe, die unter dem Gesamttitel „Herkunft und Gestalt" wertvolles Gut der deutschen Vergangenheit umfaßt. In dieser Reihe nun erschienen kürzlich mehrere Bände von Gewicht, die hier kurz angezeigt werden sollen: **Helmuth von Moltkes „Briefe aus der Türkei"** seien zuerst erwähnt; sie liegen in einer Auswahl von Max Horst vor, die den Glanz und die Lebendigkeit der wahrhaft dichterischen Darstellungskraft des großen Feldherrn vielen Volksgenossen nahebringen kann. Eine ganz ausgezeichnete Auswahl von Aussprüchen großer Deutscher über die Sprache wurde von **Ernst Bertram** besorgt; das Bändchen führt den Titel **„Wort und Verantwortung in deutschem Schrifttum"**. Zu guter Zeit erschien weiter eine Auswahl von Zeugnissen aus drei Jahrhunderten österreichischen Geisteslebens, **„Stimme Österreichs"**; die Auswahl nahm **Max Mell** vor, der das Bändchen auch einleitet. Unmittelbar daneben seien zwei Bändchen genannt: die von Heinrich Kretschmayr ausgewählten Stimmen und Berichte aus dem Jahre 1683 über die Bedrohung Wiens durch den Islam — der Titel des außerordentlich fesselnden Bändchens, das auch acht zeitgenössische Bilder zieren, lautet **„Die Türken vor Wien"** —, und ein sehr schönes Bilderbuch **„Sinnbilder des Reichs"**, in dem Hubert Schrade 48 Sinnbilder reichhaften Seins, Denkens und Fühlens zusammentrug und beschrieb. Vom 11. Jahrhundert bis in unsere Ge-

genwart finden wir hier Darstellungen des Reichsadlers, der kaiserlichen Majestät, in Siegeln, Standbildern, Fahnen, Kronen und Kleinodien das Reich verkörpert. Von diesen strengen und großen Symbolen zu den **„Sinnbildern des Lebens in der deutschen Kunst"** (48 Bilder, ausgewählt und beschrieben von Hubert Schrade) ist ein formal weiter, innerlich doch naher Schritt. Aus alten deutschen Chroniken legt Hermann Maschek eine Auswahl vor: **„Vom Alltag des deutschen Mittelalters"**. Schwänke und Schnurren aus verschiedensten deutschen Ländern erzählt Gottfried Henssen in dem Bändchen **„Schelme und Narren im Volksmund"**. In einem anderen Bändchen finden wir **Goethes „Sanct Rochus-Fest zu Bingen"** und im letzten schließlich eine Auswahl aus Schriften und Briefen Seumes unter dem Titel **„Johann Gottfried Seume, der deutsche Wanderer"**. Heinrich Zillich

Deutsche Reihe. Die wertvolle Sammlung des Diederichs-Verlags ist wieder um einige prächtige Bändchen reicher geworden: Als erstes wollen wir die aus Briefen, Tagebüchern und Reiseerinnerungen zusammengestellten **„Reisen deutscher Romantiker"** nennen, eine wundervolle, von E. Vincent besorgte Auslese von Zeugnissen romantischen Landschaftsgefühls. Die Reihe der Lebensbekenntnisse großer Dichter der Vergangenheit wird fortgesetzt mit einer von **Lulu von Strauß und Torney** getroffenen Auswahl aus **Annette von Drostes** Briefen **(„Einsamkeit und Helle")** und einer **Grillparzer**-Auswahl **„Schau und Sammlung"** von Joachim Müller. Zeitgenössische Dichtung ist wirkungsvoll vertreten mit einem Auszug aus **Hans Friedrich Blunck**s Urzeitroman „Gewalt über das Feuer" **(„Börr der Jäger")**, mit einer kraftvollen Bergbauernerzählung des Tirolers **Joseph Georg Oberkofler** „Das rauhe Gesetz", mit **Ludwig Friedrich Barthels „Schi-Novelle"** und **Hans Baumanns** Schauspiel aus dem Kärntner Freiheitskampf 1919 **„Kampf um die Karawanken"** und schließlich mit der schönen, von W. G. Oschilewski getroffenen Anthologie zeitgenössischer religiöser Lyrik **„Volk vor Gott"** (in der übrigens auch unsere siebenbürgische Dichtung mit Gerda Mieß' „Gebet der Siebenbürger Sachsen" und Zillichs „Pflügendem Bauer" vertreten ist). Dieser kurze Hinweis genüge, um die „Deutsche Reihe", deren Werte wir in dieser Zeitschrift schon oft gerühmt haben, neuerlich dringend zu empfehlen. Harald Krasser

Ostmark und Sudetenland in Geschichte und Gegenwart

Bruno Brehm. Glückliches Österreich. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1938. — Das Buch ist aus einer Überfülle von Liebe zu dem deutschen Land geschrieben, das vor wenigen Monaten zum Reich heimkehren durfte. Noch unter dem Eindruck des Anschlusses drängten sich dem Dichter die Worte in die Feder. Sie spiegeln das starke, männliche Herz wieder, dem sie entströmten, und malen ein weites, überwältigend reiches Bildnis der Ostmark, indem sie von den Gaben künden, die das befreite Land ins Reich einbrachte. Im Schwung seines Bekenntnisses beschränkt sich Brehm

keineswegs auf die Schilderung dessen, was dort mit Augen zu sehen ist an Gotteswerken der Natur, an Schönheiten der Städte, der Kunst, der Bauten, der Burgen, an Leistungen der Menschen und ihrem Alltag. Er deutet Geschichte und Sinn des Landes und enthüllt das gewaltige Schicksal der Mark, die in der deutschen und europäischen Vergangenheit immer eine wichtige, oft tragische und entscheidende Rolle spielte. Alles, was uns Brehm zu sagen weiß, überzeugt und begeistert durch die Kraft des Erlebnisses, aus dem er spricht. Er wird zum Mund des Landes und dessen Wesens. Sein Buch müßte jeden begleiten, der durch die glücklichen Gaue reist. Wie ist in den dichterischen Worten Gewesenes und Bleibendes beschworen! Wie lebt hier der Ruhm großer Leistungen in der Gegenwart! Wie wunderbar sind die unübersehbaren Kostbarkeiten der Kunst Österreichs gedeutet, beschrieben und lebendig vor uns hingestellt! Mit welcher Treffsicherheit sind die Abbildungen, die das Buch schmücken, ausgewählt worden! Und welche großzügige, die Hintergründe aufspürende, welche deutsche Schau gliedert jede Einzelheit in den Rahmen des ganzen Volkes und seiner Sendung! Heinrich Zillich

Briefe des Kampfes und des Glaubens. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1938. — Diese kleine Sammlung von Briefen, die während der Unterdrückung des deutschen Volkes in Österreich in den letzten Jahren von unbekannten Märtyrern aus den Kerkern und in die Kerker geschrieben wurden, verdient weite Verbreitung. Es sind schlichte Bekenntnisse des Volkes selbst, die einen sittlichen Ernst, eine Haltung und Treue verkörpern, die erschüttern und den Sieg herbeizwingen mußten.

Heinrich Zillich

Egon Cäsar Conte Corti. Anonyme Briefe an drei Kaiser. Verlag Anton Pustet, Salzburg, 1939. — Aus dem Geheimarchiv in Wien veröffentlicht Corti eine Reihe anonymer Briefe, die an die Kaiser Franz, Ferdinand und Franz Josef von Österreich geschickt wurden. Der Herausgeber kommentiert die Briefe ausführlich, und es gelingt ihm dabei, ein Bild der Zustände zu entwerfen, deren Ausdruck die Schreiben in mancher Hinsicht waren, obschon auch viel Merkwürdiges und Komisches sich in ihnen verrät. Dem Buch sind neben Bildtafeln bisher unveröffentlichter Dokumente einige Abbildungen beigegeben, die zum Inhalt nicht immer in ursächlicher Verbindung stehen. Heinrich Zillich

Die Wunde Europas. Das Schicksal der Tschecho-Slowakei. Unter Mitwirkung von Rudolf Fischer und Waldemar Wucher herausgegeben von Friedrich Heiß. Volk und Reich-Verlag, Berlin, 1938. — Nun, nachdem die Frage der Tschecho-Slowakei im Herbst 1938 in einer in der Geschichte beispiellos friedlichen Weise gelöst wurde und der künstliche Staat auf die Form gebracht worden ist, die ihn nach zwanzig Jahren zu einem gesunden Bestandteil des europäischen Staatengebildes machen kann, hat das vorliegende Werk bloß geschichtliche Bedeutung. Aber wir stehen dieser Vergangenheit noch nahe, in uns zittert die Erregung noch nach, die

Europa durchbebte, als die Fehlkonstruktion Beneschs einen Weltkrieg zu entfesseln drohte, und darum muß uns dieses Werk mit seinen ausgezeichneten Aufsätzen, Bildern und Karten brennend beschäftigen. Es enthält in einer Fülle von Beiträgen verschiedener Fachleute und bester Kenner eine erschöpfende Darstellung der tschechoslowakischen Frage, angefangen mit der Schilderung der böhmischen Geschicke im Rahmen des deutschen Reichs bis zur jüngst abgeschlossenen Gegenwart. Die Geschichte der tschechischen Staatsgründung ist ausführlich behandelt, ebenso die geopolitische Lage der Tschecho-Slowakei, ihre Wirtschaft und Außenpolitik, dann mit tiefer Sachkenntnis die verschiedenen Probleme, die diesem Staat das Leben erschwerten und ihn zum Gefahrenherd des Erdteils machten, das slowakische, das Teschener, das ungarische und das jüdische Problem, ganz besonders eindringlich das deutsche. Ein wahrhaft wesentliches Werk, das in jeder Bücherei seinen Platz beansprucht. Heinrich Zillich

Dr. Robert Nowak. Der künstliche Staat. Ortsprobleme der Tschecho-Slowakei. Geleitwort von Professor Dr. Karl Haushofer. Mit 12 Karten. Gerhard Stalling, Verlagsbuchhandlung. Oldenburg i. O., 1938. — Im allgemeinen lagen uns Deutschen vor der Lösung der tschecho-slowakischen Frage die sudetendeutschen Probleme des künstlichen Staates besonders am Herzen. Aus der vorliegenden, ausführlichen und guten Darstellung gewinnen wir einen Einblick in die außerordentliche Schwere der Ostprobleme des inzwischen auf seine natürliche Gestalt zurückgeführten Gebildes. Wir begrüßen dabei neben der genauen Schilderung der geopolitischen und ethnographischen Verhältnisse die Eindringlichkeit, mit der die wehrgeographische Lage des langgestreckten Staatskörpers behandelt wird und sein Verhältnis zu den benachbarten Ländern. Sehr aufschlußreich ist die Untersuchung über die Wesensverschiedenheit der Slowaken und Tschechen, die Darstellung der Geschichte der Slowakei, wobei uns die militärischen Bemühungen und die soldatischen Unzulänglichkeiten der Tschechen im Jahre 1919 stark fesseln. Auch der karpathenukrainische Raum wird genau betrachtet, ebenso die Bedeutung der einstigen tschecho-slowakischen Armee. Aus all dem vermögen wir uns ein deutliches Bild von der unhaltbaren und verwickelten Lage zu machen, die bis zum Herbst 1938 diese östlichen Gebiete des tschecho-slowakischen Staates kennzeichnete. Heinrich Zillich

Jahrbuch, Almanach, Kalender

Ewiges Deutschland. Ein deutsches Hausbuch. Herausgegeben vom Winterhilfswerk des Deutschen Volkes. 1939. Verlag Georg Westermann. Braunschweig. — Ein wundervoller Gedanke: daß Deutschland die ärmsten und bedürftigsten seiner Söhne nicht nur mit leiblicher Nahrung, Kleidung und Wärme beschenkt, sondern auch mit dieser Gabe für Seele und Geist, mit einem Hausbuch, das nach Ausstattung und Inhalt eine einzigartige Leistung ist. Erzählung, Spruch, Gedicht, Rede, Brief

— aus allen literarischen Äußerungsformen deutschen Wesens von der Zeit Walthers von der Vogelweide bis in unsere Tage ist ausgewählt worden, immer mit dem Blick auf das Ziel dem einfachsten Leser verständlich zu bleiben und doch ohne Zugeständnis, was den Wert des Gewählten betrifft, immer den höchsten Ansprüchen gerecht. Und all dies mit viel Takt in den Rahmen der zwölf Monate gespannt, mit Holzschnitten und Zeichnungen erster deutscher Künstler unserer Tage versehen. Dies Buch müßte eigentlich in jedem deutschen Haus zu finden sein und auch damit, daß sein Inhalt zu allen Volksgenossen spricht, die Verbundenheit aller Deutschen bezeugen, aus der es entstanden ist.

Harald Krasser

Verlags-Almanache. — **Cotta-Almanach.** 280 Jahre Verlag. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger Stuttgart. — **Der Aquädukt.** Ein Jahrbuch. Herausgegeben im 175. Jahre der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung 1763—1938. München und Berlin. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. — **Deutscher Almanach** für das Jahr 1939. Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig. — **Ausritt 1938/39.** Almanach des Verlages Albert Langen-Georg Müller, München. — **5 Jahre Theaterverlag Albert Langen/Georg Müller.** Almanach 1938. Mit 70 Rollen- und Szenenbildern. — Wieder wie alljährlich liegen eine ganze Reihe wertvoller Almanache vor, die für die Leistungen der einzelnen Verlage zeugen. Der Cotta-Almanach hat dazu einen sehr reizvollen Weg beschritten: in Auszügen aus Briefen der Autoren an ihren Verleger wird die Begegnung zwischen den beiden veranschaulicht, „die zu den farbigsten und bewegtesten . . . zugleich verborgensten im Bereiche des kulturellen Lebens gehört, . . . die durch alle Spielarten geistiger Beziehung und Gemeinsamkeit wechselt, von der sachlichen Zusammenarbeit bis zur inneren Zusammengehörigkeit und Freundschaft". Cotta kann hierbei bis auf Goethe, Hölderlin und Jean Paul zurückgreifen! Leseproben und Abbildungen der Verlagsautoren ergänzen den wertvollen Inhalt des Jahrbuchs. — Der Verlag Nietzsches, Spenglers, Albert Schweitzers gibt neben wertvollen denkerischen und literarischen Betrachtungen Proben erzählender Dichtung verschiedener Literaturen. — Der Almanach des Reclamverlages bietet in üblicher Reichhaltigkeit Gedicht, Erzählung und Betrachtung, wobei die Ostmark und das Sudetenland besonders zu Worte kommt. — Der Langen-Müller-Almanach feiert zunächst mit ihren eigenen und mit fremden Beiträgen die beiden sechzigjährigen Kolbenheyer und Hermann Claudius und bietet dann eine Fülle dichterischer und historischer Beiträge aus dem einzigartigen Reichtum dieses Verlages. — Das Jahrbuch des Theaterverlages legt Rechenschaft ab über die ersten fünf Jahre dieser Abteilung des Langen-Müller-Verlags in einer Fülle sehr schöner Rollen- und Szenenbilder und aufschlußreichen statistischen Zusammenstellungen, die über den gemeinten Zweck hinaus auf die ganze Lage des gegenwärtigen deutschen Theaters ein Licht werfen.

Harald Krasser

Kalender des Deutschtums im Ausland. Herausgegeben vom Deutschen Ausland-Institut, Stuttgart. — **Kalender des Deutschen Landestheaters in Rumänien.** — Auf zwei schöne Bildkalender sei schließlich hingewiesen, denen wir schon um der guten Sache willen, für die sie werben, eine möglichst starke Verbreitung wünschen. Der Kalender des Stuttgarter Ausland-Instituts hat sein Format vergrößert; das kommt den ausgezeichneten Bildern zugute, die vom Deutschtum in aller Welt kündend, ihn schmücken. Der Kalender unseres Landestheaters, den wir schon im Vorjahre zu rühmen Veranlassung hatten, ist in seinem Bildmaterial noch reichhaltiger und vielseitiger geworden — auch ein Zeugnis für die umsichtige Arbeit, mit der die Leute ums Landestheater zu Werke gehen.

Harald Krasser

Kalender des Siebenbürger Volksfreundes für das gemeine Jahr 1939 — **Neuer Volkskalender** für Stadt und Land 1939. Beide Verlag Krafft & Drotleff A. G. Hermannstadt. — Wie alljährlich liegen die beiden heimischen Kalender vor, beide übrigens mit einem Jubiläums-, dem 70. bzw. 50. Jahrgang. Den ersten (den „städtischen") hat die Herausgeberin Dr. Grete Rottmann insbesondere der sächsischen Frauendichtung gewidmet, die mit Beiträgen von Trude Nußbächer, Anna Schuller, Gerda Mieß, Regine Ziegler, Margarete Sindel gut vertreten und in einem (durch Druckfehler entstellten) Aufsatz von Harald Krasser gewürdigt ist. Stücke aus den Erinnerungen der Königin Maria und aus der Lyrik der Banaterin A. Schmidt-Endres, und ein Bericht über Frauenvereinsarbeit ergänzen diesen Rahmen stilgerecht. Der zweite Kalender ist in der bewährten Weise mehr den Bedürfnissen ländlicher Leser angepaßt.

Harald Krasser

Mitteilungen der Schriftleitung

Zu den Bildbeilagen. Die Bildbeilagen dieses Heftes zeigen Werke zweier Kronstädter Maler, die auf der Gesamtschau deutscher Künstler aus Rumänien im vergangenen Herbst zu den stärksten Leistungen gehörten.

Waldemar Schacht, der ältere von beiden, strebt in seinen großzügigen Kompositionen nach einem künstlerischen Ausdruck, der über den individuellen Vorwurf ins Sinnbildliche vorstößt. Das gilt vor allem von unserem Titelbild, das in der Darstellung eines Weißkircher Hochzeitsbrauchs ein Sinnbild unseres Volkstums zu geben sucht.

Josef W. Strobach ist zuerst als Bühnenmaler beim Deutschen Landestheater bekannt geworden. Er kommt aus der Schule Hans Eders, und hat, seit er sich wieder in sein Atelier zurückgezogen hat, die Gefährdungen, die die dekorative Zweckmalerei mit sich gebracht hatte, so kräftig überwunden, daß man ihn zu den stärksten Hoffnungen unter unseren jüngeren Malern zählen darf.

Das nächste Heft unserer Zeitschrift, das den 16. Jahrgang einleitet, wird im Rückblick auf die Ausstellungen der letzten Herbst- und Vorweihnachtszeit auch eine ausführliche Würdigung der Kronstädter Gesamtschau entfalten, ebenso wie einen Aufsatz über das siebenbürgisch-sächsische Schrifttum des Jahres 1938.

Mit dem Januarheft beginnend wird jedes Heft als Titelbild die farbige Wiedergabe eines Gemäldes deutscher Künstler aus Rumänien enthalten.

Herausgeber Dr. Heinrich Zillich, derzeit verreist
Allein verantwortlicher Schriftleiter Harald Krasser, Cisnădie-Heltau 92 bei Sibiu-Hermannstadt
Verwaltung Sibiu-Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23
Gedruckt durch die Krafft & Drotleff A. G.

Zwei neue Werke Siebenbürgischer Dichter

Heinrich Zillich
Der Weizenstrauß

Roman
In Leinen Lei 190·—

Von überwindender Liebe, vom Opfer und vom ewig weiterblühenden Leben kündet Heinrich Zillich in seinem neuen Roman, wenn auch sein Buch anhebt mit dem dunklen Tone der Erinnerung an den Krieg. Vor Kronstadt war es, 1916, als der Leutnant Dieter von Welch fiel; zwanzig Jahre lang hat der alte Senator Schobelt sein Grab gepflegt, und alle Jahre hat der Weizen auf dem Grabe wieder geblüht und Frucht getragen, Zeugnis des Lebens, das stärker ist als der Tod. Des alten Schobelts Glaube an das überwindende Leben wird bestätigt, als nun Beate von Welch, die Witwe des Gefallenen, mit ihren beiden Töchtern nach Siebenbürgen kommt, zum ersten Male das Grab zu sehen. Sie hatte überwunden und den Sinn ihres Lebens in ihren Töchtern gesehen — soll nun neue Liebe sie erfassen? Soll vergessen werden, was einst Glück war und Erfüllnng? Nicht Vergessen, doch neues Werden blüht aus ihrer Liebe auf — sie sieht, wie auch ihre beiden Töchter von der gleichen Macht ergriffen werden und wie in eigenartiger Schicksalsverflechtung das Vergangene lebendig, zugleich aber durch die Liebe Vergangenes geheilt und überwunden wird.

Mit stärkster Anschaulichkeit, mit aller Zartheit und mit dem Humor, der seine männliche Art auszeichnet, läßt Zillich Menschengestalten lebendig werden, Menschenschicksale reifen und sich erfüllen, und mit Kenntnis und Liebe gibt der volksbewußte und vom Gegenwartsleben seiner Heimat ergriffene Dichter in seiner Erzählung auch ein lebendiges Bild Siebenbürgens. Ist auch das Geschehen des Romanes dadurch gebunden an die besonderen Gesetze siebenbürgischen Lebens, so erhebt doch Zillichs dichterische Kraft und die Tiefe seines Wissens um das Leben es zu allgemeiner Gültigkeit.

Erwin Wittstock
„. . . abends Gäste . . .“

Gestalten und Geschichten
In Leinen Lei 190·—

Inhalt: Ein Ausflug mit Onkel Flieha Wäscheſtrick und Friedenspfeife / Der falsche Malvasier / Das Herodesspiel / Kleine Begebenheit / Die Hexensalbe / Die Eibe / Die unruhige Wohnung / „Man ignoriert . . .“ Siebenbürgische Bärenjagd / Die Schlacht am Zineborn.

Erinnern wir uns, - wenn uns in der Kindheit Geschichten erzählt wurden, wie zog uns da die Macht des Erzählens unwiderstehlich in ihren Bann!

Diese Macht ist es, die aus den Geschichten Erwin Wittstocks uns überkommt und mit immer neuen Bildern, immer neuen Gestalten gefangen hält. Oft sind es Originale von liebenswertester Kauzigkeit, die da Erwin Wittstock zum Abend als Gäste bei uns einkehren läßt, wie etwa der dicke Onkel Flieha, dessen Tierliebe so absonderliche Sprünge macht, und dessen heiter begonnene Gesellschaftsreden immer mit ernstem Friedhofston enden, oder der Herr Traugott Bogner, der so taub ist, wie seine aus Geiz zu lange aufbewahrten Nüsse es sind, und der zwei Leidenschaften hat: einen verhängnisvollen Hang zur Musik und eine unstillbare Liebe zu zerbrochenen Uhren, die er wieder in Gang bringen kann; oder gar der unentbehrliche alte Krempels, der treffliche Anführer bei der heitersten aller Bärenjagden. Wie jedoch Wittstock Ernstes oft heiter und das Heitere stets mit einem hintergründigen Ernst darstellt, das zeigt den echten und mächtigen Dichter, der, wie uns immer wieder unter Lachen oder jähem Erschauern bewußt wird, viel mehr von der Welt weiß, als er mit Worten sagt. Höchst verschiedenartige Gäste, heitere und ernste, hat der Dichter Wittstock am Abend. Wir aber haben das Glück, sie alle kennenlernen zu dürfen. Wir werden sie gewiß bald zu unseren besten Bekannten zählen.

Bücherstube Krafft & Drotleff
Hermannstadt

Lieferung nach Auswärts erfolgt gegen Voreinsendung oder gegen Nachnahme

Universal Test Target

Image Engineering

Image Engineering Scan Reference Chart TE263

L 46.0 a 64.0 b 35.0 | L 53.0 a -45.0 b -38.0 | L 18.0 a 24.0 b -61.0 | L 48.0 a -34.0 b -31.0 | L 49.0 a 56.0 b -14.0 | L 82.0 a 3.0 b 90.0 | L 64.0 a 20.0 b 19.0 | L 32.0 a 20.0 b 23.0 | L 1.0 a 0.0 b 0.0 D 2.4 | L 10.0 a 0.0 b 0.0 D 1.95 | L 15.0 a 0.0 b 0.0 D 1.72 | L 20.0 a 0.0 b 0.0 D 1.52 | L 45 a 0.0 b 0.0 D 0.84

L 50.0 a 0.0 b 0.0 D 0.73 | L 55.0 a 0.0 b 0.0 D 0.64 | L 85 a 0.0 b 0.0 D 0.18 | L 90.0 a 0.0 b 0.0 D 0.12 | L 95.0 a 0.0 b 0.0 D 0.06 | L 86.0 a -19.0 b -1.0 | L 85.0 a 13.0 b 0.0 | L 85.0 a -2.0 b -9.0 | L 87.0 a 10.0 b 18.0 | L 85.00 a -11.0 b 26.0 | L 86.0 a 13.0 b 7.0 | L 85.0 a -14.0 b -9.0 | L 85.0 a 4.0 b -6.0

Serial No. , Type: standard, manufactured by Image Engineering (www.image-engineering.de)